

4 361 [1]

IN DER
WILDNIS
OSTSIBIRIENS

*

VON

Wladimir K. Arsenjew



ERSTER BAND



24006

Prof. Wladimir K. Arsenjew
In der Wildnis Ostsibiriens





B. S. Spencer

~~B.d.o.k.~~
Nr 651g

In der Wildnis Ostsibiriens

Forschungsreisen im Ussurigebiet

von

Prof. Wladimir K. Arsenjew

★

Übersetzt von
Franz Daniel



90a

Erster Band

August Scherl G.m.b.H. / Berlin SW 68

*Chypr. kad. see
ZSRR.*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5165498

Mit 65 Abbildungen, 2 Gebirgsprofilen und einer Karte



436A [1]

Alle Rechte vorbehalten

Druck von August Scherl & Co. m. b. H., Berlin

N-4287248
NH-62534

Die Veröffentlichung meiner Arbeiten über Sibirien im Auslande hat Herr Jewgeni Poppel, ein erfahrener Pionier und Kenner des Landes, übernommen. Ich spreche ihm an dieser Stelle für die Förderung der Veröffentlichung meiner Forschungsergebnisse meinen aufrichtigen Dank aus.

Wladiwostok, im September 1924

Wladimir K. Arsenjew

Zum Geleit

Es ist schon recht lange her, seit ich dem hervorragenden ost-sibirischen Forschungsreisenden Professor W. K. Arsenjew — es war am 5. Oktober 1913 — im fernen Osten, in Chabarowsk am Amur, begegnete. Er erzählte mir damals von seinen hochinteressanten Reisen durch die Urwälder (Taiga) des Ussurigebiets und von den sehr wenig bekannten Eingeborenen wie auch von der Tier- und Pflanzenwelt dieses Landes. Es war eine Fülle von Mitteilungen über hochinteressante, noch unerforschte Gegenden, und ich fand es sehr bedauerlich, daß eine Beschreibung seiner Reisen und Beobachtungen nicht in einer westeuropäischen Sprache veröffentlicht war. Jetzt aber liegt eine Ausgabe seiner Reiseschilderungen in deutscher Sprache vor, und der Verfasser hat mich gebeten, ein Geleitwort dazu zu schreiben, was ich mit besonderer Freude tue.

Seine Schilderungen enthüllen eine Welt, von der wir bis jetzt sehr wenige Nachrichten hatten. Durch Professor Arsenjews lebhafteste Darstellung wird man in die Naturverhältnisse wie auch in das Leben der Eingeborenen dieser entfernten Waldgebiete einen Einblick erhalten. Es ist merkwürdig, daß wir Bewohner der Alten Welt gewöhnlich mehr von den Eingeborenen Nordamerikas wissen als von den Eingeborenen Sibiriens, insbesondere Ostsibiriens, die doch für uns in der Tat viel mehr Interesse haben.

Ich hoffe, daß Professor Arsenjews interessantes und wertvolles Werk viele Leser finden wird.

Osaka, 24. Juni 1924

Fridtjof Nansen

Inhalt

Borwort	17
Von Schtotowo über den Dadjanschan zum Chankasee im Jahre 1902	
Der Gläserne Grund	23
Die Mattun-Bucht. Das Kirchdorf Schtotowo. Begegnung mit dem Panther. Im Dadjanschangebirge. Isjubr-Hirsche.	
Das Zusammentreffen mit Derffu	33
Das Bivak im Walde. Der nächtliche Gast. Eine schlaflose Nacht. Morgengrauen.	
Jagd auf Wildschweine	41
Spuren und Fährten. Nächstenliebe in der Taiga. Die Jagdhütte. Der Berg Tudinsa und das Quellgebiet des Lesu. Schwarzwild. Derffus Animismus. Der Traum.	
Das Ereignis im Koreanerdorf	52
Derffus Wettervorhersage. Das Scharmügel. Koreanische Gleichgültigkeit. Das Dorf Kosakewitschewa. Die Flussterrassen. Wie Derffu sich für die Nacht einrichtet. Der Weg zum Dorfe Ljalitschi.	
Der Unterlauf des Lesu	60
Nachtlager beim Dorfe Ljalitschi. Das Grasmeeer. Der herbstliche Vogelflug. Derffus Schießfertigkeit. Das Kirchdorf Chalkidon. Des Golden Streit mit Feuer und Wasser. Die Vogelwelt der Sümpfe. Ein Segment des Erdschattens. Große Ermattung und Wetterumschlag.	
Im Schneesturm am Chankasee	76
Historisches und Geographisches über den Chankasee. Die hastige Flucht der Vögel. Verirrt im Schneesturm. Die Grashütte. Rückkehr nach dem Bivak.	
Die Trennung von Derffu	84
Der Weg nach Dmitrowka. Derffus Sorge um das Boot. Das Bivak des Golden hinter dem Dorfe. Seine Pläne und der Abschied. Die Rückkehr nach Wladiwostok.	

**Reisen im Sichote-alin bis zum Zman
im Jahre 1906**

Die Ausrüstung der Expedition	91
Der Befehl. Zusammenstellung der Mannschaft. Der Lasten-transport. Wissenschaftliche Ausrüstung. Kleidung, Schuhzeug, Mückenschutz. Der Proviant.	
Am Sammelpunkt	98
Einiges über die Arbeit des Forschungsreisenden. Die Abreise. Der Ussuri. Die Vegetation bei der Station Schmalowka. Reptilien, Nagetiere, Vögel.	
Den Ussuri aufwärts	103
Die Tagesordnung auf dem Marsche. Das Kirchdorf Usspenka. Der Übergang über den Ussuri. Der Daubiche und Ullache. Die Bienenjagd. Kampf zwischen Bienen und Ameisen. Der mandchurische Hase. Die Golden. Trockener Nebel.	
Vom Tschumtaisa zum Dorfe Sagornaja	117
Der Wetterumschlag. Die Schlange und die Hummeln. Das Gewitter. Der Fluß Wangou. Das Dorf Sagornaja. Panatschew, der Altgläubige. Über die Wiederkehr des Antichrist.	
Der Marsch durch die Berge nach Kolschmarowka	125
Die ussurische Taiga. Einiges über Vermessungen im Walde. Berirrt. Das Unterholz. Mittel gegen Mücken und Moskito. Das Dorf Kolschmarowka. Die Chinesensiedlung Kotochousa. Der Fluß Ullache. Hize und Schwüle.	
Das Tal des Fudsin	140
Chinesische Bauernansien. Das Kochen der Panty. Anostrijews Ansehen bei den Chinesen. Der Bootsunfall. Unterholz in der Taiga. Waldvögel. Die Begegnung mit dem „Promyschlennik“.	
Quer durch die Taiga	154
Die Tafen. Perlenfischer. Chinesische Verschlossenheit. Der Waldpfad. Der Tafenjäger. Dämmerung im Walde. Die Begegnung mit dem Pären. Die Mücken.	
Im Urwalde	165
Der Rat des Tafen. Vögel in der Taiga. Geologie des Sinanza. Taiga-Chinesen. Eine Ehenschenplantage. Der alte Chinese als Führer. Der uralte Weg zur St. Olga-Bucht. In den Borbergen des Sichote-alin. Erschöpfung und Mangel an Lebensmitteln.	
Über den Sichote-alin zum Meere	175
Der Maximowitsch-Baß. Der Wald an den Ostabhängen des Sichote-alin. Insekten und Vögel. Der Sichote-alin als klimatische Grenze. Das Tal des Waifudin und seiner Nebenflüsse. Die Gorals. Leuchtende Insekten. Vögel des Küstengebietes. Die Gastfreundschaft der Chinesen. Der Tafenberg.	

Die Dörfer Gudin und Permstoje	188
Die Not der ersten Ansiedler aus Rußland. Jagderfolge der Bauern. Kaschlew, der Tigertöter.	
Die St. Olga-Bucht	194
Geschichtliches. Die Bucht der stillen Landung. Die Chinesensiedlung Schimyn. Der Posten St. Olga. Die Abreise General Rutkowskis. Der Kreuzberg. B. R. Bunin. Geologie der St. Olga-Bucht. Ein chinesischer Goldsucher. Die Vogelwelt.	
Die Erkursion an den Sydagou	202
Unterholz und Baumwuchs. Der Tiger. Auf der Höhe des Bergkammes. Flechten und Moose. Wassermangel. Eis unter der Erde. Die Quellen des Flusses Sydagou. Gefleckte Hirsche.	
Erlebnisse am Flusse Arsamawla	215
Die Nebenflüsse der Arsamawla. Der Chinese Tschefan. Die Höhlen. Fauna und Flora. Schwarzwild und Tigerspährten. Verirrt. In gefährlicher Lage. Ujeschis Findigkeit. Das fremde Biwat im Walde. Murfin. Die Rückkehr.	
Die St. Wladimir-Bucht	230
Der Olgafluß. Das Übernachten bei der Chinesensanse. Der Fluß Wladimitrowka. Geologie der Bucht. Chinesische Meeresausbeutung. Der Seepolyp. Der Fluß Chuluchai.	
Am Flusse Taduschu	241
Der Tapoufa. Herkunft der Bezeichnung des Taduschu. Die Flußniederungen. Die Nebenflüsse. Die Fasanse Sijan. Die Erzählungen des alten Mandschuren. Die Siedlung.	
Der ssu Usala	248
Dämmerung und Unwetter. Das Biwat des Unbekannten. Die Begegnung. Nächtl. Unterhaltung. Die Flußterrassen. Die Ludewa-Fasanse. Die Quellen des Taduschu. Der Sichote-alin. Der Benjukow-Paß. Die Flüsse Lifudsin und Dunbeiza.	
Umba	256
Der ssus Animismus. Der Tiger als Verfolger. Der ssu spricht zu dem Tiger. Awandagou. Jagd an den Salzlecken. Der ssu bittet den Tiger, nicht zu grollen. Die Rückkehr. Erregung des Golden. Die Nacht.	
Der Lifudsin	266
Die Wälder. Der Inhalt von Der ssus Felleisen. Anpassung an das Leben in der Taiga. Die Lichtung Sjaenlafa. Die Gräber der Angehörigen. Lebendig begraben.	
Der Marsch am Flusse Noto	273
Der Fluß Pougou. Der Dachs. Hornissenüberfall. Arzneipflanzen. Der waschbärartige Hund. Jagd auf Schwarzwild. Der Wald im Quellengebiet des Dananza. Gespensterwald. Der Paß der Bergessenheit. Der Berg Tudinsa. Vögel.	

Eine Unglücksstelle	284
Der Fluß Wangou. Der verhängnisvolle Schuß. Derßus Verwundung. Die Salzlecken. Die verlassene „Ludewa“. Zusammen treffen mit Granatman und Merlsjakow. Der Fluß Dinsache. Baumwuchs und Vogelwelt. Der Ehenschensucher.	
Rückkehr zum Meere	294
Wachbärartige Hunde. Das Tal des Insalasagou. Die Mündung des Tjütiche. Entenschießen. Derßus Philosophie. Das Schwibbad. Die Bucht Tjütiche. Vögel an der Küste. Gewitter. Die Flüsse Simuche und Wandagou.	
Am Tjütiche aufwärts	302
Der Ausbruch. Die Tafen. Keta-Lachse. Verwüstung der Acker durch die Wildschweine. Das Bergwerk. Die Pflanzenwelt des Waldes. Ehenschens. Fischfallen. Die Quellen des Tjütiche. Der Felsenpaß. Die Höhen des Iman. Derßu vor dem chinesischen Höhengtempel. Starker Wirbelsturm.	
Brunftzeit der Isjubrhirsche	320
Das Flüsschen Gorbusha. Die Höhlen. Wie der Bär sich Eicheln holt. Der Fluß Papiougoua. Isjubri. Der Tiger auf der Hirschjagd.	
Die Bärenjagd	326
Der Fluß Aochobe. Hirschfallen. Der Uferweg. Das schreckliche Raubtier. Drei Schüsse. Die Flucht. Der braune Bär. Die vergrabene Jagdbeute.	
Vom Mutuche zum Seochobe	334
Der Fluß Mutuche. Verspätete Zugvögel. Der Spielplatz der See Löwen. Aber den Mißbrauch der Feuerwaffen. Der Waldbrand. Der See beim Flusse Seochobe. Raubwirtschaft der Chinesen.	
Begegnung mit Chunchusen	344
Die Spuren. Derßu als Rundschafter. Das Scharmügel. Tschanbao. Der Fluß Dungou. Der Berg Chuntami. Der Fluß Mulumbe. Der See Blagodati. Der Fluß Kaimbe. Die Pilzsucherfanse. Steinleder. Der Weg zum Flusse Sanchohe. Abreise von Paltschewski und Merlsjakow.	
Im brennenden Walde	353
Die Terneibucht. Vögel an der Küste. Bestiedelung am Sanchohe. Der Fluß Siza. Waldverwüstung und Baumwuchs. Dalasagou. Studium der Fährten und Spuren. Der Splitter im Fuße. Feuersbrunst. Die Operation. Rückkehr. Tschanbaos Erzählungen.	
Der Wintermarsch	364
Der Ausbruch. Vergiftung und Gegengift. Der Fluß Dunanza. Das Forträumen der Fische in den Quellflüssen durch Vögel und Raubtiere. Der verwunschene Ort. Anzeichen des Unwetters. Der Schneesturm. Der Paß der Geduld.	

Zum Iman	375
Derfsus Fährtenkunde. Vögel. Herbeischaffen der Lebensmittel für die Zobelfänger. Koreaner. Mochustierfangzäune. Nachtquartier in der Udehesenjurte. Der Fluß Kulumbe.	
Der Iman	386
Das Udehesenboot. Die Jägerfiedelung Sidatun und ihre Bewohner. Klaverei. Bootfahrt auf dem Iman. Die Stromschnellen. Eisgang. Schiffbruch. Der Fluß Armu.	
Bei Chinesen und Udehesen	395
Der Fluß Sinanza. Hunger. Reste einer Pärenmahlzeit. Ein „Nudelgericht“. Erschöpfung. Litankui. Nächtliche Vorgänge in Sjanschichesa. Erregung der Udehesen. Die Siedelung Wagunbe. Aufstand der Eingeborenen. Der Gesang des Schamanen.	
Von Wagunbe bis Parowosi	406
Die Begleiter. Der Fluß Taijsiberi. Kartun. Feindliche Stimmung der Chinesen. Verweigerung des Nachtquartiers. Orientierung mit Hilfe des Geruchs. Lofansa. Mjaolin. Der tobende Wirt. Parowosi. Der Fluß Reizuche.	
Die letzte Wegstrecke	414
Die Siedelung Kotelnoje. Der Fahrweg. Bewirtung im Dorfe Gogolewka. Der Unterlauf des Iman. Der mitleidige Reisefährte. Trennung von Derfsu. Die Station Iman. Rückkehr nach Chabarowst.	
Anhang	423
Der Fluß Waku und seine Nebenflüsse.	
Bilderverzeichnis	426
Register	428
Personen 428. Völker und Stämme 429. Berge, Flüsse, Ortschaften 430. Tiere 436. Lateinische Tiernamen 439. Pflanzen 439. Mineralien 442. Handelsobjekte 443.	
Bedeutung der chinesischen Wortbestandteile in geographischen Namen	444
Russische Gewichte, Längen- und Flächenmaße	444

V o r w o r t

Der vorliegende Band bietet einen Überblick über die von mir in den Jahren 1902 und 1906 im Ussurigebiet und den Bergregionen des Sichote-alin unternommenen Expeditionen.

Während der letzten fünfzehn Jahre war der südliche Teil des Ussurigebietes großen Veränderungen unterworfen und hat begonnen, seinen Charakter als Urland zu verlieren. Große Landstriche sind urbar gemacht, zahlreiche russische Ansiedlungen entstanden; man hört das Hämmern und Arbeiten auf den neu geschaffenen industriellen Anlagen, das gellende Pfeifen der Lokomotiven. Schienenstränge verbinden das Land mit der großen sibirischen Eisenbahn Wladiwostok—Moskau, den „Fernen Osten“ mit Europa.

Der nördliche und nordöstliche Teil des großen Gebietes hat bisher noch nichts von seinem ursprünglichen Wesen eingebüßt. Er ist noch heute die von fast keinem Europäer betretene Wildnis wie zu den Zeiten Budischtschews und Benjukows, die das Land in den Jahren 1857—1869 bereisten.

Heute noch sind hier weite Landstriche von undurchdringlichen Urwäldern bedeckt. Die Luft erzittert vom Brüllen des Tigers, Meister Peh zieht durch das Unterholz, die Geweihe kämpfender Hirsche krachen aneinander, große Rotten Wildschweine erfüllen die Eichenwälder. Blutigrot leuchtet der Himmel monatelang vom Widerschein brennenden Waldes, im tiefsten Dunkel der Taiga stellt der Zobelfänger seine Fallen, Goldwäscher hausen in verschwiegenen Schluchten, Jahr für Jahr zieht der Shenschensucher, wie durch Zauberkraft gefesselt, in die Berge des Sichote-alin, um die wundertätige Wurzel zu finden, stets im Kampfe mit den Unbilden der Natur, den neidischen Berggeistern und Hütern der Erdschätze.

Indem ich die Ergebnisse meiner Forschungsreisen überblicke, halte ich es für meine Pflicht, an dieser Stelle allen denen meinen Dank auszusprechen, die irgendwie zur erfolgreichen Durchführung meiner Aufgaben fördernd beigetragen haben.

Vor allem bin ich dem damaligen Generalgouverneur P. F. Unterberger, meinem aufrichtigen Beschützer, zu Dank verpflichtet. Drei

meiner Expeditionen in den Sichote-alin wurden aus Mitteln ausgerüstet, die er teils aus der Kasse der Militärverwaltung, teils aus einem für besondere Zwecke vorgesehenen Kredit zur Verfügung stellte.

Wenn ich auf meinen Reisen manch gutes Ergebnis erzielte, so verdanke ich das auch in hohem Maße der Mitarbeit meiner Reisegefährten G. G. Granatman und A. J. Mersljakow.

Einen großen Teil meines Erfolges schreibe ich dem vorbildlichen Eifer und den treuen Diensten der Soldaten und Kosaken zu, die mich auf meinen Reisen begleiteten. Nicht nur daß ich niemals nötig hatte, sie anzutreiben oder aufzumuntern, im Gegenteil, sie waren stets bereit, ihre ganze Kraft, selbst Leben und Gesundheit einzusetzen. Ungeachtet großer Entbehrungen, ertrugen diese bescheidenen, unermüdbaren Menschen geduldig die Mühsale des Lebens in der Wildnis, und niemals hörte ich von ihnen die geringste Klage. Viele von ihnen sind im Weltkriege gefallen, mit den übrigen stehe ich noch bis heute im Briefwechsel.

Da ich die chinesische Sprache nicht in dem Maße beherrsche, um die Schriftzeichen selbständig entziffern zu können, so wandte ich mich damit an den Sinologen P. W. Schurkin, der durch seinen vieljährigen Aufenthalt im Lande ein guter Kenner des Lebens der Manschenbevölkerung ist. Meiner Bitte um Übersetzung der chinesischen Aufschriften und Benennungen, wie sie von früheren Landmessern, Militärtopographen, verschiedenen Forschern und mir während der Reise aufgezeichnet wurden, entsprach P. W. Schurkin schnell mit der ihm eigenen Energie, und dafür gebührt auch ihm mein verbindlichster Dank.

Jedesmal, wenn ich auf das Vergangene zurückblide, steht vor mir die Gestalt des oberussurischen Golden Derßu Usala, der jetzt von Mörderhand gefallen ist. Ich gedenke seiner mit besonderer Behmut, wenn ich mich an sein einsames Leben in der Wildnis, an unser gemeinsames Wanderleben und an sein tragisches Schicksal erinnere.

Wenn wir eine ethnographische Karte des Ussurigebietes betrachten, so finden wir, daß die Golden in einem schmalen Streifen am Ussuri bis zur Daubichemündung verbreitet sind. Ein Teil dieses Volksstammes bewohnte früher das Tal des Ulahe und seiner Nebenflüsse. Gerade dieser Zweig interessiert uns hier. Ich sage ausdrücklich: bewohnte früher — denn heute sind nirgends mehr oberussurische Golden zu finden, sie sind gänzlich ausgestorben. Im Jahre 1901 waren von ihnen nur noch drei Männer übrig: Kapla

Beldai, Olo Beldai und Derffu Usala. Die ersten beiden wurden im Frühling des gleichen Jahres von Chundhusen am Flusse Noto getötet, Derffu ist im Jahre 1908 in den Chezirabergen in der Nähe von Chabarowst umgekommen.

Es wäre ein Fehler, diese Golden irgendeiner anderen Volksart zuzuzählen und von den übrigen Golden zu trennen. In anthropologischer Hinsicht unterscheiden sie sich in keiner Weise von den benachbarten Fischervölkern, die am Ussuri verstreut leben. Ihre Eigenart bestand wohl nur in ihrem Hang zur Jagd. Diese erstreckte sich vor allem auf die wertvollen Pelztiere, besonders den Zobel, ferner auf Hirsche zur Gewinnung der von den Chinesen sehr geschätzten „Panty“, der jungen Hirschgeweihe. Auf der Suche nach der wundertätigen Heilpflanze „Shenschen“ sind die Golden weit nach Norden vorgedrungen und nicht selten bis in die abgelegensten Winkel des Sichote-alin gelangt. Es waren ausgezeichnete Jäger und Fährtenkenner; auf den Wanderungen mit Derffu war ich immer wieder überrascht, bis zu welchem Grade diese Fähigkeiten bei ihm ausgebildet waren. Der Golde las so sicher in den Spuren wie aus einem Buche und zog daraus mit größtem Scharfsinn seine Schlußfolgerungen.

Schwer sind alle die Dienste aufzuzählen, die dieser Eingeborene mir und meinen Leuten erwiesen hat. Unter Nichtachtung der eigenen Sicherheit hat er nicht nur mir, sondern auch einer Reihe meiner Begleiter das Leben gerettet.

In Hinsicht auf die besondere Rolle, welche Derffu bei meinen Reisen gespielt hat, beschreibe ich zuerst die Marschroute des Jahres 1902 an den Flüssen Jimuche und Lefu, in die meine erste Begegnung mit Derffu fiel; dann erst gehe ich zur Expedition des Jahres 1906 über.

Chabarowst, im Juli 1921

W. K. Arsenjew

Von Schotowo über den Dadjanschan
zum Chankasee im Jahre 1902

Der Gläserne Grund

Im Jahre 1902 führte mich ein Auftrag der Regierung aus Bladiwostok in die Gegend des Flusses Zimuche. Mit einem Jagdkommando, bestehend aus sechs Mann sibirischer Schützen und vier Lastpferden, drang ich aufwärts dieses Flusses vor, der sich bei dem Dorf Schotowo in die Ussuribai ergießt.

Meine Aufgabe umfaßte die Erforschung des Rayons von Schotowo sowie die Erkundung der Pässe und Übergänge im Berglande des Dadjanschan. Vier Flüsse nehmen von hier aus ihren Lauf, der Zimu-che, Mai-che, Daubi-che und Lesu. Ferner sollte ich die Verbindungen und Wege in der Gegend des Chankasees und in der Nähe der Ussuri-Eisenbahn besichtigen.

Der Gebirgszug des Dadjanschan beginnt in der Gegend von Zman und verläuft parallel dem Ussuriflusse nach Süden beziehungsweise in der Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost, so daß westlich der Fluß Sungatscha und der Chankasee, östlich der Daubiche liegen bleibt. Weiterhin teilt sich der Dadjanschan in zwei Ausläufer; der eine verläuft in südwestlicher Richtung, bildet den Ramu Bogataja griwa und durchzieht die ganze Halbinsel Murawiew Amurski, der andere streicht nach Süden hin und formt sich zu einem hohen Berggrat, der die Wasserscheide zwischen den Flüssen Daubiche und Sutschan bildet.

Der obere Teil der Ussuribai wird die Maitunbucht genannt. Das Gelände läßt auf den ersten Blick erkennen, daß diese Bucht früher viel tiefer in das Festland hineinreichte. Die alten Uferhänge liegen jetzt ungefähr 5. Werst von der Meeresküste entfernt. Die Mündung des Flüsschens Tangousa befand sich früher an der Stelle, an welcher heute die Seen San und Elpousa liegen, die Maichemündung etwas oberhalb der Überführung der Ussuri-Eisenbahn. Diese ganze Fläche von 22 Quadratwerst stellt eine sumpfige Niederung dar, angefüllt mit den Ablagerungen der Flüsse Maiche

und Tangoufa. Inmitten der Sümpfe blieben hier und da einige kleinere Seen zurück, welche die tiefer gelegenen Stellen ausfüllen. Dieser allmähliche Prozeß des Zurückweichens des Meeres und Anwachsens des festen Landes ist auch in der Gegenwart noch im Fortschreiten begriffen. Bald wird dieses Schicksal die ganze Maitunbucht erfassen — bereits jetzt ist das Wasser hier sehr flach. Die östlichen Ufer der Bucht bestehen aus tertiären Ablagerungen, die westlichen aus Porphyr. Im Tale des Maiche zeigen sich Granitarten und Syenit, östlich davon Basalt.

Das Kirchdorf Schkotowo liegt unweit der Mündung des Zimuche, auf dessen rechtem Ufer. Die Gründung dieser Siedelung ist auf das Jahr 1864 zurückzuführen. Im Jahre 1868 von den Chundusen in Brand gesteckt, erstand sie bereits im nächsten Jahre aufs neue. Prshewalsti zählte im Jahre 1870 sechs Höfe mit 34 Einwohnern. Ich fand Schkotowo als ziemlich großes Kirchdorf vor.

Wir verbrachten hier zwei Tage, besichtigten die Umgebung und verproviantierten uns für die weite Reise. Der Zimuche hat eine Länge von 30 Werst und fließt in Richtung des Breitengrades. Er nimmt von rechts als einzigen Nebenfluß den Beitschu auf. Das Tal, welches er durchfließt, nennen die Ansiedler hier den „Gläsernen Grund“. Diese Bezeichnung erhielt die Gegend nach einer chinesischen Jagdhütte, welche die ersten Ansiedler hier vorfanden und in deren Fenster ein kleines Stückchen Glas befestigt war. — Hierzu muß bemerkt werden, daß damals im Ussurigebiet Glas schwer zu beschaffen war und in diesen abgelegenen Gegenden besonders hoch geschätzt wurde. Tief in den Wäldern und Bergen galt es in seiner Art als Scheidemünze und begehrtes Tauschmittel. Gegen eine leere Flasche konnte man Mehl, Salz, Hirse, ja sogar Felle erhalten. Die Alteingewesenen erzählen, daß bei Streitigkeiten die Gegner in das Innere der Hütten zu dringen versuchten, um das vorhandene Geschirr zu zerbrechen und sich dadurch Schaden zuzufügen. — Jedenfalls erschien den ersten Ansiedlern das Stückchen Glas im Fensterchen der chinesischen Fanse als Lugus und zog ihre Beachtung auf sich. In der Folge erhielt nicht nur die Fanse und der Fluß, sondern bald auch die ganze anliegende Gegend die Bezeichnung „Gläserner Grund“.

Von Schkotowo, im Tal des Zimuche aufwärts, führt anfänglich ein Landweg, der aber sogleich hinter dem Dorfe Noworossijsk in einen Fußweg übergeht. Auf diesem gelangt man sowohl nach Sutschan als auch an den Fluß Tangoufa und zum Dorfe Nowo-

néshina. Der Weg wechselt verschiedentlich von einem Ufer des Flusses auf das andere hinüber und ist daher bei Überschwemmungen nicht zu benutzen.

Wir brachen von Schkotowo frühzeitig auf, erreichten am gleichen Tage noch den „Gläsernen Grund“ und drangen in ihm weiter vor. Die Breite dieses Tales ist sehr verschieden, bald verengt es sich auf ungefähr 50 Sassen, dann verbreitert es sich wieder auf mehr als eine halbe Werst. Wie die Mehrzahl der Täler im Ussuri-



Panorama vom Gläsernen Grund

gebiet zeigt seine Sohle eine auffallende Ebenheit. Die Berge, welche den Grund umsäumen, sind mit knorrigen Eichen bestanden und fallen steil ab. Die Grenze, an der die Abhänge und die ebene Talsohle zusammentreffen, ist außerordentlich scharf abgesetzt, — ein Beweis, daß hier starke Denudationsprozesse stattgefunden haben. Das Tal war früher sehr viel tiefer und ist nur durch die Ablagerungen der Wasserläufe aufgefüllt worden.

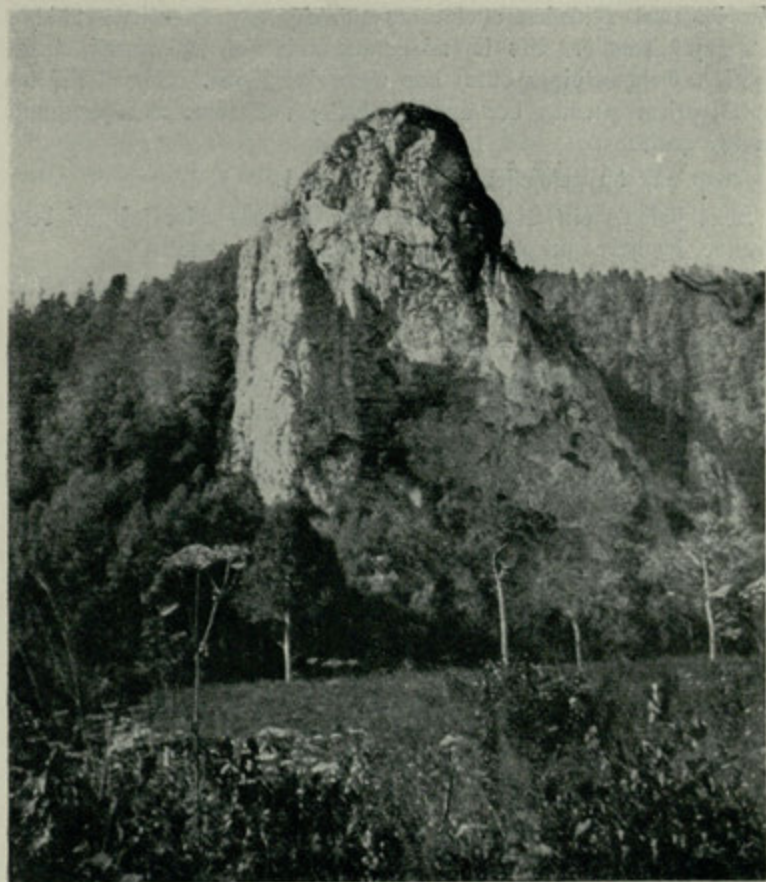
Je tiefer wir in die Berge eindringen, desto reichhaltiger wurde der Pflanzenwuchs. An Stelle des anfänglich nur spärlichen Eichenbestandes trat dichterer Mischwald, in dem sich häufig die Zeder

zeigte. Wir folgten einem schmalen Pfad, der wohl von chinesischen Jägern und Shenschen-Suchern* herrührte. Nach zwei Tagen trafen wir auf die Stelle, an welcher einstmal die „Gläserne Fasse“ gestanden hatte — jetzt fanden sich von ihr nur noch einige spärliche Reste vor. Unser Pfad wurde von hier aus mit jedem Schritt schlechter und schlechter, es war ersichtlich, daß er seit langem nicht mehr betreten worden war. Mit Gras überwachsen, häufig von Fallholz versperrt, verlor er sich bald ganz im Gestrüpp. Verschiedentlich trafen wir auf den Wechsel von Tieren und bedienten uns dieser Wildpfade, solange sie in der von uns verfolgten Hauptrichtung verliefen; meist ging es jetzt aber geradeaus durch dick und dünn.

Am Abend des dritten Tages gelangten wir an den Bergzug des Dadjanschan, der hier in meridionaler Richtung verläuft. Seine durchschnittliche Höhe beträgt 2450 Fuß. Ich ließ die Leute zurück und begab mich mit dem Unteroffizier Omentjew auf eine der benachbarten Höhen, um Aussicht nach einer geeigneten Übergangsstelle zu halten. Von hier aus waren alle umliegenden Berge gut zu übersehen. Es erwies sich, daß wir noch 2 bis 3 Werst bis zum Pässe zurückzulegen hatten, und es war klar, daß wir die Wasserscheide nicht vor Eintreten der Dunkelheit erreichen konnten. Auch wollte ich uns nicht der Gefahr aussetzen, in einer wasserlosen Gegend übernachten zu müssen — in dieser Jahreszeit versiegen hier die Quellen der Gebirgsbäche fast ausnahmslos. Ich entschied mich daher, dort das Biwak aufschlagen zu lassen, wo die Leute mit den Packpferden zurückgeblieben waren, und morgen mit frischen Kräften zum Pässe weiterzuziehen.

Gewöhnlich brach ich den Tagesmarsch noch vor Einbruch der Dämmerung ab, so daß noch bei Tageslicht die Zelte aufgebaut und Holz für das Lagerfeuer gesammelt werden konnte. Während die Leute hiermit beschäftigt waren, benutzte ich meist die freie Zeit, um die nähere Umgebung des Lagerplatzes zu durchstreifen. Mein ständiger Begleiter hierbei war Omentjew — ein ausgezeichnete Mensch und vortrefflicher Jäger. Nachdem ich die nötigen Anordnungen getroffen, nahmen wir die Büchsen zur Hand und machten uns auf in den Wald. Die Sonne hatte sich soeben am Horizonte verborgen, und während noch ihre letzten Strahlen die Spitzen der Berge vergoldeten, senkten sich bereits die dunklen

* Shenschen-Ginseng, Gattung der Araliaaceen, ausdauernde Kräuter mit dicker, knolliger Wurzel. *Panax Ginseng* C. A. Mey.



Bergkuppe im Dadjanschan

Schatten der Dämmerung auf das Tal. Scharf zeichneten sich die Wipfel der Bäume mit den gelbgefärbten Blättern gegen den blassen Himmel ab. Vögel und Insekten waren verstummt, und überall, im trockenen Grafe und im dürren Laub, selbst in der Luft, machte sich das Nahen des Herbstes fühlbar.

Nachdem wir den nächstliegenden, nicht sehr hohen Bergwall überstiegen hatten, gelangten wir in das mit dichtem Walde bedeckte benachbarte Tal. Es wurde von dem breiten, trockenen Bett eines Bergbaches durchschnitten. Wir trennten uns hier, ich ging auf den kieseligen Sandbänken nach links, Olentjew nach rechts. Raum aber

war ich zwei Minuten allein, als plötzlich aus Olentjews Büchse ein Schuß krachte. Als ich mich umwandte, sah ich unweit etwas Buntes, Geschmeidiges durch das Gezweige fliegen. Schnell lief ich zu Olentjew zurück, der augenscheinlich mit einer Ladehemmung zu tun hatte.

„Was hast du geschossen?“ fragte ich ihn.

„Mir schien's ein Tiger“, antwortete er, „das Tier saß auf dem Baume, ich habe gut gezielt und muß getroffen haben!“

Endlich war die verklemmte Patrone entfernt, und Olentjew lud aufs neue. Vorsichtig bewegten wir uns dorthin, wo das Raubtier sich verborgen hatte. Starcker Schweiß auf dem trockenen Grase zeigte deutlich seine Spur. Plötzlich hielt Olentjew und lauschte — vor uns, etwas nach rechts, erhob sich ein wütendes Anurren und Köcheln. Durch das verwachsene Unterholz war kein Einblick möglich, zudem versperrte uns ein großer umgestürzter Baum den Weg. Schon wollte Olentjew den morschen Baum übersteigen, als das Tier sich ihm fauchend mit Wucht entgegenstürzte. Olentjew konnte kaum das Gewehr bis zur Schulter erheben, hastig drückte er los — und mit Glück, die Kugel traf das rasende Tier mitten in den Kopf. Es fiel über den Baumstamm und blieb dergestalt liegen, daß der Kopf und die Vorderpranken nach vorn herabhingen. Von konvulsivischen Zuckungen geschüttelt, riß es mit seinen scharfen Krallen die Erde auf. Aber bald ließen seine Bewegungen nach, der Schwerpunkt des Körpers verschob sich nach vorn, langsam glitt das Tier herab und fiel dann schwer und leblos zur Erde.

Auf den ersten Blick erkannte ich einen mandschurischen Panther (*Felis pardus orientalis* Schleg.), von den Landesbewohnern „Bars“ genannt. Dieser prächtige Vertreter des Raubgeschlechts war ein strammer Bursche. Die Länge betrug von der Nase bis zur Schwanzwurzel 4 Fuß 8 Zoll. Das Fell des Panthers, an den Seiten und auf dem Rücken lebhaft rötlichgelb, an der Unterseite hell, fast weiß, war mit schwarzen Flecken bedeckt, welche in Reihen standen, ähnlich wie die Streifen beim Tiger. An den Seiten, den Pranken und am Kopfe waren sie kleiner und dichter gestellt, am Halse, auf dem Rücken und Schwanze größer und ringförmig.

Im Ussurigebiet ist der Panther nur im südlichen Teile zu finden, hauptsächlich im Rayon von Posjet, Barabasch und am Suifun. Als Hauptnahrung dienen ihm die gefleckten Hirsche, Rehe und Fasanen. Er scheut sich auch nicht, gelegentlich nahe an die mensch-

lichen Behausungen heranzukommen und sich einen Hund oder eine Ziege zu holen. Dabei ist er äußerst schlau und vorsichtig, flieht den Menschen, bäumt meist sofort auf und verbirgt sich im Laube. Lang ausgestreckt an einen starken Ast geschmiegt, nimmt er dort eine Lage ein, die der Richtung seiner Spuren auf dem Erdboden entgegengläuft, meist so, daß dem Jäger das Sonnenlicht in die Augen fällt. Den Kopf zwischen den Vorderpranken, erstarrt er in völliger Ruhe.



Mandschurischer Panther

Er weiß genau, daß vom Kopf aus sein Körper auf dem Ast viel weniger zu sehen ist als von der Seite.

Das Abstreifen der Decke des erlegten Tieres nahm über eine Stunde in Anspruch. Als wir uns auf den Rückweg machten, herrschte bereits dichte Finsternis. Lange tappten wir umher, bis wir endlich unser Lagerfeuer erblickten. Nun konnten wir bald zwischen den Bäumen die Silhouetten der Soldaten erkennen, die oft den Schein des Feuers verdeckten. Vor dem Bivak begrüßten uns die Hunde mit freudigem Bellen. Die Schützen umringten uns mit unserer

Jagdbeute, bestaunten das bunte Fell und tauschten lebhaft ihre Ansichten darüber aus. Die Unterhaltung zog sich bis tief in die Nacht.

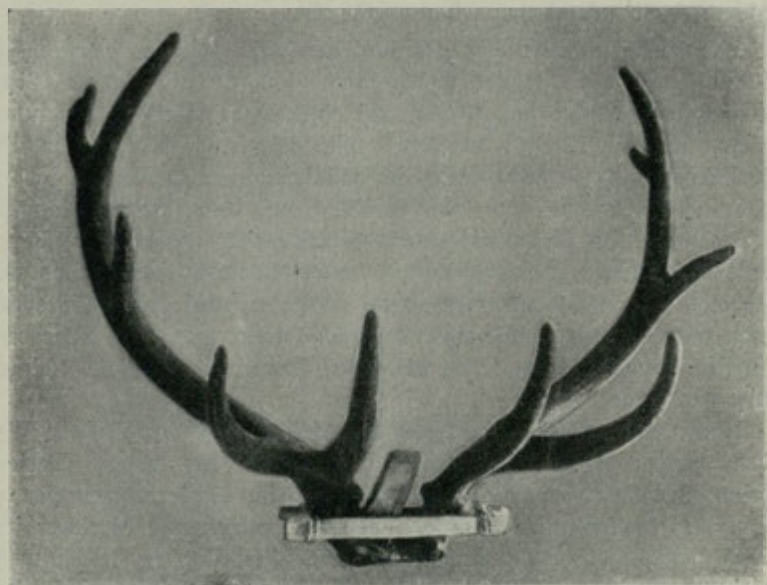
Am anderen Morgen setzten wir unsern Marsch weiter fort. Das Thal verengte sich, und das Vorwärtskommen wurde immer beschwerlicher. Es ging durch dick und dünn. Unsere Aufmerksamkeit war nur darauf gerichtet, keine Umwege zu machen.

Der Führer soll stets weit vorausblicken, der Orientierungssinn muß bei ihm gut entwickelt sein, er soll die vorteilhafteste Richtung nehmen und gleichzeitig Umwege vermeiden. Auch darf er nicht vergessen, daß zwar dort, wo die Pferde hindurchkommen, auch die Menschen sich fortbewegen können, nicht aber immer die Pferde mit ihren Traglasten dort, wo noch ein Mensch hindurchschlüpft. Der Führer darf sich nicht verirren, um nicht unnützlich die Kräfte von Mensch und Tier zu vergeuden, er muß aber auch unwegsame Stellen, die steinigten Halden, die gestürzten Baumstämme vermeiden. Diese schwierige Rolle war mir als dem Anführer der Abteilung zugefallen. Ich weiß zwar nicht genau, ob es mir stets gelang, allen diesen Anforderungen gerecht zu werden, aber ich glaube, — es ging so einigermaßen.

Gegen Mittag gelangten wir an den Kamm. Der Aufstieg war steil und beschwerlich. Die Pferde mußten sich fest in die Hinterhand legen; vor Anstrengung zitternd und schnaubend, oft rutschend und stürzend, blähten sie die Nüstern weit auf und atmeten schwer und schnell. Wir konnten uns nur in Zickzacklinien aufwärtsbewegen, mußten öfters anhalten und die Traglasten in Ordnung bringen. Endlich sammelten wir uns auf dem Bergrücken, wo wir uns eine halbe Stunde Ruhe gönnten.

Beim Marschieren auf einem dicht bewaldeten Bergzug entlang ist besondere Umsicht vonnöten. Es fällt oft schwer, den Hauptgebirgsstoß zu erkennen, daher muß der Marsch häufig unterbrochen werden, sonst kommt man leicht aus der Richtung, besonders wenn Nebel die Fernsicht versperrt. Man kann mit Wahrscheinlichkeit sagen, daß ein unerfahrener Wanderer fehlgehen wird, indem er sich nach den hohen Bergkuppen richtet, die sich überall um ihn herum auftürmen, und nach einem der vielen Bergrücken abweicht, die ihn rechts und links begleiten. Ich entsinne mich, anfänglich selbst solche Fehler gemacht zu haben. Um sie nicht zu wiederholen, ließ ich haltmachen, wählte eine hohe Zeder aus und erkletterte nicht ohne Mühe ihren Gipfel.

Von hier oben, aus luftiger Höhe, sah ich den ganzen Gebirgszug des Dadjanschan wie auf dem Handteller vor mir ausgebreitet — ein überraschender Anblick, der die Mühe lohnte. Die Bergkette zog sich nach Norden hin, mit leichter Abweichung nach Osten. Sie hatte hier einen verschwommenen, undeutlichen Charakter, aber weiter im Osten, wahrscheinlich in den Höhen am Daubiche und Ulahe, erschien sie hoch und majestätisch. Die westlichen Abhänge waren steil und zerklüftet, die östlichen sanfter abfallend. Von links zeigte sich in



„Panty“, Geweih des Isjubrhirschcs im Faß

der Ferne der Maiche und Zimuche, von rechts das verzweigte Bassin des Sutschan. Nach dieser Seite hin war die Gegend derartig unübersichtlich, daß ich lange Zeit brauchte, um die Richtung der Flüsse und ihre Zugehörigkeit zu den verschiedenen Bassins zu erkennen. Vor uns, ungefähr 5 Werst entfernt, erhob sich ein Berg von regelmäßiger Kuppelform. Diesen vermerkte ich mir als nächsten Punkt, von dem aus eine weitere Ortsbestimmung vorzunehmen sei.

Hier auf der Höhe des Kammes stand der Wald zwar massiger, aber dennoch übersichtlicher, so daß wir mit den Lasttieren ziemlich rasch vorwärtskamen. An einer Stelle jagten wir zwei Hirsche auf,

sie liefen ein Stück fort, dann blieben sie wie angewurzelt stehen und wandten die Lichter nicht von uns. Einer der Soldaten wollte schießen, aber ich ließ es nicht zu — es tat mir leid, diese prächtigen Tiere zu töten. Fleisch hatten wir genügend, und die Pferde waren bereits so überladen, daß wir das Wildbret keinesfalls hätten mitnehmen können. Ich weidete mich einige Minuten an dem Anblick der schönen Tiere. Schließlich hielt es der Hirsch nicht mehr länger aus, er stieß einen kurzen Schrei aus, und, indem er das Geweih auf den Rücken legte, setzte er in langen Fluchten in den Bergwald hinein, dicht gefolgt von seiner Gefährtin.

Der Edelhirsch wird hier „Isjubr“ genannt. (*Cervus canadensis lühdorfi* Bolau). Dieses wohlgebaute, schlanke und schöne Wild erreicht eine Länge von 6 Fuß, bei einer Höhe von $4\frac{1}{2}$ Fuß und einem Gewicht bis zu 12 Pud. Die Behaarung des Isjubr ist im Sommer hell rötlichbraun, im Winter graubräunlich mit gelblichweißem Spiegel um den Wedel. Auf dem starken, langen Halse, der beim Hirsch mit einer Mähne geziert ist, sitzt der schöne Kopf mit langen, röhrenförmigen, beweglichen Lauschern. Das gegabelte, weit ausladende Geweih hat nach vorn zwei gerade Sprossen und mehrere obere Abzweigungen, nach denen man das Alter der Hirsche berechnen kann. Die weiblichen Tiere sind bedeutend kleiner und geweihlos.

Unter allen wilden Huftieren Ostsibiriens hat der Isjubr für den Handel die größte Bedeutung, dank des hohen Wertes seines Frühjahrsgeweihs. Die alljährlich im Winter abgeworfenen Stangen beginnen im Frühjahr neu zu wachsen und erreichen im Mai beinahe die volle Größe; zu dieser Zeit sind sie jedoch noch weich und reich mit Blutgefäßen durchsetzt. In diesem Zustande werden die Geweihe „Panty“ genannt und von den Chinesen, die sie gern zur Arzneibereitung* verwenden, besonders hoch bezahlt. Da die Isjubr-Hirsche leicht zu züchten sind, so werden sie verschiedentlich in großen Wildgattern gehalten, oft in Rudeln bis zu mehreren tausend Stück. Jedoch sind die Panty von den in freier Wildbahn erlegten Hirschen höher im Preise als die der künstlich gezüchteten. Bei diesen wird das Geweih durch Absägen gewonnen, meist ohne Gefahr für das Leben des Tieres.

Im Ussurigebiet bewohnt der Edelhirsch die südlichen Gegenden des ganzen Ussuritales und der Nebenflüsse, während er die Nadel-

* Als Aphrodisiakum.

waldgebiete des Sichote-alin nicht überschreitet. An der Meeresküste findet er sich bis zur Olympiadesbucht.

Während der Sommerzeit hält sich der Isjubr in den schattigen Wäldern der Bergeshänge, im Winter an den sonnigen Waldblößen und Berglehnen, sowie in der ebenen Taiga, dort wo die Lichtungen mit Baumgruppen durchsetzt sind. Die beliebteste Sommeräsung des Isjubr bilden die Spitzen der Haselsträucher, im Winter die jungen Triebe der Espen, Pappeln und niedrig wachsenden Birken. —

Gegen Mittag machten wir eine längere Rast. Nach meiner Berechnung konnten wir uns nicht mehr weit von dem kuppelförmigen Berge befinden, der unser nächstes Ziel bildete.

Auf dem Marsche ist nicht nur mit der Leistungsfähigkeit der Menschen, sondern vor allem auch mit den Kräften der Packtiere zu rechnen. Sie tragen schwere Lasten, und bei jeder kürzeren oder längeren Ruhepause müssen ihnen diese abgenommen werden.

Sobald die Tiere abgefattet waren, ließen wir sie frei grasen. Zwischen dem welken Laub, das den Boden bedeckte, fand sich noch genügend frisches Gras, an dem sie sich erlaben konnten.

Das Zusammentreffen mit Derffu

Nach der Ruhepause setzte sich unser Zug aufs neue in Bewegung. Jedoch gerieten wir bald in dichtes Bruchholz und kamen daher nur sehr langsam vorwärts. Gegen vier Uhr nachmittags erreichten wir einen höhergelegenen Punkt. Die Leute mit den Pferden zurücklassend, stieg ich die Anhöhe weiter hinauf, um Umschau zu halten.

Wenn es nötig war, zur besseren Rundschau einen Baum zu ersteigen, so mußte ich das stets selbst übernehmen. Eigene Beobachtung war unerlässlich, damit konnte ich keinen der Leute betrauen. Sie mochten noch so umständlich und wortreich das Gesehene schildern, — es war kaum möglich, sich auf Grund ihrer Angaben ein klares Bild zu machen.

Das, was ich da oben erblickte, zerstreute sofort alle meine Zweifel. Der kuppelförmige Berg, auf dem wir uns augenblicklich befanden, war der von mir gesuchte Knotenpunkt der Berglandschaft. Von hier aus zog sich nach Westen ein hoher Grat, der nach Norden in Steilhängen abfiel. Auf jener Seite der Wasserscheide verliefen die

Täler in nordwestlicher Richtung. Wahrscheinlich lagen dort auch die Quellen des Lefu.

Als ich wieder zu meinen Leuten stieß, stand die Sonne bereits tief am Himmel, und es hieß nun eilen, um eine Wasserstelle zu finden, die Menschen und Tiere sehr nötig hatten. Der Abstieg von der Kuppe war anfangs bequem, bald aber wurden die Abhänge sehr steil. Die Pferde setzten sich in die Hinterhand und ließen sich gleiten, die Lasten rutschten nach vorn, und nur die Befestigung am Sattel verhinderte es, daß sie sich den Tieren über die Köpfe schoben. Wir waren wieder genötigt, den Weg in langen Zickzackschleifen zurückzulegen, bei der Menge vom Sturme umgeworfener Baumstämme und abgebrochener Äste, die hier reichlich den Wald erfüllten, kein leichtes Stück Arbeit.

Nach diesem Bergübergang gelangten wir sofort in ein Gebiet tiefer Schluchten. Das Gelände war außerordentlich zerklüftet und ganz unübersichtlich. Der Grund der Spalten und Schluchten war mit morschen Baumstämmen und moosbewachsenen Felstrümmern angefüllt, zwischen denen Rinnsale tropften; wie aus Kellergründen zog es kalt herauf. Man kann sich schwer eine wildere und unwirtlichere Gegend vorstellen, — es war ein Bild, das mich lebhaft an die Szenerie der Walpurgisnacht erinnerte.

Oftmals erscheint uns das Aussehen der Wälder und Berge so einladend, und ihr Anblick stimmt uns froh und heiter, sorglos vertraut man sich ihren grünen Hallen an. Zuweilen aber zeigen sie sich wild und rauh, und ein unbehagliches Gefühl vertreibt uns aus ihrem Dunkel. Und sonderbar — diese Empfindungen sind nicht nur persönliche und subjektive, sie scheinen gleichmäßig die Gemüter aller zu erfassen. Oft habe ich mich von dieser Wirkung überzeugen können, und so war es auch hier wieder: alle meine Leute schienen der gleichen Stimmung zu unterliegen wie ich selbst. Die Umgebung, in der wir uns befanden, hatte etwas so Edes und quälend Trostloses, daß sich niemand dem Banne dieser traurigen Einsamkeit entziehen konnte.

„Ritschewo! — Irgendwo werden wir schon ein Plätzchen zum Übernachten finden, wir werden ja hier kein Jahr bleiben, morgen wird's wieder besser!“ — laut unterbrach einer der Soldaten das Schweigen, wie um das Mißbehagen von sich abzuschütteln. Auch mir lag wirklich nichts daran, hier zu verweilen, aber es blieb uns keine Wahl — die Dämmerung brach herein, Eile tat not. Auf dem Grunde der Schlucht murmelte ein Wasserlauf; wir stiegen vollends

bis dort hinab, suchten einen ebenen Platz, und ich ließ die Zelte aufschlagen. Die hehre Stille des Waldes wich den schallenden Art-
hieben und den Stimmen der Leute, Holz wurde herbeigetragen,
die Pferde abgefattet und das Abendessen bereitet.

Aber die armen Gäule! — Zwischen den Steinen und dem dürren Holz fanden sie kein Futter und mußten darben; dafür sollten sie morgen, wenn es uns glückte, eine Ansiedlung zu erreichen, alles nachholen. — Vorläufig ließen sie freilich die Köpfe hängen.

Die Dämmerung tritt im Walde stets zeitig ein. Noch war hier und dort gegen Westen durch das dichte Gestrüpp ein Stückchen des blassen Himmels zu sehen, doch auf der Erde hier unten lagerten sich schon die Schatten der Nacht. Je mehr sich das Feuer entfachte, desto greller beleuchtet traten aus der Dunkelheit die Sträucher und Stämme des Waldes hervor. Kein Lüftchen regte sich, alles Leben schien erstorben. Nur ein aufgeschrecktes Murmeltier ließ plötzlich seinen scharfen Pfiff ertönen und äugte aufmerksam zu uns herüber. Nach einer kleinen Weile schrak es zusammen und flüchte in seine Höhle zwischen den Felsstücken zurück, ohne sich dann nochmals an der Oberfläche zu zeigen.

Endlich wurde es auch in unserm Bivak stiller. Sobald der Teekessel geleert war, beschäftigte sich jeder der Leute für sich. Einer reinigt sein Gewehr, ein anderer bringt einen Sattel in Ordnung oder flickt an seinen Kleidern — an Beschäftigung fehlt es nie. Nachdem jeder Schütze seine Arbeit beendet hat, richtet er sich das Nachtlager her. Dicht aneinandergedrängt und mit ihren Mänteln bedeckt, liegen die Leute bald in tiefem Schlaf. Ohne im Walde Nahrung gefunden zu haben, kommen die Pferde zum Bivak zurück und träumen mit hängenden Köpfen in die Finsternis. Nur Olentjew schustert noch an seinen Stiefeln, ich mache die Tagebucheintragungen über die zurückgelegte Marschrouten, bis ich gegen zehn Uhr nachts das Buch schliesse und mich ans Feuer lege, eingehüllt in die „Burka“, den langen kaukasischen Mantel aus schwarzem, zottigen Wollstoff. Von der aufsteigenden Glut und dem Rauche des Nachtfeuers wiegen sich die Zweige der alten Tanne, an deren Fuß wir uns gelagert haben, und lassen ab und zu ein Stückchen des blauen Himmels hindurch, der am Ende der langen Kolonnade tief im Walde mit dem nächtlichen Dunkel verschmilzt.

Einmal heben die Pferde die Köpfe und spitzen die Ohren — dann sinken sie wieder in ihr Träumen zurück. Wir achten kaum darauf und lassen uns in unserem halbblauen Gespräch nicht stören. Als

ich aber nach einigen Minuten auf eine Frage keine Antwort von Olentjew erhalte, wende ich mich nach ihm um. Ich sehe, daß er aufgestanden ist und in gespannter Haltung, die Augen mit der Hand vor dem Feuerschein schützend, in die Dunkelheit späht.

„Was gibt's da?“ frage ich ihn. „Es kommt jemand den Berg herunter!“ gibt er mir flüsternd zurück. Ich richtete mich auf, und wir lauschten beide — aber ringsum blieb alles still — so still, wie es nur tief im Walde sein kann, in einer kalten, finsternen Herbstnacht. Doch jetzt rollten einige Steinchen den Berg herab. „Wahrscheinlich ein Bär“, murmelte Olentjew und machte seine Büchse schußbereit.

„Laßt das Schießen, bin ein Mensch!“ tönte plötzlich eine Stimme aus der Dunkelheit, und gleich darauf trat ein Mann an unser Feuer. „Guten Tag, Kapitän!“ wandte sich der sonderbare Ankömmling an mich — dann stellte er ruhig seine Büchse an den Baum. Gekleidet war er in einen kurzen Rock aus gegerbtem Hirschleder mit ebensolchen Beinleidern. Um den Kopf hatte er eine Art Binde, seine Füße steckten in Stiefeln, aus weichem Leder genäht. Auf dem Rücken trug er ein großes Felleisen, dazu einen Knüppel in den Händen. Seine Bewaffnung bestand in einem Jagdmesser am Gürtel und in der erwähnten Büchse, einem alten Verdangewehr. Nun nahm er auch das Bündel von der Schulter, und indem er sich mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirn wischte, setzte er sich ans Feuer. Jetzt konnte ich ihn besser betrachten. Er schien ungefähr fünfundvierzig Jahre alt zu sein, war nicht groß von Wuchs, aber stämmig und mit ziemlichen Körperkräften ausgerüstet. Die Brust war gewölbt, die Arme stark und muskulös, die Beine etwas krumm. Das dunkle, sonnenverbrannte Gesicht zeigte die typischen Züge des Eingeborenen: die hervortretenden Backenknochen, die kleine Nase, die mongolisch geschnittenen Augen, den breiten Mund mit starken Zähnen. Ein dünner, rötlicher Bart umsäumte seine Oberlippe, und ein ähnlicher zierte das Kinn. Das Bemerkenswerteste an ihm waren seine Augen. Dunkelgrau, aber nicht schwarz, blickten sie ruhig und etwas naiv. Gutmütigkeit und Geradheit des Charakters, aber auch Entschlossenheit schien aus ihnen zu sprechen.

Während wir den Unbekannten aufmerksam musterten, schien er an uns kaum etwas Bemerkenswertes zu finden. Er kramte aus seinem Felleisen ein Beutelchen mit Tabak hervor, stopfte seine Pfeife und begann schweigend zu rauchen. Ohne ihn weiter zu fragen, wer er sei und woher er käme, bot ich ihm zu essen an — so ist es Sitte in der Taiga.

„Danke schön, Kapitän,“ sagte er, „hab' viel viel Hunger, heute noch nichts gegessen!“ Dann langte er zu. Während er aß, fuhr ich fort, ihn zu betrachten. Allem Anscheine nach war er ein Jäger. Seine Hände waren schwielig und grob, sein Gesicht voller Runzeln und Narben, eine besonders große Narbe trug er an der Stirn, eine



Derffu Usala

ähnliche am Halse, nahe dem Ohr. Der Unbekannte nahm die Binde vom Kopfe, und ich sah, daß er mit dichtem schwarzem Haar bedeckt war; es wuchs unregelmäßig durcheinander, und an den Seiten hing es in langen Zotteln herab.

Unser Gast gehörte zu den Schweigsamen. Omentjew konnte aber seine Neugier nicht länger bezähmen.

„Was wärst du denn jetzt für einer, ein Chinese oder Koreaner?“ fragte er ihn ohne Umschweife.

Der Fremde antwortete kurz: „Bin ein Golde!“

Auf meine Frage, ob er wohl ein Jäger sei, sagte er: „Ja, immer auf Jagd, andre Arbeit kenne nicht, Fische fangen auch nicht, nur jagen!“ —

„Und wo wohnst du?“ forschte Olentjew weiter.

„Hab' kein Haus, immer in den Bergen, mach' Feuer, stell' Zelt auf, schlafe — immer auf Jagd, wozu ein Haus?“ —

Dann erzählte er, daß er heute auf Hirsche gejagt habe, aber ohne Erfolg, ein Tier habe er verwundet, aber nicht erlegt. Bei der Verfolgung sei er dann auf unsere Spuren gestoßen, die ihn an den Abhang führten. Als es dunkelte, habe er unser Feuer gesehen und sei gerade darauf zugegangen.

„Bin ganz leise gegangen,“ erzählte er, „dachte, was für Leute wären das, so tief in den Bergen — sah einen Kapitän, sah Soldaten — bin grade drauflos!“

„Wie nennst du dich?“ fragte ich den Golden.

„Derßu Usala!“ antwortete er.

Der Mensch interessierte mich. In ihm lag viel Eigenart und Ursprünglichkeit, er hielt sich bescheiden und ungesucht, sprach einfach und ruhig. Wir unterhielten uns weiter, lange erzählte er mir aus seinem Leben, und je länger er sprach, desto angenehmer erschien mir sein Wesen. Ich sah in ihm den Urbewohner des Landes, den „Jäger“, der sein ganzes Leben in der Taiga verbringt und dem alle jene Vorurteile und Ansprüche fremd sind, die die Zivilisation besonders dem Bewohner der Städte auferlegt.

Aus seinen Worten erfuhr ich, daß er sich seinen Lebensunterhalt ausschließlich mit der Büchse erwerbe und für seine Jagdbeute von den Chinesen Tabak und Blei eintausche und daß er das Gewehr von seinem Vater geerbt habe.

Weiter erzählte er mir, daß er jetzt dreiundfünfzig Jahre alt sei, niemals eine feste Behausung gehabt, stets unter freiem Himmel lebe und sich höchstens im Winter eine Hütte aus Rinde und Reißig baue. Die ersten Erinnerungen seiner Kindheit waren: ein Fluß, die Hütte, Feuer, Vater und Mutter, die kleine Schwester.

„Alle längst gestorben“, beendete er seine Erzählung und versank in Nachdenken. Eine Weile schwieg er, dann fuhr er fort: „Hatte früher auch ein Weib, Sohn und kleines Mädchel — die Blattern haben sie und die ganzen Leute allegemacht, bin jetzt allein übrig.“ Sein Gesicht wurde traurig in Erinnerung des Durchlebten.

Ich versuchte, ihn zu trösten, doch was vermochten meine Worte bei diesem einsamen Menschen, dem der Tod die ganze Familie genommen hatte — die einzige Hoffnung für sein Alter. Er erwiderte keine Silbe, aber sein Kopf sank noch tiefer herab. Ich hatte den Wunsch, ihm irgendwie mein Mitgefühl zu beweisen oder etwas für ihn zu tun, aber ich wußte nicht wie und was. Endlich glaubte ich, etwas gefunden zu haben, womit ich ihm wenigstens eine, vielleicht große, Freude machen würde — ich bot ihm an, seine alte Büchse gegen eine neue umzutauschen. Aber er lehnte es ab, er dankte mir und sagte, daß die alte, vom Vater ererbte Waffe für ihn ein teures Andenken sei, auch sei er nun mal an sie gewöhnt und sie schösse vorzüglich. Dann stand er auf, ging zu dem Baum hin, nahm seine „Verdjanka“, klopfte und streichelte sie und besah sie nachdenklich von allen Seiten. —

Die Sternbilder am Himmel waren weitergewandert, Mitternacht mußte längst vorüber sein, Stunde auf Stunde verging — noch immer saßen wir am Feuer und unterhielten uns. Meist sprach Derffu, und ich hörte ihm gern zu. Er beherrschte das Russische in der originellen und unbeholfenen Sprechweise, die den Chinesen, Koreanern und Eingeborenen hierzulande eigentümlich ist und an die man sich bald gewöhnt, um sich recht vielseitig darin ausdrücken zu können, ein Russisch, das etwa dem „Pidgin-Englisch“ in den chinesischen Hafenstädten entspricht.

Der Golde erzählte von seinen Jagden, von damals, als er in die Gefangenschaft chinesischer Räuber, der Chundhusen, gefallen, aber dann entflohen war; er schilderte seine Begegnungen mit dem Tiger und sagte, daß man nicht auf ihn schießen dürfe, denn er sei ein Gott, der Herr der Wälder und Berge und Beschützer der Wurzel Shenschen. Weiter sprach er von bösen Geistern und ihrem Wirken, von Überschwemmungen, Waldbränden und vielem anderen mehr.

Einmal hatte ihn ein Tiger angefallen und schlimm zugerichtet. Sein Weib suchte ihn lange, legte mehr als zweihundert Berst dabei zurück und fand schließlich doch noch den vom Blutverlust fast Ohnmächtigen. Während er krank daniederlag, ging sie für ihn auf die Jagd. —

Dann begann ich ihn über die Gegend auszufragen und erfuhr, daß hier das Quellgebiet des Lefu sei und daß wir morgen zur ersten Jagdhütte gelangen würden.

Wir kamen nicht zum Schlafen. Einer der Schützen erwachte,

sah verwundert auf uns beide, murmelte lächelnd etwas Unverständliches, rollte sich wieder in seinen Mantel und schnarchte weiter.

Auf der Erde und am Himmel herrschte noch Dunkelheit, nur von jener Seite her, von der langsam immer neue Gestirne aufstiegen, machte sich das leise Rausen des Morgens bemerkbar. Die Erde bedeckte sich stark mit Tau, ein sicheres Zeichen dafür, daß gutes Wetter folgen würde. Noch immer herrschte ringsum feierliche Stille, die ganze Natur schien in tiefem Schlummer zu liegen.

Nach einer weiteren Stunde wurde der Himmel im Osten fahl, es war bereits sechs Uhr. Ich weckte den diensthabenden Schützen, er setzte sich auf, schüttelte sich, gähnte und rieb sich lange die Augen. „Was ist denn da für ein Engel zu uns vom Himmel gefallen?“ meinte er lachend, als er den Golden im grellen Feuerchein erblickte.

Die Schwärze des Himmels ging nun ins Dunkelblaue über, dann ins Graue, Trübe. Bald wurde es lebhaft in unserem Bivak, die Leute erhoben sich, reckten und streckten sich, brachten ihr Außeres in Ordnung, begannen zu plaudern und vor allem ihre Meinungen über den nächtlichen Ankömmling auszutauschen. Die Pferde wurden von ihren Fesseln befreit und versuchten noch einen kleinen Spaziergang, um Futter zu finden — ein Vögelnchen begann in der Nähe zu zirpen und erhielt Antwort von seinen Genossen tiefer unten im Tale, der Schrei des Spechtes erschallte und bald darauf auch sein knarrendes Hämmern. Die nächtlichen Schatten krochen in die Felspalten und Sträucher zurück, um sich dort bis zum Abend verborgen zu halten, der Wald füllte sich mit einem zarten, rosigen Lichte, und plötzlich brachen die ersten Sonnenstrahlen hinter den Bergen hervor, um bald den ganzen Wald zu durchleuchten. — Die Taiga war erwacht.

Auch unser Bivak hatte nun ein anderes Aussehen. An Stelle des hellen Lagerfeuers glommen nur noch ein paar Kohlen in der Asche. Ringsum war das Gras niedergetreten, dort, wo das Zelt gestanden, lagen einige Stangen und welke Zweige. Leere Konservenbüchsen, eine zerbrochene Flasche und andere Reste blieben als Zeugen dafür zurück, daß die Zivilisation diesen ureinsamen Erdenwinkel durch uns flüchtig berührt hatte.

Jagd auf Wildschweine

Nach dem Morgentee machten sich die Schützen schnell an das Beladen der Pferde. Auch Derffu war marschbereit und nahm sein Felleisen auf den Rücken, den langen Stock und die Büchse zur Hand. Nach einigen Minuten setzte sich die Abteilung in Bewegung. Derffu ging mit uns.

Die Schlucht, durch die wir nun zogen, war lang und gewunden. Nach rechts und links zweigten sich ähnliche Schluchten und Spalten ab, aus denen vielfach das Rauschen des Wassers erklang. Nach und nach traten die Bergwände mehr zurück, es öffnete sich ein Tal. Hier zeigten sich, an den Bäumen eingehauen, alte Wegzeichen, die uns auf einen schmalen Pfad wiesen.

Der Golde schritt voraus und blickte während der ganzen Zeit aufmerksam zur Erde. Ab und zu bückte er sich und schob das dürre Laub mit den Händen auseinander.

„Was gibt's da?“ fragte ich ihn.

Derffu blieb stehen und erklärte, daß dieser Pfad nicht für Pferde, sondern nur für Fußgänger sei, daß er zu Zobelstellen hinführe und daß vor einigen Tagen ein einzelner Mensch hier gegangen sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach sei es ein Chinese gewesen.

Die Worte des Golden setzten uns alle in Erstaunen. Da er merkte, daß wir ihm keinen Glauben schenkten, rief er aus:

„Was nicht verstehen, seht doch selbst her!“ Dann brachte er solche Beweisgründe vor, daß mir alle Zweifel binnen kurzem genommen wurden. Alles war so klar und einfach, daß ich mich nun selbst wundern mußte, es nicht schon früher bemerkt zu haben. Vor allem waren Pferdespuren nirgends zu finden, auch reichten die Zweige der Bäume und Sträucher von beiden Seiten des Weges weit herüber und waren völlig unverfehrt an ihren Spitzen. Unsere Pferde kamen nicht ohne Mühe hindurch und blieben häufig mit dem Riemenzeug hängen.

Der Pfad machte oft so scharfe Biegungen, daß die Pferde kaum wenden konnten und Umwege nötig waren. Als Bachübergänge dienten Baumstämme, auf denen die Spuren hinüberliefen, und nirgends führte der Weg bis ins Wasser hinab. Die vom Winde heruntergebrochenen Baumäste und dürren Zweige waren nirgends beseitigt — Menschen konnten wohl frei passieren, aber die Pferde

mußten an vielen Stellen zur Seite geführt werden. Alles das bewies klar, daß der Pfad nicht für Reisende mit Lasttieren geeignet war.

„Einer schon lange her hier gegangen,“ bemerkte Derßu wie zu sich selbst, „hier gegangen, nachher Regen gewesen.“ Und er begann nachzurechnen, wann der letzte Regen gefallen war.

Wir zogen etwa zwei Stunden auf diesem Wege weiter. Nach und nach trat Mißwald an die Stelle des Nadelholzes; immer häufiger zeigten sich Pappeln, Ahorn, Espen, Birken und Linden. Ich wollte schon eine neue Ruhepause machen lassen, doch Derßu riet, noch ein Stück weiter zu gehen. „Bald werden Hütte finden!“ sagte er und wies auf einige Bäume am Wege, von denen die Rinde abgeschält war. Diesmal verstand ich ihn sofort, er wollte andeuten, daß dasjenige in der Nähe sein müsse, wofür die Rinde bestimmt war. Wir beschleunigten unsere Schritte, und nach zehn Minuten sahen wir am Bachufer eine kleine Schutzhütte mit einseitig abfallendem Dach, von Jägern oder Schenschenjuchern aus Rinde errichtet. Als wir die Hütte ringsum besahen, bestätigte unser neuer Freund wiederum, daß vor einigen Tagen ein einzelner Chinese durch das Gras gegangen sei und hier übernachtet habe. Ein Häufchen regenfeuchter Asche, im welchen Gras das Lager eines einzelnen Mannes, und ein Paar alte, abgetragene Knieschüher aus blauem Drell, wie die Chinesen sie tragen, bezeugten die Richtigkeit seiner Angaben.

Nun begriff ich, daß Derßu kein gewöhnlicher Mensch sei — vor mir stand ein erfahrener Fährtenkenner und Waldläufer, und unwillkürlich kamen mir die Pfadfinder und Helden aus den Lederstrumpferzählungen Coopers und Mayne Reids in Erinnerung.

Die Pferde mußten gefüttert werden. Ich beschloß, die Pause auszunützen, und legte mich im Schatten einer Zeder nieder — um sofort fest einzuschlafen. Als mich Olentjew nach einer Stunde weckte und ich die Augen öffnete, sah ich, daß Derßu Holz schlug, Birkenbast sammelte und alles in der Hütte aufstapelte. Ich glaubte schon, daß er sie in Brand stecken wolle, und versuchte deshalb, ihm sein Vorhaben auszureden. Anstatt mir zu antworten, erbat er sich von uns einige Krümchen Salz und eine Handvoll Reis. Neugierig, was er damit beginnen würde, ließ ich ihm das Gewünschte geben. Der Golde wickelte nun Salz und Reis, jedes für sich, sorgsam in die Bastfetzen ein, ebenso verfuhr er mit einigen Streichhölzern, die er aus seiner Tasche holte, und hing alles an einer trockenen Stelle

in der Hütte auf. Dann brachte er noch ringsum an Dach und Wänden die Rinde in Ordnung und schickte sich darauf zum Weitergehen an.

„Wahrscheinlich willst du wieder hierher zurückkehren?“ fragte ich den Golden. Er schüttelte verneinend den Kopf, und als ich nun verwundert weiter fragte, wozu er dann das Holz, Salz, Reis und Streichhölzer zurückließe, gab er mir zur Antwort: „Welche andre Leute kommen, finden Hütte, finden trocknes Holz, finden Zünder, finden Essen — kommen nicht um!“

Seine Worte überraschten mich tief und zwangen mich zum Nachdenken. — Der Golde sorgte also hier für irgendeinen Unbekannten, den er nie gesehen und der auch seinerseits wohl niemals erfahren würde, wer ihm hier Feuer und Nahrung bereitgestellt hatte. Und ich mußte erkennen, wie gedankenlos wir dagegen zu handeln gewohnt waren. Wenn wir einen Lagerplatz verließen, so warfen die Soldaten sicher zuletzt noch alles übriggebliebene Brennholz ins Feuer, nicht etwa aus Bosheit, nur einfach aus Spielerei, Gedankenlosigkeit, sinnlosem Vernichtungstrieb — und ich hatte sie niemals davon abgehalten. Dieser Wilde aber, auf das Wohl seiner Mitmenschen und Schicksalsgenossen bedacht, besaß er nicht in seiner Ursprünglichkeit viel mehr Menschenliebe als ich? Es ist doch etwas Wundervolles um unsere vielgerühmte Kultur! Aber verwechseln wir nur nicht zwei verschiedene Begriffe: materielle Kultur und Kultur der Seele! Tätige Fürsorge für den unbekanntem Wanderer! Längst ist wohl bei den Menschen, die zusammengepfercht in den Städten wohnen, ein derartig lebendiges Gefühl der Rücksichtnahme, der Sorge um den Nächsten und Achtung seiner Bedürfnisse und Wünsche erloschen und verschwunden — einstmals war es zweifellos vorhanden. — Olentjews Meldung, daß die Pferde bereitständen und man wohl aufbrechen müsse, riß mich aus meinen Betrachtungen. Ich besann mich — richtig — wir mußten weiter.

„Vorwärts!“ Ich begab mich voraus auf den Weg. Gegen Abend kamen wir bis zu der Stelle, an der sich aus dem Zusammenfluß zweier Wasserläufe der eigentliche Lefu bildet. Er hat hier die Breite von 3 bis 4 Sassen und strömt mit einer Schnelligkeit von 60 bis 70 Sassen in der Minute. Die Tiefe ist verschieden und schwankt zwischen 1 und 3 Fuß.

* Nach dem Abendessen legte ich mich zeitig nieder und schlief diesmal sofort ein. Als ich am anderen Tage erwachte, war im Lager

schon alles auf den Beinen. Ich ließ sogleich die Pferde satteln und benutzte die Zeit bis zum Abrücken, um Messungen vorzunehmen und meine Eintragungen zu vervollständigen. Dann ging ich mit dem Golden voraus.

Von unserem letzten Ruheplatze aus bog das Tal etwas nach Westen ab. Die Abhänge zur Linken waren steil, die rechtsseitigen sanfter geneigt.

Mit jeder Werst wurde der Weg breiter und besser. An einer Stelle lag geschlagenes Holz. Derßu besah es und meinte, daß es im Frühjahr gehauen sei — zwei Männer hätten daran gearbeitet, einer war groß, sein Beil aber war stumpf, der andere kleiner von Wuchs, sein Beil scharf.

Für diesen bewundernswerten Menschen gab es augenscheinlich keine Geheimnisse in der Taiga. Gleich einem Hellseher wußte er alles, was hier vorgegangen war. Ich nahm mir vor, von jetzt an aufmerksamer zu sein und mich selbst mit der Ergründung und Deutung der vorkommenden Spuren und Zeichen zu befassen.

Bald sah ich wiederum einen gefällten Baumstamm, ringsum war der Boden mit Holzspänen bedeckt, die stark nach Harz dufteten. Daß sich hier jemand mit der Zurichtung von Brennmaterial befaßt habe, war ohne besonderen Scharfsinn zu riechen, aber mehr konnte ich vorläufig nicht herausklügeln.

„Nicht weit eine Fasnél!“ sagte der Golde, wie um meinen Grübeleien hilfreich beizuspringen. Tatsächlich trafen wir wiederum bald auf Bäume, die ihrer Rinde entkleidet waren, und — ungefähr 100 Sassen weiter stand am Flußufer eine Jagdhütte, inmitten einer Waldwiese. Es war ein kleiner Bau aus festgestampften Lehmwänden, das Dach mit Rinde gedeckt. Die Fasnél war unbewohnt, denn die Tür war von außen mit einem Holzkeil verschlossen. Nahebei lag ein kleines Gemüesfeld, stark von Wildschweinen zerwühlt, und links davon stand ein kleines hölzernes Tempelchen, mit der Vorderseite, wie stets, nach Süden gerichtet.

Auch die innere Einrichtung der Fasnél war roh und primitiv. Ein eiserner Kessel war eingemauert in den niedrigen Herd, dessen Rauchfang unter den „Kangs“, den erhöhten, lehmgemauerten Lagerstätten hindurchführte, diese gleichzeitig mit erwärmend. Zwei oder drei aus Holz gehöhlte Schüsseln oder Tröge, eine hölzerne Wasserkupe, eine eiserne Kelle, ein Wischer zum Reinigen des Kessels, ein paar verstaubte Flaschen, einige niedrige Bänkehen, eine Öllampe,

umherliegende Fellstücke, Lappen und sonstiger Plunder bildeten die ganze Ausstattung.

Wir zogen ohne Aufenthalt weiter. Drei Wege trafen sich hier am Lesu. Auf dem einen waren wir gekommen, der andere führte nach Osten in die Berge, ein dritter nach Westen. Dieser schien am meisten begangen und auch mit Pferden benutzbar, wir wählten ihn ebenfalls und kamen rasch vorwärts. Die Leute hängten die Zügel den Packtieren um den Hals und überließen es ihnen, sich selbst die



Rast bei den Jägerhütten

beste Seite des Weges auszusuchen. Die klugen Tiere gingen gut und vorsichtig weiter, um nicht mit den Traglasten an den Zweigen hängen zu bleiben. An sumpfigen Stellen sowie an steinigen Abhängen schritten sie besonders vorsichtig, den Boden mit dem Fuße prüfend, bevor sie sich ihm anvertrauten. Gewöhnt an lange Reisen durch die Taiga, passen sich die Pferde mit gutem Instinkt rasch dem so verschiedenartigen Gelände und seinen wechselnden Erfordernissen an.

Von der Wildhütte aus nimmt der Lesu seine Richtung etwas mehr nach Nordosten. Nachdem wir noch ungefähr 6 Werst weitergezogen, kamen wir an eine kleine Siedelung, aus einigen chinesischen Bauernhütten bestehend. Sie lag am rechten Ufer des Flusses,

am Fuße des hohen Berges, den die Chinesen „Tudinsa“ nennen. Das plötzliche Erscheinen des militärischen Zuges jagte den Chinesen nicht geringen Schrecken ein, ich ließ ihnen aber durch Derffu sagen, daß sie nichts zu fürchten hätten und ruhig ihre Arbeit fortsetzen sollten.

Doch wollten wir sehen, wie die Chinesen hier in der Taiga leben und womit sie sich beschäftigen.

Ein alter Mann begrüßte uns und führte uns umher. Da bot sich nun mancherlei Eigenartiges unseren Blicken. Hirschhäute lagen ringsum zum Trocknen ausgebreitet, Geweihe in großen Haufen unter Schuppen aufgestapelt, Felle von Eichhörnchen, Luchs, Marder und Zobel, einzeln und in Bunde gepackt. Dann Panty, Bären gallen, in Säckchen zum Trocknen aufgehängt (von den Chinesen als Mittel gegen Augenentzündung verwendet), ferner viele Moschusbeutel, und — als größte Absonderlichkeit, die von erlegten Muttertieren ausgeschnittenen, ungeborenen Hirschälber, getrocknet und in Felle genäht (von den Chinesen „Lutä“ genannt und ebenfalls zur Herstellung von Arzneimitteln gebraucht).

Diese große Ausbeute und die verschiedenen Fallen und Fangvorrichtungen, die wir sahen, bewiesen, daß die hier ansässigen Chinesen fast ausschließlich der Jagd und dem Tierfang oblagen und den Anbau von Feldfrüchten nur nebenbei für ihren eigenen Bedarf betrieben. Die kleinen sorgsam bearbeiteten Felder lagen unweit der Fansen. Hier bauten die Chinesen Mais, Hirse und allerart Gemüse. Sie klagten sehr über die zahlreichen Wildschweine, belegten sie mit allerlei kräftigen Schimpfnamen und erzählten, daß vor kurzem eine ganze Herde von den Bergen herab in die Anpflanzungen eingebrochen sei und die Felder gründlich verwüstet habe. Meist war es nötig, die Feldfrüchte noch halbreif zu ernten, um wenigstens etwas vor den gefräßigen Räufern zu retten. Zur jetzigen Zeit blieben die Wildschweine in den Bergen und mästeten sich an den zahlreichen Eicheln.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, und ich beschloß, den Berg Tudinsa zu besteigen, um von dort aus Umschau zu halten. Derffu begleitete mich. Wir waren ohne Gepäck, nur die Büchsen nahmen wir mit.

Der Tudinsa bildet ein Bergmassiv, welches steil zum Tale des Lesu abfällt. Die nördliche Seite ist von tiefen Schluchten zerschnitten. Vorherrschend ist der Berg mit Laubwald bestanden; die weißen Blätter bedeckten schon reichlich den Waldboden, überall war

der Wald durchsichtig geworden, nur die Eichen standen noch im vollen Schmuck ihres herbstlich gefärbten Laubes.

Der Berg war steil, zweimal machten wir halt, um auszuruhen, ehe wir weiter bergan stiegen. An vielen Stellen war der Boden von Wildschweinen durchwühlt. Oft hielt Derffu an und untersuchte einzelne Spuren genauer. An ihnen erkannte er Alter und Geschlecht der Tiere, fand die Fährte eines lahmen Schweines und



Am oberen Lefu

die Stelle, an der zwei Keiler miteinander gekämpft und einer den andern in die Flucht geschlagen hatte. — Auf Grund seiner Angaben konnte ich mir den Hergang klar vorstellen, es erschien mir alles so einfach und selbstverständlich — ich wunderte mich nur, nicht selbst schon vorher diese Ausdeutung der Spuren gefunden zu haben. Der Anblick der Fährten ließ mich höchstens die Richtung erkennen, welche die Tiere genommen, mehr hatten sie mir nicht verraten.

Nach einer Stunde erreichten wir den Gipfel, der mit großen Steinen bedeckt war. Wir setzten uns nieder und hatten nach allen Seiten einen guten Überblick auf die Umgebung.

Im Osten erhob sich die Wasserscheide zwischen dem Bassin des Lefu und den Gewässern, welche dem Daubiche zufließen. Ein anderer Gebirgszug strich dort von Osten nach Westen hin und bildete die Grenze zwischen den Gebieten des Lefu und des Maiche. Im Südosten, dort wo beide Bergzüge zusammentrafen, erhob sich die Kuppel des Dadjanschan.

Hier, vom Gipfel des Tudinsa aus, ließ sich das ganze System des Lefu in seinem Oberlaufe, bestehend aus drei Flüsschen von ungefähr gleicher Länge, übersehen. Zwei von ihnen vereinigen sich bereits früher und kommen von Ostnordost her, der dritte, an welchem wir entlanggezogen waren, hat eine meridionale Richtung. Die Quellen bilden mehrere kleine Gebirgsbäche, die sich bald vereinigen. In topographischer Hinsicht ist zu sagen, daß die Berge um den oberen Lefu eine flache Erhebung bilden, mit außerordentlich steilen Abhängen, bedeckt mit dichtem Mißwald, in dem die Tanne vorherrscht.

Nahe bei den Chinesensanfassen macht der Lefu eine kleine Schlinge, abgelenkt durch eine Felsenklippe, die aus dem südlichen Bergmassiv hervorspringt. Dann wendet sich der Fluß nach Süden, und indem er den Berg Tudinsa umgeht, wieder nach Nordosten zu. Diese Richtung behält er weiterhin bis zu seinem Eintritt in den Chankasee bei. Gerade gegenüber dem Tudinsa nimmt der Lefu noch einen Nebenfluß auf, die Ostradnaja. An diesem Fluß entlang führt ein Saumpfad zum Maiche.

„Kapitan! — Sieh dort, was ist das?“ sagte Derßu und wies nach dem gegenüberliegenden Abhang.

Ich blickte in der angegebenen Richtung und sah einen großen dunklen Fleck, den ich für einen Wolken Schatten hielt. Aber Derßu sah mich ob dieser Annahme lächelnd von der Seite an und wies dann zum Himmel hinauf. Der erstrahlte allerdings in reinsten Klarheit, nicht das kleinste Wölkchen zeigte sich auf seiner azurnen Bläue. — Nach einigen Minuten bemerkte ich, daß der dunkle Fleck seine Form geändert und sich etwas zur Seite bewegt hatte.

„Was bedeutet das?“ fragte ich den Golden, der mich noch immer raten ließ.

„Du nicht verstehen?“ antwortete er, „müssen hingehen nachsehen!“

Wir begannen hinabzusteigen, und bald sah ich, daß auch der Fleck sich uns entgegenbewegte. Nach etwa zehn Minuten machte der Golde halt, setzte sich auf einen Stein und bedeutete mir durch Zeichen, ein Gleiches zu tun.

„Müssen hier warten!“ sagte er leise, „müssen still sitzen, garnicht garnicht sprechen, kein kein Steinchen bewegen!“

Wir warteten, der Fleck war in einer Bodensenkung verschwunden, aber bald sah ich ihn wieder und erstaunte, wie gewaltig er gewachsen war. Jetzt konnte ich die einzelnen Bestandteile unterscheiden, aus denen er zusammengesetzt schien — es waren irgendwelche lebende Wesen, die fortwährend untereinander ihre Plätze wechselten.

„Wildschweine!“ rief ich unwillkürlich aus. Und in der Tat — es war eine Rotte Schwarzwild, wohl an hundert Stück. Einige Tiere hielten sich zeitweilig abseits, liefen aber stets wieder schnell zur Rotte zurück. Bald konnte man jedes einzelne Tier erkennen.

„Ein Kerl, mächtig groß!“ flüsterte Derſſu leise. Ich verstand nicht recht, was er meinte, denn der Russe gebraucht das von dem Golden angewandte Wort ausschließlich zur Bezeichnung von Menschen, Leuten.

Aus der Mitte der Rotte hob sich wie ein Hügel der riesige Rücken eines alten Keilers heraus. Er überragte alle an Größe und hatte wohl seine 15 Pud an Gewicht. Mit jeder Minute kamen die Tiere näher, bereits war deutlich das Rascheln des trockenen Laubes und das Krachen der dünnen Zweige zu hören, von Hunderten von Läufen zertreten, dazwischen schrille Laute der alten Keiler, das Grunzen der Bachen und Quielen der Frischlinge, das Schmatzen und Behen der Hauer. „Großer Kerl nicht näher kommen!“ sagte Derſſu, und wieder hörte ich das sinnwidrige Wort.

Der alte Keiler blieb in der Mitte der Rotte. Die anderen trieben sich um ihn herum; einige zogen voraus und näherten sich uns bereits bedenklich, während der Alte noch außer Schußweite war. Wir saßen unbeweglich. Plötzlich hob der nächststehende Keiler den Fang und sicherte nach uns herüber. Noch sehe ich den mächtigen Kopf vor mir, die gespitzten Gehöre, die tüdlich funkelnden Seher, das Gebrech mit den Nasenlöchern und die weißen, starken Hauer.

Der Schwarzkittel erstarrte in Unbeweglichkeit, hörte auf zu äsen und hielt seine boshaften Seher wie fragend auf uns gerichtet. Endlich hatte er die Gefahr begriffen und stieß einen scharfen Laut aus. Im Augenblick warf sich die ganze Rotte mit Getöse wie ein Sturmwind zur Seite — gleichzeitig krachte ein Schuß, eins der Tiere brach im Feuer zusammen, in Derſſus Händen rauchte die



Büchse. Noch einige Sekunden lang war der Lärm und das Krachen der dürren Zweige im Walde zu hören — bald war alles wieder still.

Das Schwarzwild, welches das Ussurigebiet bewohnt (*Sus leucomystax continentalis*, Nehring), ist der Art nach dem japanischen Wildschwein verwandt und erreicht ein Gewicht bis zu 18 Pud bei einer größten Länge von 7 Fuß und Höhe von $3\frac{1}{2}$ Fuß. Die Hauptfarbe ist dunkelbraun, Rücken und Läufe sind schwarz. Die Frischlinge sind stets längs gestreift. Der Körper ist oval, an den Seiten etwas zusammengedrückt und wird von vier starken Läufen getragen. Der Hals ist kurz und sehr stark, der Kopf keilförmig. Das Gebrech endet vorn in eine ziemlich bewegliche harte, runde Scheibe, den Teller, mit dessen Hilfe das Tier die Erde aufbricht. Das Wildschwein gehört zu den Höckerzähnern. Die Eckzähne sind besonders bei den Keilern außerordentlich stark ausgebildet, bis 8 Zoll lang und sichelförmig rückwärts nach außen gebogen. Sie bilden nach der Sprache des Weidmanns das „Gewerf“ oder „Gewehr“ des Tieres. Da das Wildschwein es liebt, sich an den Stämmen der Zedern, Fichten und Kiefern zu scheuern, sind die steifen Borsten oft mit Harz verklebt. Wie alle Schweinearten fühlt es sich gern im Schlamm, besonders im Herbst bei eintretender Kälte. Der Schlamm friert dann an den Borsten fest, die Zotteln ballen sich zusammen, vergrößern sich und bilden oft eine so feste Eiskruste, daß das Tier dadurch in seiner Beweglichkeit behindert wird. Das Verbreitungsgebiet des Schwarzwildes im Ussurigebiet ist eng an das Vorkommen der Zeder, des Rußbaums, der Buche und Eiche gebunden. Die nördliche Grenze dieses Gebietes läuft von den Niederungen des Chugari über den Mittellauf des Anjui, den Oberlauf des Chor und die Quellen des Bikin, von dort über den Sichote-alin nach Norden zur Halbinsel Usspenje. Vereinzelt findet das Wildschwein sich noch an den Flüssen Kopi, Chadi und Tumnina.

Das Tier ist außerordentlich beweglich, wenn es auch plump erscheint, und sehr stark. Sein Sehvermögen ist gut, Gehör und Bitterung ganz vorzüglich. Es ist schlau und vorsichtig, aber nicht feige, und verteidigt besonders seine Nachkommenschaft mit großer Tapferkeit. Man sagt, daß selbst der Tiger sich nicht an einen alten Keiler heranwagt. Die Saujagd ist nicht ungefährlich. Es gereicht oft dem unerfahrenen Jäger zum Unglück, der ein angeschossenes Schwein verfolgt und glaubt, ohne besondere Sicherheitsmaßnahmen

mit ihm kämpfen zu können. Das verwundete Tier legt sich auf die Lauer, den Kopf dem Verfolger zugewandt. Sobald sich dieser nähert, nimmt es ihn mit solcher Wucht in rasender Fahrt an, daß der Jäger oft gar nicht mehr Zeit hat, das Gewehr zum Schusse zu erheben.

Das von Derßu erlegte Tier erwies sich als eine zweijährige Bache. Ich fragte, warum er nicht den Hauptkeiler geschossen habe.

„Alter Mann mit großen Hauern schlecht zum Essen, Fleisch riecht klein klein wenig!“

Es machte mich wirklich stutzig, daß Derßu die Wildschweine nie anders als: „Menschen“, „Kerle“ oder „alte Leute“ benannte — ich fragte ihn nun dieserhalb ohne Umschweife.

„Sind doch ganz gleich wie Leute, nur andres Kleid und andres Gesicht!“ bekräftigte er, „sonst ganz gleich, können betrügen, können sich ärgern, verstehen alles ringsum — ganz gleich wie Leute!“

Nun verstand ich ihn. Ich erkannte, daß dieser Urmensch eine rein animistische Anschauung der Natur hatte und alles ihn darin Umgebende in seiner Auffassung mit Seele und menschlichen Fähigkeiten ausstattete.

Wir waren ziemlich lange auf dem Berge geblieben, unmerklich neigte sich der Tag seinem Ende zu. Die Ränder der im Westen sich türmenden Wolken erglühten, als wären sie aus flüssigem Metall, zwischen ihnen hindurchbrechend, breiteten sich die Strahlen der Sonne wie ein goldener Fächer am Abendhimmel aus.

Derßu hatte bald das erlegte Wildschwein zerteilt. Mit den besten Stücken beladen, kehrten wir zum Lager zurück, das wir nach einer Stunde erreichten.

In den chinesischen Fansen war es eng und heiß, an Ungeziefer mochte es nicht fehlen — deshalb entschied ich mich, mit Derßu unter offenem Himmel zu schlafen.

„Wird heute Nacht warm, morgen Abend regnen“ meinte dieser und schaute zum Himmel empor. Ich konnte lange nicht einschlafen; dann quälten mich lange, bange Träume während der ganzen Nacht. Die Wildschweine kamen und rächten sich, ihr Gebrech sah ich über mir. Sie erschienen um mich herum wie kleine Flecke — plötzlich wuchsen sie zu riesenhafter Größe, das war schon nicht mehr der Kopf eines Keilers, das war der Berg Tudinfa selbst — die Nasenlöcher tiefe Abgründe. Aber aus diesen Abgründen schienen

wiederum die Schwarzkörbe hervorzustürzen, mit demselben doppelt-gelöcherten Gebrech und die Hauer wehend. —

Das menschliche Gehirn ist seltsam eingerichtet. Von all den Eindrücken des ganzen Tages und den tausend Dingen und Begebenheiten, die uns überall in die Augen fallen, bleibt irgend etwas, oft durchaus nicht das Hauptsächlichste, meist nur das Zufällige, weniger Wichtige, stärker im Gedächtnis haften als das übrige. Einige Orte und Plätze — es sind keinerlei verwickelte Vorkommnisse mit ihnen verknüpft, haften fest in meiner Erinnerung — viel deutlicher als solche, an denen sich wirklich etwas Wichtiges zugetragen hat.

Weshalb nur entfinne ich mich noch immer irgendeines Baumes, der doch gar nichts Bemerkenswerthes an sich hat, eines Ameisenhaufens, eines vergilbten Blattes, eines Ballens grünen Moores — ich glaube, ich könnte noch heute diese Sachen mit allen Einzelheiten aus dem Gedächtnis nachzeichnen.

Das Ereigniß im Koreanerdorf

Am nächsten Morgen erwachte ich später als die anderen. Das erste, was mir in die Augen fiel, war das Fehlen der Sonne, der ganze Himmel war in Regenwolken eingehüllt. Die Soldaten verpackten die Sachen, um sie vor dem kommenden Regen zu schützen. Als Derjju dieses bemerkte, sagte er:

„Eilen nicht nötig, am Tage gut gehen, abends wird Regen sein!“

Als ich ihn fragte, womit er seine Annahme begründe, antwortete er: „Sieh selbst, siehst kleinen Vögel, fressen, spielen, laufen hierhin, dorthin — bald Regen, Vögel sitzen still, schlafen!“

Ich mußte ihm recht geben, mir fiel ein, daß vor einem Regen stets Stille in der Natur eintritt und alle kleinen Lebewesen sich verbergen — jetzt aber war ganz das Gegenteil der Fall, der Wald war erfüllt von Leben und Bewegung. Überall tönten die Rufe der Spechte, Eichelhäher und Rußbeißer durcheinander, lustig erklang das Zwitschern der flinken Meisen.

Nachdem uns die Chinesen Auskunft über den Weg erteilt hatten, setzten wir uns in Marsch.

Hinter dem Berge Tudinja verbreiterte sich das Tal des Lesu plötzlich auf 2 bis 3 Werst. Von hier aus begannen die bewohnten Gegenden. Gegen zwei Uhr gelangten wir zum Dorfe Nikolajewka, welches damals aus 36 Höfen bestand. Nach einer kurzen Rast schickte ich Olentjew ab, um Hafer für die Pferde zu kaufen, ich selbst ging mit Derssu voraus. Ich wollte noch schnell nach dem Koreanerdorfe Kasakewitschewa gelangen, um meinen Leuten heute ein trockenes Unterkommen für die Nacht zu verschaffen.



Koreanischer Knecht mit russischem Fuhrwerk

Gegen fünf Uhr begann der Regen niederzuströmen, gleichzeitig brach die Dunkelheit herein. Wir beschleunigten unsere Schritte, bald teilte sich der Weg; die eine Abzweigung führte an den Fluß, die andere augenscheinlich in die Berge. Wir wählten diese und stießen wiederum auf verschiedene Pfade, die unsere Richtung kreuzten. Als wir endlich das Koreanerdorf erreichten, war es bereits ganz dunkel geworden.

Zu dieser Zeit gelangte Olentjew mit seinem Zuge nach mir an den Kreuzungspunkt der Wege. Da er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, gab er zwei Flintenschüsse ab. Zum Zeichen, daß ich ihn verstanden, antwortete ich in gleicher Weise von meinem Standorte aus.

Die Wirkung unserer Schüsse war ebenso überraschend wie unbeabsichtigt. — Sofort hörten wir aus einer der nächstliegenden Fansen großes Geschrei, gleich darauf fiel ein Schuß aus einem der Fenster, ein zweiter, dritter folgte, und nach wenigen Minuten krachte es im ganzen Dorfe an allen Ecken und Enden. Im Gefühl unserer durchaus friedlichen Absichten konnte ich mir den Grund dieser sinnlosen Schießerei nicht erklären und stand vor einem Rätsel. Immerhin war unsere Lage recht ungemütlich. Strömender kalter Regen, finstere Nacht — und dazu diese Feuer salvoen. — Was war vorgefallen, wodurch diese Panik entstanden? — Plötzlich fiel Lichtschein aus einer der Fansen, aus der geöffneten Tür stürzte ein Koreaner hervor, in der einen Hand eine Petroleumfackel schwingend, in der anderen ein Verdangewehr. Er rannte vorwärts und rief laut etwas in seiner Sprache. Wir traten ihm entgegen, das ungewisse rötliche Licht der Fackel beleuchtete sein angstverzerrtes Gesicht und spiegelte sich in den Pfützen der Dorfstraße. Als er uns erblickte, warf er die Fackel zur Erde, gab in der Richtung auf Derssu einen Schuß ab und rannte Hals über Kopf davon. Das Petroleum verbreitete sich an der Erde und verbrannte mit qualmender Flamme.

„Bist du verwundet?“ fragte ich Derssu. Er verneinte und versuchte, die Fackel aufzuheben. Ohne Deckung sich dem Feuer der Koreaner aussetzend, stand er aufgerichtet da, winkte mit der Hand und rief ihnen etwas zu. Aber seine Beruhigungsversuche blieben erfolglos. — Inzwischen war Olentjew mit den übrigen Leuten zu uns gestoßen. Er hatte natürlich die wilde Schießerei gehört, glaubte uns von Chunchusen überfallen und war uns zu Hilfe geeilt, bei den Lastpferden zwei Mann als Posten zurücklassend. Nach einiger Zeit verstummte das Schießen, wenigstens aus den nächsten Fansen, und Derssu trat nochmals mit den Koreanern in Unterhandlung ein. Sie waren sehr erregt und glaubten fest daran, eine chinesische Räuberbande, Chunchusen, vor sich zu haben, deren Überfällen sie allerdings häufig ausgesetzt zu sein scheinen.

Um keinen Preis wollten sie uns näher heranlassen, geschweige denn bei sich aufnehmen. Alle Versicherungen blieben fruchtlos, die Koreaner drohten und schimpften, schrien durcheinander und waren von unseren friedlichen Absichten nicht zu überzeugen.

Es blieb uns nichts weiter übrig — bis auf die Haut durchnäßt, verärgert und hungrig mußten wir uns einen Lagerplatz unter freiem Himmel suchen. Unweit des Flußufers stand abseits eine alte, ver-

fallene Fanne, daneben reichlich Holz aufgestapelt, der Wintervorrat der Koreaner. Dort stellten wir die Zelte auf und zündeten das Lagerfeuer an. Das Schießen im Dorfe hielt noch lange an, aus den abgelegeneren Fansen knallte es bis zum Morgenrauen. Wozu — das wußten die guten Koreaner wohl selbst nicht, — jedenfalls verteidigten sie sich bis auf die letzte Patrone — zum großen Gaudium unserer Leute, die unter Schimpfen und Lachen einschloßen.

Am nächsten Morgen setzte ich Appell an. Das Sattelzeug wurde nachgesehen, die durchnässten Kleider getrocknet und die Gewehre gereinigt.

Der Regen ließ nach, ein frischer Nordost zerteilte die Wolken, und die Sonne brach durch.

Ich machte mich fertig und ging, das Dorf zu besuchen.

Wenn wir glaubten, die Koreaner würden nach der nächtlichen Kanonade zu uns nach dem Lager kommen, um sich ihre vermeintlichen Gegner bei Tageslicht zu besehen, so irrten wir uns sehr. Im Gegenteil, sie kümmerten sich überhaupt nicht

um uns — ihr Bedarf an Sensation schien völlig gedeckt. Vielleicht schämten sie sich auch des Vorfalles und bedauerten die Munitionsverschwendung.

Aus einer der benachbarten Fansen kamen zwei Männer. Sie trugen weiße Jacken mit breiten Ärmeln, steckten in dickwattierten, weißen Bein Kleidern und hatten bastgeflochtene Schuhe an den Füßen. Ohne nach uns herüberzusehen, zogen sie vorbei. Neben einer anderen Fanne saß ein ehrwürdiger Greis mit langem, dünnen weißen Bart und entzündeten Augen. Er drehte Fäden, sah mich ohne Überraschung oder Neugier an, als ich zu ihm trat, und ließ sich nicht im geringsten in seiner geruhigen Beschäftigung stören. — Eine Frau begegnete uns, mit bauschigem, langen, weißen Rock und einer Art



Alter Koreaner

anliegenden Bluse bekleidet, welche die Brust freiließe. Auf dem Kopf trug sie einen Tonkrug mit Wasser und schritt, die Augen niedergeschlagen, hochaufgerichtet ihren Weg geradeaus an uns vorüber. — Überall, wohin ich auch kam, traf ich stets auf die gleiche verwunderliche Zurückhaltung oder besser Gleichgültigkeit, welche sicher eine Haupteigenschaft der Koreaner bildet.

„Das Land der frühen Morgenruhe“ — so nennen die Koreaner selbst ihre Heimat. Das klingt sehr poetisch — aber diese Art Ruhe, die ich hier kennenlernte, erinnerte reichlich an Stumpfsein.

Das schienen keine lebenden Menschen, sondern mechanisch betriebene Bachspuppen zu sein.

Auf dem Rückwege nach dem Bivak trat ich in eine der Fanse ein. Die dünnen Wände waren innen und außen mit Lehm verputzt. Das vierseitige Strohdach war mit einem Netz aus geflochtenem Schilfgras bedeckt. Drei Türen mit vergitterten, papierbellebten Fenstern führten in das Innere. Hier befindet sich der aus Lehm aufgeführte Kang, der mehr als die Hälfte des Raumes einnimmt. Er dient als Lagerstätte und wird von den unter ihm hindurchgehenden Heizkanälen erwärmt. Die Rauchfänge sind dann nach außen geführt und durch lange, ausgehöhlte Baumstämme gebildet, welche die Rohre ersetzen und neben dem Hause stehen. Die Fanse ist in zwei Hälften geteilt. Den Raum mit dem Kang bewohnen die Menschen, der andere mit festgestampftem Erdboden dient den Haustieren, Hühnern, Pferden, Hornvieh als Stallung. Der Wohnraum ist noch durch dünne Bretterverschläge in einzelne Abteilungen getrennt, die mit sauberen Matten ausgelegt sind. In der einen leben die Frauen mit den Kindern, in der anderen die Männer und etwaigen Gäste.

In der Fanse traf ich dieselbe Frau an, die uns mit dem Wassergefäß auf dem Kopf begegnet war. Sie hockte auf dem Fußboden und füllte mit einer hölzernen Kelle Wasser in einen Kessel. Diese Arbeit erledigte sie in einer sonderbar mechanischen Weise, hob die Kelle jedesmal ganz hoch und goß das Wasser langsam nach rechts über die Hand. Gleichmütig blickte sie mich an und fuhr schweigend in ihrer Arbeit fort. Auf dem Kang saß ein Mann in mittleren Jahren und rauchte sein Pfeifchen. Er blieb unbeweglich und erwiderte auch meinen Gruß nicht. — Gerührt von so viel Höflichkeit und Lebenskunst, verweilte ich nicht lange und ging wieder zu unseren Leuten zurück.

Ansiedlungen der Koreaner finden sich verschiedentlich im südlichen Ussurgebiet. Das Dorf Kasakewitschewa ist im Jahre 1872 gegründet. Im Gegensatz zu den Manjen (Chinesen) gelten die angesiedelten Koreaner größtenteils als russische Untertanen. Sie leben als Farmer und treiben neben Landwirtschaft auch Viehzucht. Ihre Hütten liegen auf weite Entfernung auseinander, jede inmitten der dazugehörigen Felder und Gemüsegärten. Daher nimmt auch ein nicht sehr großes Koreanerdorf alles in allem eine Fläche von mehreren Quadratwerst ein.

Nach dem Mittagessen machte ich eine Streife in die Umgebung. Ich überquerte den Fluß in einem alten Boot und gelangte auf eine Anhöhe. Diese bildete nach dem Flusse zu eine steile Terrasse von 10 bis 12 Sassen Höhe, an welcher die Urformation der Gegend gut zu erkennen ist. Die unteren Schichten bestehen aus kieseligen Ablagerungen, die obere aus poröser Lava. Die großen Hohlräume in der Lava beweisen, daß sie zur Zeit der Eruption stark mit Gasen gesättigt war. Viele dieser ursprünglichen Hohlräume waren mit einem schwarzen oder graugrünen Mineral gefüllt.

Von der Höhe der Terrasse erschloß sich mir eine wundervolle Aussicht auf das Tal des Lesu. Das rechte Ufer, an welchem sich das Koreanerdorf ausbreitete, war niedrig gelegen. In dieser Gegend nimmt der Lesu noch vier Nebenflüsse auf: von links den Kleinen Lesu und die Pitschinsa, von rechts die Zwanowka und Lubjanka. Zwischen den Mündungen dieser beiden liegt ebenfalls auf einer hohen Flußterrasse das Dorf Zwanowskoje, welches im Jahre 1883 gegründet ist und jetzt ungefähr 200 Höfe umfaßt. Weiterhin verbreitert sich das Tal des Lesu und nimmt unbestimmtere Formen an. Flache, aber abschüssige Hügel erheben sich nur wenig über die Ebene und sind spärlich mit Eichen und Schwarzbirken bestanden.

Zwei Stunden lang durchstreifte ich die Umgegend und gelangte dann wieder zum Steilhang zurück. Der Tag ging zur Neige — langsam zogen am Himmel leichte, rosenfarbige Wölkchen dahin. Die fernen Berge, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, erschienen violett mit goldigen Rändern, die der Blätter entkleideten Bäume nahmen eine gleichmäßig graue Färbung an. Unter mir im Koreanerdorf herrschte die gewohnte tiefe Ruhe. Aus den langen Schornsteinen erhoben sich weißliche Rauchwolken, die sich rasch in der kühlen, klaren Abendluft verflüchtigten. Über die Wege huschten da und dort lautlos die weißen Gestalten der Koreaner. Weiter unten am Flusse leuchtete schwach unser Lagerfeuer auf.

Als ich zurückkam, dunkelte es bereits. Der Fluß lag schwarz, auf seiner stillen Fläche spiegelten sich die züngelnden Flammen und die blinkenden Sterne. Am Feuer saßen die Schützen — einer erzählte und die andern lauschten und lachten.

„Das Abendessen ist fertig!“ meldete der Kochkünstler, und ob dieser streng dienstlichen Angelegenheit verstummten Rede und Scherz. —

Nach dem Tee setzte ich mich ans Feuer und trug meine Beobachtungen ins Tagebuch ein. Derßu kramte in seinem Felleisen und hielt das Wachfeuer im Gange.

„Klein klein wenig kalt“, sagte er und hob die Schultern. Ich riet ihm, sich in der Farnse schlafen zu legen, aber er erwiderte, das sei er nun mal nicht gewöhnt.

Dann band er hinter sich einige Zweige des Weidengebüsches bogenförmig zusammen, hing seine Zeltbahn darüber, breitete ein Ziegenfell auf die Erde aus und setzte sich hochend darauf nieder. Die Lederjacke um die Schultern ziehend, rauchte er sein Pfeifchen. Nach einiger Zeit hörte ich ein leises Schnarchen — Derßu schlief. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, die Arme hingen herab, die verlöschte Tabakpfeife war ihm aus dem Munde gefallen und lag auf seinen Knien.

Ich mußte immer wieder staunen, wie genügsam dieser Mensch in seinen Ansprüchen und Gewohnheiten war. Unter welchen schweren Mühen und Entbehrungen errang er sich die kärglichen Mittel zum Leben! — Aber bald bewegten sich meine Gedanken in einer anderen Richtung: Wenn dieser armselige Fallensteller wüßte, daß die Ausnutzung der einen Menschenklasse durch die andere ein Hauptmerkmal unserer gelobten europäischen Kultur ist, er würde sich höchstwahrscheinlich dafür bedanken, um den Preis seiner Freiheit an den Errungenschaften dieser Kultur teilzunehmen. Und um dieser Freiheit willen mußte ich Derßu wahrlich glücklich schätzen. —

Dumpf und hohl klang das Rauschen des nahen Flusses an mein Ohr und sein flüsterndes Quirlen und Glucksen. Irgendwo drüben im Dorfe bellte ein Hund, in einer der Farnsen weinte ein Kind. Ich wickelte mich in die Burka, legte mich mit dem Rücken zum Feuer und fiel bald in süßen Schlaf.

Raum wurde es hell am anderen Tage, als wir schon auf den Beinen waren. Die Pferde waren nachts zur Weide in die Berge gezogen, da sie auf den Wiesen und Feldern der Koreaner kein Futter fanden. Während sie geholt wurden, bereitete der Koch den Leuten den Tee und die Morgengröße. Als die Schützen mit den

Pferden zurückkehrten, hatte auch ich meine Arbeit beendet, und um acht Uhr machten wir uns auf den Weg.

Vom Dorfe Kasakewitschewa aus führen zwei Wege durch das Lesu-
tal; der eine geht in vielen Windungen zum Dorfe Zwanowskoje,
der andere, weniger begangene, läuft teilweise durch sumpfige Stellen
am rechten Ufer des Flusses entlang. Wir wählten diesen, und je
weiter wir kamen, desto mehr nahm das Flußtal jetzt einen wiesigen
Charakter an. Die Berge wichen weit zur Seite, schienen ganz



Am Mittellauf des Lesu

aufzuhören, und an ihre Stelle traten lange niedrige Abhänge, mit
Strauchwerk bewachsen. Zwischen diesem, hier und dort, einzeln und
in Gruppen, standen baumartige Eichen und Linden mit abgefrorenen
Wipfeln. Nahe am Flusse selbst wuchsen dichter die Erlen, Weiden
und der Faulbaum. Unser Weg führte jetzt nach links den fernen
Anhöhen zu, und wir kamen ungefähr 4 Werst vom Flusse ab.
Das Dorf Ljalitschi erreichten wir nicht mehr an diesem Tage und
lagerten 6 Werst davor an einem kleinen, geschlängelten Bächlein.

Abends saß ich mit Derissu am Feuer und unterhielt mich mit ihm
über die weitere Marschrichtung. Ich beabsichtigte, am Lesu entlang
den schon von Prshewalski gepriesenen Chantasee zu erreichen. Der
Golde sagte mir, daß weiterhin ausgedehnte Sümpfe und völlige
Begelosigkeit kämen, und riet mir, ein Boot zu nehmen, die Pferde
aber mit einem Teile des Kommandos in Ljalitschi zu lassen. Sein

wohlüberlegter Rat erschien mir durchaus zweckmäßig, und ich beschloß, ihn zu befolgen, wobei ich nur den Wartepunkt des Kommandos nach einem anderen Plage verlegte.

Der Unterlauf des Lesu

Am anderen Morgen nahm ich außer Derßu nur Olentjew und den Schützen Martschenko mit mir. Die übrigen Leute schickte ich von Ljalitschi aus nach dem Dorfe Tschernigowka mit dem Befehl, dort meine Rückkehr abzuwarten. Mit Hilfe des Dorfältesten gelang es uns bald, ein ziemlich brauchbares Flachboot zu erwerben. Wir zahlten dafür zehn Rubel und zwei Flaschen Wodka. Die Instandsetzung des Bootes nahm noch den ganzen Tag in Anspruch. Derßu brachte selbst die Ruder in guten Zustand, fertigte aus Holzpflocken die Ruderdollen, paßte Sitzbretter ein und legte die Stangen zurecht. Es war erstaunlich, wie rasch die Arbeit unter seinen Händen fortschritt, nie lief er unnötig hin und her, jeder Handgriff war überlegt und folgerichtig, und nirgends trat eine Verzögerung ein. Offenichtlich hatte das Leben ihn geschult, energisch, praktisch und ohne Zeitvergeudung zu handeln.

Zufällig fanden wir in einer Bauernhütte frisch zu Zwieback geöstetes Brot vor. Weiter benötigten wir nichts, da wir genügend Vorräte an Tee, Zucker, Salz, Grüne und Konserven hatten. Auf den Rat Derßus wurde alles Nötige noch am gleichen Abend im Boote verstaut, während wir selbst am Flußufer übernachteten. Die Nacht war kalt und windig. Da es an Brennholz mangelte, konnten wir kein großes Feuer unterhalten, froren alle und kamen fast nicht zum Schlafen. Wie ich mich auch drehte und wendete und in die Furka einwickelte, der kalte Wind fand immer wieder eine Öffnung und kniff mich bald in die Schulter, bald in die Seite oder den Rücken. Das Holz brannte schlecht, es krachte und sprühte nach allen Seiten Funken. Halb im Schlafe hörte ich, wie Derßu leise schimpfte. Seine Decke hatte Feuer gefangen. Er nannte das Feuer einen „schlechten Kerl, der immer so brennt, als wenn er schreit, muß fortgejagt werden“. Dabei ahnte er mit seiner Stimme das Knistern des Holzes nach, und gleich darauf hörte ich ein Platschen im Wasser und das Zischen des Feuerbrandes — der Golde hatte eins der brennenden Holzstücke in den Fluß geworfen.

Ich spürte jedoch die Kälte nicht mehr und schlief ein. Als ich nachts erwachte, sah ich Derffu am Feuer sitzen und schüren. Der Wind blies die Flammen nach allen Seiten auseinander. Über meine Bursa ausgebreitet lag die Decke des Golden — er hatte mich damit bedeckt, das war die Ursache, daß ich mich erwärmt hatte. Auch den Soldaten hatte er seine Zeltbahn über die Mäntel gedeckt.

Ich schlug Derffu vor, sich nun an meine Stelle zu legen, aber er lehnte es ab.

„Nicht nötig, Kapitan,“ sagte er, „schlafe nur, werde schon Feuer aufpassen — ist sehr böse heute.“ Dabei wies er auf das brennende Holz.

Je mehr ich mich mit diesem Menschen beschäftigte, desto besser gefiel er mir. Mit jedem Tage entdeckte ich neue Tugenden an ihm. Früher hatte ich geglaubt, daß der Egoismus eine Grundeigenschaft der unzivilisierten Völker sei und untrennbar mit ihnen verbunden, daß aber Nächstenliebe und Achtung vor fremden Interessen alleinige Errungenschaften der höheren europäischen Kultur wären. — Hatte ich mich da nicht geirrt? — In diesen Gedanken schlief ich aufs neue ein und erwachte erst, als es ganz hell war.

Nach dem Frühstück schickte ich das Kommando nach Tschernigowka ab. Wir selbst ließen das Boot zu Wasser und setzten uns in Bewegung.

Mit Stangen vorwärtsgestoßen, glitt unser Boot sicher mit der Strömung dahin. Nachdem wir ungefähr fünf Werst zurückgelegt hatten, erreichten wir eine Eisenbahnbrücke und machten halt, um auszuruhen. Derffu erzählte, daß er als Kind mit dem Vater an dieser Stelle gewesen sei; sie wären auf der Jagd nach Rehwild hierhergekommen. Die Eisenbahn kannte er bisher nur aus den Erzählungen der Chinesen, selbst hatte er noch keine gesehen.

Nach kurzer Rast ging es weiter. Hinter der Brücke hörten die Berge auf. Ich verließ das Boot und bestieg einen Hügel, um zum letzten Male die ganze Gegend zu beschauen. Ein schönes Panorama breitete sich vor meinen Blicken aus. Hinter mir im Osten türmten sich die Berge, im Süden lagen steile Hügel, mit spärlichem Laubwald bedeckt. Gegen Norden aber breitete sich eine unübersehbare Niederung aus, so weit der Blick reichte, mit Gras bewachsen. So sehr ich auch meine Augen anstrengte — ein Ende dieser gewaltigen Fläche war nicht zu erkennen, sie ging weiter und weiter, um in der Ferne mit dem Horizont zu verschmelzen. In kurzen Pausen strich der Wind darüber hin — dann neigte sich das Gras und wogte

wie ein Meer. Hier und da ragten kleine Gruppen und einzelne Stämme schwächerer Birken mit zitternden Blättern aus dem Grasmeer hervor. Das Ufer des Lesu war mit Erlen und Weiden bestanden, und von dem Berge aus, auf dem ich stand, konnte man den Flußlauf danach weithin verfolgen. Anfänglich behält der Fluß seine nordwestliche Richtung bei, aber bereits vor den Hügeln, die sich im Westen in Entfernung von ungefähr 10 Werst zeigen, wendet er sich nach Norden, um dann nochmals etwas nach Osten abzubiegen. Eine zahllose Menge von Nebenflüssen, Kanälen, toten Flußarmen, Seen und Lachen begleiten ihn zu beiden Seiten. Die weite Ebene erschien leer und unbelebt. Die hell in der Sonne glühenden zahlreichen Wassertümpel zeugen davon, daß das Tal des Lesu in der Regenzeit leicht überschwemmt wird.

Auf dieser ganzen Strecke nimmt der Lesu von links zwei Nebenflüsse auf, den Sandugan und den Chunuchesa. Dieser durchfließt eine ebenso tiefliegende sumpfige Niederung wie der Lesu selbst. Gegen Mittag gelangten wir nochmals an eine Bodenerhebung, nahe am rechten Flußufer gelegen. Dieser Hügel war ungefähr 60 bis 70 Sassen hoch und mit spärlichem Baumwuchs, Eichen, Birken, Ahorn, Akazien und Nußbäumen, bestanden. Von hier aus ging ein Pfad ins Land hinein, wahrscheinlich zum Dorfe Wossnessenloje, welches 12 Werst westlicher liegt.

Während der zweiten Tageshälfte legten wir noch ein großes Stück zurück, um dann ziemlich zeitig zum Bivakieren haltzumachen.

Das ungewohnte lange Sitzen im Boot ermüdete sehr und deshalb sehnten sich alle danach, an Land zu gehen, um die steifgewordenen Gliedmaßen zu strecken. Mich zog es ins Feld hinein. Olentjew und Martshenko machten sich daran, das Lager herzurichten, während ich mit Derßu auf die Jagd ging. Mit dem ersten Schritt umgab uns das wogende Gras von allen Seiten. Es war so hoch und dicht, daß man das Gefühl hatte, darin zu versinken. Unter den Füßen, vor- und rückwärts und von allen Seiten nichts als Gras, Halme und Stengel — nur über uns der blaue Himmel. Es schien mir, als ob wir auf dem Grunde eines mit Gras gefüllten Meeres dahinschritten. Fast noch stärker wurde dieser Eindruck, als ich mich auf eine kleine Erderhöhung stellte und übersehen konnte, wie alles um mich herum wogte und wallte. Beinahe ängstlich tauchte ich wieder im Grase unter und schritt vorsichtig weiter in diesem ganz unübersichtlichen Element, in dem auch die Gefahr des Verirrrens viel größer ist als im Walde. Verschiedentlich verloren wir die Richtung, konnten

aber immer noch den Fehler ausbessern, da wir ab und zu auf kleine Erdhügel stießen. Von diesen aus irgendeinen Punkt in einiger Entfernung ins Auge fassend, orientierte ich mich nach ihm hin und versuchte vorwärts zu kommen. Überall, wohin ich auch blickte, uferlos dehnte sich um mich das wogende Grasmeer. —

Als hauptsächlichste hier wachsende Grasarten sind zu nennen: das Schilfrohr (*Phragmites communis*. Trinius), bis 10 Fuß hoch; das Besenkraut (*Calamagrostis villosa*. Mutel), bis 5 Fuß; Wermut (*Artemisia vulgaris*), bis 8 Fuß hoch; dann *Arundinella anomala*. Steudel, *Miscanthus sacchariflorus*. Hac., und andere. Von den Baumarten und Sträuchern, die am Flußufer wachsen, erwähne ich: die Strauchweide (*Salix viminalis* Lin), Espe (*Populus tremula*. L.), weiße Birke (*Betula latifolia*. Tausch) und die Erle (*Alnus hirsuta* Turcz).

Weitaus die Mehrzahl der Bewohner dieser Sumpfstrecken stellt die Vogelwelt. Wer nie in derartigen Niederungen, wie der Zefu sie durchfliehet, gewohnt hat, der kann sich auch nicht annähernd ein Bild davon machen, was hier zur Zeit des Vogelzuges vor sich geht.

Tausende und aber Tausende großer und kleiner Vogelscharen streben dem Süden zu. Dazwischen ziehen viele in entgegengesetzter Richtung, andere quer zur Seite. Diese Scharen fliegen bald hoch in den Lüften, bald streichen sie in geringerer Höhe über der Erde hin, und alle zusammen, fern und nah, heben sich derartig vom hellen Grunde des Himmels ab, daß dieser, besonders nahe dem Horizont, wie mit einem riesigen Netz überzogen erscheint.

Ich stand und staunte, wie verzaubert von diesem ganz einzigartigen Schauspiel. — Am höchsten von allen schwebten die Adler. Ihre mächtigen Schwingen weit ausgebreitet, zogen sie ohne einen sichtbaren Flügelschlag ununterbrochen ihre weiten Kreise, sich höher und höher schraubend, oft kaum noch mit dem bloßen Auge zu erkennen. Was bedeuten für sie Entfernungen! — Tiefer unter ihnen, aber doch noch in beträchtlicher Höhe, fliegen die Wildgänse. Diese scheuen Vögel zogen in ausgerichteten Reihen dahin, und wuchtig mit den Flügeln ausgreifend, erfüllten sie die Luft mit ihren starken Schreien. Neben und unter ihnen die Seegänse und Schwäne. Tiefer der Erde zu eilten lärmend die Enten. Dort kamen Scharen der schweren Stockenten, leicht an dem schwirrenden Ton ihrer Flügel zu erkennen, und dicht über dem Wasser flogen zu Tausenden die Krickenten und andere kleine Entenarten. Hier und dort zeigten sich Buffarde und Rüttelfalken. Diese Vertreter des Falkengeschlechts beschrieben

im Fluge schöne Kreise, hielten bisweilen plötzlich, mit den Flügeln rüttelnd, an einer Stelle an, während sie scharf nach Beute auspähten. Von Zeit zu Zeit ihren Flugbereich wechselnd, zogen sie wieder ihre Kreise, aus denen sie oft pfeilgeschwind mit angezogenen Flügeln steil herabstießen, um sich dann, ohne die Erde zu berühren, in elegantem Schwunge wieder zu erheben. Die zierlichen und beweglichen Möwen schimmerten in ihrer zarten Weiße am lasurblauen Himmel, Kronschnepfen, leicht und wiegend im Fluge, vollführten dabei überraschend schöne Wendungen. Scharfschnäblige Tauchergänse und Säger blickten im Fluge nach allen Seiten, als ob sie nach einem passenden Plage zum Ausruhen suchten. Die Goldregenpfeifer hielten sich an die sumpfigen Niederungen. Die Lachen und Pfützen dienten ihnen augenscheinlich als Wegweiser, nach welchen sie ihre Richtung einhielten.

Und alle diese und noch viele andere Vogelarten strömen hier in unzählbaren Schwärmen nach Süden. Der Anblick dieser endlosen, ununterbrochen weiterreisenden Massen ist überwältigend, und ich konnte mich nur schwer von diesem nie gesehenen Bilde abwenden.

Als wir endlich weitergingen, zeigten sich plötzlich zwei Rehe vor uns. Sie standen ungefähr 60 Schritt von uns entfernt und waren im hohen Grase kaum zu sehen. Nur die Köpfe mit den abstehenden Lauschern und die weißen Spiegel schimmerten durch die Halme. Nachdem die Rehe eine Weile gesichert, flüchteten sie an 150 Schritt weit ab, verhofften dann wieder und äugten nach uns zurück. Ich hob die Büchse, feuerte und schoß fehl. — Das rollende Echo trug den Schall weit über den Fluß. Tausende von Vögeln erhoben sich vom Wasser und aus den Wiesen und flogen mit schrillen Schreien ängstlich nach allen Seiten auseinander. Die erschreckten Rehe stoben in langen Fluchten davon. Nun zielte Derissu kurz, und im Augenblick, als sich der Kopf des einen Tieres etwas über dem Grase zeigte, krachte sein Schuß. Als sich der Rauch verzogen hatte, war nichts mehr von den Rehen zu sehen. Der Golde lud aufs neue seine Büchse und ging eilig vor. Ich folgte ihm schweigend. Derissu sah sich um, ging einige Schritte zurück, dann zur Seite und wandte sich wieder um — augenscheinlich suchte er etwas.

„Was suchst du denn?“ fragte ich ihn neugierig.

„Das Reh!“ antwortete er und sah mich etwas erstaunt an.

„Aber das ist doch fort“, sagte ich lachend.

„Nein,“ antwortete er überzeugt, „hab's in den Kopf getroffen!“

Ich glaubte dem Golden diesmal nicht recht, machte mich nun aber ebenfalls daran, das erlegte Wild zu suchen. Mir schien, er habe sich geirrt — aber nach zehn Minuten fanden wir das Reh. In der That — ein Kopfschuß. Derſſu lud sich das erlegte Wild auf die Schulter, und langsam gingen wir zurück.

Als wir das Biwak erreichten, dunkelte es bereits. Die Abendröte versuchte noch eine Weile mit dem nächtlichen Dunkel zu ringen, bald mußte sie unterliegen, ließ schnell nach und versank am Horizont. Fast gleichzeitig blinkten am Himmel die Sterne auf, als ob sie darüber frohlockten, daß ihnen die Sonne nun die Freiheit ließ.

Nahe dem Flusse lag dunkles Gebüsch, die Bäume waren nicht mehr voneinander zu unterscheiden, einer gleich dem andern. Zwischen den Stämmen hindurch schimmerte das Lagerfeuer. Der Abend war ruhig und frisch. Unweit von uns fiel ein Zug Enten mit großem Lärm in den Fluß ein. Dem Fluge nach schienen es kleine Kriechenten zu sein.

Nach dem Abendessen machten sich Olentjew und Derſſu an das Abhäuten des Rehes. Nachdem ich mein Tagebuch weitergeführt, legte ich mich zeitig zum Schlafen nieder, konnte aber lange keine Ruhe finden. Kaum schloß ich die Augen, als mir das riesige schwankende Spinnennetz erschien, ein Meer wildwogenden Grases und ungezählte Züge von Enten und Gänſen. — Erst gegen Morgen schlief ich ein.

Am nächsten Tage erhoben wir uns zeitig, schnell labten wir uns am heißen Tee, packten unsere Habseligkeiten in das Boot und glitten auf dem Flusse weiter. Immer geschlängelter wurde sein Lauf, die Bindungen bildeten oft völlige Kreise, nirgends findet sich hier eine Stelle, an welcher der Fluß ein längeres Stück geradeaus fließt.

Im Unterlauf empfängt der Lesu von rechts her noch zwei kleine Nebenflüsse, die Monastirka und die Tschernigowka. Eine große Zahl von Wasserläufen und langen toten Nebenarmen gehen seitlich, längs und quer zum Flusse und bilden ein verzweigtes System von Wasseradern.

Ungefähr 8 Werst unterhalb der Monastirka treten die Berge wieder an den Lesu heran und endigen hier in einem unbenannten Hügel von 147 Saſhen Höhe. An seinem Fuße ist das Dorf Chalkidon gelegen. Es ist dies die letzte russische Siedlung — weiter nach Norden bis zum Chankasee finden sich keine menschlichen Behausungen mehr.

Die mitgenommenen Vorräte gingen zu Ende und mußten wieder aufgefüllt werden. Wir zogen das Boot an Land und gingen nach dem Dorfe. Mitten durch dieses läuft eine breite Straße. Die Häuser stehen weit voneinander entfernt. Beinahe alle Bauern waren schon lange Jahre im Orte ansässig und besaßen Anwesen von 100 Desjatinen und mehr.

Ich trat in die erste beste Hütte ein. Man konnte nicht sagen, daß es auf dem Hofe sehr sauber ausah, auch nicht im Innern des Hauses. Müll und Abfälle, das wackelige Schloß, die aus den Angeln gefallene Tür, das von Alter und Schmutz schwarz gewordene Handwaschbecken — alles zeugte davon, daß die Bewohner keinen besonderen Wert auf Reinlichkeit und Ordnung legten. Als wir den Hof betraten, trafen wir eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm. Sie drückte sich scheu zur Seite und erwiderte schüchtern unsern Gruß.

Unwillkürlich richtete ich den Blick nach dem Fenster. Es war aus doppelten Rahmen mit vier Scheiben. Der Raum zwischen den Scheiben wurde beinahe bis zur Hälfte von einer graugelblichen Masse ausgefüllt. Anfänglich glaubte ich, es wären Sägespäne und fragte dieserhalb die Wirtin, was das zu bedeuten habe.

„Was für Sägespäne?“ gab die Frau zurück. „Mücken sind es!“

Ich trat näher. Tatsächlich, es waren vertrocknete Mücken, ungefähr drei oder vier Pfund schienen es zu sein.

„Wir können uns ihrer nur durch doppelte Scheiben erwehren,“ fuhr die Frau fort, „sie kriechen zwischen die Scheiben und fangen sich dort. Und in der Hütte machen wir Räucherfeuer an und schlafen unter Mückennehen!“

„Ihr solltet das Gras in den Sümpfen abbrennen“, meinte der Schütze Martschenko.

„Das haben wir auch schon gemacht, aber es hilft nichts. Die Mücken kommen aus dem Wasser, und im Sommer ist das Gras zu feucht und brennt ja nicht.“

Olentjew kam dazu und erklärte, daß das nötige Brot gekauft sei. Wir gingen durch das ganze Dorf und dann zum Boote zurück.

Dort hatte Derßu inzwischen Fleisch gebraten und Tee bereitet. Die ganze Dorfjugend war mit uns zusammen ans Ufer gelaufen — nun standen die Kinder um uns herum und bestaunten alles mit großer Neugierde.

Nach einer halben Stunde ging es weiter. Solange wir in Sicht waren, lärmten die Kinder hinter uns her und ließen die Augen

nicht von uns — bis nach einer Biegung des Flusses das Dorf unsern Blicken entschwand.

Das Flussbett des Lefu ist im Labyrinth seiner Nebenflüsse schwer zu verfolgen. Die Breite des Flusses schwankt zwischen 8 und 40 Sassen. Auch zweigen sich vom Hauptstrom mehrere große tote Nebenarme ab, von welchen noch lange, tiefe und schmale Kanäle ausgehen, die wiederum teils mit Seen und Sümpfen der Umgebung in Verbindung stehen, teils auch mit jenen Flüsschen, die weiter unterhalb



In den Sümpfen am Lefu

dem Lefu zufließen. — Je näher wir dem Chankasee kamen, desto schwächer wurde die Strömung des Lefu. Der Grund des Flussbettes ist morastig, und oft bleiben die Stangen, mit welchen das Boot im Flusse vorwärtsgestoßen wird, derartig fest im Schlamm stecken, daß sie nur schwer wieder herauszuziehen sind und den Händen entgleiten. Die Tiefe des Lefu ist sehr ungleichmäßig. Bald läuft das Boot Gefahr, im flachen Wasser festzufahren, dann kommen wieder so tiefe Stellen, daß beinahe die ganze Stange ins Wasser gerät.

Nah dem Ufer ist der Erdboden meist ziemlich fest, aber kaum versucht man ein Stückchen landeinwärts zu gehen, so versinkt man im Sumpf. Zwischen dem Schilf liegen lange, schmale Seen verborgen. Diese und das in langen Reihen wachsende Weiden- und

Erlengestrüpp weisen darauf hin, daß der Lesu früher einen anderen Lauf hatte und mehrere Male sein Flußbett gewechselt hat. Gegen Abend gelangten wir fast bis zum Flusse Tschernigowka und bivakirten auf einer schmalen Landzunge zwischen diesem und einem anderen kleinen Nebenflüßchen.

An diesem Abend herrschte ein ganz besonders starker Vogelflug. Olentjew erlegte einige Enten, die uns ein leckeres Abendessen boten. Als es dunkelte, stellten alle Vögel ihren Flug ein, und bald herrschte ringsum völlige Ruhe; man konnte glauben, daß die weiten Steppen gänzlich unbelebt seien. Trotzdem war wohl weit und breit kein Lümpel oder See, kein Wasserlauf zu finden, der nicht dicht von den Schwärmen der Schwäne, Gänse, Säger, Enten und anderen Wasservögel besetzt war, die hier ihre Nachtruhe hielten.

Martschenko und Olentjew legten sich zeitig zur Ruhe nieder — ich saß wie gewöhnlich mit Derßu im Gespräch. Der auf dem Feuer vergessen hängende Teekessel gab sein Vorhandensein durch ein eindringliches Zischen kund. Derßu rückte ihn zur Seite, aber er summt weiter, er stellte ihn ganz vom Feuer ab — der Kessel sang mit dünnem Stimmchen sein gleichförmiges Lied.

„Warum so schreien?“ sagte Derßu. „Schlechter Kerl!“ — Dann stand er auf und goß das heiße Wasser auf die Erde aus.

„Was für einen Kerl meinst du denn nun wieder?“ fragte ich verständnislos.

„Das Wasser —“ antwortete er — „kann schreien, kann weinen, kann auch spielen!“

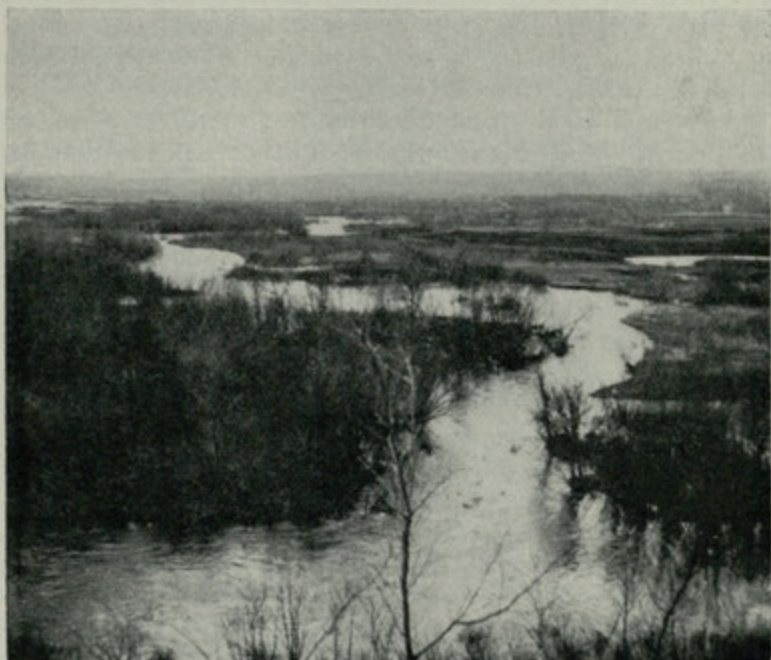
Lange sprach dieser ursprüngliche Mensch dann noch mit mir über seine Wunderwelt, und immer mehr erfuhr ich von seinen Anschauungen. Er hatte die lebendige Kraft des Wassers und seinen ruhigen Lauf gesehen, sein Getöse zur Zeit der Überschwemmungen gehört — für ihn galt auch dieses Element als beseelt und mit menschlichen Eigenschaften ausgestattet.

„Sieh,“ fuhr Derßu fort und zeigte auf das Feuer, „das ebenso wie Mensch!“ Ich blickte ins Lagerfeuer. Das Holz sprühte Feuerfunken und ächzte, die Flamme leckte bald mit langen, bald mit breiteren Zungen um sich, grell leuchtete sie auf, um wieder zu verblässen. Aus den glühenden Kohlen bauten sich Schlösser und Grotten auf und stürzten in sich zusammen zu neuen Gebilden.

Derßu war verstummt, und lange noch saß ich und sann in das „lebende Feuer“.

Im Flusse plätscherten laut die Fische. Ich erhob mich und sah auf Derffu, er war im Sigen eingenickt. Die Steppe lag lautlos wie früher, die Sterne am Himmel wiesen auf Mitternacht. Ich weckte den Golden, und nachdem wir nochmals das Feuer mit Holz genährt, legten auch wir uns zur Ruhe nieder.

Am anderen Morgen erwachten wir alle gleichzeitig früh wie durch Zufall.



Am Chankasee

Raum brach die Morgenröte an, als auch sogleich der Vogelflug von neuem einsetzte. Die ganze gefiederte Welt erhob sich in die Lüfte und zog mit Lärmen und Schnattern weiter nach Süden.

Als erste flogen die Gänse auf, nach ihnen die Schwäne, dann folgten die Enten und nach diesen die ganze Schar der anderen Zugvögel. Anfänglich niedrig über der Erde hinstreichend, stiegen sie bald höher und höher.

• Noch vor Sonnenaufgang hatten wir acht Berst zurückgelegt und kamen bis zum Berge Tschaidinsa, der mit Ulmen und Espen be-

standen ist. An seinem Fuße fließt das Flüsschen Sjaohesa. Das Thal des Lesu verbreitert sich hier bis auf 40 Werst. Zur linken Seite dehnen sich flache Sümpfe in riesenhafter Ausdehnung. Der Lesu teilt sich in eine Anzahl verschiedener Arme, von denen jeder mehrere zehn Werst Länge hat. Diese Arme teilen sich weiter in Nebenläufe, welche sich wiederum verzweigen. Alle diese Wasseradern laufen als breites Netz zu beiden Seiten des Hauptstromes und bilden mit ihm ein sehr verschlungenes Labyrinth. Man kann sich leicht darin verirren, falls es nicht gelingt, im Hauptstrombett zu bleiben, und man sich, in der Hoffnung die Entfernung vielleicht abzukürzen, einem solchen Nebenarme anvertraut.

Außer dem schon genannten Sjaohesa fließen hier noch zwei Flüsschen in den Lesu, von rechts die Ujuganka und von links der Seúsgu. Weiterhin bis zum Chankasee empfängt der Lesu keine selbständigen Zuflüsse mehr.

Wir hielten uns im Bette des Hauptstromes, und nur in den äußersten Fällen bogen wir in einen Seitenfluß ab, um möglichst bald wieder nach dem Hauptbett zurückzukehren. Besonders die Nebenarme waren dicht mit Schilf und Rohr bewachsen, so daß unser Boot vollkommen darin verschwand. Wir trieben leise vorwärts und kamen oft so nahe an die Kolonien und Nester der Flußvögel heran, daß wir sie gut und eingehend betrachten konnten.

Besonders fiel mir ein weißer Reiher auf mit schwarzen Beinen und gelbgrünem Schnabel. Wichtig stolzierte er am Ufer entlang, nickte im Takte mit dem Kopfe und sah aufmerksam ins Wasser. Als er das Boot bemerkte, hüpfte er einige Male hoch, erhob sich schwerfällig vom Erdboden und strich ein Stück ab, um sich am benachbarten Nebenarm niederzulassen. Dann sahen wir eine Rohrdommel. Das graugelbe Federkleid, der schmutziggelbe Schnabel, gelbe Augen, ebensolche Füße gaben diesem Vogel ein wenig anziehendes, düsteres Außere. Die Rohrdommel lief gebückt im Sande und verfolgte ununterbrochen eine bewegliche und emsige Schnepfe. Diese flog vor ihr ein Stück weiter, aber sobald sie sich niederließ, lief ihre Verfolgerin mit eiligen Schritten zu ihr hin, stürzte sich auf sie und suchte, sie mit dem spitzen Schnabel zu stoßen. Als die Rohrdommel das Boot wahrte, versteckte sie sich im Grase, streckte den Hals hoch, den Kopf nach oben, und verharrte regungslos an ihrem Platze. Martshenko versuchte, sie vom Boot aus zu schießen. Die Kugel ging fehl, dicht bei der Rohrdommel flog das Schilf auseinander, aber diese rührte sich nicht. Derßu lachte.

„Verdammt schlauer Kerl, immer so verstellen“, sagte er. Und wirklich, der „schlaue Kerl“ war nicht mehr zu finden. Die Färbung des Gefieders und der emporgerückte Schnabel verbargen ihn vollständig zwischen dem Röhrrieh.

Weiter sahen wir ein neues Bild: Ein Eisvogel saß einsam auf einem Rohrwedel niedrig über dem Wasser nahe am Ufer. Dieser kleine Vogel mit seinem großen Kopf und langen, starken Schnabel schien zu schlummern. Plötzlich aber stürzte er sich ins Wasser, tauchte unter und zeigte sich wieder an der Oberfläche mit einem kleinen Fischchen im Schnabel.

Nachdem er seine Beute verschlungen, saß er wieder auf seinem Zweige und versank ins Träumen, bis ihn das näherkommende Boot aufscheuchte und er mit einem kurzen Schrei aufflog, um sich weiter unten am Flusse niederzulassen. Glänzend blau schimmerte sein Gefieder. Nachdem er ein Stück abgeflogen, trafen wir ihn wieder am Ufer auf einem Zweige — dann flog er weiter, und endlich verschwand er, indem er im Bogen nach seinem ersten Jagdrevier zurückkehrte.

Zweimal schossen wir Sumpfhühner. Diese schwarzen Tauchvögel liefen mit ihren langen Beinen leicht und flink über die Blätter der Wasserpflanzen, zeigten sich aber beim Fliegen hilflos und ungeschickt. Augenscheinlich waren sie auf dem Trockenen nicht in ihrem Element. In der Luft zappelten sie ganz sonderbar mit den Füßen, so daß es den Eindruck erweckte, als wären sie eben erst aus dem Nest gekommen, um die ersten Flugversuche zu machen.

Hier und dort in den Wasserlachen fanden wir Haubensteißfüßler mit wackelnden Ohrbüscheln an den Seiten und buntem Federtragen. Sie flogen nicht auf, sondern verbargen sich im Kraut oder tauchten unter.

Das Wetter war uns günstig, einer von jenen warmen Herbsttagen, wie sie im Ussurigebiete noch im Oktober vorherrschen. Der Himmel ganz wolkenlos und tiefblau, ein leichter Wind von Westen her. Doch ist diese Bitterung oft sehr trügerisch und schlägt bisweilen gänzlich um. Dann stürmen von Nordwesten her plötzlich kalte Winde, und je länger die Windstille angehalten, umso heftiger kommt der Wettersturz.

Gegen elf Uhr vormittags machten wir einen längeren Halt nahe beim Flusse Ljuganka. Nach dem Mittagessen legten sich die Leute zur Ruhe nieder. Ich versuchte, landeinwärts zu gehen. Wohin ich auch meine Blicke wandte, überall nur Schilf und Sumpf. Weit

hinten im Westen eine neblige Berglinie, in den baumlosen Ebenen dunkelten hier und dort aus dem Wasser kleine Plätze wie Däsen; von Strauchgewächsen gebildet.

Als ich zu einer solchen Stelle vordrang, scheuchte ich eine große Sumpfeule auf. Diese nächtliche Bewohnerin der offenen Weiten verbirgt sich tagsüber im Gestrüpp. Angstlich raschelte sie zur Seite, und nachdem sie ein Stückchen geflogen, verbarg sie sich aufs neue im Sumpfe. Neben den Gebüschchen setzte ich mich nieder, um auszurufen. Plötzlich hörte ich ein leichtes Rascheln. Ich fuhr auf und sah um mich, aber mein Erschrecken war überflüssig. Es waren Drosselrohrfänger, die zwischen den Stengeln des Rohres herumflatterten, fortwährend mit dem Schwanz wippend. Dann sah ich zwei Zaunkönige. Die niedlichen rötlichbunten Vögelschen schlüpfen unermüdt zwischen dem Schilf hindurch, versteckten sich flink, um wieder an einer anderen Stelle zu erscheinen, und verbargen sich dann im trockenen Grase. Ein Rohrspaz erkletterte sein Schilfrohr, legte den Kopf zur Seite und sah mich fragend an. — Noch verschiedene Arten kleiner Vögel konnte ich hier beobachten, deren Namen mir nicht bekannt waren.

Eine Stunde später lehrte ich zum Biwak zurück. Martshenko bereitet schon den Tee und erwartete meine Rückkehr. Nachdem wir uns gesättigt, gingen wir ins Boot und fuhren weiter. Da ich mein Tagebuch vervollständigen wollte, ließ ich mir von Derissu berichten, welche Tierspuren er im Lesutale bemerkt habe, seit wir die Berge verlassen und in die Sümpfe eingedrungen waren. Er sagte, daß sich in dieser Gegend folgende Vierfüßler aufhalten: Rehe, waschbärartige Hunde, Dachs, Wölfe, Füchse, Hasen, Iltisse, Fischotter, Wasserratten, Mäuse, Maulwürfe.

In der zweiten Tageshälfte legten wir noch 12 Werst zurück und biwakierten dann wieder auf einer der vielen Inseln.

Heute hatten wir Gelegenheit, eine merkwürdige Naturerscheinung zu beobachten. Der Sonnenuntergang war von einem besonders lebhaften Farbenspiel begleitet. Anfänglich war der Himmel zartblau, wurde dann bald smaragdgrün, und auf diesem grünlichen Hintergrunde erhoben sich vom Horizonte aus zwei leuchtend gelbe Lichtstrahlen wie auseinanderstrebende Säulen. Nach einigen Minuten verschwanden diese, die grünliche Färbung des Himmels ging in Gelb und Orange über, dann ins Rote. Die letzte Phase dieser Erscheinung bestand darin, daß der dunkelrote Horizont sich verfinsterte, wie mit Rauch überzogen. Gleichzeitig mit dem Sonnen-

untergang zeigte sich im Osten ein Segment des Erdschattens. Mit einem Ende berührte es den nördlichen Horizont, mit dem anderen den südlichen. Der äußere Rand dieses Schattens war purpurrot, und je tiefer die Sonne sich senkte, desto höher stieg das Segment. Bald verfloß das Purpurband mit dem Abendrot des westlichen Himmels, und die Nacht begann. —

Ich schaute wie verzückt auf dieses seltene Schauspiel, bis Derffu mich aus meinen Betrachtungen riß.



In der Umgebung des Chankasees

„Nicht verstehen, was?“

Ich fragte ihn, was er darüber denke.

„Schlecht,“ sagte er und wies nach dem Himmel. „Glaube, wird großer Sturm.“

An diesem Abend saßen wir nicht mehr lange am Feuer. Seit dem frühen Morgen waren wir heute auf den Beinen gewesen, der Tag hatte uns ermüdet. Deshalb legten wir uns sofort nach dem Abendessen zum Schlafen nieder.

Und noch am späten Morgen lagen wir in bleiernem Schlaf. Träge erhob sich dann einer nach dem andern, in allen Gliedern fühlten wir eine eigentümliche Schwäche und Abspannung, unsere Bewegungen blieben schlaff und faul. Da dieser sonderbare Zustand uns alle gleichmäßig erfaßt hatte, befürchtete ich schon, wir wären

vom Fieber oder einer Vergiftung befallen. Uns fehlte jetzt jede Lust zum Reisen, ja überhaupt weiterzufahren. — Aber Derffu beruhigte uns und wies darauf hin, daß diese Ermattung nur eine Begleiterscheinung des bevorstehenden Wetterumschlages sei. Das Wetter war warm und durchaus windstill, das Schilfrohr stand unbeweglich, wie im Schlummer. Die fernen Berge, bisher klar erkennbar, waren jetzt vollständig im Dunste verborgen. Am fahlen Himmel zogen dünne langgestreckte Wolken, und die Sonne war von einem Strahlenkranz umgeben. Auch bemerkte ich, daß ringsum nicht mehr das Leben herrschte wie gestern. Die Gänse, Enten und alles kleine Geflügel waren unsichtbar. Nur die Adler kreisten am Himmel. Wahrscheinlich befanden sie sich außerhalb des Bereiches dieser atmosphärischen Veränderung, die alle Lebewesen auf der Erde mit Apathie und Schläfrigkeit geschlagen hatte.

„Nitschewo,“ sagte Derffu, „glaube, ander Wind wird, wenn halbe Sonne vorüber.“

Ich fragte ihn, wie es komme, daß keine Vögel mehr zu sehen seien, worauf er mir einen langen Vortrag über den Vogelflug hielt.

Hieraus entnahm ich, daß die Vögel es lieben, gegen den Wind zu fliegen. Bei völliger Windstille und an heißen Tagen sitzen sie in den Sümpfen. Wenn sie in der Windrichtung fliegen, fährt ihnen der Wind ins Gefieder, und sie frieren. Dann verbergen sich die Vögel im Grase. Nur plötzlich eintretender Schneefall kann sie dazu zwingen weiterzufliegen, ohne auf Wind und Frost zu achten.

Je mehr wir uns dem Chankasee näherten, desto sumpfiger wurde die Ebene. Die Bäume an den Ufern waren verschwunden, und ihre Stelle vertraten dürftige Sträucher. Die schwache Strömung machte sich auch durch das Überhandnehmen der Wasserpflanzen bemerkbar. Es zeigten sich Wasserlilien, Seerosen, Gauchheil, Wassernüsse und anderen Pflanzen in großer Fülle. Zuweilen stand das Kraut so dicht, daß das Boot kaum hindurch konnte und wir zu großen Umwegen gezwungen waren. An einer Stelle verirrtten wir uns und gerieten in eine Sackgasse. Olentjew wollte aussteigen, aber kaum hatte er das Ufer erreicht, als er bis über die Knie im Schlamm versank. Wir waren gezwungen umzukehren, kamen in einen See und erreichten dann zufällig einen Durchfluß nach dem Hauptarm hin. Endlich lag das Schilfsabyrinth hinter uns, und wir konnten von Glück jagen, so billig davongekommen zu sein. Von Tag zu Tag wurde die Orientierung schwieriger. Bisher konnte man wohl noch von einem Baum aus den Fluß ein gutes

Stück weit überblicken, jetzt fehlten sogar die Sträucher, so daß man kaum auf einige Sassen weit voraus sehen konnte, ob der Fluß nach rechts oder links abbog.

Die Voraussage Derissu erfüllte sich. Gegen Mittag kam Südwind auf, verstärkte sich allmählich und schlug nach Westen um. Die Gänse und Enten erhoben sich wieder und flogen niedrig über die Sümpfe hin.

An einer Stelle fanden wir viel Schwemholz, hier während des Hochwassers zusammengetrieben. Diese Gelegenheit durften wir nicht ungenutzt vorübergehen lassen, sonst konnte es uns leicht widerfahren, in dieser holzarmen Gegend ohne Lagerfeuer übernachten zu müssen. Bald hatten die Leute das Boot ausgeladen. Derissu schichtete das Holz zum Trocknen auf und errichtete das Zelt.

Bis zum Chankasee war es nicht mehr weit. Ich wußte, daß der Fluß hier nach Nordosten abbiegt und in den östlichen Winkel der Schwanenbucht einfällt, die ihre Bezeichnung von den Schwänen hat, welche sich hier zur Flugzeit in großen Massen aufhalten. Die Länge dieser Bucht beträgt 5 bis 7 Werst, bei einer Breite von ungefähr 1 Werst. Sie ist sehr seicht und mit dem See durch einen schmalen Wasserarm verbunden. Auf dem Wasserwege hätten wir bis zum Chankasee noch an 15 Werst zurückzulegen gehabt, während die Entfernung in der Luftlinie kaum mehr als 2½ bis 3 Werst betrug. Da das Vorwärtskommen auf dem Flusse sehr beschwerlich war, beschloß ich, den Leuten die Anstrengung zu ersparen und morgen mit Derissu den Rest des Weges bis zum See über Land zurückzulegen. Bei einbrechender Dunkelheit wollten wir zurück sein.

Olentjew und Martschenko sollten beim Bivak bleiben und unsere Rückkehr erwarten.

Am Abend hatten wir alle viel freie Zeit. Wir saßen am Feuer, tranken Tee und unterhielten uns. Das trockene Holz gab hellen Schein. Das Schilfrohr schwankte im Winde, und durch das Rauschen im Röhricht erschien der Wind stärker. Der Himmel war in Dunst gehüllt, und nur die hellsten Sterne schimmerten leicht hindurch. Vom Chankasee her drang das dumpfe Rollen der Brandung. Gegen Morgen bedeckte sich der Himmel mit schweren Wolken. Der Wind blies jetzt von Nordwest. Das Wetter wurde etwas schlechter, doch hielt uns das nicht von unserem Marsche ab.

Im Schneesturm am Chankasee

Der Chankasee hat beinahe die Form eines Ovals, welches seitlich etwas zusammengedrückt ist, und liegt zwischen $44^{\circ} 36'$ und $45^{\circ} 2'$ nördlicher Breite mit dem stumpferen Ende nach Norden, dem spitzeren nach Süden zu. Die Länge beträgt 80 Werst, die größte Ausdehnung in der Breite 60 Werst. Der Umfang ist auf 250 Werst zu rechnen, und er bedeckt eine Fläche von 2300 Quadratwerst.

Im Norden hat der Chankasee noch ein Anhängsel, den kleinen Chanka (chinesisch: Sjao-chu, goldisch: Dabuku). Seine Länge beträgt 15 Werst, die Breite $2\frac{1}{2}$ Werst. Vom großen Chankasee trennt ihn nur eine schmale sandige Landzunge, über welche früher der Weg aus der Mandschurei nach dem Ussurigebiet verlief. Der obere Teil des Sees, ungefähr ein Viertel, gehört zu China. Die Grenze zwischen beiden Reichen verläuft hier in gerader Linie von der Mündung des Tur (chinesisch: Beiminge) an der Westseite über den See zum Sungatscha (chinesisch: Sunatschan), welcher den Chanka im Nordosten verläßt und dem Ussuri zusießt.

Während der Lao-Dynastie wurde der Chanka „Beizinchai“ genannt, jetzt heißt er „Chinka, Chinkai“ oder „Sinkai“, das ist „See des Gedeihens und der Glückseligkeit“. Es ist anzunehmen, daß die Bezeichnung Chanka von einem anderen Worte her stammt, nämlich von „Chanhai“, welches „Vertiefung“ bedeutet. Mit diesem Namen bezeichnen die Chinesen jede tiefer gelegene Stelle, sie sei trocken gelegen oder ein mit Wasser gefüllter Kessel. Zum Beispiel nennt der Chinese so den westlichen Teil der Wüste Takla-makan. Der Chanka mit den benachbarten Sümpfen liegt in der Tat in einer Senke, und daher gebührt ihm die Bezeichnung „Chanhai“ mit vollem Recht. Später haben die Russen den Namen in „Chanka“ umgewandelt, die hier angesiedelten Bauern gingen in der Entstellung des Namens noch weiter — sie sagen „Chanhan“; auf goldisch heißt er „Kenka“.

Die Senken und Sümpfe im Norden, Westen und Süden des Sees erweisen, daß dieser früher bedeutend größer war. Die Mündung des Lesu befand sich ungefähr in der Nähe des Dorfes Chalkidon, vielleicht auch noch südlicher. Der Fluß Sungatscha existierte wahrscheinlich damals ebenfalls nicht, und der Chanka stand durch einen Kanal unmittelbar mit dem Ussuriflusse in Verbindung. In der Gegenwart beträgt die Höhenlage des Chanka über dem Meeresspiegel nicht mehr als 25 Sassen. Die Durchschnittshöhe des Bergkammes,

welcher das Bassin des Suifun vom Chankasee trennt, beträgt 90 Sassen. Hierdurch erklärt sich die große Zahl der Senkungen und Sümpfe an den Flußtälern des inneren Bassins. Das älteste Ufer des Chanka ist das westliche; an den kahlen Stellen zeigt sich hier der Lehm in tertiären Formationen. Die bedeutendsten Ansiedlungen am Seeufer sind Turi-roq und Kamen-Nibolow (chinesisch: Chontunaisa).

Der Chankasee befindet sich wie alle von Strömen durchflossenen Seen im Zustande fortschreitender Verschlammung. Seine größte Tiefe beträgt 5 Sassen. Dieser langsame Prozeß der Auffüllung mit Sand und Schlamm ist in dauerndem Fortschreiten begriffen. Infolge der geringen Tiefe ist der See sehr bewegt; die kleinste Wellenbewegung reicht bis zum Grunde, daher bildet sich die Brandung nicht nur an den Ufern, sondern auch in der Mitte des Sees.

Nachdem ich die nötigen Anordnungen getroffen, machte ich mich mit Derssu auf den Weg. Wir beabsichtigten, am Abend wieder zurück zu sein, und wanderten daher mit leichtem Gepäc, alles Überflüssige im Lager zurücklassend. Für jeden Fall zog ich unter meiner Jade ein Wollhemd an, und Derssu versah sich mit einer Zeltbahn und zwei Paar Pelzstiefeln.

Unterwegs blickte mein Begleiter häufig zum Himmel auf, murmelte etwas zu sich selbst und wandte sich schließlich an mich mit der Frage: „Kapitan, kommen schnell zurück oder nicht? Wird schlechte Nacht heute —“

Ich antwortete ihm, daß es ja nicht weit bis zum Chanka sei und daß wir uns dort nicht aufhalten würden.

Derssu war gesprächig — er ließ sich stets leicht umstimmen. Er hielt es für seine Pflicht, vor einer drohenden Gefahr zu warnen. Wenn er aber merkte, daß man nicht auf seine Worte achtete, fügte er sich, ging ruhig weiter und versuchte niemals zu streiten.

„Gut, Kapitan,“ gab er mir zur Antwort, „sieh selbst zu — wenn gut — dann eben gut!“ Mit dieser letzten Phrase drückte er gewöhnlich sein Einverständnis aus.

Gangbar waren nur schmale Streifen an den Ufern der Flußläufe und Seen, dort wo das Erdreich etwas trockener war. Wir zogen unsern Weg am Ufer desjenigen Flußlaufes entlang, an welchem unser Bivak lag. Er führte mich lange in der gewünschten Richtung, bog dann aber plötzlich scharf zur Seite ab. Wir verließen das Ufer, überschritten ein Sumpfstück und gelangten an einen anderen schmalen, aber sehr tiefen Kanal. Nachdem wir diesen übersprungen,

zogen wir weiter durch das hohe Schilf. Soweit ich mich erinnere, zeigte sich dann ein anderer Wassergraben von links, auf dessen rechtem Ufer wir uns hielten. Als wir feststellten, daß dieser nach Süden abbog, verließen wir ihn und gingen einige Zeit querfeldein, wobei wir der vielen Wasserlachen wegen häufige Umwege machen mußten und von einem Rasenstück zum anderen sprangen. So legten wir ungefähr drei Werst zurück. Oft hielten wir an, um uns weiter zurechtzufinden. Der Wind blies jetzt von Norden, gerade vom See her. Das Schilfrohr schwankte und rauschte unter den Windstößen, die es oft zur Seite niederdrückten. In diesen Augenblicken hatten wir wenigstens die Möglichkeit, ein Stück vorwärts zu sehen. Der nördliche Horizont war in Dunst und Dampf gehüllt. Durch die dunklen Wolken schien schwach die Sonne, und mir erschien dies als ein günstiges Anzeichen. Endlich erblickten wir den Chanka — er schäumte und brandete stark. Derssu lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf die Vögel, und er schien etwas aus ihrem Gebahren festzustellen, was ihn beunruhigte. — Das war kein ruhiger Zug mehr, sondern eine hastige Flucht. Die Vögel flogen in dichten Haufen und ohne jede Ordnung. Die Gänse niedrig, fast ganz über dem Erdboden. Sie hatten ein sonderbares Aussehen, während sie uns entgegenkamen und sich in Gesichtslinie befanden. Dann erschienen sie uns wie urweltliche fliegende Drachen, weder Füße noch Schwanz waren zu sehen, ein stuhschwänziges Etwas, mit langen Flügeln rudern und mit unglaublicher Schnelligkeit näherkommend. Sobald sie uns erblickten, erhoben sie sich plötzlich ein Stück höher in die Luft, um sofort, nachdem sie den Ort der Gefahr hinter sich hatten, wieder in alter Ordnung über die Erde hinzustreichen.

An den See selbst gelangten wir gegen Mittag. Das Süßwassermeer zeigte ein drohendes Aussehen — das Wasser kochte und brodelte wie in einem Kessel. Nach der langen Reise durch die krautigen Sümpfe bot uns jetzt die Aussicht auf die weite Fläche des nassen Elementes einen hohen Genuß. Ich ließ mich im Sande nieder und schaute lange auf das Wasser hinaus. Für mich hat die Brandung stets etwas sehr Anziehendes, und stundenlang konnte ich dem Brechen der Wellen am Uferrande zuschauen.

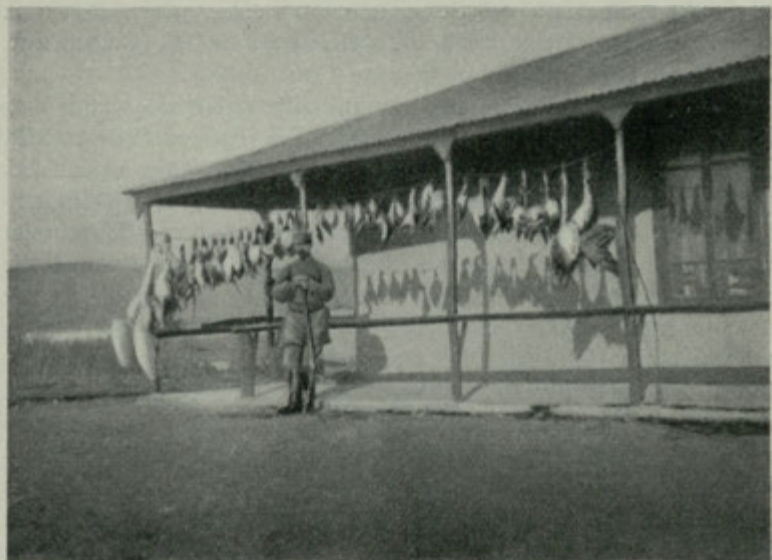
Der See war vollkommen unbelebt, nirgends ein Segel oder ein Boot. Wir streiften über eine Stunde am Strande umher und schossen verschiedene Vögel.

„Enten aufhören fliegen“ — sagte Derssu laut. Tatsächlich hatte der Vogelflug vollständig aufgehört. Der dicke Nebel, der längst den

Horizont verhüllt hatte, war plötzlich höher gestiegen und verdeckte die Sonne. Am dunklen Himmel jagten vor den drohenden Wetterwolken kleine weiße Wolkensegen dahin, die wie zerzauste Watte erschienen.

„Kapitan, müssen schnell zurück!“ sagte Derffu. „Bißchen bißchen fürchten!“

Und wirklich — es schien die höchste Zeit, nach dem Bivak zurückzukehren. Wir zogen uns die mitgenommenen trockenen Stiefel an



Tagesbeute einer Jagd am Chanakasee

und gingen zurück. An den Schilfbüschen angelangt, verweilte ich noch einen Augenblick, um noch einmal das großartige Schauspiel hinter uns zu betrachten. Wie ein wildes Tier in seinen Ketten, so rasste der See in seinen Ufern, und gelblicher Gischt spritzte von ihm hochauf in die graue Luft.

„Mehr Wasser geworden“, sagte der Golde und wies auf die Kanäle. Er hatte recht, der starke Wind hatte das Wasser an der Mündung des Lefu gestaut, der Fluß war über die Ufer getreten und begann, die Ebene zu überschwemmen. Bald gelangten wir zu einem Flußarm, der uns den Übergang versperrte. Die Stelle schien mir unbekannt, und auch Derffu konnte sich ihrer nicht erinnern. Er blieb stehen, dachte nach und ging nach links weiter. Der Fluß-

lauf machte eine Wendung und bog irgendwohin zur Seite ab. Wir mußten ihn verlassen und marschierten aufs Geratewohl nach Süden. Nach einigen Minuten steckten wir im Morast und mußten zurück an den Fluß. Darauf wandten wir uns nach rechts, stießen auf einen neuen Flußarm und durchwateten ihn. Dann bogen wir nach Osten ab und gerieten wieder ins Moor. An einer Stelle fanden wir ein trockenes Erdstück, das uns wie eine Brücke durch den Sumpf führte. Den Boden mit dem Fuße prüfend, rückten wir vorsichtig weiter und arbeiteten uns nach einer halben Werst zu einer trockeneren Stelle durch, die mit dichtem Schilf bestanden war. Das Moor lag hinter uns.

Ich sah nach der Uhr, es war kaum vier Uhr nachmittags, und schon schien die Dämmerung hereinzubrechen. Die schweren Wetterwolken senkten sich herab und zogen eilig nach Süden. Nach meinen Berechnungen konnten wir kaum mehr als $2\frac{1}{2}$ Werst vom Flusse entfernt sein. Ein einsamer Hügel in der Ferne, dem gegenüber unser Bivak lag, diente uns jetzt als Richtpunkt. Verirren konnten wir uns demnach nicht mehr, höchstens verspäten. Plötzlich stießen wir ganz unerwartet auf einen großen See. Wir beschloßen, ihn zu umgehen, aber er erwies sich als zu lang. Nun gingen wir nach links. Nach ungefähr 150 Schritten standen wir vor einem Flußarm, der rechtwinklig nach dem See abbog. Wir zogen nach der entgegengesetzten Seite und waren wieder bei dem früher verlassenen schwankenden Moor angelangt. Noch einmal versuchten wir nach rechts hin durchzukommen, aber bald schwappte uns das Wasser um die Füße, und weite Lachen taten sich vor uns auf. — Es war klar, wir hatten uns verirrt, die Lage nahm eine kritische Wendung.

Ich schlug vor umzukehren und die Stelle zu suchen, die uns gleich einer Brücke durch das Moor auf diese Insel geführt hatte. Versu war einverstanden, wir machten kehrt — aber den Übergang wiederzufinden gelang uns nicht mehr — das Wasser schien gestiegen zu sein.

Plötzlich legte sich der Wind. Aus der Ferne drang das Brausen des Chankasees herüber; dazwischen unheimliches Heulen und Pfeifen. Es begann zu dunkeln, und gleichzeitig rieselten durch die Luft die ersten Schneeflocken. Die Stille währte nur einige Minuten, dichter fiel der Schnee. Dann setzte der Wirbelsturm ein.

Wir müssen hier übernachten, fuhr es mir durch den Sinn, und gleichzeitig fiel mir ein, daß kein Holz auf dieser öden Insel zu finden war. Nicht ein einziger Baum, nicht einmal ein Strauch,

nichts außer Wasser und Gras. Ich erschraf. — „Was sollen wir machen?“ wandte ich mich unsicher an Derſſu.

„Mich sehr fürchten“, antwortete dieser.

Jetzt erkannte auch ich den ganzen Ernst unserer Lage. Wir waren in eine schreckliche Falle geraten. Uns stand bevor, im Schneesturm auf dieser Insel zu übernachten, inmitten der Sümpfe, ohne Feuer und Holz, ohne warme Kleider, schutzlos dem rasenden Unwetter preisgegeben — es bedeutete den sicheren Tod. Meine einzige Hoffnung setzte ich auf Derſſu, vielleicht wußte er noch einen rettenden Ausweg aus diesem Verhängnis.

„Paß auf, Kapitän,“ sagte er, „paß gut auf! Müssen ganz schnell arbeiten — nicht gut arbeiten — bald verloren. Müssen schnell Gras abschneiden!“ — Ich fragte nicht warum und wozu, ich verstand nur eins: wir mußten schnellstens das Gras schneiden. — Wir warfen sofort unsere Ausrüstung von uns, und mit fieberhafter Eile machten wir uns an die Arbeit. — Kaum hatte ich so viel Grasbüschel abgeschnitten, daß ein Arm voll war, da hatte Derſſu schon so viel, daß er es nicht mit beiden Armen umfassen konnte. Der Sturm blies mit kurzen Pausen, aber dann so stark, daß man sich schwer auf den Beinen halten konnte. Meine nassen Kleider froren hart. Kaum legten wir das geschnittene Gras auf die Erde, schon war es von oben mit Schnee bedeckt. An einzelnen Stellen rief mir Derſſu zu, das Gras ungeschnitten stehen zu lassen. Er schimpfte fürchterlich, als ich nicht sofort gehorchte.

„Nichts verstehen!“ schrie er. „Mußt zuhören und arbeiten — Derſſu versteht!“

Derſſu nahm die Riemen von den Flinten, band seinen Gürtel los, in meinen Taschen fand ich etwas Bindfaden, er knüpfte alles zusammen und steckte es in die Brusttasche. Es wurde immer dunkler und kälter. Nur durch die Weiße des Schnees konnte man noch etwas auf der Erde erkennen. Derſſu bewegte sich mit einer erstaunlichen Energie und in fieberhafter Eile. Sobald ich nur etwas mit der Arbeit nachließ, schrie er mir zu, mich zu beeilen. Aus seiner Stimme sprachen Angst und Unwillen. Auf's neue faßte ich das Messer und säbelte Gras bis zur Erschöpfung. Mein Hemd war ganz mit Schnee bedeckt, der schmelzend in kalten Bächlein den Rücken herunterrann. Ich glaube, wir waren länger als eine Stunde mit dem Grasschneiden beschäftigt. Der scharfe durchdringende Wind und der harte stechende Schnee schnitten mir ins Gesicht, daß es kaum zu ertragen war. Dabei erstarrten mir die Hände. Ich versuchte, sie durch den warmen Atem

zu erwärmen, und ließ dabei das Messer fallen. Kaum hatte Derſſu bemerkt, daß ich nichts schaffe, sofort schrie er aufs neue: „Kapitan, arbeiten! Derſſu sehr fürchten, schnell tot!“

Ich mußte ihm sagen, daß ich das Messer verloren hatte. — „Gras mit Händen ausreißen!“ schrie er, den Sturm übertönend.

Automatisch, beinahe bewußtlos, machte ich mich daran, das Schilfrohr auszureißen, zerschnitt mir die Hände dabei, wagte aber nicht aufzuhören und fuhr mit dieser quälenden Arbeit fort, bis ich gänzlich erschöpft war. Vor meinen Augen tanzten Funken und Kreise, die Zähne klapperten mir wie im Fieber. Die durchnächsten Kleider steiften sich und knirschten, der Schweiß trat mir aus allen Poren. — So also ist es, wenn man dem Tode des Erfrierens entgegengeht, dämmerte es mir im Gehirn, und gleich darauf vergaß ich alles um mich herum und sank zur Erde. Wie lange dieser Ohnmachtsanfall dauerte, weiß ich nicht. Plötzlich fühlte ich mich an der Schulter gerüttelt — als ich aufblickte, sah ich Derſſu über mich gebückt.

„Auf die Knie, Kapitan!“ schrie er mir ins Ohr. Ich gehorchte und stützte die Hände auf die Erde. Derſſu bedeckte mich nun mit der Zeltbahn, und dann überschüttete er mich von oben mit Gras. Sofort wurde mir wärmer, und das Wasser taute aus meinen Kleidern ab. Derſſu lief lange um mich herum, scharfte Schnee zusammen und stampfte ihn rund um mich fest. Bald hatte ich mich gänzlich erwärmt, dann fiel ich in einen schlafähnlichen Zustand. Als ich plötzlich wieder Derſſus Stimme hörte, schien mir eine Ewigkeit vergangen zu sein.

„Kapitan, bißchen aufstehen!“ — Ich versuchte mit Anstrengung mich etwas zu erheben und sank zur Seite. Nun kroch der Golbe zu mir unter die Zeltbahn, legte sich neben mich und bedeckte uns beide mit seiner ledernen Jacke. Ich zog die Arme an den Leib und fühlte an meinen Füßen die mir bekannten Fellstiefel.

„Ich danke dir, Derſſu!“ sagte ich. „Decke dich nur selbst gut zu.“

„Nitschewo, nitschewo, Kapitan!“ antwortete er. „Jetzt fürchten nicht mehr nötig, viel Gras zusammen, Wind kann nicht durch!“

Je dichter uns der Schnee bedeckte, desto wärmer wurde es in unserer improvisierten Grashütte. Das Tröpfeln von oben ließ nach. Von außen drang noch das Heulen des Sturmes an mein Ohr. Als ob irgendwo Flöten bliesen — dann wieder Glockengeläute und Grabgesang. Von weither klangen Tänze und alte Lieder und viele Stimmen, die mich riefen — langsam sank ich tiefer und tiefer —

irgendwohin ins Grundlose — und endlich umfing mich ein langer, fester Schlaf.

So lagen wir wohl an zwölf Stunden. Als ich erwachte, war es finster und still. Plötzlich merkte ich, daß ich allein war.

„Derßu!“ rief ich erschrocken.

„Bär!“ hörte ich seine Stimme draußen. „Bär, komm heraus! — Nicht so lange in fremder Höhle schlafen, mußst eigene Höhle gehn!“

Eilig kroch ich hervor und mußte unwillkürlich die Hand über die Augen legen. Ringsumher lag alles in blendendem Schnee. Die Luft war rein, klar und frostig. Am Himmel schwammen zerrissene Wolken und ließen hier und dort ein Stückchen Blau hindurchblicken. Obgleich es ringsum noch trübe und dämmerig war — man fühlte es, bald mußte die Sonne hervorbrechen. Der Wind hatte sich fast gänzlich gelegt. Das von der Last des Schnees umgenickte Gras lag in langen Streifen. Derßu sammelte einige trockene Büschel, schüttelte den Schnee davon ab und zündete ein kleines Feuer an, um wenigstens das Schuhwerk zu trocknen. Jetzt begriff ich auch, warum Derßu an einigen Stellen das Gras hatte stehen lassen. Er hatte es in langen Strähnen zusammengedreht und mit Hilfe der Riemen und Bindfäden über die Hütte gezogen, so daß ein Halt vorhanden war und der Sturm das Gras nicht fortblasen konnte.

Das erste, was ich tat, war, Derßu für die Rettung zu danken.

„Zusammen gehen, zusammen arbeiten, danken nicht nötig.“ — und wie um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, setzte er hinzu: „Heute nacht viele Kerle tot.“ — Ich verstand, daß er mit diesen „Kerlen“ die Vögel meinte.

Danach räumten wir unser Graszelt zur Seite, nahmen unsere Gewehre und begaben uns wieder auf die Suche nach dem Übergang durch das Moor. Es erwies sich, daß das Biwak nicht weit entfernt davon lag. Nachdem wir den Sumpf überschritten, gingen wir ein Stück in der Richtung nach dem Chankasee zu, dann wendeten wir uns nach Osten zum Lefu.

Nach dem Schneesturm war die Steppe wie ausgestorben und leer. Die Gänse, Enten, Möwen und Taucher, alle waren irgendwohin verschwunden. Auf dem schneebedeckten Grunde lagen die braunroten oder gelblichen Sümpfe wie große Flecke. Es ging sich gut, der feuchte Boden war gefroren und trug die Last unserer Füße. Bald gelangten wir an den Fluß, und nach einer weiteren Stunde kamen wir im Biwak an.

Olentjew und Martschenko hatten sich nicht sehr um uns geängstigt. Sie waren überzeugt, daß wir am Chankasee Unterkunft gefunden und dort übernachtet hätten. Um so mehr erstaunten sie, als ich ihnen unsere gefährliche Lage schilderte, aus der uns nur die Umsicht und Klugheit Derffsu gerettet hatte.

Wir zogen uns um, trockneten unsere Kleider, stärkten uns mit Tee und Brot, dann legte ich mich ans Feuer und schlief bald ein. Aber noch im Traume hörte ich den Wirbelwind heulen und glaubte mich wieder in den schrecklichen Schneesturm versetzt. Ich warf mich hin und her und schleuderte die Decke von mir. Es war Abend, am Himmel blinkten die Sterne, und der lange Streif der Milchstraße zog sich über uns hin. — Der Nachtwind hatte sich erhoben, blies in die Flamme und ließ die Funken lustig über das Feld tanzen. Auf der anderen Seite des Feuers lag Derffsu.

Martschenko bereitete das Abendessen und übernahm es, uns zu wecken.

Die Trennung von Derffsu

Am anderen Morgen war scharfer Frost, das Wasser überall gefroren und auch auf dem Flusse dünnes Eis. Die Rückfahrt durch die Kanäle des Lesu nahm den ganzen Tag in Anspruch. Häufig gerieten wir in tote Nebenarme und waren gezwungen umzukehren. Nachdem wir auf dem Hauptflußlauf zwei Werst zurückgelegt, bogen wir in einen benachbarten ab. Er erwies sich als sehr schmal und gewunden. Dort, wo dieser geschlängelte Flußlauf sich wieder mit dem Hauptbett vereinigt, liegt ein einzelner kegelförmiger Hügel mit Eichengestrüpp bedeckt. Hier übernachteten wir — es war unser letztes Bivak. Von hier aus hatte der Fußmarsch nach Tschernigowka zu erfolgen, wo uns die übrigen Leute mit den Pferden erwarteten.

Als wir das Bivak verließen, bat Derffsu, daß Olentjew ihm beim Herausziehen des Bootes ans Ufer behilflich sei. Dann reinigte er es sorgfältig von Sand und Schlamm, rieb es mit Gras ab, wendete es mit dem Boden nach oben und legte es hohl auf zwei Holzstücke. Ich merkte wohl, er tat dies alles nur zu dem Zwecke, um vielleicht irgendeinem anderen „Kerl“, einem Unbekannten, einen Dienst zu erweisen, falls jemand das Boot benötige.

Am Morgen kehrten wir dem Jesu den Rücken. Am gleichen Tage gelangten wir gegen Mittag nach dem Dorfe Dmitrowka, jenseits der Ussuri-Eisenbahn gelegen. Als wir die Bahnlinie überschritten, blieb Derßu stehen, berührte die Gleise mit der Hand, blickte nach beiden Richtungen und sagte: „Hm! — schon viel davon gehört, ringsumher Leute sprechen davon. Derßu jetzt versteht.“ —

Im Dorfe suchten wir uns Quartiere, der Golde war aber nicht dazu zu bewegen, eine Hütte zu betreten. Wie er es stets gewöhnt war, übernachtete er unter freiem Himmel. Abends langweilte ich mich ohne ihn und ging ihn suchen. Obgleich die Nacht dunkel war, ließ der reichlich gefallene Schnee die Umgebung erkennen. In allen Hütten brannten die Herdfeuer. Der weißliche Rauch stieg aus den Rauchfängen kerzengerade in die stille Luft, das ganze Dorf rauchte. Aus den Fensterchen der Hütten fiel der Lichtschein auf die Straße und beleuchtete die Schneehaufen. Am anderen Ende der Straße, ganz hinten am Bache, war ein Feuer zu sehen. Ich erriet, daß Derßu dort sein Biwak aufgeschlagen hatte und ging zu ihm hin. Der Golde saß am Feuer und grübelte. „Komm mit in die Hütte, Tee trinken“, lud ich ihn ein.

Er antwortete nicht darauf, sondern fragte seinerseits: „Wohin geht's morgen?“

Ich erklärte ihm, daß wir nach Tschernigowka wollten und von dort nach Wladiwostok, und schlug ihm vor mitzukommen. Ich versprach ihm einen Lohn und sagte ihm, daß wir bald wieder in die Taiga ziehen würden.

Beide versanken wir ins Nachdenken. Ich konnte seine Gedanken nicht erraten, aber mir schien, daß sein Herz von Traurigkeit erfüllt war. Ich schilderte ihm aufs neue die Bequemlichkeiten und Vorzüge des Lebens in der Stadt. Derßu hörte mich schweigend an. Endlich holte er tief Atem und murmelte:

„Nein, Kapitän, danke! — kann nicht nach Wladiwostok gehen, was soll dort arbeiten — nicht Jagd, Zobel fangen auch nicht — in der Stadt leben — Derßu bald zu Ende.“

Ich mußte ihm im stillen recht geben — der Waldbewohner konnte es in der Stadt nicht aushalten, und ich würde schlecht handeln, wollte ich ihn der Lebensweise entfremden, an die er von Kindheit an gewöhnt war.

Derßu war in Schweigen versunken, augenscheinlich überlegte er, was er weiterhin anfangen sollte. Dann brachte er seine Gedanken

zum Ausdruck und sagte: „Morgen gehe gerade aus“, er wies mit der Hand nach Osten — „Viermal die Sonne, kommt der Daubiche, dann der Uliche, dann Fudin, dann Dsub-Gyn (so nennen die Golden das Sichte-alin-Gebirge), dann das Meer; hab's gehört, dort viel allerhand Füchse, Zobel, Hirsche auch viele.“

Wir saßen noch lange zusammen am Feuer und plauderten. Die Nacht war ruhig und kalt. Ab und zu fuhr ein leichter Wind durch das dürre Eichenlaub, das noch an den Bäumen hing. Alles schlief längst im Dorfe. Nur aus der Hütte, wo meine Leute lagen, drang schwacher Lichtschein. Das Sternbild des Orion wies auf Mitternacht. Endlich erhob ich mich, wünschte dem Golden gute Nacht und ging nach meiner Hütte.

Eine große Traurigkeit hatte auch mich ergriffen — so hatte ich mich in dieser kurzen Zeit an Derssu gewöhnt. Es tat mir sehr leid, mich jetzt von ihm trennen zu müssen; mit diesem Gedanken schlief ich ein.

Und als ich am Morgen erwachte, war wieder mein erster Gedanke, daß Derssu von uns gehe.

Nachdem wir uns an Tee und frischem Brot gelabt, bedankte ich mich bei unseren Wirtsleuten und ging auf die Straße. Die Schützen waren schon bereit zum Abmarsch, auch Derssu war bei ihnen; er hatte sich auf einen weiten Weg gerüstet, das Felleisen war flach zusammengelegt, der Gürtel fest angezogen.

Nachdem wir Dmitrowka hinter uns hatten, blieb Derssu stehen. Der schwere Augenblick der Trennung war gekommen. „Lebe wohl, Derssu!“ wandte ich mich zu ihm und drückte seine Hand, „gebe Gott dir alles Gute; niemals werde ich vergessen, was Du für mich getan hast; lebe wohl, vielleicht sehen wir uns noch einmal wieder!“

Derssu verabschiedete sich von den Soldaten, dann nickte er mir noch einmal zu und ging nach links ins Gebüsch. Wir blieben noch stehen und sahen ihm nach. Hundert Sassen von uns erhob sich ein kleiner Berg, mit niedrigem Gesträuch bewachsen; nach fünf Minuten hatte ihn Derssu erreicht. Scharf hob sich seine Gestalt mit dem Felleisen über der Schulter und der Büchse in der Hand vom hellen Himmel ab. Die Sonne brach gerade durch die Wolken und umleuchtete ihn. Als er die Höhe erreicht hatte, kehrte er sich zu uns um, winkte mit der Hand und verschwand hinter dem Hügel. Mir war, als ob etwas in meiner Brust abriß — ich fühlte, daß ich einen Menschen verloren hatte, der mir nahe stand.

„Er war ein guter Kerl“, sagte Martschenko. „Ja, solche Menschen findet man nicht oft“, stimmte Olenjew ihm bei.

„Lebe wohl, Derssu! du hast mir das Leben gerettet, nie werde ich dich vergessen.“

In der Dämmerung erreichten wir Ischernigowka und stießen wieder zu der anderen Abteilung. Am Abend des gleichen Tages fuhr ich weiter nach Wladiwostok, dem Ort meines ständigen Dienstes.

Reisen im Sichote=alin bis zum Iman
im Jahre 1906

Die Ausrüstung der Expedition

Dienstbefehl:

„Im Laufe dieses Sommers geht eine Expedition ab — unter Anführung und Leitung des von mir hierzu ernannten Stabskapitäns des 29. Ostsibirischen Schützenregiments Arsenjew; als seine Gehülfen: Unterleutnant Granatman vom gleichen Regiment, Kornett Anofrijew von der Ussuri-Kosaken-Division und Ingenieur-Fähnrich Mersljakow — zur Erforschung des Gebirgszuges Sichotealin, des Küstengebietes von der Bucht St. Olga soweit nach Norden, wie es die Zeit erlaubt, ferner der Quellen und des Oberlaufes des Ussuriflusses und des Bassins des Flusses Iman.

Dem Bestande der Expedition sind zwölf Mann vom 24. Ostsibirischen Schützenregiment und sechs Kosaken von der Ussuri-Kosaken-Division zugeteilt. Für ausschließlich dienstliche Erfordernisse sind Disziplinargewalt und Befugnisse des Expeditionsführers bis zu den Rechten eines Bataillonskommandeurs erweitert. Alle genannten Offiziere und Mannschaften haben sich zu dieser Expedition vom 15. Mai ab bereit zu halten.“

So lautete der Dienstbefehl des Priamurischen Generalgouverneurs und Höchstkommandierenden des Militärbezirks, Senators und Ingenieur-Generals P. F. Unterberger in Chabarowsk vom 22. April 1906 unter Nr. 404.

Außer den im Befehle angeführten Personen schlossen sich der Expedition noch außerdienstlich an: der derzeitige Stabschef des Bezirkes, Generalleutnant Rutkowskij, der uns bis zur Olgabucht begleiten wollte, und als Botaniker der Forstmann Paltshewskij. Die Aufgaben der Expedition lagen auf naturwissenschaftlich-historischem Gebiet.

In damaliger Zeit waren die Nachrichten über das Zentralgebiet des Sichotealin äußerst spärlich und gingen kaum über das Ergebnis mehr zufälliger Rekognoszierungen hinaus.

Ebenso war man bezüglich des Ufergeländes nördlich der St. Olga-Bucht lediglich auf die bruchstückweisen Mitteilungen der Seeoffiziere angewiesen, welche diese Plätze zwecks Vermessung der Bucht und der angrenzenden Gewässer besucht hatten.

Die Vorbereitungen für unsere Expedition begannen Mitte April und dauerten ungefähr vier Wochen. Mir war die Befugnis zugesprochen, die Mannschaften zur Teilnahme an der Expedition aus allen Truppenteilen des Bezirks mit Ausnahme der Genietruppen zu wählen. Infolgedessen bekam ich die besten Leute in das Expeditionskommando, vor allem Sibiriaten aus dem Tobolsker und Jenissei-Gouvernement. Allerdings recht bärbeißige, wenig umgängliche Menschen, dafür aber von Kindheit an gewöhnt, alle Strapazen zu ertragen.

Meist drängen sich anfänglich ziemlich viele Leute zu solcher Expedition. Man merkt sich ihre Namen vor — und die Nachforschungen bei den Kompagnieführern ergeben vielfach, daß es sich um Leute handelt, die sich, wenn möglich, nur etwas vom Dienst drücken möchten. Ebenso scheiden bei mir auch geborene Großstadtbewohner aus und die, welche sich vorzugsweise mit dem „Geschäftemachen“ befassen. Schließlich bleiben dann meist nur Jäger und Fischer zur engeren Wahl. Alle Leute müssen schwimmen können, erwünscht ist auch die Beherrschung eines Handwerks. Obgleich eigentlich nur achtzehn Mann zur Expedition benötigt wurden, nahm ich vierundzwanzig Mann, um dann bei Gelegenheit sechs der schwächsten zurückzuschicken zu können.

Außer den Mannschaften bemühen sich natürlich auch stets viele „Außenseiter“ um die Teilnahme an einer Expedition. Diese Herrschaften fassen solche Reise gewöhnlich als angenehmen und unterhaltsamen Spaziergang auf. Sie können sich nicht denken, daß irgendwelche Schwierigkeiten damit verbunden sein sollten. In ihrer Vorstellung gibt es nur: die malerische Karawane, Zelte, Lagerfeuer, gutes Essen, Trinken und — vorzügliches Wetter. Sie vergessen ganz den Regen, die lärgliche Kost, das „Geschmeiß“ (so nennen die Sibirier die Mücken und Moskitos) und die mannigfaltigen Entbehrungen, denen ein Reisender ausgesetzt ist, sobald er die menschlichen Ansiedlungen verlassen hat und sich der Tiefe der einsamen Wälder anvertraut.

Spätestens aber am Tage vor dem Abmarsch treffen dann noch einige Briefchen etwa folgenden Inhalts bei mir ein: „Infolge eingetretener Umstände kann ich leider nicht mitfahren, wünsche glück-



Die Expeditionsteilnehmer und eine Goldin

liche Reise usw.“ — noch am Sammelplatze laufen in letzter Stunde solche Absagen telegraphisch ein. Endlich kommen von allen Angemeldeten vielleicht noch zwei. Der eine hat sich wie ein Sonntagsjäger ausgestattet, der andere — bescheiden, ernsthaft, interessiert sich für alles. Der erste spricht sehr viel, kritisiert alles in Grund und Boden vom Standpunkte eines Menschen aus, der alles kennt und gesehen hat. Stolz reitet er an der Spitze der Abteilung, reitet so lange, bis ihm die Sache zu langweilig wird, was gewöhnlich sehr bald eintritt — und so lange das Wetter gnädig ist. Wenn es aber zu viel regnet oder die Rücken stechen — sofort macht er kehrt und verflucht Tag und Stunde, da er sich zu dieser Reise verleiten ließ.

Der andere Expeditionsteilnehmer, den ich den bescheidenen

nannte, geht schweigend mit und arbeitet. Bald haben sich alle an ihn gewöhnt; solche Menschen bleiben auch stets in angenehmer Erinnerung.

Und so war es auch diesmal: viele hatten sich berufen gefühlt, die Reise mitzumachen, aber nur eben die obengenannten blieben der Sache treu.

Einige Worte sind vorerst über die Organisation der Lastenbeförderung zu sagen. Zum Kommando gehörten vierundzwanzig Pferde. Es ist sehr wichtig, daß die Menschen ihre Tiere kennenlernen und diese sich ihrerseits an ihre Herren gewöhnen. Rechtzeitig vorher mußten die Schützen sich mit der Behandlung der Pferde vertraut machen, dem Satteln und Anlegen des Zaumzeuges, ebenso wie die Pferde an das Lastentragen zu gewöhnen waren. Zu diesem Zwecke wurde die Abteilung bereits zwei Wochen vor dem Abmarsche zusammengestellt.

Die Tragsättel mit den Brustbändern und den Umlaufriemen sind den Tieren gut festzuziehen und so einzurichten, daß sie sich sowohl für die Befestigung der Lasten als auch zum Reiten eignen. Abriens gingen alle Expeditionsteilnehmer zu Fuß, die Pferde dienten auf dem Marsche ausschließlich zum Lastentransport. Damit sich durch die Lasten der Sattelturt nicht verschob, waren an den Vorderriemen Ringe angenäht, durch welche mit den Sattelriemen der Gurt zum Bauche zurückgezogen wird. Besondere Aufmerksamkeit wurde den Sattelsäumen gewidmet, die Bogen waren hoch angebracht, die Kanten richtig angeschweift und die Schweißdecken aus bestem Filz, dick und weich. Es darf in dieser Hinsicht nicht an den nötigen Aufwendungen geknausert werden, und es ist immer zu erwägen, daß das, was auf dem Sammelplatze bei der letzten Besichtigung nicht in Ordnung war oder gefehlt hat, auch nicht mehr unterwegs ergänzt werden kann. Starke Halfter mit Eisenringen, Futterfäcke, Spannstricke, Werkzeug zum Hufbeschlag, Nägel, Hufeisen (drei Paare als Ersatz für jedes Tier), ein Schellengeläute für das Borderpferd, welches auf der Weide die ganze Koppel um sich schart, ergänzten die Ausrüstung der Pferde. Außerdem war für jedes Tier eine Schutzhaupe für den Kopf und die Ohren genäht. Ohne diese Haupe haben die Tiere außerordentlich unter den Rücken zu leiden, die sich in den Ohren festsetzen und sie bis aufs Blut zerstechen. Für das Gepäc selbst dienten starke Leinensäcke und Manöverkisten, mit Leder bezogen oder mit Olfarbe gestrichen. Diese Kisten waren achtundzwanzig Zoll

in der Länge bei je vierzehn Zoll Breite und Höhe. Sie sind bequem als Lasten zum Beladen der Tiere, auch lassen sie sich leicht in den Booten der Eingeborenen sowie den Hundeschlitten verstauen. Außerdem kann man sie auf der Raft als Sitzgelegenheiten und Tische gebrauchen. Falls der Inhalt der Kisten gut gepackt ist und stets die gleichen Kisten für den einmal bestimmten Inhalt gebraucht werden, so ist es auf der Reise leicht, etwas Gesuchtes zu finden, und man braucht nötigenfalls nur das eine Pferd abzuladen, welches die Kiste mit dem gewünschten Gegenstande trägt.

Außer den Pferden gehörten zur Expedition noch zwei Hunde, der eine, „Alpa“, war mein Eigentum, der andere, „Ejeschi“, war vom Truppenteil, ein starkes, scharfes Tier, wolfsähnlich in Färbung und Körperbau.

An wissenschaftlichen Instrumenten nahmen wir mit: eine Feldmesserbussole nach Schmalkalder, je einen Schrittmesser und Sekundenmesser, zwei Aneroide (Luftdruckbarometer), ein Gyps-thermometer, ein Thermometer für Luft und Wasser, Anemometer zum Messen der Windstärke, einen geologischen Hammer, einen Bergkompaß, ein Roulette, photographische Apparate, Skizzenbücher, Bleistifte und Papier. Ferner Kästen für Insektenansammlungen, Präparierinstrumente, eine Presse und Filterpapier für das Trocknen von Pflanzen, Büchsen mit Formalin und anderes mehr. Außer diesen Instrumenten war natürlich noch eine Menge verschiedener Werkzeuge und Ausrüstungsgegenstände mitzunehmen: Kessel, Teekessel und Töpfe, Beile, Sägen, Spaten, Lötzeug, Hobel, Zangen, Feilen, Nägel und noch vieles andere.

Die Mannschaft war mit Karabinern, am Riemen zu tragen, ausgerüstet und mit je dreihundert Patronen versehen, wovon der Mann fünfzig Patronen bei sich trug, während die übrigen nach den Verpflegungspunkten abgeschickt wurden, die zur Reserve am Meeresufer angelegt waren. Außer diesen Waffen hatten wir bei der Expedition noch ein Mauser- und ein Winchestergewehr, ein Kleinkalibriges Frankostegewehr, eine doppelläufige Sauerbüchse und zwei Nagantrevolver.

Zur Ausrüstung der Leute gehörte ferner noch je ein finnisches Messer, ein Patronengürtel, der als Leibgürtel zu tragen war, Schnüre von je ein Saßhen Länge mit Ringen daran und eine kleine Ledertasche für Kleinigkeiten: wie Nadel und Zwirn, Knöpfe, Haken, Nfen und anderes mehr. Leinensäcke mit der Wäsche trugen die Leute auf dem Rücken an Tragriemen befestigt. Die Traglast eines

jeden Teilnehmers betrug an dreißig bis vierzig Pfund. Alles übrige Inventar wurde auf dem Seewege nach der Bucht St. Olga geschickt.

Die sommerliche Bekleidung der Schützen bestand aus Bluse und Hose in feldgrauer Farbe, leichter Mütze und Handschuhen, die um das Handgelenk herum zugeschnallt werden konnten, um im Sommer als Schutz gegen die Mücken und Moskitos zu dienen. Anstatt der Stiefel wurden sogenannte „Unty“-Schuhe aus weichem Leder getragen, wie die Eingeborenen sie verwenden. Diese sandalenähnliche Fußbekleidung erwies sich als sehr geeignet, sie wurde zwar leicht durchnäßt, trocknete aber ebenso rasch wieder. Um die Beine kamen Wickelgamaschen. Anfänglich hielten diese breiten Bänder nicht fest oder, falls zu fest gewickelt, schnürten sie die Sehnen zu sehr ein, bald aber dehnte sich das Gewebe nach der Form des Beines, die Leute gewöhnten sich daran und gingen leicht, ohne damit unterwegs in Unordnung zu kommen. Für den Winter waren Reservemäntel vorgesehen, warme Zoppen, Wollhemden und Unterhosen aus Kamelhaarstoff genäht, leinene Knieschützer, Wollstrümpfe, Baschkli-Kappen, Handschuhe und Fellmützen. Als Winterschuhe dienten dieselben „Unty“, nur größer und bequemer, so daß sie mit trockenem Heu ausgestopft und warme Fußlappen darin getragen werden konnten.

Die Erfahrungen früherer Jahre hatten erwiesen, daß nur dann ein gutes und produktives Arbeiten möglich ist, wenn eine ungestörte Nachtruhe vorhergegangen war. — Tagsüber konnte man sich der Mücken noch allenfalls erwehren, indessen abends gibt es schwer eine Rettung vor diesen Blutsaugern. Diese widerwärtigen Insekten lassen den Menschen nachts kein Auge schließen, er wird nervös und erwartet mit Ungeduld das Tageslicht. Den einzigen Schutz gewähren die Mückenetze, aus leichtem chinesischem Drell gefertigt, der wohl die Luft hindurchläßt, den Insekten aber den Zutritt verwehrt. Sie sind aus zwei Längen Stoff genäht, jede von fünfzehn Fuß, die Länge ist neun Arschin, die Breite dreieinhalb Arschin, die Höhe fünf Fuß. Unsere Mückenetze waren so gefertigt, daß sie, über die Querstäbe gelegt und durch die Hsen an Baumstämmen befestigt, eine Art Futteral bildeten, in welchem man liegen, sitzen und arbeiten konnte. Bei Regenwetter wurde über das Mückenetz noch eine Zeltbahn in Form eines spitzwinkligen Daches ausgespannt. Als Lager diente jedem eine dünne Filzunterlage, ringsum mit einem Rande von Leinwand umsäumt, an den das Mückenetz angeschlossen. Auf diese

Weise war man gegen Regen, kalten Luftzug und gegen die gierigen Insekten geschützt. Die Teilnehmer der Expedition, welche sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen hatten, bekamen jeder für sich ein solches Netz. Für die Mannschaften waren diese etwas breiter, so daß je zwei Mann darunter Platz zum Liegen hatten. Im Herbst, wenn die Mückenplage aufgehört hat und die Nächte kälter werden, lassen sich die Mückenneze verkleinert als Zelte benutzen. Vor ihnen werden lange Lagerfeuer angezündet, von denen genügend Wärme und Licht ausstrahlt.

Jetzt zur Verpflegung: Das Quantum war auf sechs Monate berechnet und bestand aus Mehl, Hartbrot, Reis, Hirse, gesalzener Butter, Trockengemüse, Salz, einigen Fleischkonserven, Gewürz, Erbsenmehl, Fruchtsaft, Zucker, Tee. Die Kisten mit Proviant waren einige Zeit vorher nach den Verpflegungspunkten abgeschickt und an den Mündungen der Flüsse Laduschu, Tjütiche sowie den Buchten Dshigit und Ternei aufgestapelt. Dort, wo sich an diesen Plätzen Siedelungen der Chinesen befanden, waren die Kisten bei diesen in den Fansen untergebracht, an einsamen Stellen am Meeresufer wurden sie frei in Stapeln aufgebaut, mit Persennings bedeckt und durch aufgesteckte Zweige kenntlich gemacht.

Geröstetes Brot nach Art des Schiffszwiebacks läßt sich auf diesen Expeditionen nur verwenden, falls es in der trockenen Jahreszeit, Herbst und Winter, hergestellt ist. Im regenreichen Sommer zieht es zu leicht die Feuchtigkeit an, und je fester es etwa mit Segeltuch zugedeckt ist, desto leichter verdirbt es und schimmelt. Ebenso auch das getrocknete Fleisch. Geöffnete Büchsen müssen sofort verbraucht werden. nach vierundzwanzig Stunden ist der Inhalt schon verdorben und ungenießbar. Wir trockneten das Fleisch selbst in dünnen Scheiben. Es nahm allerdings ziemlich viel Platz ein und überzog sich leicht mit Schimmel, war aber doch zur menschlichen Nahrung zu verwenden. Bevor das Fleisch in den Kessel kam, wurde es am Feuer gesengt. Der Schimmel brannte herunter, das Fleisch wurde weich und genießbar. Trockenes Eiweiß und Schokolade waren für etwaige Hungertage reserviert als eiserne Ration in besonderen verzinkten Kästen. Im allgemeinen sind Blechgefäße nicht empfehlenswert, sie werden leicht beschädigt, und es genügt die kleinste Verletzung, um den Inhalt sicher verderben zu lassen. Verhältnismäßig leicht läßt sich das Mehl aufbewahren. Der gefüllte Beutel wird einfach einige Male rasch ganz in Wasser getaucht, dann läßt man, ohne den Beutel zu öffnen, diesen an der Luft trocknen. Das

Wasser durchdringt die Leinwand und bildet an dem Mehl eine feste Kruste von der Stärke eines Fingers. Unter dieser harten Rinde ist das Mehl vollständig gegen Eindringen der Feuchtigkeit geschützt, auch der Sack besitzt eine größere Festigkeit und zerreißt nicht auf dem Transport.

Eine gut zusammengestellte Feldapotheke, einige chirurgische Instrumente (Messer, Scheren, Pinzetten, Lanzetten, Nadeln, Nähseide, Nadelhalter, Ohrballons und einige Spritzen) sowie genügend Verbandzeug vervollständigen die weitere Ausrüstung.

Am 14. Mai war alles bereit, am 15. wurde das Kommando nebst den Pferden mit der Eisenbahn vorausgeschickt, am 16. verließen alle übrigen Expeditionsteilnehmer die Stadt Chabarowsk. Als Sammelpunkt war die Station Schmakowka ausersehen, etwas südlich der Stelle, an welcher die Bahnlinie den Ussuri überquert.

Am Sammelpunkt

Von den Anforderungen, welche der Forschungsreisende zu erfüllen hat, sind vornehmlich folgende vorauszusetzen:

Er muß befähigt sein: erstens, die Expedition entsprechend ihren Zielen und Aufgaben, Umfang und Zeitdauer zu organisieren und auszurüsten sowie alle Vorbereitungen rechtzeitig vor dem Abmarsch zu treffen; zweitens, naturwissenschaftlich zu arbeiten und zu sammeln; drittens, das Tagebuch zu führen; viertens, bei seiner Arbeit das Wichtige von dem Nebensächlichen zu trennen und sich zu entscheiden, worauf er seine Aufmerksamkeit zu richten hat; fünftens, die fertigen Sammlungen an ihren Bestimmungsort zu bringen, und sechstens, das gesammelte Material wissenschaftlich zu bearbeiten.

Besonders dieses letzte Erfordernis ist möglichst ungesäumt im Anschluß an die Reise zu erfüllen. Die Bearbeitung des Tagebuches darf nicht auf die lange Bank geschoben werden. Es gehört unbeschränkte freie Zeit dazu. — Wir Russen müssen allerdings bekennen, daß wir leicht geneigt sind, in dieser Hinsicht zu sündigen. Oft genug findet der Forscher, wenn er von einer Expedition zurückkehrt, reichlich anderweitige Arbeit vor, die ihn — vorläufig — an der Auswertung der mitgebrachten Forschungsergebnisse hindert. Die Ausarbeitung des Tagebuches erleidet große Unterbrechungen und

wird auf die sogenannten „Stunden der Muße“ verschoben. — Die auf der Reise gesammelten Notizen sind und bleiben das wichtigste Mittel und die Unterlage für jede folgende Arbeit, aber die in ihnen meist nur kurz angedeuteten Eindrücke haften naturgemäß unmittelbar nach der Rückkehr noch am lebhaftesten im Gedächtnis und verlieren mit der Zeit ihre frischen Farben. —

Worin liegt die Bedeutung einer solchen Reise und welchen Anteil hat der Forscher daran?

Leider kann man hierfür keine allgemein gültigen, erschöpfenden Regeln aufstellen; vieles hängt von der Persönlichkeit des Forschers selbst ab und von dem Grade wissenschaftlicher Vorbildung, über den er verfügt. Aber auch das würde nicht genügen — er muß vor allem Interesse für die ihm zugewiesene Aufgabe haben, für die Gegend, die er erforschen soll, und den festen Glauben daran, daß er gerade hier interessantes Material finden könne. Nur auf Grund genauester Beobachtungen läßt sich das richtige Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung erfassen. Oft erweist sich plötzlich eine kleine kaum bemerkbare Erscheinung als wichtig und ausschlaggebend. Dieses alles geschieht auf der Grundlage des Wissens und der Erfahrung. Für einen Anfänger ist es sehr wünschenswert, einen Führer hierbei zur Anleitung zu haben, der ihn rascher in die neuesten Methoden der Forschung einführen kann.

Die erste Periode, welche den Vorbereitungen gewidmet war, liegt hinter uns. Jetzt ist die Reise selbst an der Reihe. Die letzten Tage vor dem Aufbruch bringen noch viel Arbeit und Mühen. Alles ist nochmals genau zu überlegen und zu prüfen, ob auch nichts Wichtiges vergessen ist. Die eigenen Sachen müssen endlich gepackt werden. Telegramme gehen noch schnell nach verschiedenen Stellen, die eine oder andere Angelegenheit ist telephonisch zu erledigen.

Den ganzen Tag hat man noch Besorgungen in der Stadt — dann die Abmeldung bei den Vorgesetzten. Dazwischen sind die letzten Anordnungen an die Leute auszugeben. Die Nacht muß herhalten, um wichtige Briefe zu erledigen — man kommt kaum zum Schlafen und beunruhigt sich mit dem Gedanken, ob wirklich alles richtig erledigt wird. Schon früh ist man am anderen Tage auf den Beinen. Das Lösen der Fahrkarte zeigt, wie nervös man bei alledem geworden ist. — Endlich, wie eine Erlösung — das dritte Glockenzeichen — ein schrilles Pfeifen, und der Zug setzt sich in Bewegung. — Eine ungeahnte schwere Last scheint sich von den Schultern zu heben. Alle Unruhe fällt ab und bleibt hinter uns.

Das Bewußtsein, ein ganzes Jahr aus dem Bereiche aller Stäbe, Verwaltungen und Kanzleien zu bleiben — ein ganzes Jahr lang durch keinerlei Verfügungen, Zuschriften und Telephongespräche betroffen zu werden, gibt ein herrliches seelisches Gleichgewicht. Man fühlt sich frei — und mit Freude denkt man an die bevorstehende Arbeit und staunt beinahe selbst über die Fülle der Energie, die einen bewegt.

Die Bahnverwaltung hat uns einen besonderen Wagen gestellt, der dem Zuge angehängt wird. Niemand belästigt uns, und wir fühlen uns wie zu Hause. Wir verbringen die Zeit in kameradschaftlicher Unterhaltung, studieren die Karten und schmieden Pläne für das Bevorstehende.

Das Wetter ist trübe, und es regnet unaufhörlich. Zu beiden Seiten der Bahnlinie ziehen sich Sümpfe hin, von Hügeln unterbrochen, trübe Lachen und ein dürftiger Pflanzenwuchs. An den Fenstern huschen einzelne Bäume vorüber, Telegraphenstangen, kurze Ausblicke in die Landschaft. Alles ist einformig und ermüdend, der Tag zieht träge dahin.

Endlich bricht die Dunkelheit herein, in unserem Wagen werden die Lampen angesteckt. Ermüdet von den Laufereien der letzten Tage, eingekullt vom Schaukeln des Wagens und dem gleichmäßigen Stoßen der Räder schläft alles bald ein.

Am anderen Tage erreichen wir Schmakowka, unseren Sammel-punkt. Von hier aus soll die Expedition ihren Anfang nehmen. Der Regen hat nachgelassen, und der Himmel erscheint etwas freundlicher. Bald leuchtet grell die Sonne, die regenfeuchten Blätter und Gräser blitzen wie lackiert. Die Erde dampft unter den heißen Sonnenstrahlen. —

Am Bahnhof erwarten uns die Schützen und geleiten uns nach den Quartieren.

Der Rest des Tages ist der Durchsicht des Handgepädes und dem Verstauen der Lasten gewidmet.

Der folgende Tag, der 18. Mai, war den Leuten freigegeben. Sie ändern sich das Lederzeug paßrecht, nähen sich Knieschützer, bringen ihre Patronengürtel in Ordnung und legen, mit einem Wort, die letzte Hand an ihre Ausrüstung. Es läßt sich freilich nicht alles vorhersehen, was später noch einer Änderung oder Ergänzung bedarf. Die persönliche Erfahrung ist hierbei von großem Wert. Wichtig bleibt, daß nichts Hauptsächliches versäumt oder vergessen wird, die kleinen Unebenheiten schleifen sich bald von selbst ab.

Die freien Stunden benutzte ich, um mit General Rutkowskij die Umgegend zu besichtigen. Der Ussurifluß ist hier außerordentlich gewunden. Wenn man seinen Lauf geradegezogen auf der Karte abstecken würde, bedeckte er wahrscheinlich die doppelte Länge. Man ist fast versucht zu glauben, daß der Ussuri hier Zuflüsse hat, ein so verzweigtes Aussehen verleihen ihm seine Windungen.

Fast alle Flüsse des Ussurigebietes haben einen ziemlich geraden Lauf, solange sie noch in den Längstälern eingeeengt dahinfließen. Sobald sie aber aus den Bergen heraus in die Ebene treten, beginnen die Schlingen und Krümmungen. Eigentlich ist diese Erscheinung um so verwunderlicher, als die Ufer hier wie dort dieselbe Zusammensetzung zeigen. Unter dem Rasen liegt eine dünne Schicht schwarzer Erde, darunter sandiger Lehm, noch tiefer eine dicke Schlamm- und Kies- Schicht. Ich erkläre mir daher obengenannte Erscheinung folgendermaßen:

Solange der Fluß zwischen den Bergen fließt, kann er nur in beschränktem Maße von seiner Richtung abweichen. Infolge des starken Gefälles schießt das Wasser mit großer Gewalt dahin, alles mit sich fortreisend und abspülend, was seinem Laufe etwa hinderlich in den Weg tritt. Der Fluß wirkt hier wie eine Säge und Feile zugleich. — Ganz anders liegen die Verhältnisse in der Ebene. Die Schnelligkeit der Strömung ist hier bedeutend gemindert. Das Flußbett hat eine gleichmäßige Tiefe, auch die Ufer sind gleichförmiger. Unter diesen Bedingungen genügt ein wenig, um die Richtung des Stromes zu verändern, zum Beispiel eine zufällige Anhäufung von Lehm oder Ton, während in der Nähe lockere Sandmassen liegen. Daher die vielfachen und wenig beständigen Krümmungen des Flusses, welche sich nach jeder Überschwemmung verlegen. Der Fluß bildet ein neues Knie, und das alte Flußbett bleibt im Sande vergraben. Bald ist der Zugang zum alten Flußbett verbarricadiert, es bilden sich lange tote Arme, wie wir es hier am Ussuri beobachteten. Die Ablagerungen des Flusses sind reich an Lehm, daher der sumpfige Charakter des Flußtales.

Der Sommer des Jahres 1906 war regnerisch. Überall an den tieferen Stellen stand das Wasser, und sähe man nicht einzelne Bäume daraus hervorragen, so könnte man glauben, Seen vor sich zu haben.

Von der Siedlung Nishne-Michailowskoje bis zum Flüßchen Rabarga dehnen sich rechts vom Ussuri die Sümpfe, ebenso oberhalb des Dorfes Nishne-Romanowskoje (Usspentka) zu beiden Seiten des

Flusses, besonders der linken. Hier erheben sich zwei Hügel mit alten trigonometrischen Punkten aus der Ebene. Der nördlich gelegene von 171 Sassen Höhe heißt der „Medweshje“ (Bärenberg), der südliche von 102 Sassen hat noch seinen alten chinesischen Namen „Chando-dynsa-fy“ (Berg mit dem Heiligtum des chinesischen Wohltäters Chan-de) bewahrt. Zwischen diesen Hügeln liegen die Mineralwasserquellen von Schkotowo. In früheren Zeiten hing der Bärenberg ersichtlich im Nordosten mit dem Bergrücken Tyrhdynsa zusammen, wurde aber in der Folge durch den Ussurifluß getrennt.

Aus den Sümpfen des Ussuri ragen an vielen Stellen erhöhte trockene Plätze hervor, die ihrer fruchtbaren Erde wegen von den Anstiedlern für den Feldbau ausgenutzt werden. Fünf Werst vom Flusse nach Osten beginnen die Berge. Noch vor zehn Jahren waren sie mit dichtem Walde bedeckt, von dem jetzt kaum mehr eine Spur zu finden ist. Der noch vorhandene Baumwuchs im oberen Ussuritale ist kaum als Wald zu bezeichnen. Diese dürftigen Baumgruppen bestehen hauptsächlich aus Linden (*Tilia manshurica* Rupr. et Max.), schwarzen und weißen Birken (*Betula daurica* Pal. et *Betula japonica* H. Winke) und den Halbsträuchern der Erle (*Alnus hirsuta* Turcz.), Weide (*Salix triandra* Lin.), sowie einem breitwuchernden Strauchwerk (*Securinega ramiflora* Müll. Argov.), ähnlich der *Lespedeza*.

Die geschwärzten Baumstümpfe, verkohlte Holzstücke und Aschenreste sowie das Fehlen jeglichen Nachwuchses weisen auf häufige Brände hin, was besonders durch die Nähe der Bahnlinie zu erklären ist.

Blütenpflanzen wachsen in so einförmigen Massen, daß hier keinerlei ökologische Gemeinschaft zu bestehen scheint. Bald trifft man auf weite Plätze, nur allein mit Bermanut bedeckt (*Artemisia vulgaris* L.), bald ebenso auf den weißen kriechenden Klee (*Trifolium repens* L.), dann Schilfrohr (*Phragmites communis* Trin.) oder Wasserlilien (*Iris uniflora* Pal.) und Maiglöckchen (*Convallaria mayalis* L.) und andere mehr.

Vertrieben durch die rings um diese Erdinseln herrschende Feuchtigkeit, dienen die trockenen Plätze vielen kleineren Lebewesen als Zufluchtsstätte. An einer solchen Stelle fand ich zwei Nattern (*Coluber ruforsatus* Cantor) und eine stumpfköpfige giftige Schlange (*Ancistrodon blomhoffii* Boie). Auf einer anderen ähnlichen Stelle hatten sich Rager und Insektenfresser angesiedelt, rötliche Wald-

wühlmäuse (*Eutamias rutilus* Palli), Wurzelmäuse (*Microtus oeconomicus* Pall.) und ussurische Maulwürfe (*Sorex tscherskii* Ogn.).

Seitwärts vom Wege befand sich eine große Wasserlache, an der graue Stare herumsaßen. Diese singlustigen Vögel waren jetzt ganz verstummt, badeten sich in den Pfützen und bespritzten sich flügel-schlagend gegenseitig mit Wasser. Näher bei den bestellten Feldern begegnete ich Halsbandlerchen. Sie hüpfen auf dem Wege entlang und ließen uns nahe herankommen, bis sie, von den Hunden aufgeheuchelt, schurrend aufflogen, um sich nahebei auf den Sträuchern niederzulassen. Am Waldessaume traf ich noch einen kleinen grauen Vogel, den General Rutkowskij mit der Büchse erlegte. Er erwies sich als ostasiatisches Käuzchen, von den Chinesen „Pi-u“ genannt und von ihnen verdächtigt, daß er die Schenschenjücker von dem Orte fernhält, an welchem diese kostbare Wurzel verborgen ist.

Einige graublaue amurische Bienenfallen jagten auf Insekten und vollführten im Fluge jähe Wendungen, dann saßen sie wieder auf den Erdhäufen und blickten uns gleichmütig an.

Es war bereits Abend, als wir zur Station zurückkamen. Die laue Frühlingsluft war von einem ununterbrochenen Lärm erfüllt, von den Sümpfen her tönte lautes Froschkonzert, aus dem Dorfe Hundegebell und von irgendwoher aus dem Felde ein Schellengeläute.

Morgen geht's auf den Marsch! — Was wird uns bevorstehen? —

Den Ussuri aufwärts

Jedem der Expeditionsteilnehmer waren besondere Arbeitsgebiete und Obliegenheiten zugewiesen.

Granatman hatte den wirtschaftlichen Teil, die Verwaltung der Lebensmittel und der Fourage, übernommen. Merzljakow war für die Ausführung einzelner Aufträge, die von der Hauptmarschlinie abzweigten, vorgesehen. Die ethnographische Forschung, Aufnahme der Marschrouten und die Aufzeichnungen bildeten meine Aufgabe, und Paltshewski hatte sich geradeswegs nach der St. Olga-Bucht begeben, wo er sich mit dem Botanisieren befaßte, um sich dann später mit der Expedition zu vereinigen und weiter im Küstengebiet vorzudringen.

Die Tageseinteilung auf dem Marsche war in folgender Weise geregelt: Ein Mann vom Dienst, der alle vierzehn Tage abgelöst wurde, hatte morgens als erster aufzustehen. Er bereitete den Tee und

kochte die Grütze und weckte dann die übrigen. Auf die Frühstückszeit und die allmorgendlichen kleinen Arbeiten wurde eine Stunde gerechnet, und zwischen sieben und acht Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Gegen Mittag gab es einen großen Halt. Die Pferde wurden abgeladen und zum Weiden freigelassen. Um ein Uhr mittags ging es weiter bis ungefähr vier Uhr. Warme Mahlzeiten waren zweimal am Tage vorgesehen, morgens und abends, tagsüber gab es Tee mit Zwieback oder Gebäck vom vorigen Tage. Ein Schütze blieb abwechselnd stets bei mir und trug die Instrumente, welche dauernd auf dem Marsche benötigt werden, wie zum Beispiel Büchse, kleiner Spaten, Beil und photographische Apparate.

Täglich legten wir ungefähr 15 bis 25 Werst zurück, je nach der Örtlichkeit, dem Wetter und entsprechend den Arbeiten, die auf dem Wege zu erledigen waren. Als Platz zum Bivakieren wählten wir stets die Nähe eines Flüsschens. Während dann das Essen bereitet und die Zelte aufgestellt wurden, hatte ich Zeit, die Marschrouten aufzuzeichnen. Inzwischen beschäftigten sich die Kameraden mit dem Trocknen der gesammelten Pflanzen, dem Präparieren der erlegten Vögel, Einlegen der gesammelten Insekten in die Kästen und Nummerierung des geologischen Materials. Gegen fünf Uhr wurde die Hauptmahlzeit eingenommen, die meist gleichzeitig Mittag- und Abendbrot umfaßte. Nach dem Essen zog ich mit Büchse und Kamera in die Umgegend, oft so weit, daß ich nicht immer vor Einbrechen der Dunkelheit zurück war.

Manchesmal überraschte mich unterwegs die Nacht, und einzelne dieser Streifzüge in hellen Mondscheinnächten bilden für mich eine unvergängliche Erinnerung. — Um neun Uhr abends wurde gewöhnlich nochmals Tee getrunken, darauf machten sich die Schützen noch an ihren eigenen Sachen zu schaffen, reinigten die Gewehre, flickten Kleidung und Schuhwerk und brachten das Sattelzeug in Ordnung. Ich befaßte mich dann meist mit der Festlegung der tagsüber gemachten Beobachtungen und den Tagebucheintragungen.

Langweile ist auf solchen Reisen unbekannt. Das Tagewerk ist oft so ermüdend, daß man sich kaum zum Bivak schleppen kann. — Und ein Zelt, das Lagerfeuer und die warme Decke dünken dann als die höchsten Wohltaten, die dem Menschen auf Erden beschert sein können. Schnell noch den heißen Tee geschlürft, dann kriecht man in seinen Schlaffack. Ein gesunder, fester Schlaf, wie man ihn auch in keinem städtischen Hotel besser finden könnte, stärkt für die Arbeit des folgenden Tages.

Nachts hat das Bivak einen Wachtposten, der nach den Pferden zu sehen, Holz an das Feuer zu legen und das schlafende Lager zu bewachen hat. Wir blieben täglich auf dem Marsche — Rafttage wurden nur bei besonderen Fällen eingeschoben, wenn zum Beispiel ein Pferd erkrankte, eine größere Wiederinstandsetzung und dergleichen nötig war. Wenn uns eine Gegend besonders interessant erschien und Ausbeute versprach, verweilten wir zwei Tage und länger dort. Aus Erfahrung wußten wir, daß es nicht ratsam war, bei anhaltendem Regenwetter zu marschieren. Man kommt nur wenig vorwärts, Menschen und Tiere ermüden schnell, das Lederzeug und die Sättel werden durchnäßt und leiden stark, ebenso das Meßgerät usw. Als Folge davon, daß man bei Regenwetter marschiert ist, muß man oft dafür an sonnigen Tagen stehen bleiben und sich trocknen lassen. Gewöhnlich ist es also besser, die Tage mit starkem Regen im Zelt zu verbringen, die Krofis und Skizzen zu vervollständigen, das Tagebuch zu ergänzen, Berechnungen zusammenzustellen — mit einem Wort, das nachzuholen, wozu man meist auf dem Marsche nicht Zeit findet.

Am 19. Juni, dem Tage des Abmarsches, waren wir alle früh auf den Beinen — kamen aber ziemlich spät fort. Das ist ganz natürlich, denn die ersten Maßnahmen ziehen sich meist sehr in die Länge. Weiterhin auf dem Marsche gewöhnt sich dann jeder Teilnehmer an die bekannte Ordnung, jeder kennt seinen Gaul, seine Traglast, die Teile, welche er zu beaufsichtigen hat, was zuerst aufgeladen und was obenauf kommt, welche Gegenstände auf dem Marsche nötig sind und welche im Bivak. —

Die Leute waren frohvergnügt und munter, als sich unsere Karawane endlich auf dem Marsche befand.

Der Tag wurde heiß und sonnig, nicht ein Wölkchen stand am Himmel, aber man fühlte, daß die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt war.

Der morastige Weg von Schmakowka nach Usspenskoje führt an den Abhängen des Chando-dynsa-sy entlang. Alle Brücken am Wege waren von den Waldbränden des Frühjahrs zerstört; das Überschreiten der vielen den Weg kreuzenden Flüßchen und Bäche, die durch die langen Regengüsse in reißende Flüsse verwandelt waren, bot ziemlich viele Hindernisse.

An den höhergelegenen Plätzen war der Charakter des Pflanzenwuchses der gleiche wie in der Nähe der Bahnlinie. Ein durchsichtiger Wald aus Linden, Eichengestrüpp und Birken begleitete uns, der

im Vergleich zu den kahlen Einöden, die wir anfangs durchzogen hatten, beinahe üppig ersahien.

Gegen drei Uhr gelangten wir näher an den Ussuri. Ein geübtes Auge konnte übrigens sofort feststellen, daß wir uns zum ersten Male auf dem Marsche befanden. Die Abteilung war weit auseinandergezogen, hier und dort rutschte ein Sattel ab, löste sich ein Riemen — die Leute hielten oftmals an, nestelten an ihrem Schuhzeug und den Wickelgamaschen. Wer bereits einmal eine solche Expedition mitgemacht hat, empfindet diese Kinderkrankheiten als etwas ganz Selbstverständliches. Von Tag zu Tag wird die Ordnung besser, die Störungen fallen fort, bald hat sich alles eingewöhnt und es geht dann ohne Aufenthalt weiter. Jeder Mann hat seine eigenen Erfahrungen gesammelt und weiß sich danach zu richten.

Wenn eine längere Reise beabsichtigt ist, so empfiehlt es sich, die ersten Marschleistungen nicht allzusehr auszudehnen, um nicht Menschen und Tiere gleich anfangs zu überanstrengen. Viel besser ist es, langsam zu marschieren, öfters Ruhepausen einzuschalten und abends eher den Marsch abzubrechen. Nach einigen Tagen hat sich dann alles an die erforderlichen Anstrengungen gewöhnt, Menschen und Tiere kommen rascher vorwärts und ermüden nicht mehr so leicht.

Der Einzug unseres Trupps in das Dorf Usspenka gestaltete sich für die Dörfler zu einer großen Begebenheit. Die Kinder ließen ihre Spiele in Stich und liefen uns nach, in den Fenstern und Türen zeigten sich die erschrockenen Gesichter der Frauen, die Männer unterbrachen ihre Arbeit und sahen lange der durchziehenden Abteilung nach.

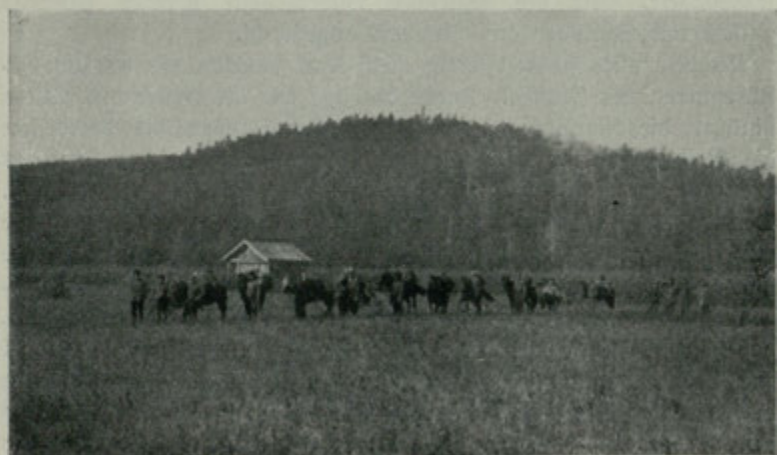
Das Dorf Usspenka ist auf hohen Terrassen am linken Ufer des Ussuri gelegen. Gegründet im Jahre 1891, besteht es jetzt aus ungefähr 180 Höfen.

Da Schulferien waren, brachte man uns im Schulhause unter, die Pferde auf dem Hofe und die Sättel und Lasten unter einem Schuttdache. Abends kamen die Bauern und die Alten zu uns. Sie erzählten von ihrem Leben hier, sprachen von den Wegen und gaben gute Ratschläge.

Als wir am anderen Tage unseren Marsch fortsetzten, gelangten wir hinter dem Dorfe bald an den Ussuri. Das ganze Flußthal war mit Hochwasser gefüllt, die höherliegenden Plätze ragten als Inseln hervor. Aus den Wassermassen zeichnete sich das eigentliche Flußbett durch die starke Strömung ab und durch einzelne Bäume an seinen

Ufern. Normalerweise besitzt der Wasserspiegel des Ussuri eine Breite von etwa 100 Sassen bei durchschnittlich 2 Sassen Tiefe; die Schnelligkeit der Strömung beträgt 3 Werst in der Stunde. Die uns begleitenden Bauern erzählten, daß zur Zeit der Überschwemmung die Verbindung mit den Nachbardörfern auf dem Landwege gänzlich unterbrochen sei und man diese dann nur mit Rähnen erreichen könne.

Wir beschloßen, den Fluß aufwärts bis an eine Stelle zu gehen, wo wir ihn vielleicht schwimmend mit den Pferden überqueren konnten.



Im Tal des Ussuri

Bei Tagesanbruch schien das Wetter trübe und regnerisch zu werden, gegen zehn Uhr morgens klärte es sich auf, und wir erreichten die gesuchte Stelle. Ungefähr 5 Werst weiter vereinigt der Strom alle Nebenarme in sich. Eine Reihe trockener Boden-erhebungen gab die Möglichkeit, bis dicht an das Ufer heranzukommen. Es mußten aber die vorgelagerten Sümpfe umgangen werden, und wir stiegen bei dem Berge Kabarga in die Niederung hinab.

Die Pferde hatten sich bereits aneinander gewöhnt, sie schlugen nicht mehr aus und bissen sich nicht mehr untereinander. Auf dem Marsche ist es nur nötig, das vorderste Pferd zu führen, die folgenden treten in seine Spuren. Ein Mann hatte stets den Zug zu beschließen, um die etwa zurückbleibenden oder abschweifenden Pferde anzutreiben.

Nachdem wir den Berg Kabarga hinter uns hatten, bogen wir nach Osten ab, zur Fasse Chaudien, die am Ufer des Ussuri, nahe der Mündung des Flusses Schituche gelegen ist. Von einer trockenen Stelle zu der nächsten uns vorwärts arbeitend und die Sumpfstellen umgehend, erreichten wir bald den Wald am Flußufer. Zu unserem Glück fand ich in der Fasse bei den Chinesen einen Kahn vor. Zwar war er durchlöchert wie ein Sieb, immerhin stellte er ein Fahrzeug dar, welches unsere Flußüberquerung bedeutend erleichtern konnte. Die Instandsetzung des Kahnes nahm eine Stunde in Anspruch. Die Spalten und Risse wurden notdürftig gedichtet, die Seitenbretter festgenagelt, statt der fehlenden Rudergabeln wurden hölzerne Pflöcke mit Schlingen aus Tauwerk angebracht.

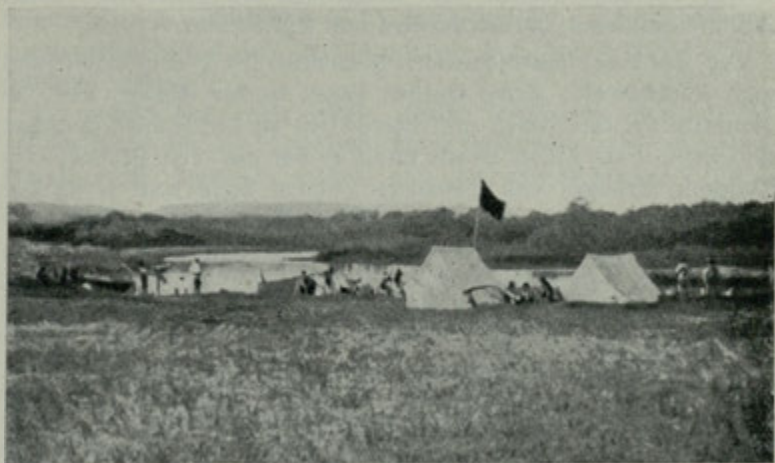
Nachdem alles so weit fertiggestellt war, machten wir uns an das Überqueren des Flusses. Zuerst brachten wir die Sättel und Lasten hinüber, die Mannschaft folgte nach. Dann kamen die Pferde an die Reihe. Sie waren anfänglich nicht dazu zu bringen, in das Wasser zu gehen, es mußte einer von den Leuten mit ihnen hinein. Der Kosak Koshewnikow meldete sich für diese nicht ungefährliche Aufgabe. Er legte die Kleider ab, schwang sich auf das tüchtigste Pferd, den Schimmel, und zwang es in den Fluß hinein. Alle übrigen Pferde wurden hinterher gejagt. Sobald Koshewnikow spürte, daß sein Pferd den Grund unter den Füßen verlor, ließ er sich schnell zur Seite heruntergleiten, faßte den Schimmel mit der Hand in die Mähne und schwamm neben ihm her; die anderen Pferde folgten nun hinterdrein. Vom Ufer aus war zu sehen, wie Koshewnikow dem Gaul den Hals streichelte und ihm gut zusprach. Die Pferde schwammen schnaubend, blähten die Rüstern weit auf und bledten die Zähne. Die Strömung trieb sie etwas ab, doch kamen alle ziemlich schnell vorwärts.

Alles war gespannt, ob es Koshewnikow gelingen würde, sämtliche Pferde glücklich hinüberzubringen.

Etwas unterhalb war das Ufer steil und durch das Bruchholz zwischen Gestrüpp und Bäumen schwer zugänglich. Nach etwa zehn Minuten hatte der Schimmel bei Koshewnikow Grund unter den Hufen gefunden, aus den Fluten hoben sich die Schultern, Rücken, Kruppe und Flanken, der Gaul schüttelte sich, und aus Mähne und Schweif floß das Wasser in kleinen Bächen. Sofort war der Kosak wieder auf seinem Gaul und ritt weiter dem Ufer zu.

Da einige Pferde kräftiger waren und die schwächeren langsamer vorwärts kamen, so hatte sich der ganze Volk über den Fluß aus-

einandergezogen. Während Koshewnikow mit dem Schimmel schon auf dem trockenen Ufer stand, befand sich das letzte Pferd noch in der Mitte des Flusses, und man sah deutlich, wie es von der Strömung abgetrieben wurde. Es strengte alle Kräfte an, gegen die Wassermassen vorwärts zu kommen, aber die Strömung trug es weiter und weiter fort. Als Koshewnikow dieses sah, lief er eilends am Ufer mit der Strömung entlang. Er suchte eine Stelle aus, wo das Bruchholz eine Lücke ließ, arbeitete sich durchs Gestrüpp, watete



Lagerplatz am Daubiche

in den Fluß, stellte sich dem schwimmenden Pferde in Sicht und rief und winkte ihm zu. Aber das Tosen des Wassers ließ seine Stimme ungehört verhallen. Der Schimmel, auf welchem Koshewnikow gesessen, spitzte die Ohren, hob den Kopf hoch und sah auf das Wasser. Plötzlich erschallte sein lautes Wiehern über den Fluß — das schwimmende Pferd hatte das Signal vernommen, änderte seine Richtung und nach einigen Minuten hatte es das Ufer erreicht. Eine kleine Weile ließ Koshewnikow es verschmaufen, dann legte er ihm die Zügel an und führte es den anderen zu. Unterdessen hatte das Boot die letzten Leute und Gegenstände herübergebracht.

Nachdem wir so den Übergang bei der Fasse Chaudien glücklich bewerkstelligt hatten, ging es weiter den Fluß Schituche aufwärts, indem wir die Sümpfe umgingen und möglichst auf die Berge zuhielten.

Der Schituche fließt in der Richtung des Breitengrades. Seine

Länge beträgt ungefähr 45 Werst, die Mehrzahl der Nebenflüsse empfängt er von links her. Eigentlich ist der Schituche nur ein unbedeutendes Flüsschen, aber 3 Werst vor seinem Eintritt in den Ussuri vergrößert er sich zu einem breiten und tiefen Flußlauf.

Etwa 20 Werst südlich liegt die Vereinigung der Flüsse Daubiche und Ulahe ($44^{\circ} 58'$ nördl. Breite und $133^{\circ} 30'$ östl. Länge von Greenwich, nach Hamow).

Von dort aus beginnt der eigentliche Ussuri, welcher auf der Strecke bis zum Eintritt des Sungatscha von rechts zwei kleine Zuflüsse aufnimmt, die Girma-bira und Kurma-bira.

Der Daubiche (mandschurisch: Chue-bira) fließt von Südsüdwest nach Nordnordost. Seine Quellen liegen in den Bergen des Dajanschan bei den Pässen und Übergängen zu den Flüssen Sutschan und Lefu. Auf diesen Höhen bildet er sich aus drei Flüssen, dem Tudagou, Erdagou und Sandagou, nimmt dann von rechts den Sydagou, Chanichesa, Jansjingou, Tschautangousa, von links den Chamachesa, Daubichesa, Schituche und Ugyndynsa auf. Die Länge des Daubiche beträgt mehr als 250 Werst, die Tiefe durchschnittlich 5 bis 6 Fuß, bei einer Strömungsgeschwindigkeit von etwa 4 Werst in der Stunde.

Der Ulahe fließt einige Zeit in Richtung von Süden nach Norden, wendet sich aber bei der Fasse Lindapau plötzlich nach Westen. Hier ergießt sich das Wasser des Ulahe mit solcher Gewalt in das Bett des Daubiche, daß die Strömung gegen das linke Ufer desselben prallt. Infolgedessen hat sich gerade gegenüber der Mündung des Ulahe eine lange Bucht gebildet.

Diese trifft mit den beiden Flüssen Daubiche und Ulahe sowie dem Ussuri kreuzförmig zusammen. Zur Zeit der Überschwemmungen stauen sich an dieser Stelle große Wassermassen und ergießen sich dann von hier aus in das Tal des Ussuri. Von dem Punkte aus, wo sich der Ulahe parallel dem Ussuri nach Westen wendet, zieht sich in den Sümpfen eine Kette kleiner Seen bis zum Kanal des Schituche. Diese Seen, zusammen mit dem Laufe des Schituche, bilden das frühere Flußbett des Ulahe. Seine Vereinigung mit dem Daubiche befand sich in früheren Zeiten bedeutend weiter unterhalb.

Nachdem Menschen und Tiere nun wieder festen Boden unter sich fühlten, ging es tapfer vorwärts. Gegen Mittag berührten wir das Dorf Podgornaja, bestehend aus 25 Höfen. Die Bewohner gehören zur russischen Sekte der „Altgläubigen“.

Da es noch früh am Tage war, hielten wir uns hier nicht auf. Der Weg führte weiter flußaufwärts am Schituche. Links lag der Wald, rechts eine grasige, überschwemmte Ebene. Wir mußten nochmals ein kleines Fließchen überschreiten, das in einem schmalen, aber außerordentlich sumpfigen Tälchen dahinflöß. Die Leute überquerten es, indem sie von einem Grashügel zum anderen sprangen, aber für die Pferde war es schwieriger, und wir mußten sehen, wie sie sich abquälten, bald bis zum Bauche einsanken, bald stürzten. Einige Pferde hatten sich derart im Morast verstrickt, daß sie ohne besondere Hilfe nicht wieder hochkommen konnten. Sie mußten von ihren Lasten befreit und die Ladung von den Leuten aufs Trockene gebracht werden.

Als endlich das letzte Pferd diesen schwierigen Übergang bewältigt hatte, war es inzwischen Abend geworden. Noch eine kurze Strecke weiter, und wir machten halt zum Bivak an einem Bache mit klarem, schnellfließendem Wasser.

Des Abends saßen die Schützen und Kosaken am Feuer und sangen ihre Lieder. Irgendwoher hatte sich eine Ziehharmonika eingefunden, und wenn man jetzt die Leute ansah, wie vergnügt sie sich unterhielten, konnte man sich kaum vorstellen, daß sie sich knapp vor zwei Stunden bis zur Erschlaffung im Sumpfe herumgequält hatten. Sie lebten ersichtlich ohne Sorgen um den kommenden Tag dahin, nur von der Gegenwart beherrscht. Am anderen Feuer aber saß eine zweite Gruppe von Männern, studierte eingehend die Landkarten und erwog die weiteren Marschpläne.

Für den nächsten Tag war eine längere Ruhepause vorgesehen. Die Sachen mußten getrocknet, Sättel und Lederzeug gereinigt werden, auch die Pferde brauchten Ruhe. Zeitig früh machten sich die Schützen an die Arbeit, jeder von ihnen wußte, was von seinen Sachen nicht in Ordnung war und der Ausbesserung bedurfte.

Heute hatten wir Gelegenheit, die Kosaken bei einer Jagd hinter den Bienen her zu beobachten. Nach dem Tee war in einer Tasse ein Rest Honig zurückgeblieben. Bald erschienen etliche Bienen im Bivak. Erst eine, dann die zweite, dritte, vierte, bald mehrere. Einige schwärmten ziellos um uns herum, aber andere von ihnen beluden sich mit dem Honig aus der Tasse, flogen davon und kehrten regelmäßig wieder, um neuen Honig zu holen. Der Kosak Mursin übernahm es, den Bienenstock aufzusuchen. Er stellte sich mit der Tasse in der Hand nach der Richtung hin, welche die Bienen genommen hatten. Bald zeigte sich wieder eine, er verfolgte sie beim

Davonfliegen so weit er sie sehen konnte und ging bis zu diesem Punkte weiter, wartete wieder auf den Besuch einer Biene, verfolgte sie wiederum, dann ebenso ein drittes und viertes Mal. Auf diese Weise gelangte er langsam aber sicher zu dem Bienenstock. Die Bienen selbst zeigten ihm den Weg — es gehörte nur Geduld zu diesem Unternehmen.

Nach anderthalb Stunden kam Mursin zum Lager zurück und meldete, daß er den Schwarm gefunden habe. Und neben dem Bienenstock habe er ein so merkwürdiges Schauspiel mit angesehen, daß er schnell zurückgelaufen sei, um die Kameraden zu holen. Es gab eine Schlacht der Bienen und Ameisen. Nach einigen Minuten waren wir auf dem Wege dorthin, mit Säge, Beil, Kessel und Zündhölzern versehen. Mursin ging voraus und führte uns zu einer großen Linde, die schräg in einem Winkel von 45 Grad emporragte. Um den Baum herum summten die Bienen, fast der ganze Stamm war ausgeflogen. Der Eingang zum Stock, das Flugloch, befand sich unten nahe den Wurzeln, welche an der Sonnenseite mit ihrem Flechtwerk eine flache Abdachung bildeten. Um das Flugloch herum klumpten sich in dichten Massen die Bienen. Ihnen gerade gegenüber, ebenfalls in dichten Haufen, stand ein Volk großer schwarzer Ameisen. Es war spannend zu beobachten, wie sich diese beiden feindlichen Heerhaufen gegenüberstanden, ohne sich zum Angriff entschließen zu können. Die Kundschafter-Ameisen waren nach den Seiten ausgeschwärmt. Auf diese stürzten sich die Bienen von oben herab, die Ameisen richteten sich auf, setzten sich auf ihre Hinterkörper und verteidigten sich mit weit aufgerissenen Beißzangen. Ab und zu versuchten die Ameisen eine Umgehungsbewegung auszuführen und den Bienen von rückwärts beizukommen, aber die geflügelten Luftkundschafter entdeckten sie bald, erhielten Verstärkung nach dieser Seite und verlegten den Ameisen von neuem den Weg.

Wir folgten dem Kampfe mit großem Interesse. Wer würde die Oberhand behalten? würde es den Ameisen gelingen, in den Bienenstock einzudringen — wer wird zuerst nachgeben? Vielleicht wird der Kampf mit Sonnenuntergang abgebrochen, um dann am nächsten Tage von neuem zu entbrennen, vielleicht dauert er überhaupt schon länger als einen Tag. Wir konnten das Resultat des Kampfes nicht abwarten, die Kosaken kamen den Bienen zu Hilfe. Sie hatten unterdessen abseits ein Feuer angezündet, Wasser zum Kochen gebracht und gossen es nun über die Ameisen aus. Diese krümmten sich, liefen hin und her und fanden zu Tausenden ihren Untergang.

Die Bienen waren bis zum äußersten erregt. In diesem Augenblick erhielten sie aus Versehen auch einen Spritzer heißen Wassers ab, und plötzlich erhob sich der ganze Schwarm in die Luft. Nun mußte man sehen, wie die Kosaken auskniffen. Die Bienen verfolgten sie wütend und stachen sie in Hals und Rücken. Nach einer Minute war der Platz unter dem Baume leer. Die Leute blieben erst in weiter Entfernung stehen, schimpften und lachten sich gegenseitig aus, bis sie plötzlich wieder Angst bekamen, um sich herumfuchtelten und sich eiligst in Sicherheit brachten.

Wir beschloßen, die Bienen nicht weiter zu beunruhigen. Gegen Abend gingen zwei Kosaken nochmals zurück, um die Linde aufzusuchen, aber da waren keine Bienen und kein Honig mehr zu finden. Der Stock war von Bären entdeckt und ausgeraubt worden. — So endete unser Jagdzug nach den wilden Bienen erfolglos.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Juni fiel starker Regen, der erst gegen Morgen nachließ. Der Vormittag blieb trübe, die schweren Regenwolken krochen dicht über der Erde hin und hüllten die Gipfel der Berge in ihr Nebelgewand — es war wiederum Regen zu erwarten.

Bei weiten Reisen kann man natürlich nicht mit dem Wetter rechnen. Heute durchnäßt, morgen wieder trocken, übermorgen wieder naß und so fort. Man würde in einem Sommer nicht weit kommen, falls man alle Regentage, an einem trockenen Plätzchen sitzend, abwarten und vorübergehen lassen wollte. Auch diesmal ließen wir es darauf ankommen und hatten recht damit getan. Gegen 10 Uhr morgens klärte sich das Wetter auf. Es änderte sich im Laufe des Tages noch mehrere Male, bald schien die Sonne, dann regnete es wieder. Der ausgetrocknete Weg war schnell aufgeweicht und überall bildeten sich Pfützen.

Nachdem wir den Schituche überschritten, durchzogen wir das Dorf Arylowka, bestehend aus 66 Höfen. Das nächste Dörfchen Meshgor-naja (17 Höfe) war so armselig, daß wir nicht mal zehn Pfund Brot kaufen konnten. Die Bauern stöhnten und haderten mit ihrem Schicksal, die letzte Überschwemmung hatte sie schwer getroffen.

Weiterhin sollte uns der Weg über die Berge führen. Auf dieser Straße stand uns noch eine Prüfung bevor. Borerst hatten wir noch fünf völlig versumpfte Gründe zu überschreiten. Der erste lag gleich hinter dem Dorfe, der letzte und größte unweit des Flusses Ulahe.

Der Weg, von den Bauern selbst angelegt, hatte keine Seiten-

gräben, keine Brücken noch Stege. Der Schlamm auf ihm war stellenweise kaum zu durchschreiten. Die Kosaken wollten versuchen, die Pferde vollbeladen hindurchzuführen, es erwies sich als unmöglich. Um den schwankenden Grund zu befestigen, schlugen die Schützen Fichtenzweige ab und legten sie den Pferden vor die Füße. Für die Menschen erwies sich das allerdings von Nutzen, den Pferden half es nicht viel. Diese nicht sehr widerstandsfähige Unterlage täuschte die Tiere nur, sie traten fehl und stürzten. Es half nichts, die Pferde mußten abgeladen und die Lasten auf den Schultern der Leute über die schlechtesten Stellen getragen werden. Endlich lagen auch diese Sümpfe hinter uns.

Nach den Aussagen der Bauern führte der Weg weiter durch Wald. Auf festem Boden angelangt, machte der Zug halt zum Ausruhen.

Plötzlich sprang ganz unerwartet irgendwoher aus den Sträuchern ein Hase auf, und im Augenblick hatten sich die Leute ihm nachgeworfen. Es war staunenswert, welche Aufregung dieses kleine Tierchen in die ganze Abteilung brachte. Einer piff, der andere schrie, mit Stöcken und Steinen und allem, was zur Hand war, wurde nach dem fliehenden Tiere geworfen. Das unglückliche Häschen flüchte im Zickzack hin und her und versuchte im Gebüsch Schutz zu finden. Beinahe wäre ihm das auch gelungen, wenn nicht im letzten Moment einer der Schützen von seiner Büchse Gebrauch gemacht hätte. Die Kugel schlug ganz dicht am Kopfe des Hasen vorbei in die Erde ein und betäubte ihn. Im Augenblick sprang ein anderer Schütze hinzu und fing ihn mit den Händen. Der Hase wand sich hin und her, dann duckte er sich ganz zur Erde, die langen Löffel zurückgelegt. Das arme Tierchen war völlig verängstigt, seine gespaltene Oberlippe zuckte unaufhörlich hin und her, das Herz schlug ihm heftig. Nun saß er bei Turtygin im Arme, horchte auf alles und blinzelte um sich.

Der mandschurische Hase (*Lepus manshuricus* Pal.) ist nicht groß und von graubrauner Färbung. Diese behält er Sommer und Winter. Sein Verbreitungsgebiet in der Amurgegend bildet das Tal des Ussuri mit seinen Zuflüssen und die Küstengegend bis zur Halbinsel Bjelkina. Außer diesem Hasen gibt es im Ussurigebiet noch eine Art weißen Hasen (*Lepus timidus* Subsp.) sowie den schwarzen Hasen (*Caprolagus* Sp.), eine bisher noch nicht beschriebene Art. Er ist von gänzlich schwarzer Färbung und ziemlich selten. Vielleicht bildet er auch nur eine melanistische Spielart des weißen

Hasen, wie es ja auch schwarzbraune Füchse, schwarze Wölfe, ja sogar blaugraue Hasen gibt.

Der Russe liebt es, den Hasen zu jagen und eben nur deshalb zu hegen, weil er so furchtsam und schutzlos ist — das ist keine Bosheit, nur eine grausame Unterhaltung.

Freund Lampe brachte Leben in unsere Abteilung — Regen, Sümpfe und Müdigkeit war vergessen. Die Leute überschrieten sich gegenseitig wie die Kinder bei der Schilderung, wer ihn zuerst gesehen, wie er gelaufen sei und wie man ihn gefangen, wie sich überhaupt alles zugetragen habe. — Kein anderes Lebewesen konnte mehr Unterhaltungstoff bieten. Die Leute drängten sich um Turtygin, jeder wollte dem Häschen seine Meinung ausdrücken, der eine streichelte ihm den Rücken, der andere zupfte es am Schwänzchen, der dritte hielt ihm die Zigarette unter die Nase und zog es an den Ohren. Die Soldaten konnten sich gar nicht genug damit tun, ihm alle möglichen Namen zu geben und es zu verspotten. Nicht nur bei den Russen, sondern ebenso bei den Chinesen und Amureingeborenen gilt die Bezeichnung „Hase“ als lächerlicher Name eines ängstlichen Menschen, der aus Furcht allerlei Dummheiten begeht.

Der Befehl zum Satteln ließ die Leute endlich wieder an ihre Arbeit gehen. Nach kurzer Beratung hatte man sich entschlossen, dem Hasen die Freiheit zu geben. Kaum war er zur Erde gelassen, als er sich auch sofort zur Flucht wandte, vom Pfeifen und Kreischen der Leute gejagt; Lärm und Lachen begleiteten ihn, bis er im Walde verschwunden war.

Nachdem die Pferde gesattelt, ging der Zug weiter. Jetzt begann der Pfad steil bergan zu steigen und, den Gebirgsbächen ausweichend, näherten wir uns langsam dem Paße. Vereinzelte Eichen wechselten mit Waldstücken aus Ahorn, Linde und daurischer Birke. Hier und dort eine vereinzelte Zeder und die spitzwipfeligen Häupter der Tannen und Fichten.

Nach ungefähr eineinhalb Stunden hatten wir den Paß erreicht. Am Fuße einer mächtigen Eiche stand hier ein kleines Göztempelchen aus flachen Steinen, von chinesischen Jägern und Ehenschensuchern errichtet. Die Vorderseite war mit einem roten Lappen verziert, mit der chinesischen Aufschrift: „Ssan-kin-tschü-tschu“, das heißt: „Dem Beherrscher der Berge und Wälder“ (dem Tiger).

Von der Paßhöhe aus eröffnete sich uns ein großartiger Ausblick auf den Ulahe. Soeben hatte sich die Sonne hinter dem Horizonte verborgen, die Wolkenmassen am Himmel und die fernen Berge

nahmen eine zarte Purpurfarbe an. Rechts vom Wege schlängelte sich das helle Band des Flusses. In der Ferne zeigten sich einige Fansen, der Rauch aus ihnen breitete sich auf der Erde aus und lag unbeweglich über dem Tal. Etwas abseits von unserem Wege war ein kleiner See, an welchem wir zum Bivakieren haltmachten.

Wie stets herrschte bald Leben und Bewegung, Reden, Lachen und Scherzen um das Feuer herum. Nach dem Abendessen wurde es stiller, und die Soldaten legten sich zur Ruhe nieder, während wir noch lange am Feuer saßen, die Eindrücke der letzten Tage teilten und neue Pläne für die Zukunft schmiedeten.

Der Abend war wunderbar ruhig, von den Wiesen, wo die Pferde weideten, drangen unbestimmte Laute zu uns herüber, irgendwo in den Bergen schrie eine Eule, und aus den Sümpfen schnarrte das ununterbrochene Quaken der Frösche.

Am anderen Tage standen wir früh auf und waren zeitig auf dem Marsche. Die Hütten, die wir gestern abend vom Berge aus gesehen hatten, erwiesen sich als von Golden bewohnt. Die Gegend hier herum wurde chinesisch „Tschumtaisa“ genannt, was „Gebirgsbach“ bedeutet. Die hier lebenden Golden gehören zum Stamme der „Zukamika“, der jetzt durch die Blatternepidemie fast gänzlich vernichtet ist. Ihr ursprüngliches Gebiet war jene Gegend am Amur, wo jetzt die Stadt Chabarowsk liegt. Von den Russen verdrängt, zogen sie an den Ussuri, von dort waren sie unter dem Drucke der Kosaken nach dem Ulahe herübergewechselt. Der Rest ihres Stammes bestand nur noch aus zwölf Köpfen: drei Männern, fünf Frauen und vier Kindern.

Die Männer tragen chinesische Kleidung, eine rotartige Jade aus dunkelblauem Kattun und ebensolche Beinkleider. Die Kleidung der Frauen hat eher ihren nationalen Charakter bewahrt. Die Kleider waren mit bunten Stickereien an den Ranten verziert und an den Rändern mit kleinen Schellen benäht. Schmutzige Kinder kamen aus den Fansen herausgelaufen und starrten uns furchtsam nach. Von der Sonne verbrannt und mit Schmutz und Ruß bedeckt, war ihre Hautfarbe schwer zu bestimmen. Die Golden hatten zwar noch eine eigene Sprache, bedienten sich aber mit Vorliebe des Chinesischen. Die Kinder schienen überhaupt nicht mehr goldisch zu verstehen. Es ist bemerkenswert, wie schnell die Chinesen sich die Eingeborenen zu assimilieren verstehen.

Nach einer kurzen Besichtigung der Fansen ging es bald weiter. Der Pfad wandte sich wieder den Bergen zu. Es ist das jene Stelle,

von der aus der Ulahe eine nordöstliche Richtung nimmt. Er hat hier eine Breite von 85 Sassen und fließt mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 5 Werst in der Stunde. Von seinen Nebenflüssen sind die wichtigsten von rechts: der uns bereits bekannte Schituche, dann Tschumtaisa, Tjapigou, Noto, Wambachesa und Fudin; von links: der Chuanichesa und Wangou.

Von den Fansen der Golden aus führten zwei Wege weiter. Der eine schlängelte sich am linken Ufer des Ulahe entlang zum Noto, der andere führte in südöstlicher Richtung an den Bergen Chuanichesa und Ugidynsa vorbei. Wir wählten diesen und beschloßen, alle Lasten mit Rähnen von den Golden den Ulahe aufwärts führen zu lassen. Selbst wollten wir den Fluß überschreiten, im Tale des Chuanichesa bis zur Siedelung Sagornaja gehen und von dort mit leichtem Gepäck geradeswegs zum Dorfe Kolschmarowka.

Bereits gegen Mittag konnte man vorhersehen, daß der morgige Tag Regen bringen würde. Im Ussurigebiet kündigt sich Unwetter oft durch den sogenannten „trockenen Rebel“ (Höhenrauch) an. Diese ersten Anzeichen hatten wir schon gestern abend bemerkt. Am anderen Morgen hatte sich der Rebel bedeutend verdichtet, gegen Mittag erschien er greifbar. Die Umrisse der entfernten Berge konnte man nur noch erkennen, wenn man bereits vorher ihre Gestalt gut im Gedächtnis hatte. Es schien, als wäre die Luft mit Rauch geschwängert. Der Himmel war fahl, um die gelbe Sonne lag ein Strahlenkranz, das dünne Gewebe der Wolkenschichten nahm eine schmutzgraue Fönung an. Plötzlich wurde die Luft klar und durchsichtig. Die fernen Berge erschienen für Minuten dunkelblau und verfinsterten sich dann schnell. Nur an der hereinbrechenden Dunkelheit merkten wir, daß die Sonne bereits untergegangen war. Alles Leben in der Natur verstummte und verbarg sich. Allein die Frösche schienen sich des heranziehenden Wetters zu freuen und überboten sich gegenseitig im Quarren und Quaken.

Abends begann der Regen zu fallen.

Vom Tschumtaisa zum Dorfe Sagornaja

Wenn wir gehofft hatten, daß der Regen bis zum Morgen aufhören würde, so erwies sich das als Irrtum. Mit Tagesanbruch setzte er nur noch stärker ein. Wir mußten tüchtig Holz an unser Wacht-

feuer legen, damit es nicht verlöschte, es brannte schlecht und verursachte viel Qualm. Die Leute wickelten sich in die Mückenmehle und suchten sich trockene Plätze aus. Die Zeit schlich träge dahin.

Die Regen fallen im Ussurigebiet stets gleichmäßig in einem sehr weiten Umkreise und sind von einer merkwürdigen Stetigkeit. Sie umfassen meist gleichzeitig mehrere Flußsysteme — oft sogar das ganze Gebiet. Hierdurch erklären sich auch die endlosen Überschwemmungen.

Derſſu hatte für das Regenwetter folgende Anzeichen: Falls sich während des Regens in den Bergen Nebel zeigte und dort bewegungslos stehenblieb, so bedeutete das für ihn ein schnelles Nachlassen des Regens. Wenn aber die Nebelschwaden eilig weiterzogen, dann war das ein Anzeichen für langen Regen, oft vielleicht auch für einen Taifun (chinesisch: Ta = groß, fun = Wind), womit man die ozeanischen Zyklone bezeichnet. Kurz vor Sonnenaufgang ließ der Regen nach, aber der Fluß schwoll schnell an, daher war Eile zum Übershreiten geboten. Hierbei erwies sich die Hilfe der Golden als sehr wertvoll. Schnell, ohne zu zögern, hatten sie die Traglasten an das andere Ufer geschafft. Das schwächste Pferd führten sie vom Boot aus nach sich ziehend ebenfalls hinüber, die übrigen Pferde schwammen hinterdrein.

Gegen zehn Uhr brach die Sonne durch die Wolken und spielte in den Nebelschwaden, sie mit ihrem goldenen Glanze durchleuchtend. Wie eine Szene aus dem ersten Schöpfungstage erschien uns dieses Schauspiel, als sich das Chaos der feuchten Dämpfe in die schnell erwärmte Luft erhob. Endlich verflüchtete sich der Nebel, die von Unwetter befreite Erde atmete auf und belebte sich. Die Lerchen stiegen tirillierend kerzengrade in die Luft, und die Insekten summten wieder überall um uns herum.

Als das Boot, von den Golden geführt, vom Ufer abstieß, setzten auch wir uns in Marsch. Die Berge blieben rechts, der Fluß links von uns. Die Sümpfe hörten auf, aber damit waren wir aus der Feuchtigkeit noch nicht heraus. Der lange, starke Regen hatte das Erdreich sehr durchtränkt, die Bäche waren über die Ufer getreten und hatten allenthalben die Täler überschwemmt.

Durch irgend einen Zwischenfall aufgehalten, waren die Pferde etwas zurückgeblieben, während wir weiterzogen. Am Waldessaume stand eine alte, verfallene Farnse, dort setzten wir uns auf die Steine, um die Nachzügler zu erwarten. Plötzlich huschte ein langes, dunkles Band an uns vorüber. Die Schüßen liefen hinzu — es war ein großes Reptil, das eiligst durch das Gras schlüpfte und den Gebüsch

am Waldrande zustrebte. Die Soldaten wichen zur Seite und getrauten sich nicht, näher heranzugehen, die Größe der Schlange flößte ihnen Respekt ein. Nach einigen Sekunden hatte die Fliehende einen umgestürzten Baum an der Erde erreicht und sich in ihm verborgen. Der Kern dieser Baumleiche war ausgefault und bildete eine Höhlung von fast zwei Sassen Länge und sechs Zoll Weite. Fähnrich Mersjakow ergriff einen Knüppel und stocherte damit in die Öffnung hinein. Als Antwort ertönte ein starkes Summen aus der Höhlung,



Goldenfischer

und ein Schwarm von Hummeln flog heraus, die also darin ihr Nest hatten. Wo war denn aber die Schlange geblieben — sollte sie wirklich zu den Hummeln gekrochen sein? Wie ging es zu, daß sich die Hummeln diesen Eindringling gefallen ließen, während sie doch unseren Stoß sofort mit zornigem Brummen empfangen hatten? Das war uns allen sehr merkwürdig. Die Schützen machten sich daran, den Baumstamm zu zerschlagen. Ganz zerfault fiel er leicht auseinander. Bald erblickten wir die Schlange, die sich langsam im faulen Holze zu verbergen suchte. Das gelang ihr aber nicht; einer der Kosaken schlug ihr mit dem Beile den Kopf ab, dann wurde sie ans Tageslicht herausgezogen.

Das Reptil erwies sich als eine große Ratter (*Coluber schrenkii*)

Str.) von sechs Fuß zwei Zoll Länge und einer Stärke von sechs Zentimeter.

Die Höhle im Baumstamm war am Eingang ziemlich eng und erweiterte sich dann im Innern etwas. Vogelfedern, Wollflocken, feines trockenes Gras sowie Hautstücke, von der Häutung der Schlange zurückgeblieben, bewiesen deutlich, daß sich hier ein Nest befunden hatte. — Aber nahe dem Schlupfloch, etwas an der Seite der Öffnung, lag das Hummelnest. Jedesmal, wenn die Ratter aus dem Baumstamm heraus oder in diesen zurückkriechen wollte, mußte sie dicht an den Hummeln vorbeigleiten. Augenscheinlich hatten sich diese so verschiedenartigen Bewohner der Höhle gänzlich aneinander gewöhnt und störten sich gegenseitig nicht.

Die Soldaten besahen die Schlange mit großer Neugier. „Sie hat noch etwas in sich drin“, sagte einer von ihnen. Tatsächlich war der Leib der Schlange stark aufgetrieben, und es erschien wissenswert zu sehen, wovon sich dieses kräftige Reptil genährt hatte. Groß war unser Erstaunen, als sich bei Öffnung des Magens ein fast ausgewachsener Riebiß mit langem Schnabel zeigte. Wie konnte das schlanke Reptil nur einen solchen Vogel verschlingen und ihn verdauen?

Die Golden erzählen, daß die ussurischen Rattern große Vogeljäger sind. Nach ihren Worten erkletterten diese Schlangen hohe Bäume und überfallen die Vögel, wenn sie auf ihrem Neste sitzen. Besonders gelingt ihnen der Überfall, wie leicht verständlich, wenn das Nest sich in einer Baumhöhle befindet. Wie aber konnte die Ratter einen solchen geschickten Läufer und Flieger überlisten? Und wie konnte sie den Riebiß herunterwürgen, dessen Schnabel ihr dabei doch ein großes Hindernis bereiten mußte? —

„Wir müssen eilen, es gibt wieder ein Gewitter!“ mahnte Merslajakow und sah zum Himmel empor. Und ein dumpfes Rollen aus der Ferne bestätigte seine Worte.

Während wir uns mit der Schlange beschäftigt hatten, war ein Gewitter heraufgezogen, und es wurde schnell dunkel. Das veranlaßte die Leute, nun eiligst nach den Pferden zu sehen, die unbekümmert um die Schlange und den Gewitterhimmel das saftige Gras neben dem Wege abweideten. Die uns begleitenden Golden erzählten, daß unweit zwei Chinesensansen lagen und wir uns dort vor dem Unwetter schützen könnten.

Die Gewitterwolke kam uns schnell entgegen, ihr vorderer Rand

ballte sich weißgrau über uns, einzelne Wolkenfetzen begleiteten sie seitlich und schienen in schneller Jagd mit ihr zu wetteifern.

Wir konnten dem Unwetter nicht mehr entgehen, kaum hatten wir uns in Marsch gesetzt, als der Regen begann. Anfänglich fielen einige starke Tropfen, bald aber setzte ein wahrer Wolkenbruch ein. Solange die Blitze noch in der Ferne aufleuchteten, konnte man deutlich sehen, an welcher Stelle der Kontakt der atmosphärischen Elektrizität mit der Erde bestand; als aber das Gewitter in unsere unmittelbare Nähe vorrückte, verlor sich dieser funkenartige Charakter der Blitze. Überall in der Umgebung leuchteten sie auf, rundumher von allen Seiten. Die Donnerschläge krachten so gewaltig, daß man spürte, wie die Atmosphäre erzitterte — und nach jeder solchen Erschütterung strömte der Regen stärker.

Gewöhnlich halten solche Wolkenbrüche nicht lange an, im Ussuri-gebiet gehen sie jedoch häufig in andauernde Regengüsse über. Auch diesmal zog das Gewitter bald vorüber, aber die Sonne blieb verborgen. Ringsum bis zum Horizont war der Himmel von schweren Wolken bedeckt, welche die Erde abwechselnd mit stärkeren und leichteren Regenschauern übergossen. Nach den Fansen der Chinesen zu eilen, war jetzt zwecklos; das begriffen nicht nur die Menschen, auch die Pferde schienen dieser Meinung zu sein. Diese Fansen lagen seitwärts hinter einem Nebenflusse. Um dorthin zu gelangen, war ein großer Umweg nötig. Wir beschloßen daher, geradeaus zu dem nächsten Dorfe der Altgläubigen zu gehen.

Die nicht sehr hohen Berge, welche das Tal des Wangou umsäumen, sind größtenteils alle kegelförmig gestaltet; zwischen ihnen liegen tiefe Abhänge. Wahrscheinlich bot diese Gegend im Sonnenschein einen sehr malerischen Anblick, jetzt erschien sie uns recht unwirklich.

Auf einen Umschlag des Wetters zum Besseren war nicht zu rechnen. Wind war aufgekomen, der uns den Regen um die Ohren peitschte. Darauf hüllten sich die Gipfel der Berge in Nebel, er ließ sich in den Tälern nieder, hob sich dann plötzlich wieder, und der Regen setzte aufs neue stärker ein.

Der Wangoufluß ist nicht bedeutend — in der Breite 2 bis 3 Sassen und $1\frac{1}{2}$ Fuß tief. Jetzt aber war er uservoll und bot ein drohendes Aussehen. Sein Lauf führte durch den Wald. Die Leute durchschritten die überschwemmten Stellen ohne besondere Schwierigkeiten, den Pferden gelang es weniger gut, sie tapsten aufs Geratewohl hindurch und fielen oft in Vertiefungen.

Der Wald hatte bald ein Ende — vor uns breitete sich ein weites

offenes Feld. An seiner anderen Seite winkte das Dörfchen Sagornaja. Aber es zu erreichen, war nicht so leicht. Die von den Altgläubigen über den Fluß gebaute Brücke war unterwaschen. Mehr als zwei Stunden gingen darüber hin, bis wir sie notdürftig wieder gangbar gemacht hatten. Niemand achtete noch auf den Regen, alle waren wir bereits bis auf die Haut durchnäßt.

Endlich war auch dieses Hindernis überwunden, und wir kamen ins Dörfchen. Es bestand aus acht Höfen und bot ein sauberes, gepflegtes Aussehen. Die Hütten waren fest gezimmert, es war zu sehen, daß die Altgläubigen sie mit Bedacht angelegt und ihre Arbeit nicht „mit Angst“, wie man sagt, sondern gewissenhaft ausgeführt hatten. Aus einem der Fenster zeigte sich ein Frauengesicht, dann trat ein Mann auf die Schwelle der Tür. Es war der Dorfvälteste. Als er erfahren, wer wir wären und wohin des Weges, lud er uns zu sich ein und bot uns an, in seiner Hütte zu bleiben. Unsere Leute waren ganz durchnäßt, alles beeilte sich mit dem Absatteln, um unter Dach zu kommen.

Unser Wirt war ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, von mittlerer Größe, mit klugen graubraunen Augen. Er trug einen großen Bart und langes, rings um den Kopf gerade abgeschnittenes Haupthaar. Seine Kleidung bestand aus einem weiten Rattunhemd, lose gegürtet mit einem breiten Band, Hosen aus schwarzem Plüsch und langen Stiefeln mit niedrigen Absätzen.

Das Innere der Hütte bestand aus zwei Stuben. In der einen befand sich der große russische Ofen, neben ihm geschnitzte Wandbretter für das Geschirr, mit Vorhängen verdeckt, und der blankgeputzte Handwaschkeffel aus Messing. An den Wänden entlang standen Bänke, in der Ecke ein hölzerner Tisch mit weißer Decke; über dem Tische an der Wand hing ein Heiligenscrein mit altertümlichen Bildern, welche die heiligen Nothelfer darstellten, mit großen Köpfen, milden Augen in den dunklen Gesichtern und langen schmalen Händen.

Die Familie des Starosten bestand aus seiner Frau und zwei kleinen Kindern. Die Frau trug eine weiße Hemdbluse und den bunten Sarafan darüber, das lange, ärmellose Oberkleid der russischen Bäuerinnen, oberhalb der Taille anliegend, über die Schultern mit schmalen Bändern gehalten, die kreuzweise über den Rücken liefen. Der Kopf war in ein weißes Tuch gehüllt, mit zwei Zipfeln geknotet. Als wir eintraten, verbeugte die Wirtin sich vor uns, die Hände am Gürtel, tief zur Erde — nach alter Sitte.

Der andere Raum war einfacher. An der Wand stand hier ein großes Bett mit Rattunvorhängen. Unter den Fenstern ebenfalls Bänke, im Winkel wieder ein Tisch, mit selbstgefertigter Decke belegt, wie in der anderen Stube. An der Wand zwischen den Fenstern hing eine Uhr, neben den Fenstern ein Wandbrett mit großen altertümlischen, in Leder gebundenen Büchern. Im anderen Winkel eine Sandnähmaschine „Singer“, neben der Tür, an einem Nagel hängend, ein Kleinkalibriges Mausergewehr und ein Zeißfernglas. Die Dielen waren überall im Hause weiß geschauert, die Wände ordentlich gepuht, die Decke glattgehobelt. Solche Sauberkeit findet man wohl nur bei den „Altgläubigen“, bei anderen russischen Bauern ist sie selbst an den Feiertagen selten. —

Wir begannen uns umzuziehen, und ein Beschmuhen der sauberen Diele war zu unserem Leidwesen unvermeidlich.

„Nitschewo! Nitschewo!“ meinte der Wirt. „Die Frauen wischen schon wieder auf, man sieht ja, was für ein Wetter ist, wer kann da sauber aus der Taiga kommen!“

Nach einigen Minuten war frischgebackenes Brot auf dem Tische, dazu Honig, Eier und Milch. Mit Appetit, eigentlich schon mehr mit Gier, machten wir uns ans Essen.

Der übrige Teil des Tages verging mit Unterhaltungen über die Gegend und den Weg nach Kokscharowka. Es erwies sich, daß ein eigentlicher Weg weiterhin nicht bestand und von allen hiesigen Altgläubigen nur einer, namens Panatschew, uns geradeswegs dorthin durch die Berge führen könne.

Der Starost ließ Panatschew herbeirufen; dieser kam sofort. Dem Äußeren nach ein Mann von mehr als vierzig Jahren. Er trug ebenfalls einen langen Bart, aber da er ihn wohl niemals verschnitt, so hing er ihm in langen Zotteln um das Gesicht. Der Bauer sah aus, als käme er soeben vom Schlafen und hätte noch keine Zeit gefunden, sich zu striegeln — sonst erschien er als ein gutmütiger, biederer Mensch. Als er die Hütte betrat, bekreuzigte er sich, mit der Hand weit ausholend, dreimal vor dem Heiligenbild und verbeugte sich dabei jedesmal, mit der Hand den Fußboden berührend. Die langen Haare fielen ihm über die Augen, er schüttelte den Kopf und strich sich die Mähne zurück.

Uns ruhig „gute Gesundheit“ wünschend, trat er in die Tür und drehte seine Mühe in den Händen.

Als wir ihm unseren Vorschlag, uns nach Kokscharowka zu führen, unterbreiteten, war er gern einverstanden.

„Gut, ich komme mit!“ sagte er einfach, und in diesen kurzen Worten lag seine Ergebenheit und Bereitwilligkeit, uns behilflich zu sein, aber aber auch das Bewußtsein, daß nur er allein den Weg dorthin kannte.

Wir beschloßen, morgen aufzubrechen, falls der Regen nachgelassen hätte. Panatschew ging wieder nach seiner Hütte, und wir setzten unsere Unterhaltung mit dem Wirte fort. Wersljakow interessierte sich für seine altehrwürdigen Bücher. „Kann man sie sehen?“ fragte er den Starosten. „Ja, wenn ihr Altflawisch versteht,“ antwortete dieser, „dann lest sie, bitte schön!“ Und er langte ein Buch nach dem anderen herunter.

„Das hier ist: Das Leben der heiligen Väter der Rechtgläubigen Apostolischen Kirche; das: Die Geschichte der heiligen Kirche zur Zeit der Christenverfolgung in Rom; dieses: Die Apokalypse; das: Über den Antichrist; und dieses hier: Das Blumenbeet oder die Kirchentaube.“ — Das letzte war handschriftlich gefertigt.

In diesem Augenblick wurde der Starost von einem Bauern herausgerufen und ließ uns einige Minuten allein. Wersljakow, einige Seiten überschlagend, begann bei einem Buchzeichen zu lesen:

„Und der Knabe fragte ihn: ‚Sprich, heiliger Vater, woran erkennen wir die Wiederkunft des Antichrist?‘ Und der Greis antwortete ihm: ‚Zur Ankunft des Antichrist sind diese Zeichen gegeben: Die Menschen werden ihre frühere Lebensweise aufgeben und sich kleiden wie die Fremden im Lande, sie werden sich den Bart scheren am Kinn und auf den Lippen und sie werden Schlangen aus Messing einführen, „Samowar“ heißen, und zum Trank werden sie getrocknete Kräuter nehmen von den Chinesen. Und die Krieger setzen Mützen auf den Kopf und werden sich rüsten nicht mit Schild und Lanze, aber mit Feuer auf große Weiten — die „Gewaffneten“ werden sich nicht mehr „Krieger“ nennen wie ehemals, sondern „Soldaten“, welches Wort mit dem gleichen Buchstaben beginnt wie das Wort „Satan“. — Und weiter fragte der Knabe: ‚Und wie kann man sich retten?‘ — ‚Nur der wird sich retten,‘ antwortete der Greis, ‚der in die Berge ziehet, weitab von der Versuchung, und der da lebet wie von alters her.‘“

Wir sahen uns an — auf der einen Seite: Absage an alles Neue und die Forderung, wie die Vorfahren zu leben — auf der anderen: Verwendung der Erzeugnisse modernster Technik, eine neue Wanduhr, ein Mausergewehr, die Singermaschine und das Zeißfernglas — wie wenig harmonierte das zusammen!

Wir vertieften uns so in das Lesen, daß wir nicht merkten, wie die Zeit verging, bis wir unsere sauber hergerichteten Lagerstätten aufsuchten.

Draußen tobte das Unwetter, der Regen klatschte an die Fenster. Aus der Dunkelheit drangen die Klageklänge der Nacht zu uns, heulte ein Hund oder stöhnte es auf dem Boden unter dem Dache. Unter diesen Tönen fielen wir bald in süßen Schlaf.

Der Marsch durch die Berge nach Kosschmarowka

Am anderen Morgen (31. Mai), kaum daß das Tageslicht erschien, trat ich ans Fenster. Der Regen hatte nachgelassen, aber es war trübe und naß. Wie ein Leichentuch umhüllte der Nebel die Berge. Schwach zeichneten sich die Umrisse des Waldes durch, das Tal, das Flußufer mit einigen Baulichkeiten.

Wenn es nur nicht mehr regnen wollte — wir müssen weiter.

Nur ein Umstand hielt uns noch etwas zurück — das Brot war noch nicht fertig.

Punkt acht Uhr fingen ringsum alle Hähne an zu krähen.

„Das Wetter wird besser, es hat genug gegossen, die Hähne krähen schon — das ist ein sicheres Zeichen“, so hörte man die Kosaken unter sich die Lage beurteilen.

Bekanntlich ist das Haushuhn sehr empfindlich für Wetterveränderung. Aber oft irrt es sich auch. Bisweilen genügt es schon, daß der Himmel sich aufklärt, und sogleich beginnen die Hähne ihren Wechselgesang. Aber diesmal schienen sie recht zu haben. Bald erhob sich wirklich der Nebel von der Erde, stieg höher und zerteilte sich, hier und dort zeigte sich ein Stückchen blauen Himmels, bald drang auch die liebe Sonne hindurch.

Um zehn Uhr setzte sich die Abteilung, mit Panatschew an der Spitze, in Bewegung, rückte aus dem Dorfe und zog den Wangou aufwärts. Zunächst stand uns der Übergang über den Bergzug, welcher den Daubiche vom Uache trennt, bevor, dann wollten wir an einem Flusse mit unbekanntem Namen bis zur Mündung des Fudsin abwärts ziehen.

Gleich hinter dem Dorfe wurde der Landweg zum Pfade. Er führte uns an Panatschews Viehweide entlang. „Kommt einer mit Kerls?“ wandte der Altgläubige sich an die Kosaken. Dann über-

stieg er die Hürde, öffnete eine kleine Holzhütte und teilte Scheibenhonig aus. Die Bienen umschwärmten ihn, setzten sich auf seine Schulter und verfangen sich in seinem Bart. Panatschew sprach mit ihnen, gab ihnen Rosenamen, löste sie aus seinem Bart und ließ sie frei. Dann war er wieder bei uns, und es ging weiter.

Nach und nach bekamen wir gutes Wetter, der Nebel verflog. In unzähligen Rinnsalen lief das Wasser über die Erde. Die erstarrten Blümchen hoben wieder ihre Köpfe, überall in der Luft flimmerten aufs neue die schuppenflügeligen Insekten.

Panatschew führte uns geradeaus durch dick und dünn, „seinen Begzeichen nach“ — wie er sagte. Sobald wir tiefer in den Wald eindrangten, mußten die Beile ihre Arbeit aufnehmen.

Das sibirische Eingeborenenwort *Taigá* bezeichnet die wegelose, unberührte Wildnis. Zum Unterschied von der *Taiga* Mittelsibiriens, die fast ausschließlich von Nadelwaldungen gebildet wird und im Norden in die Gebiete der Tundren übergeht, besteht sie am Amur und Ussuri vielfach aus Misch- und Laubwald. Ungeheure Landstrecken sind von diesen, völlig im Urzustand befindlichen Waldmassen bedeckt, die niemals eines Menschen Fuß betrat. Aus den Flußtälern ziehen sich diese Wälder über weite Ebenen, Hügel und Bergland, bis in die Gebirgshänge hinauf. Prächtiger Hochwald, oft aus wahren Baumriesen bestehend, wechselt mit Sümpfen und Morästen. Massenbrüche sturmgefällter Stämme, breite Brandstellen, erfüllt von halbverkohnten Stümpfen, von neuem Wachstum überwuchert, bilden zusammen mit dem dichten Unterholz oft völlig undurchdringliche Gebiete. Allerart Wild, von den großen Raubtieren besonders Bär und Tiger, findet hier seine unzugänglichen Schlupfwinkel. Nur die schmalen Wildpfade, die Wechsel der Tiere, ziehen, oft deutlich ausgetreten, unter den Zweigen der Sträucher und Bäume wie niedrige Röhren durch das Dickicht.

Im einzelnen gehören zum Baum- und Pflanzenbestand der ussurischen Wälder folgende Arten: Zeder (*Pinus coraiensis* Sieb. ex Zuc.), schwarze Birke (*Betula daurica* Pall.), Amur-Fichte (*Abies nephrolepis* Max.), Ulme (*Ulmus campestris* Lin.), Pappel (*Populus suaveolens* Fisch.), sibirische Tanne (*Picea obovata* Leb.), mandschurische Linde (*Tilia manshurica* R. M.), mongolische Eiche (*Quercus mongolica* Fisch.), daurische Lärche (*Larix daurica* Turcz.), Esche (*Fraxinus manshurica* Rupr.), palmenartige Aralien (*Aralia manshurica* R. M.), Korholz (*Phellodendron amurense* Rupr.) mit Blättern, die an Ahorn

erinnern und schöner, samtartiger Rorkrinde, mandſchuriſcher Nußbaum (*Juglans manſhurica*. Max.) mit großen Blättern, an den Enden der Zweige palmenartig ausgebreitet, und viele andere mehr. Das Unterholz beſteht aus dicht-ſtrauchartigen Gewächſen. Unter ihnen fallen beſonders in die Augen: der ſtachlige *Eleutherococcus sencicosus*. Max., der Rotbeerſtrauch mit ſpigen Blättern (*Ribes petraeum*. Wulf), Baldſchneeball (*Viburnum burejanum*. Herder) mit weißen Blüten, das gelbe Geißblatt (*Lonicera chri-*



In der Taiga

santha. Turcz.) mit Schlingzweigen und runzlicher Rinde, der Spierſtrauch mit kurzen, zugespigten, gezähnten Blättern (*Spirea chamedrifolia*. Lin.) und, von den Bäumen herabhängend, der perſiſche Nachtschatten (*Solanum dulcamara*. Lin.). Alle dieſe Strauchgewächſe vermiſcht mit der wilden Weinrebe (*Vitis amurensis*. Rupr.), Lianen (*Schisandra chinensis*. Baill und *Actinidia kolomicta*. Max.), deren Stengel oft die Stärke einer Fauſt erreichen. —

Panatschew erzählte, daß er den Weg von Sagornaja nach Koſſchmarowka ohne Gepäc in einem Tage zurückgelegt habe, wobei er freilich vom früheſten Morgen bis zur Dunkelheit, faſt ohne auszuruhen, gegangen ſei. Da wir aber mit den Laſten nur langſam

vorwärts kamen, so mußten wir auf diesen Weg wohl zwei Tage rechnen, mit einem Nachtlager im Walde.

Gegen Mittag machten wir eine größere Ruhepause. Die Leute zogen sich sofort aus und entfernten sich gegenseitig die Zeden aus der Haut, die sich beim Durchstreifen des dichten Gestrüpps an ihnen festgesetzt hatten. Panatschew ging es schlecht, er mußte sich immerfort kämmen, die Zecken hatten sich ihm in den Bart und die Nackenhaare gesetzt. Nachdem sich die Kosaken von den Insekten befreit, nahmen sie zum gleichen Zwecke die Hunde vor. Die klugen Tiere begriffen sofort, um was es sich handele, und ertrugen geduldig die Operation. Ganz anders die Pferde; sie warfen die Köpfe hoch und schlugen kräftig aus. Es kostete viel Anstrengung, um sie von den Parasiten zu befreien, die sich in die Augenlider und um das Maul herum eingebissen hatten.

Nach dem Tee ging Panatschew wieder voraus, hinter ihm die Schützen mit Beilen, und eine Viertelstunde später setzten sich die Lasttiere in Bewegung.

„Es wird wohl wieder Regen geben,“ sagte Murzin. „Nicht viel,“ antwortete ihm der Altgläubige. „Gegen Abend, wenn Gott will, hört's auf.“

Nach seinen Worten mußte stets nach einem großen Unwetter, wenn kein Wind wehte und die Sonne plötzlich wieder stark geschienen hatte, am Abend nochmals ein leichter Regen fallen. Wahrscheinlich, daß die überschüssige Feuchtigkeit sich unter der Einwirkung der starken Sonnenstrahlen von der Erde erhebt und, nachdem sie höhere Schichten der Atmosphäre erreicht hat, kondensiert als leichter Regen wieder zur Erde fällt.

Panatschew behielt recht, gegen fünf Uhr abends fing es an zu tröpfeln, aber bei Einbruch der Dunkelheit hörte es wieder auf, und die Regenwolken verteilten sich. Ein eigenartiges zartes Licht erfüllte den Wald, das letzte Lächeln der untergehenden Sonne. Noch einmal regte sich das Leben in der Natur, ehe alles verstummte. Erdhörnchen liefen umher, und der Ruf der Goldamseln und des Biedehopfes erschallte. Aber bald verlosch das Licht des Himmels, aus den alten Tannen und dem Gestrüpp schlichen die Schatten der Nacht hervor. Die Flamme des Lagerfeuers leuchtete heller auf, die Leute saßen rund herum, nur Panatschew hockte abseits und aß schweigend sein Brot, die Krumen sorgsam sammelnd.

Die Kosaken ordneten die Lasten, stellten die Müdennege auf und bereiteten das Abendessen. Einige hatten sich bis auf die Haut

ausgezogen und klaubten leise schimpfend die Zecken aus der Leibwäsche.

„Na, Onkel! wieviel Berst werden es noch sein bis Kotschmarowka?“ fragte einer der Schützen den Altgläubigen. „Ja, wer soll das wissen, denkst du vielleicht, jemand hat schon die Taiga ausgemessen? Taiga bleibt Taiga! — aber morgen müssen wir hinkommen!“ antwortete der Bauer. Aus diesem „müssen“ klang eine leichte Unsicherheit. „Kennst du die Gegend gut hier?“ forschte der Kosak weiter. „Na, nicht gerade sehr, bin hier zweimal gewesen und habe mich nie verirrt — nitschewo! wenn Gott es gibt, werden wir schon irgendwie durchkommen!“

Nach beendetem Abendbrot hielt Panatschew, unbekümmert um die Gegenwart der anderen, seine Abendandacht, dann nahm er noch ein Beil zur Hand und schärfte es an einem Stein.

Der nächste Tag war der 1. Juni. Als am Morgen die Sonne aufging, war vom Nebel auch nicht mehr eine Spur zu sehen. Der erste, der sich vom Bival erhob, war Panatschew. Er nahm die Mühe ab, bekreuzigte sich und ging voraus, die Wegzeichen zu suchen. Zwei Schützen halfen ihm, den Weg freizumachen.

Eine längere Waldwanderung ist oft ziemlich einförmig. Heute Wald, morgen Wald, übermorgen — wieder Wald. Die Bäche, auf die man stößt, sind von Strauchwerk überwuchert, halb unter Steinen verschüttet, aber das Wasser kühl und klar. Gestürzte Baumleichen, trockenes Bruchholz mit Moos überwachsen, das Farrkraut — alles wiederholt sich außerordentlich oft und gleichmäßig. Da man nach allen Seiten hin so eng von den Bäumen umgeben ist, tritt schnell ein Ermüden des Auges ein. Dieses sucht einen Abstand, und bald verspürt man beim Umschauen ein gewisses Unbehagen. Schließlich hat man nur noch den Wunsch, einmal wieder ungehindert weit ins Freie blicken zu können.

Bisweilen zeigt sich plötzlich im Walde eine Lichtung. Der unerfahrene Wanderer strebt stets nach solchen Plätzen hin und gerät nur in einen Baumbruch. Hier ist der Wald auf große Strecken von Wirbelstürmen verwüstet, kreuz und quer liegen die entwurzelten Baumstämme durcheinander und bieten oft große Hindernisse. Eine Lichtung im Walde bedeutet entweder einen Sumpf, eine Brandstelle oder Windbruch. Nicht immer lassen sich solche Stellen umgehen. Falls die gestürzten Stämme nicht zu stark sind, werden sie mit dem Beil beseitigt, falls aber ein großer Baum den Weg versperrt, wird er von den Seiten und oben flach gehauen,

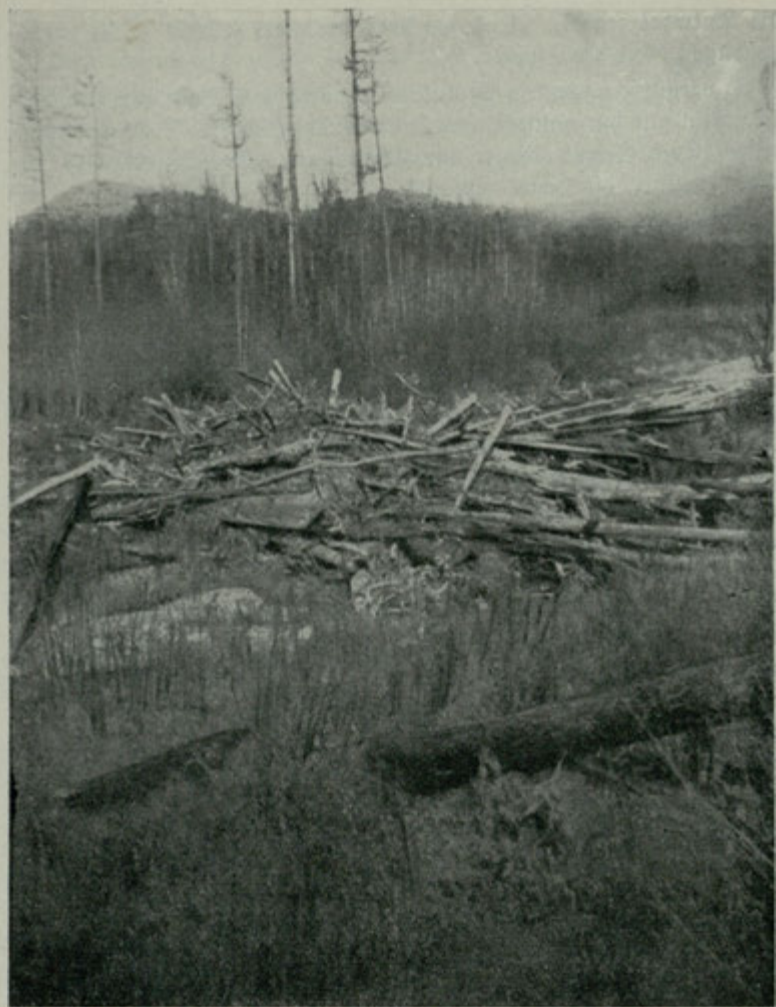
damit die Pferde ihn mit den Lasten übersteigen können. Alles das hält natürlich den Transport auf, daher geht es mit Pferden nur langsam durch die Taiga.

Den Wald längere Zeit durchschweifen kann man nur unter der Bedingung, daß der ganze Tag von Arbeit ausgefüllt ist. Dann fliegen die Stunden unmerklich dahin, man vergißt die Unbilden und söhnt sich mit den Entbehrungen aus.

Die Reiseaufzeichnungen müssen als Stichworte unbedingt sofort an Ort und Stelle festgelegt werden. Andernfalls verdrängen bald wieder neue Bilder und Eindrücke die alten, und das Gesehene vergißt sich schnell. Diese Notizen macht man am besten an den Rand der Planchette oder in ein besonderes Büchelchen, das stets zur Hand sein muß. Abends können dann die kurzen Bemerkte zur Eintragung in das Tagebuch ergänzt werden. Aber auch das darf man nicht auf morgen verschieben — morgen gibt es wieder neue Arbeit.

Bei Aufzeichnungen während des Regenwetters bedient man sich in der Taiga mit Vorteil eines Schirmdaches aus Birkenrinde, das schnell und einfach herzustellen ist. Das Material dazu ist stets zur Hand. Ein Gefährte hält ihn während der Arbeit über uns. Hat der Regen nachgelassen und der Schirm seinen Dienst getan, braucht es einem nicht leid zu tun, ihn wieder fortzuwerfen. Da der Pfad sich meist viel im Walde krümmt und leichte Windungen beschreibt, die genau nach dem Maßstabe nicht in die Karte eingezeichnet werden können, so empfiehlt es sich, daß der Wegvermesser soweit hinter der Abteilung geht, daß er noch das Ende des Zuges zwischen den Bäumen sehen kann. Die Richtung wird nach dem letzten Pferde genommen. Falls die Abteilung so schnell vorwärts zieht, daß es dem Zeichner unmöglich ist, entsprechend nachzukommen, muß er, um die Lasttiere nicht aufzuhalten, einen Mann zu Hilfe nehmen, der den Pferden in solcher Entfernung folgt, daß er seinerseits noch vom Vermesser aus zu sehen ist, also die Verbindung herstellt. Im Dickicht, wo überhaupt ein Ausblick nicht möglich ist, muß die Richtung durch Lautsignale festgestellt werden, zum Beispiel durch ein Schellengeläute am Zaume der Pferde, Anschlägen der Bäume mit einem Knüppel, Rufen und Pfeifen.

Auf dem Marsche bestand der Zug aus drei Teilen. Die Spitze mit Granatman und Panatschew als Führer machte die Pionierarbeit, dann kamen die Lasttiere unter dem Kommando von



Windbruch

Mersljakow. Der Rest der Expeditionsteilnehmer folgte nach. Wir bewegten uns ziemlich langsam vorwärts. Es mußte oft haltgemacht und gewartet werden, bis die vorderen Pioniere den Weg freigelegt hatten. Gegen Mittag kam der ganze Zug ins Stocken.

„Vorwärts, bewegt euch!“ riefen die Ungeduldigen. „Wartet, der Altgläubige hat die Wegzeichen verloren!“ kam von der Spitze her

die Antwort zurück. „Und wo steckt der Kerl selbst?“ „Ist zurückgegangen, den Weg suchen.“

Es vergingen zwanzig Minuten. Endlich kam Panatschew wieder. Ein Blick auf ihn genügte, um zu erkennen, was die Glocke geschlagen hatte. Sein Gesicht glänzte von Schweiß, er war ganz ermüdet, sein Blick verstört, die Haare zerzaust.

„Nun, wie steht's? Wo sind die Wegzeichen?“ fragte ihn Granatman.

„Es sind keine mehr, sie müssen mehr links liegen — wir müssen so 'rüber!“ Er wies mit der Hand nach Nordost.

Wir zogen also weiter. Panatschew ging jetzt nicht mehr so zuversichtlich wie vorher; bald hielt er nach links, bald schwenkte er nach der anderen Seite, dann wieder ein Stück zurück, so daß die Sonne, die uns bisher ins Gesicht schien, nun hinter uns lag.

Es war ersichtlich, er ging aufs Geratewohl. Ich versuchte, ihn anzuhalten und auszufragen, aber das machte ihn nur noch unsicherer.

Es wurde ein kleiner Rat abgehalten, und General Rutkowski sprach sich dahin aus, daß wir zurückgehen und die letzten Wegzeichen auffuchen müßten. Panatschew aber behauptete, das wäre nicht nötig, er fände auch ohne Wegzeichen weiter, und sobald wir nur auf eine Anhöhe kämen und Umschau halten könnten, wäre die genaue Richtung leicht zu finden.

Die Pferde brauchten eine Ruhepause, sie wurden abgefattelt und zum Weiden freigelassen. Die Kosaken machten sich daran, Tee zu bereiten. Panatschew und Granatman erkletterten den nächsten Hügel. Nach einer Stunde lehrten sie zurück, und Granatman berichtete, daß außer waldbedeckten Bergen nichts zu sehen sei. Panatschew hatte ein verwirrtes Aussehen, und obgleich er uns versicherte, daß ihm die Gegend bekannt sei, klang aus seiner Stimme der Zweifel an seinen eigenen Worten.

Kaum waren wir wieder aufgebrochen, als wir in einen solchen Windbruch gerieten, daß wir bis zum Abend nicht herauskamen. Panatschew führte uns ganz sonderbar. Bald quälten wir uns die steilen Berge in Zickzacklinien aufwärts, dann ging's wieder hinab ins Tal. Gewöhnlich geht man ja ohne Überlegung, wenn man sich verirrt hat. Den ganzen Tag waren wir auf dem Marsche und mußten schließlich bivakieren, wo wir gerade standen, als uns die Nacht überraschte. Es war nicht sehr vergnüglich, die Erkenntnis,

daß wir uns verirrt, wirkte auf alle recht niederdrückend. Besonders Panatschew war sehr vergrämt. Er seufzte, schaute zum Himmel, kratzte sich in den Haaren und schlug sich mit Händen an seinen Kittel.

„Nach dir die Zedern aus dem Bart!“ höhnten die Soldaten den Alten.

„Oh, das Pech,“ sprach er wie zu sich selbst, „wie verhezt ist es mit den Wegzeichen.“

Wir mußten unsere Eßvorräte feststellen. Aus Sagornaja hatten wir für drei Tage Brot mitgenommen. Also reichte es noch für morgen. Aber was dann, wenn wir auch morgen Kokscharowka nicht erreichten? Vor dem Schlafen hielten wir nochmals eine Beratung und beschlossen, streng die Richtung nach Osten einzuhalten, ohne mehr auf Panatschew zu hören.

Am anderen Tage waren wir schon zeitig auf den Beinen. In unserer Lage war Eile vonnöten. Ungefähr 2½ Werst nach unserem Bivak stießen wir plötzlich und unerwartet auf Wegzeichen. Sie waren mit der Axt in die Bäume eingehauen, aber alt und verwachsen.

„Was sind das für Merkmale?“ fragte Merstjakow. „Chinesische“, antwortete Panatschew. „Also auch hier in der Taiga sind Chinesen?“ fragten die Kosaken.

„Natürlich, wo sind denn vielleicht keine?“ antwortete der Altgläubige. „Kreuz und quer ziehen sie in der Taiga, wo man auch nicht hinkommt, überall sind sie zu finden!“

Die Wegzeichen wiederholten sich und führten in der uns erwünschten Richtung, daher folgten wir ihnen so weit wie möglich. Panatschew hatte sich auch nur deshalb verlaufen, weil er früher seine Zeichen zu selten angebracht hatte. Er hatte dabei außer acht gelassen, daß sie mit der Zeit verwittern und dann schwer in einiger Entfernung zu erkennen sind.

Indem wir der Linie der gefundenen Merkzeichen folgten, gelangten wir bald an Zobelfallen. Einige von ihnen waren alt, andere schienen neuer zu sein, als wären sie eben erst aufgestellt. Dann verwehrt uns eine Falle gerade den Weg. Panatschew hob den Schlagbalken hoch und warf ihn zur Seite. Es lag etwas darunter — die feinen Knochen eines Zobels. Augenscheinlich war das Tier, bald nachdem es in die Falle geraten, von Schnee bedeckt worden. Sonderbarerweise hatte der Chinese seine Fallen nicht mehr nachgesehen, ehe er die Taiga verließ. Vielleicht hatte ihn ein Unwetter, ein Schneesturm überrascht und es ihm unmöglich gemacht,

bis zu dieser letzten Falle zu gehen, er war erkrankt oder sonst irgendwie daran verhindert worden, die Jagd auszuüben. Lange mochte so der gefangene Zobel auf seinen Fänger gewartet haben, und als dann im Frühjahr der Schnee schmolz, hatten die Krähen das teure Pelztier zerhackt — nun waren nur noch einige Flocken Haare und die Knöchelchen übrig.

Ich dachte an Derffu, wäre er jetzt bei uns, er könnte uns gewiß das Rätsel lösen, warum der Zobel in der Falle verkommen war. Der Golde hätte uns auch sicher auf den richtigen Weg und aus unserer schwierigen Lage herausgeführt.

Gegen Mittag erstiegen wir einen waldigen Berggrüden, der sich hier in der Richtung von Nordnordost nach Südsüdwest zog und durchschnittlich eine halbe Werst hoch war. Zwischen den Bäumen hindurch war ein ähnlicher Bergwall zu erblicken, dahinter noch weitere Berge. Von oben erschien der Kamm des Bergzuges wie eine riesige Schale, sein Grund eine tiefe Grube, die sich im Nebel verlor.

Nachdem wir unsere Lage erwogen hatten, beschlossen wir, in das Tal hinabzusteigen und unten dem Laufe des Baches zu folgen. Der östliche Abhang des Kammes war steil und teilweise mit Bruchholz bedeckt. Wir mußten in Zickzacklinien herabklettern, was viel Zeit in Anspruch nahm. Der Bach, an den wir uns hielten, nahm bald eine südliche Richtung, daher verließen wir ihn, zogen geradeaus weiter und überstiegen noch einige Bergvorsprünge.

Panatschew arbeitete schweigend; wie früher ging er voraus, wir schleppten uns hinterdrein. Es war jetzt ganz gleich, der Fehler war nicht mehr gutzumachen, und es blieb nur eins — einem Wasserlaufe zu folgen, der uns wieder an den Ullache zurückführte. Während eines größeren Aufenthaltes stellte ich nochmals die Lebensmittelvorräte fest. Es erwies sich, daß das Brot nur noch für heute Abend reichte, und ich empfahl den Leuten daher, sich die Tagesration einzuteilen.

Der dicht gemischte Laub- und Nadelholzwald, den wir jetzt durchschritten, bot einen prächtigen malerischen Anblick. Einige Bäume setzten uns durch ihre gewaltige Größe in Erstaunen. Es waren wirkliche Baumriesen von 12 bis 15 Sassen Höhe und 10 bis 12 Fuß Umfang. Der Waldboden war zwischen den Zweigen des Spierstrauches (*Spirea chamaedrifolia*), der Haselsträucher (*Corylus heterophylla*. Fisch.) und des *Lespedeza bicolor*. Turcz. mit morschem Bruchholz bedeckt, das mit bunten Flechten und Moosen bewachsen

war. An den feuchten Plätzen sproßten zu Tausenden die Wedel des Farnkrautes (*Struthiopteris germanica* Wild.), welche bis zu 6 Fuß Länge erreichen; ihrem äußeren Aussehen nach erinnern diese Pflanzen an gigantische grüne Lilien.

Die ussurische Taiga ist reich an Blumenpflanzen. Vor allem fällt das giftige *Veratrum album* L. mit groben, zugespitzten, faltigen Blättern und weißen Blüten auf, dann der Diptam (*Dictamnus*



Überquerung eines von Bruchholz erfüllten Waldbaches

album. L.) mit oval-lanzettförmigen Blättern und leuchtend rosenroten Blüten, die reichlich ätherisches Öl absondern. Von blaublühenden Blumenarten sticht der Eisenhut (*Aconitum Kusnezovi* Rehn.) mit gezähnten Blättern hervor. Daneben der Frauenschuh (*Cypripedium ventricosum* Sw.) mit großen, lanzettförmigen Blättern, die zarte Wiesenraute (*Thalictrum filamentosum* Max.) mit den charakteristischen leuchtenden Blüten, große Feuernelken (*Lychnis fulgens* Fisch.) mit oval-lanzettförmigen Blattrosetten, Gruppen von orangefarbenen Trollien (*Trollius Ledebaurii* Reichenb.) und andere.

Ungeachtet des Mißgeschicks, das uns betroffen hatte, konnten wir uns der Schönheit der Natur ringsum nicht verschließen. Der Künstler, der Botaniker, wie überhaupt jeder Naturfreund, mußte hier unerforschliches Material für seine Beobachtungen finden.

Heute gegen Abend zeigten sich zum ersten Male die Mücken. Die Ansiedler benennen sie nur mit dem Ausdruck „das Ungeziefer“. Die ussurischen Stechmücken sind wahrhaftig die Geißel der Taiga. Nach dem Stiche zeigt sich sofort eine kleine blutende Wunde. Sie juckt entsetzlich, und je mehr man sich kratzt, desto schlimmer wird das Jucken. Wo reichlich Mücken sind, ist es unmöglich, das Netz auch nur für eine Minute vom Gesicht zu nehmen. Sie blenden die Augen, verkriechen sich in die Haare, die Ohren, in die Armellöcher und zerstechen besonders den Hals. Das Gesicht schwillt an, wie von der „Rose“ entzündet. Nach zwei bis drei Tagen ist der Organismus gegen das Mückengift gefestigt und immun, und die Geschwulst läßt nach.

Wohl können sich die Menschen durch Netze vor dem Ungeziefer retten, aber den armen Pferden geht es schlecht. Das Mückenvolk zersticht ihnen die Lippen und Augenlider, die armen Tiere schütteln ununterbrochen mit den Köpfen, können aber nichts gegen ihre kleinen Peiniger ausrichten.

Das einzige und beste Schutzmittel gegen die Stechmücken bildet das Netz. Drahtnetz soll man aber nicht verwenden, da sie sich zu stark erwärmen. Besser noch, gegen die Mücken zu kämpfen, als die heiße dunstige Luft atmen zu müssen, die noch dazu mit den eigenen Ausdünstungen gesättigt ist. Ein Tüllnetz wiederum ist zu wenig haltbar, es haßt sich überall in den Zweigen fest und zerreißt leicht. In die entstandene Öffnung dringen die Insekten sofort ein, und man kann sich ihrer dann nur durch Abnahme des Netzes erwehren. Das beste ist ein Haarnetz, es ist ziemlich widerstandsfähig und erwärmt sich auch nicht so schnell an der Sonne wie ein aus Metallfäden hergestelltes. Einige empfehlen das Einreiben des Gesichts mit Vaseline. — Da ich das Mittel probiert habe, kann ich sagen, daß es gar nichts taugt. Erstens kleben die Insekten an der Vaseline fest, zappeln und kitzeln im Gesicht, dann zerfließt natürlich diese Fettmasse sehr schnell und vermischt sich mit dem Schweiß. Verschiedene starkriechende Öle, zum Beispiel Nesselöl, wirken noch schlechter; sie dringen in die offenen Poren der Haut und brennen wie Nesseln. Im übrigen heißt es Geduld haben; einen nervösen Menschen können die Mücken zur Raserei bringen.

Mit unerschütterlicher Geduld marschierten wir vorwärts, bis die Sonne sich hinter dem Horizont verbarg. Panatschew machte sich sofort auf Erkundung aus. Es war schon gänzlich finster, als er zum Bivak zurückkehrte und mittheilte, daß er das Uachetal vom Berge aus erblickt habe und daß wir morgen gegen Mittag aus dem Walde herauskommen würden. Diese Nachricht ermutigte sofort alle Expeditionsteilnehmer, und die Leute waren lustig und guter Dinge.

Unser Abendbrot war freilich sehr kärglich — die vom Zwieback übriggebliebenen Krümel wurden aus den Säcken geschüttelt und gleichmäßig unter alle verteilt.

Gegen acht Uhr abends begann im Westen ein Wetterleuchten, und dumpfes Grollen klang aus der Ferne. Der Himmel leuchtete dabei auf wie illuminiert. Grell und scharf war jedes einzelne Wölkchen zu erkennen. Zeitweilig fielen die Blitze an ein und dieselbe Stelle, und im Augenblick erfolgten die Donnerschläge aus irgendeiner anderen Richtung. Dann war alles wieder in tiefste Finsternis getaucht. Die Schützen machten sich bereits daran, die Zelte aufzubauen und die Traglasten mit Persennings zu bedecken, aber die Besorgnis erwies sich als überflüssig, das Gewitter zog seitwärts ab. Lange noch wetterleuchtete es am westlichen Horizont.

Als wir am Morgen das Bivak verlassen hatten, stießen wir bald auf einen schmalen Pfad, der in die Berge verlief. Panatschew führte uns auf diesem weiter, und obwohl wir anfangs noch zweifelten, sollte er diesmal recht behalten — wir gelangten zu einer Fallstellerhütte. Der Mischwald wurde hier durch dünneren Laubwald abgelöst. Die Pferde, die das nahe Ende des Marsches witterten, beschleunigten ihre Schritte. Endlich schien die Lichtung durch den Wald, und wir gelangten bald an seinen Rand. Vor uns lag das Tal des Uache. Viele Anzeichen deuteten darauf hin, daß das Dorf in der Nähe sein mußte.

Nach einigen Minuten hatten wir den Fluß erreicht, und am anderen Ufer erblickten wir endlich Kokscharowka. Die Bauern, ebenfalls Altgläubige, stellten uns ein Boot zur Verfügung und brachten die Sättel und Lasten hinüber. Die Pferde brauchten nicht besonders angetrieben zu werden. Die klugen Tiere verstanden ausgezeichnet, daß ihrer am anderen Ufer reichliches Futter wartete, sie gingen selbst ins Wasser und durchschwammen den Fluß.

Alles war nach diesem Marsche der Ruhe bedürftig, Menschen und Tiere. — Wir beschloßen, in Kokscharowka drei Tage zu bleiben. Diese Zeit benutzend, begab ich mich nach dem Chinesendorfe Noto-

houfa, welches unweit der Mündung des Notoche gelegen ist. Diese Bezeichnung hat der Fluß von den vielen Waschbären (chinesisch: Nautu, Noto) erhalten, die früher hier zu finden waren.

Das Dorf Notochoufa bildet eine der ältesten chinesischen Niederlassungen im Ussurigebiet. Zur Zeit Benjukows (1856) strömten hier von überall die Goldsucher und Schenschenfänger, Pelzjäger und Fallensteller zusammen. Der uralte Weg, welcher die Ussuri-Manschen mit der St. Olga-Bucht verband, führte hier hindurch. Ihre Lastkarawanen zogen am Notoche entlang zum Fudsin und über den Sichote-alin zum Meere. Auch uns stand bevor, diesen Weg zu nehmen.

Der Name „Ula-che“ besteht aus zwei Worten: einem mandschurischen und einem chinesischen, welche beide dasselbe bedeuten — nämlich „Fluß“. Zum Überflusse setzen die Russen natürlich noch ihr eigenes Wort „Fluß“ davor, so daß schließlich „Fluß-Fluß-Fluß“ herauskommt.

Die Breite des Ula-che beträgt an 60 Sassen, die Tiefe durchschnittlich 6 Fuß. Er fließt in Richtung Nordnordwest in einem von Felsen eingefassten Längstale dahin, dessen tektonische Fortsetzung das Tal des unteren Noto und seines Nebenflüßchens Sebutschara bildet, die dem Ula-che entgegenfließen.

Seine größten Nebenflüsse sind: von links der Tabachesa und Szinanza, dessen Bezeichnung auf die Richtung seines Laufes hinweist (Szi = Westen, nan = Süd, za = Abzweigung; also: südwestlicher Nebenfluß). Von rechts fallen viele kleinere Flüßchen in den Ula-che, die bedeutendsten sind: Janmutjchoufa, Tudagou, Erdagou, Sfan-dagou, Ssydagou. Weiterhin folgen der Fudsin und Notoche, welche wir bereits besprochen haben. Alle diese Zuflüsse haben ihren Ursprung im Sichote-alin. Der größte Nebenfluß ist unstreitig der Janmutjchoufa, er ist als der eigentliche Quellfluß des Ussuri anzusehen. Man kann von ihm aus nach dem Meeresufer und zwar den Buchten Wantschin und St. Valentin gelangen. Die Bergzüge, welche sein Tal zu beiden Seiten umsäumen, strecken seitlich lange Ausläufer vor, die mit dichtem Mischwald bestanden sind und in der Nähe des Flusses in kleineren Bergkluppen von 200 bis 250 Sassen Höhe endigen.

Das Tal des Ula-che bildet die fruchtbarste Gegend im ganzen Gebiet. Vereinzelt wachsen hier noch uralte riesige Ulmen, Linden und Eichen. Die Chinesen schälen die Rinde von den Bäumen nahe der Wurzel ringsherum ab, damit sie eingehen und ihre Zweige nicht

die Sonnenstrahlen von den Feldern abhalten. Die Bäume sterben ab, um später als Brennholz zu dienen.

Der Tag war außerordentlich heiß. Das Himmelsgewölbe erschien wie eine blaue Kristallschale über die Erde gestülpt, gleich als ob die Erde unter dieser Schale so eingeschlossen sei, wie man die jungen Pflanzen mit einer Glasglocke bedeckt, damit sie schneller wachsen. Es war heiß und drückend, kein Lüftchen wehte, und kein Wölkchen zeigte sich am Himmel. Die heiße Luft stieg vom Wege auf, selbst die Bäume und Sträucher schienen wie gelähmt von der Hitze und ließen die Blätter hängen. Der Fluß zog träge und lautlos dahin, in seinen stillen Wassern spiegelte sich die Sonne, und es schienen ihrer zwei zu sein, eine hoch oben, die andere irgendwo da unten im Flusse. Alles Kleingetier hatte sich in seinen Schlupflöchern verborgen.

Nur einige Vögel belebten ein wenig die Stille. Die mandschurische Lerche hatte immer noch so viel Kraft, um ihre Kreise in der Luft zu beschreiben und mit klingendem Pied den heißen Sommer zu begrüßen. Im dünnen Walde neben dem Wege bemerkte ich zwei blaue Hähner. Diese vorsichtigen, schlauen Vögel sprangen von Zweig zu Zweig, durchkletterten geschickt das Laubwerk und blickten aufmerksam nach allen Seiten. An einer anderen Stelle, einem alten versumpften Flußarm, scheuchte ich einen nordischen Wendehals auf.

Dieser kleine graugelbe Vogel mit gelber Brust und Hals erhob sich in die Luft, um davonzufliegen, aber eine Libelle kam ihm in den Weg, und ungeachtet meiner Nähe machte er Jagd auf sie.

Nachmittags gab es wieder viele Mücken. Ich stellte meine Beobachtungen ein und ging ins Dorf. Auf dem Wege dorthin überholte mich eine Viehherde der Bauern. Die Pferde schlugen aus, schüttelten die Köpfe und schlugen mit den Schweifen um sich — Fliegen und Bremsen jagten in dichten Schwärmen hinter ihnen her. Als die Herde an die Sträucher am Wege kam, stürzte sich alles dort hinein. Die Zweige schlugen den Tieren um die Beine und den Bauch, und das war das beste Mittel, um sich die geflügelten Blutsauger fernzuhalten.

Im Dorfe wartete man schon auf die Herden, neben den Bauernhöfen qualmten große Rauchfeuer. Die Pferde liefen hinzu und steckten die Köpfe fast bis in die Flamme hinein. Die Tiere boten einen bemitleidenswerten Anblick, die Rüstern weit gebläht, atmeten sie schwer und kurz, der ganze Körper war mit Blutströpfchen bedeckt, besonders die Kruppe, Hals und Rist — alle die Körperteile,

die die Pferde nicht mit dem Schweif oder den Zähnen erreichen konnten.

Der nächste Tag war womöglich noch heißer und drückender. Wir blieben im Dorfe, saßen in den Hütten herum und unterhielten uns mit den Altgläubigen über das Dorf und die Umgebung. Sie erzählten uns, daß Kotschmarowka im Jahre 1903 gegründet sei, daß es aus 22 Höfen bestehe und die letzte russische Ansiedelung sei. Weiterhin am Fudsin leben nur Chinesen, die sich als Jäger, Ehenschenmacher und Zobeljäger beschäftigen.

Das Tal des Fudsin

Am 6. Juli nahmen wir Abschied von Kotschmarowka. Die Pferde waren ausgeruht und schritten munter vorwärts. Bremsen und Müden folgten ihnen in großen Wolken auf den Ferse. Besonders die letzten Gänge hatten es schlecht, der größte Müdenschwarm schließt sich stets dem Ende des Zuges an. In diesen Fällen ist es empfehlenswert, der Reihe nach die Plätze wechseln zu lassen.

Von Kotschmarowka aus führt der Weg am rechten Ufer des Ulahe entlang, nur an einer Stelle, wo der Fluß ganz an die Uferfelsen herantritt, entfernt sich der Weg in die Berge, um jedoch bald wieder in das Tal zurückzuführen. Der Fudsin nimmt hier seinen Lauf in Richtung des Breitengrades, wendet sich aber in den Niederungen nach und nach gegen Norden und ergießt sich in den Ulahe zwei Werst unterhalb des linken Talrandes.

Die Sträucher des Rhododendrons (*Rhod. dauricum*. Lin.) standen zur Zeit in vollster Blüte, und die von ihnen bewachsenen Felsen zeigten sich in purpurvioletter Farbe. Man kann das Tal des Fudsin als Wiesengrund bezeichnen. Nur vereinzelte alte Eichen, die astreiche Linde und die knotige Schwarzpappel zeigen sich hier und da. Die nicht sehr hohen Berge an den Seiten sind mit Mischwald bedeckt, in welchem hauptsächlich Tannen und Fichten vorherrschen.

Die wilde Schönheit des Tales wird hier durch die menschlichen Ansiedelungen gemildert. Wie Wachteln, die sich vor dem Jäger verbergen, ducken sich hier und dort die grauen chinesischen Fansen zwischen den einzelnen Baumgruppen. Sie haben ein einladendes Aussehen, alles um sie herum atmet Frieden, Stille und Arbeitsam-

feit. Neben den Fansen zogen sich breit die Getreidefelder und Gemüsebeete hin. Was war hier nicht alles zu finden: Hirse, Weizen, Mais, Hafer, Schlafmohn, Futterbohnen, Tabak und eine Menge anderer Nutzpflanzen. Näher bei den Fansen wuchsen Bohnen, Kartoffeln, Rettiche, Kürbis, Melonen, Kohl, Salat, Rüben, Gurken, Tomaten, verschiedene Zwiebelarten und Erbsen.

Überall aus den Feldern tauchten die blauen Kittel der Chinesen auf; diese ließen die Arbeit ein Weilchen ruhen und blickten uns lange nach. Das Erscheinen unseres bewaffneten Zuges schien sie ersichtlich stark zu beunruhigen, aber die mitgeführten Lasten bewiesen, daß wir von weit herkamen und noch sehr weit ziehen wollten.

Ich näherte mich einer der Fansen. Im Gemüsegarten arbeitete ein uralter Greis, er reinigte die Beete von Unkraut, und jedesmal, wenn er sich bückte, stöhnte er. Es war zu sehen, daß ihm die Arbeit sehr schwer fiel, aber er wollte nicht feiernd weiterleben und den anderen nutzlos zur Last fallen. Neben ihm arbeitete ein etwas jüngerer Graukopf, er bemühte sich um die einzelnen Gemüsepflanzen, verputzte sie, rückte hier und da ein Blatt zurecht oder entfernte diejenigen, die zu sehr emporgeschossen waren und in der Reihe auffielen.

Als wir näherkamen, begrüßten uns die beiden Alten in ihrer Art und zogen sich dann, den Schweiß mit einem schmutzigen Lappen von der Stirne trocknend, hinter die Häuser zurück.

Das chinesische Gehöft, bei welchem wir uns befanden, bestand aus drei in Hufeisenform gestellten Gebäuden, aus der Wohnfanse in der Mitte und zwei Scheunen an den Seiten. Der Hof zwischen diesen war sauber gefegt und aufgeräumt und von einem hohen Staket, in gleicher Höhe mit den Scheunen, umgeben. Als die Hofhunde die fremden Leute witterten, erhoben sie ein wütendes Bellen und stürzten sich uns entgegen. Auf den Lärm kam der Wirt selbst zum Vorschein. Er begrüßte uns, gab seinen Knechten sofort Anweisung, den Soldaten beim Abladen der Tiere behilflich zu sein.

Die Bauart eines solchen chinesischen Bauernhauses ist recht originell. — Die Wände sind aus Lehm hergestellt, das Siebeldach ist mit Rohr gedeckt. Die vergitterten Fenster, mit Ölpapier verklebt, nehmen fast die ganze Vorderfront des Hauses ein, dafür fehlen sie hinten und an den Seiten gänzlich. Die Fensterrahmen sind so eingerichtet, daß sie sich nach oben aufheben lassen und man sie bequem aus den Fugen herausnehmen kann.

Schlösser werden nirgends verwendet. Die Türen werden mit

einem Holzpflöck höchstens vor den Hunden verschlossen, die sich zufällig in das Innere verlaufen könnten, nicht aber vor den Menschen.

Im Inneren der Fansen zu beiden Seiten der Tür befinden sich niedrige kleine Öfen, aus Steinen gefügt und mit einem fest eingelassenen Eisentessel darin. Die Rauchkanäle gehen von diesen Öfen an den Wänden entlang unter die „Kangs“, um diese gleichzeitig zu erwärmen. Die Kangs sind aus flachen Steinen und Lehm errichtet und dienen zum Schlafen. Sie sind ungefähr ein Sashen breit und mit Strohmatte bedeckt. Die Heizkanäle führen nach außen in eine lange Röhre, ebenfalls aus Steinen und Lehm hergestellt, welche etwas abseits von der Hauswand steht und an Höhe das Dach nicht übersteigt. Die Chinesen schlafen völlig entkleidet, den Kopf nach dem Innern des Raumes zu, die Füße zur Wand gekehrt.

Eine hölzerne, halbhohe Bretterwand teilt die Fansen in zwei Hälften. In der kleineren wohnt der Wirt selbst mit seinen Angehörigen, in der größeren die Arbeiter. In der Mitte des Raumes steht auf einem Dreifuß ein alter, verbeulter Kessel, mit Sand und Asche gefüllt. Dieses Heizbecken dient zur Erwärmung des Raumes und nimmt die glühenden Kohlen aus dem Herde auf, nachdem dort die Speisen fertiggestellt und die Kangs genügend erwärmt sind. Zum nachträglichen Aufwärmen der Speisen fachen die Mansen das Feuer einfach in diesem Heizbecken an, infolgedessen sind ihre Wohnräume stets verräuchert und mit Staub erfüllt.

Eine Decke ist in den Fansen nicht vorhanden, das Dach sitzt unmittelbar auf den Mauern des Hauses. Die Holzbalken und Latten, sogar das Stroh, sind derart verräuchert, daß alles glänzend schwarz erscheint. Alle Gegenstände, die sich über Körperhöhe befinden, sind ebenfalls rauchgeschwärzt und mit dicker Staubschicht bedeckt.

Der Wirt lud uns in seinen Wohnraum ein, wo es etwas sauberer aussah als bei den Arbeitern. An den Wänden standen große Kofferartige Truhen, besetzt mit den Schriftzeichen der Neujahrs-wünsche auf rotem Papier. Dem Eingang gegenüber war etwas Ähnliches wie ein Götzenbild aufgestellt, auf einem Tischchen davor standen Leuchter mit roten Kerzen sowie einige gelbe Schächtelchen und verstaubte Flaschen. Ringsum an den Wänden hingen buntgetuschte Bilder, charakteristisch für die chinesische Kunst durch das Fehlen jeder Perspektive, meist historische Theaterzenen darstellend, was leicht an den Kostümen, den einstudierten Posen und den bemalten Gesichtern der Figuren zu erkennen war.

Der Wirt breitete eine neue Battedecke auf dem Rang aus, stellte ein kleines Tischchen vor uns hin und goß Tee in flache Schalen ein.

Der chinesische Tee gibt einen schwach-gelblichen Aufguß und ist nicht stark, aber außerordentlich aromatisch. Er wird ohne Zucker getrunken, süß ist der Geschmack, etwas fade.

Die ersten Fragen, welche die Chinesen an mich richteten, waren: „Wieviel Leute seid ihr? — Kommen noch mehr Leute nach oder sind das alle?“

Anfänglich stuzte ich bei diesen Fragen und glaubte aus ihnen eine böse Absicht herauszuhören, aber später überzeugte ich mich, daß der Wirt diese Angaben nur haben wollte, um zu wissen, für wieviel Leute er Essen bereiten solle.

Wir richteten uns in der Fasse ein wie zu Hause. Die Chinesen bemühten sich, alle unsere Wünsche zu erfüllen, und baten nur, die Pferde nicht frei umherlaufen zu lassen, damit sie nicht die Felder verwüsteten. Sie gaben den Pferden Hafer und soviel Futter, daß es auch für die doppelte Anzahl bis zum anderen Tage gereicht hätte. Alles wurde rasch, freundlich und ohne jede Störung ausgeführt.

Nach einem reichlichen Mahle, bestehend aus gebratenen Hühnern, Eiern, gerösteten Kartoffeln und Mehlklößen in Bohnenöl gebacken, ging ich nun, mir die Scheunen anzusehen.

Die Hälfte des einen Raumes war zur Spiritusgewinnung bestimmt. Hier waren zwei Maischgruben, Destillierkolben und Gefäße untergebracht. Auf Wandbrettern unter dem Dache lagen in Reihen die „Gärziegel“. Je nach Bedarf kommen sie wieder in die Grube und werden in Wasser eingeweicht. Hiervon schwellen sie an und fallen auseinander. Der Maische läßt man einige Zeit zum Gären, dann wird sie in einen Kessel geschaufelt, über welchen ein hölzerner Kübel ohne Boden gestellt und über diesen wiederum ein anderer Kessel mit kaltem Wasser. Die Alkoholdämpfe schlagen sich an den kalten Außenwänden und dem Boden des oberen Kessels nieder und treten durch eine besondere Vorrichtung nach außen.

In der anderen Hälfte des Schuppens war eine Mühle untergebracht, bestehend aus zwei Mühsteinen, von welchen der untere unbeweglich war. Diese Mühle wurde durch Pferdekräfte angetrieben. Mit verbundenen Augen geht das Pferd am Göpel im Kreise herum und dreht den oberen Mahlstein. Das Mehl wird vermittlems eines Rezhiebes von der Kleie gesondert. Dieses ist in einem besonderen Schrank angebracht und wird durch Fußbetrieb in Bewegung gehalten.

Ein Mann achtet auf das Pferd und schüttet die Getreidekörner auf die Mühlsteine.

Neben der Mühle war eine Kammer, in der Hülsenfrüchte und verschiedener Hausrat aufbewahrt wurden. Auch sah man hier Geweihe aufgehängt sowie Panty vom Isjubr und gefleckten Hirschen; Ochsen- und Ziegen- und Eichhörchensfelle. Ferner Lichte aus Papier gedreht, Pakete mit Tee, neue Beile, Zimmermanns- und Garten- geräte, Fangeisen und Fallen für allerart Wild, Jagdspeere, Luntengewehre, Rückentraghölzer für Lasten, Kleider, Geschirr, Töpfe, chinesischen blauen Kattun, weiße und schwarze Stoffe, Schlafdecken, neue Bienenkörbe, feines trockenes Heu als Einlage für die Schuhe, Stricke, Bindfaden und flaschenartige Gefäße „Tulusi“ (aus Binsengeflecht mit Harz usw. wasserdicht verpicht) für Öl und andere Flüssigkeiten. In solchen Gefäßen, nur von geringerer Größe, nehmen die Chinesen auch Bohnenöl mit sich auf die Reise. Als Pfropfen dient gewöhnlich ein entkernter Maiskolben, mit einem Stück Lappen umwickelt. Die Herstellung solcher kleinen „Tulusen“ ergibt sich aus dem Mangel an Glas- und Tongefäßen.

Das Gebäude an der rechten Hofseite diente als Stall für Hornvieh und Pferde. Die benagten Futtertröge und Krippen zeugten davon, daß den Pferden im Winter wenig Heu gegeben wird. Die Chinesen füttern sie nur mit Häcksel, gemischt mit Bohnen — dessenungeachtet sind die Pferde bei den Chinesen meist rund und gut von Aussehen.

Von der Fausse ging ein schmaler Feldweg ab, den ich entlangschritt. Ich gelangte bald an einen kleinen Götzentempel, aus Brettern zusammengefügt und mit Schnitzereien verziert. Ein Götzenbild hing darin, welches den Gott der Elemente, „Lun-wan-e“, von anderen Gottheiten umgeben, darstellte. Alle hatten sie drollig-zornige, bunte Gesichter. Vor den Göttern stand eine kleine Porzellanschale, in welche bei der Opferung wahrscheinlich Spiritus gegossen wurde. Vor dem Tempelchen standen zwei figurengeschnitzte Holzsäulen mit Verzierungen daran.

Etwas abseits der Fausse lag ein großer Haufen Brennholz, die Stücke gleichmäßig zugehauen und noch gleichmäßiger in einen runden Stapel aufgeschichtet, von weitem wie ein Heuhaufen anzusehen.

Vor der benachbarten Fausse wurden „Panty“ gekocht. Ich ging hin, um mir diese Arbeit genauer zu besehen. Das „Kochen“ geschah unter freiem Himmel. Auf drei Steinen stand ein Kessel über dem Feuer, mit Wasser gefüllt. Ein alter Chinese, der Pantykoher, paßte

sorgsam auf, daß das Wasser siedend heiß blieb, aber nicht völlig kochte. In der Hand hielt er einen hölzernen Stab, an welchem mit Bast die jungen Hirschgeweihe befestigt waren. Er tauchte diese in das heiße Wasser und ließ sie dann etwas abkühlen, indem er den Dampf mit dem Munde fortblies, dann versenkte er die Panty wieder für einen Augenblick in den Kessel und blies sie wieder ab. Dieses „Kochen“ wird tagelang ausgeführt, bis die Panty eine dunkle Färbung angenommen haben und hart geworden sind. In diesem Zustande können sie jahrelang aufbewahrt werden. Das Kochen erfordert sehr viel Geduld und Aufmerksamkeit — falls die Panty einmal länger als zwei bis drei Sekunden in dem heißen Wasser bleiben, so plagen sie und verlieren an Wert.

Während ich durch die Felder zurückkehrte, ging der Tag zur Neige. Kaum hatte die Sonne den Horizont berührt, als alle Chinesen wie auf Kommando ihre Arbeit einstellten und langsam, ohne zu eilen, nach Hause schlenderten. Auf den Feldern blieb niemand zurück.

In die Fanse zurückgekehrt, machte ich mich an das Tagebuch. So gleich hatten sich zwei Chinesen zu mir gesetzt. Sie folgten meiner Hand und staunten über die Schnelligkeit beim Schreiben. Als ich in diesem Augenblick zufällig einige Worte mechanisch hinschrieb, ohne dabei auf das Papier zu sehen — rang sich ein Schrei des Entzündens aus ihrem Munde. Gleich sprangen noch einige Chinesen von ihren Rangs herab, und nach einigen Minuten stand die ganze Bewohnerschaft der Fanse dichtgedrängt um mich herum, und jeder bat mich, ihnen „das noch einmal vorzumachen“ — und nochmals und immer wieder, unzählige Male. Sie hielten mich offensichtlich für einen außerordentlich geschickten Schreibkünstler.

Dünner Maisbrei, etwas gesalzenes Gemüse und zwei Brotstücke aus dunklem Weizenmehl, das war das ganze Abendbrot der Mansen. Um den kleinen Tisch herumtauernd, verzehrten sie schweigend ihr Mahl. Dann zogen sie ihre Kleider ab und legten sich auf den Rang. Einige rauchten, andere tranken Tee. Alle erzählten durcheinander. Es waren noch zwei fremde Chinesen zu Besuch in der Fanse, die vom Noto-Flusse herkamen. Sie hatten viel und eifrig zu berichten, und die Zuhörer drückten ihre lebhafteste Teilnahme an den Neuigkeiten durch häufiges: „Ai ha!“ und andere Zwischenrufe aus. Diese Unterhaltung dauerte über eine Stunde. Endlich verstummte das Gespräch, und nach und nach löste hier und dort ein Schnarchen. Nur aus einer Ecke leuchtete noch schwach ein kleines Öllämpchen — ein alter Knabe rauchte dort sein Opium.

Da mich die Chinesen noch schreibend sahen, während alle die Unserigen schon schliefen, so erklärten sie sich das nach ihrer Art. Sie stellten fest, daß ich nicht mehr oder weniger als „der Schreiber“ sei, und unsern Kornett Anofrijew machten sie zum Chef der Abteilung. Diese Beförderung hatte er besonders seinem energischen Auftreten zu verdanken. Er behandelte die Mansen recht kurz, schrie sie laut und häufig an, schimpfte kräftig und jagte alle aus der besseren Wohnungshälfte in die Knechteabteilung. Ich erinnerte mich, daß es bereits in den anderen Fanse so gewesen war, die wir besucht hatten. Die Chinesen fürchteten ihn wie das Feuer. Wenn irgend einer unserer Leute nicht sofort das Gewünschte bekommen konnte, dann wandte er sich einfach an Anofrijew, und sofort zeigten sich die Chinesen unterwürfig und erfüllten ohne Murren alle Befehle. Augenscheinlich hatte sich die Meinung, wer der Führer der Abteilung sei, schnell von einer Fanse zur anderen verbreitet. Und es war nichts dagegen zu machen — als ich am nächsten Morgen früh erwachte und die Chinesen um Tee bat, zeigten sie auf den schlafenden Anofrijew und erklärten mir flüsternd, ich solle warten, bis der „Kapitan“ selbst aufgestanden sei. Ich weckte Anofrijew und bat ihn, meinen Wunsch den Chinesen kundzugeben. Der brauchte die Chinesen nur scharf anzusehen und sofort machten sie sich „niedlich“, gaben mir Tee und frische Semmel auf Dampf gebacken und alles, was „er“ wünschte. —

Nachdem wir den Besitzer für seine Bewirtung entlohnt, nahmen wir unter Verbeugungen und Händeschütteln Abschied von diesem gastlichen Orte und zogen weiter, den Fudsin aufwärts.

Die Berge zu beiden Seiten des Tales bestehen aus basaltischer Lava, die an den freiliegenden Stellen unter der atmosphärischen Einwirkung eine rote Färbung annimmt. Auf den Gipfeln und hier und da an den Abhängen sind steinige Halben zu sehen, die schon von weitem als graue, kahle Flecke erscheinen. Die Hügel sind von tiefen Schluchten zerrissen und mit dünnem Eichenwald bedeckt. Von der rechten Seite her zieht sich ein Gebirgsmassiv heran, mit dichtem Nadelwald bewachsen.

Gegen Mittag gelangte unser Zug zu jener Stelle, an welcher der Fluß eine scharfe Biegung nach Norden macht. Drei Werst weiter wendet er sich dann wieder nach Osten.

Am anderen Flußufer zeigte sich eine Fanse. Hier hausten zwei Chinesen, einer von ihnen blind, der andere lahm.

Der Fluß war ufervoll, ein Durchwaten war nicht angängig.

Wir fanden jedoch bei den Chinesen ein kleines Boot und bedienten uns seiner, um die Sättel und Lasten herüberzuschaffen, die Pferde schwammen hinterdrein.

Während der letzten Tage waren die Gäule sehr heruntergekommen. Tagsüber hatten sie ihre Arbeit und nachts litten sie stark unter dem Ungeziefer. Sie wollten auch nicht mehr im Grase weiden und drängten sich nur noch an die Rauchfeuer heran. Um ihnen die Arbeit zu erleichtern, beschloß ich, einen Teil der Lasten mit dem Boot weiterzubefördern, von zwei Schützen begleitet. Die Chinesen überließen uns gern das Boot für einen billigen Preis. Aber es schien dem Boote von der Vorsehung nicht bestimmt zu sein, diese Fahrt auszuführen. Kaum war es in die Mitte des Flusses gelangt, als einer der beiden Soldaten das Gleichgewicht verlor und ins Wasser fiel; sofort schlug das Boot um, die Schützen erreichten wohl schwimmend das Ufer, jedoch die Ladung: zwei Gewehre, Beile, Reservehufeisen, Säge und Hufbeschlagwerkzeuge lagen auf dem Grunde des Flusses. Das Boot war schnell eingefangen, aber dabei hatte man sich nicht die Stelle gemerkt, wo es gekentert war. Unter den Schützen waren zwei Mann, welche sich auf das Tauchen verstanden. Bis zur Dunkelheit trieben sie sich im Wasser herum, stocherten den Grund mit Stangen ab, warfen Leinen mit Haken daran aus, aber alle Mühe war vergeblich.

Auch der zweite Tag (8. Juli) verging mit dem Aufsuchen der Gewehre. Wir hofften, bei sonnigem Wetter den Grund des Wassers besser zu erkennen, aber es war wie verhext, das Wasser wurde trübe. Der Himmel bedeckte sich, und es fing an zu regnen. Trotzdem gelang es am Nachmittage, die beiden Gewehre, die Werkzeuge für den Hufbeschlag, die Hufeisen und die Nägel zu finden, nur Beil und Säge blieben verloren. Ich gab mich mit dem Erreichten zufrieden und ließ nun weitermarschieren.

Während der letzten beiden Nächte waren die Stechmücken ausgeblieben, und die Pferde konnten ruhen und sich auffüttern. Das unglückselige Boot ließen wir den Chinesen, und gegen zwei Uhr machten wir uns wieder auf die Reise.

Das Wetter war uns gnädig, die Luft frisch und der Himmel bedeckt, Wolkenmassen zogen schnell über uns hin und hielten die Sonne ab.

Weiterhin beschreibt der Fudsin eine Schlinge in Form eines Hufeisens. Hier wendet sich der Pfad nach rechts in die Berge, wodurch sich die Entfernung bedeutend abkürzt. Auf dem Wege

kamen wir über zwei nicht sehr hohe Berggrüden und mußten einen starkgeschwollenen Quellfluß überschreiten.

Gegen Mittag ließ ich am Bach halten. Nach dem Tee wartete ich nicht erst auf das Abfattern der Pferde, traf die nötigen Anordnungen und ging weiter vorwärts auf dem schmalen Pfade.

Auch nachmittags hielt sich das Wetter, es blieb trübe, aber man fühlte, daß es keinen Regen geben würde. Das mußte ausgenutzt werden, neue Tatkraft stellt sich ein und man verspürt keine Ermüdung mehr. Auch das Ungeziefer blieb verschwunden. Bei Wind können sich die Rücken nicht in der Luft halten, dafür entschädigen sie sich wieder an windstillen, sonnigen Tagen und treten in überraschender Menge auf. Sonne brauchen sie nicht so dringend wie warme, dunstgesättigte Luft, daher auch ihr hauptsächliches Erscheinen vor dem Regen und in der Dämmerung.

Beim zweiten Bergübergange teilte sich der Fußpfad und ging teils nach links, teils geradeaus in den Wald hinein. Der erstere erschien wenig betreten, der andere, welchen ich wählte, bergiger. Auf diesem Ausfluge wandte ich meine Aufmerksamkeit besonders der Vogelwelt zu, die ich hier reichlich vertreten fand. Zuerst sah ich einen ussurischen Buntspecht. Dieser lecke und bewegliche Vogel mit weißer, schwarzer und roter Befiederung flog ununterbrochen von einem Stamm zum anderen, klopfte mit seinem Schnabel kräftig an die Rinde, schien dann wieder zu lauschen und nach dem Klange festzustellen, ob der Baum angefault war. Als er mich erblickte, versteckte er sich hinter einem Baumstamm und lugte sofort an der anderen Seite hervor, um mich vorsichtig mit einem Auge zu mustern. Als er merkte, daß ich näher kam, flog er mit lauten Schreien zu einem anderen Baume, versteckte sich, flog wieder auf, um dann gänzlich im Walde zu verschwinden.

Von der Seite her tönte laut der Ruckruf. Der vorsichtige und furchtsame Vogel saß nie einen Augenblick still an seinem Plage, hüpfte von Zweig zu Zweig, nickte im Takte seines Rufes mit dem Kopfe und wippte dabei mit dem Schwanze. Die Gefahr nicht bemerkend, flog er lautlos nahe zu mir heran, setzte sich auf einen Baum und wollte gerade wieder sein „Ruck“ beginnen, als er plötzlich erschrak, mitten in seinem Ruf abbrach und hastig zurückflog.

Aus den nächsten Sträuchern jagte ich eine Waldschnepfe auf; sie hatte mich nahe herankommen lassen, plötzlich riß sie sich aber von

ihrem Plage los und strich flach über die Erde hin, wobei sie geschickt zwischen den Bäumen lavierte.

Wo an anderen Stellen das Kraut dichter stand, hielten sich graue Bürger. Den näherkommenden Menschen erspähend, erhoben sie ein starkes Schreien. Diese nicht sehr großen Vögel mit den böse blickenden Augen und einem echten Räuberschnabel flogen alle Augenblicke auf die nächsten Zweige, ließen sich wieder auf die Erde



Rast im Walde

nieder, pickten irgend etwas auf, erhoben sich wieder und verbargen sich im Laube.

Nahe dem Wasser auf den Lichtungen zeigten sich chinesische Goldamseln und die sibirische Nachtigall. Sie verrieten sich durch ihre Flöten. Die Goldamseln, mit schöner orangegelber Färbung, beinahe von der Größe einer Taube, saßen auf hohen Bäumen. Ungeachtet ihrer Größe und grellen Farbe sind sie stets sehr schwer zu sehen. Die Nachtigallen, graue Vögelchen mit rötlicher Kehle, halten sich lieber in den Gebüsch am Wasser auf. Die Stimme der sibirischen Nachtigall ist nicht so reich wie die ihrer Artgenossin, der echten Nachtigall, die auch das europäische Rußland bewohnt. Nach

kurzem Gesang fällt sie sofort ins Schlagen und Schnattern. Nach der Stimme hätte ich sie auch kaum für eine Nachtigall gehalten, erst als ich sie selbst erblickte, erkannte ich den gefiederten Musikanten.

Mein Pfad führte immer weiter nach Süden ab. Ich überschritt noch einen Bach und begann dann den Berg zu besteigen. An einer Stelle fand ich die Spuren eines Bivaks. Ich untersuchte es genau, wahrscheinlich waren es chinesische Jäger, die hier wohl schon vor längerer Zeit übernachtet hatten.

Der Wald wurde dichter und stärker. Hier und dort zeigten sich die stumpfen Wipfel der Zedern (*Pinus coraiensis*. Sieb et Zuc.) und die spitzwipfeligen Fichten (*Picea ajanensis*), die dem Walde stets ein düsteres Aussehen verleihen. Fast ohne darauf zu achten, überstieg ich noch einen Bergwall und gelangte in das benachbarte Tal hinab. Auf seinem Grunde eilte lärmend ein Bach.

Ermüdet setzte ich mich unter eine große Zeder und begann das Unterholz zu mustern. Hier wuchs der daurische Faulbaum (*Rhamnus dauricus* Pal.) mit ovalen, zugespitzten Blättern, kleinen, weißen Blüten, die stachelbesetzte Heckenrose (*Rosa pimpinellifolia* R.) in kleinen Sträuchern mit stark stechenden Zweigen und die gelbe Akazie (*Caragana arborescens* Lam.) mit grellgelb blühenden Besen- zweigen. Hier und dort zwischen den Sträuchern die schirmförmige Angelika (*Angelica daurica* Max.), das Krähenauge (*Paris quadri- folia* Led.) mit nach allen Seiten guseinandergehenden, schmalen Lanzettblättern, und eine besondere Art von Farnkraut (*Pteridium aquillinum* Kuhn) mit Blättern, welche an einen gespreizten Adler- flügel erinnern und dieserhalb auch kurzweg „Adlerkraut“ genannt.

Aus der Ferne drangen eigenartig gleichmäßige, traurig klingende Töne an mein Ohr, die sich schnell näherten. Bald hörte ich ganz dicht über meinem Kopfe das Schwirren eines Vogelfluges und dumpfes Gurren. Vorsichtig hob ich den Kopf und erblickte eine ostsibirische Waldtaube. Unvorsichtigerweise machte ich eine rasche Bewegung mit der Hand, die Taube erschrak und verbarg sich im Dickicht. Darauf bemerkte ich einen fahlköpfigen Specht. Dieser Klettervogel, schlief und gewandt, mit graugrünlichem Gefieder und rotem Fleck auf dem Hinterkopf, zeigte sich durch mein unbewegliches Stillsitzen augenscheinlich sehr beunruhigt. Er flog von einem Ort an den anderen und verbarg sich hinter den Stämmen, ganz nach der Gewohnheit aller Buntspechte. An seinem schrillen Schreien erkannte ich dann den sibirischen Eichelhäher, und bald sah ich diesen Vogel selbst, mit dem großen Kopf, buntgefiedert und plump.

Geschwind kletterte er an den Stämmen hinauf, knabberte an den Tannenzapfen und schrie unaufhörlich und durchdringend in den Wald hinein, als wollte er meine Anwesenheit kundgeben.

Nachdem ich ungefähr eine Stunde an dieser Stelle gewilt hatte, beschloß ich, zurückzugehen und mich wieder zu meiner Abteilung zu begeben. Doch nun hörte ich in der Nähe ein Rascheln, irgend etwas schien vorsichtig durch das Gebüsch zu schleichen. „Das muß ein Tier sein“, dachte ich und machte meine Büchse schußbereit. Das Rascheln kam näher — ich hielt den Atem an und versuchte mit meinen Blicken das Dickicht zu durchdringen. Plötzlich stand mir das Herz still — der Mensch, den ich da so unerwartet vor mir erblickte, war ganz unzweifelhaft ein echter „Promyschlennik“ — ein Jäger auf Menschen und Wild.

Nach den Erfahrungen früherer Jahre wußte ich, wie gefährlich die Begegnung mit derartigen Leuten ist. In der ussurischen Taiga muß man stets darauf gefaßt sein, mit einem Raubtiere zusammenzutreffen — viel verhängnisvoller aber ist oft die Begegnung mit dem Menschen. Jedes Tier, selbst das größte Raubtier, flüchtet vor dem Jäger und stellt sich nur zur Gegenwehr, wenn es verfolgt wird. Und sowohl Tier wie Mensch weiß genau, was in solcher Lage zu tun ist. Ganz anders ist es, wenn Mensch gegen Mensch steht und keiner die Absichten des Gegners kennt.

Die Gewohnheit hat in der Taiga besondere Kniffe und Regeln entstehen lassen. Sobald der Jäger einen verdächtigen Waldbläuer erblickt, macht er das Gewehr schußbereit und geht in Deckung. Falls er bereits selbst von dem Entgegenkommenden bemerkt worden ist, so weicht er im Bogen aus und beobachtet die Maßnahmen des anderen. Ist dieser ein ehrlicher Mensch ohne feindliche Absichten, dann wird er geradeaus seines Weges weitergehen und sich ungefäumt entfernen. Andernfalls gibt die geringste verdächtige Annäherung das Recht auf den ersten Schuß. — Oder, wie man hierzulande sagt: der erste Schuß hat recht!

Alte Jäger erkennen auf den ersten Blick, mit wem sie es zu tun haben — mit einem ehrlichen Menschen oder einem Waldräuber.

Vor mir stand ein echter „Promyschlennik“ — wie diese Menschenklasse hier in der sibirischen Taiga genannt wird, während das Wort sonst nur „Gewerbsmann“ bedeutet. Geleidet war er auf sonderbare Art, halb chinesisches, halb russisches. Er kam in schräger Richtung an mir vorüber, drückte sich zwischen den Büschen durch und spähte

fortwährend nach allen Seiten. Plötzlich hielt er an, riß die Büchse von der Schulter und sprang hinter einen Baum. Ich merkte, daß er mich gesehen hatte. In dieser Lage blieben wir beide mehrere Minuten, dann entschloß ich mich zu weichen. Leise kroch ich durch die Sträucher rückwärts und gewann einen stärkeren Baum als Deckung. Aber auch der Räuber machte sich langsam davon und verbarg sich im Gebüsch, und ich sah, daß er sich fürchtete. Wahrscheinlich hatte er die Kofarde an meiner Mütze erkannt, konnte sich nicht denken, daß ich hier allein sei, und mußte annehmen, daß meine Soldaten in der Nähe waren. Ich wußte, daß ein Schuß aus meiner Büchse den Stamm, hinter dem der Räuber sich verbarg, glatt durchschlagen würde. Aber ich besann mich eines andern — der Gegner wollte sich entfernen und fürchtete sich — ich würde also einen Mord begehen, falls ich schöffe. Ich zog mich noch etwas weiter zurück, den Gegner scharf im Auge behaltend. Noch schimmerte seine dunkelblaue Kleidung schwach durch die Büsche. Mir wurde leichter ums Herz. Vorsichtig glitt ich von Baum zu Baum, von einem Stein zum nächsten und entfernte mich immer mehr von dem gefährlichen Ort. Als ich mich außer Schußweite fühlte, suchte ich schnell den Waldpfad auf und eilte unserem Lagerplatze zu.

In der Taiga schweift alles mit der Büchse in der Hand umher, der Eingeborene, der Chinese oder Koreaner und der russische Pelzjäger. Besonders dieser ist ein Mensch, der fast ausschließlich von der Jagd lebt. Die Wirtschafft führt ihm meist der Vater, Bruder oder einer der nächsten Angehörigen in seiner kleinen Hütte. Mit einem solchen Pelzjäger auf die Jagd zu gehen, bietet viel des Interessanten. Er ist der beste Kenner der Taiga, der sich auch im dichtesten Walde zurechtzufinden weiß und bei jedem Wetter im Freien übernachtet. Durch seine langjährige Erfahrung hat er sich allerlei Kunstgriffe und eigentümliche Gewohnheiten angeeignet; er kennt die besten Jagdgründe, er weiß, wo die Tiere sich zu jeder Zeit aufhalten, wie man sie beschleichen kann und wo der beste Ort zum Kampfe mit dem Raubtier ist. Das täuschende Nachahmen der Tierrufe und die Gewandtheit, sich ohne unnötigen Lärm des Wildes zu bemächtigen, sind weitere Fertigkeiten des Pelzjägers. Vor allem ist er ein vorzüglicher Schütze.

Aber es muß ein großer Unterschied zwischen dem ehrlichen Jäger und dem „Waldräuber“ gemacht werden. So sehr der eine sich in den meisten Fällen als braver Kerl erweist, so gefährlich ist oft ein Zusammentreffen mit dem anderen.

Der „Promyschlennik“ treibt sich nicht ausschließlich der Jagd wegen in der Taiga umher, sondern er geht auf jede Art Erwerb aus. Außer der Flinte führt er meist einen Spaten mit sich und im Felleisen verschiedene Fläschchen mit Säuren, denn er sucht auch nach Gold. Nebenbei zögert er nicht, ein fremdes Boot zu entführen oder eine Kuh auf der Weide zu töten und das Fleisch als Wildbret zu verkaufen. Gelegentlich aber „jagt“ er auch auf „Langzöpfe“, die Chinesen, und „weiße Schwäne“, die Koreaner, nach ihren weißen Kleidern so genannt. Er nimmt ihnen ihre Habseligkeiten ab, ihre Waffen und Munition, die erbeuteten Felle, die mühsam gewonnenen Goldkörner oder Flußperlen. Sein Schuß fällt meist aus dem Hinterhalt, ohne daß das Opfer seinen Mörder erblickt hat. Vielfach hat er unzählige Verbrechen dieser Art auf dem Korbholz — er ist daran gewöhnt, sich seiner Strafe durch neue Untaten zu entziehen.

Jedenfalls ist die Begegnung mit einem solchen verzweifelten Burschen, dem ein Menschenleben nicht mehr gilt als eine Krähe, weitaus gefährlicher als mit einem Raubtiere. Die Waffen sind meist die gleichen, jeder sucht dem anderen zuvorzukommen, der Schutz des eigenen Lebens erfordert die Unschädlichmachung des Gegners, Notwehr steht gegen Mord. Das geringste Versehen — und der unerfahrene Jäger ist verloren — Gott allein war Zeuge, die Taiga aber ist verschwiegen. —

Nach einer halben Stunde kam ich an die Wegzweigung. Ich entfannt mich der von Derssu erhaltenen Lehren und besah mir genau beide Wege. Die frischen Spuren der Pferde führten nach links. Ich beschleunigte meine Schritte und gelangte nach einer weiteren halben Stunde an den Fudsin. Auf der anderen Seite des Flusses sah ich eine Chinesenfanse, von einem Zaune umgeben, und daneben lagerte unsere Abteilung.

Diese Stelle wird „Solaisa“ genannt. Es war die letzte Ackerbauersiedlung, weiterhin folgt die unbewohnte Wildnis, nur im Winter zur Zeit des Jodelsanges belebt.

Die Abteilung erwartete meine Rückkehr. Ich ließ absatteln und die Zelte aufstellen. Auch mußten hier zum letzten Male die Lebensmittelvorräte ergänzt werden.

Quer durch die Taiga

Nach kurzer Ruhepause machte ich mich auf den Weg, um mir die Fansen der Tafen zu besehen, die in der Nachbarschaft der chinesischen Gehöfte gelegen waren. Die Ureinwohner des Ussurgebietes, welche den zentralen Teil des Berglandes Sichote-alin und das Küstengebiet im Norden bis zur Usspenjebucht bewohnen, nennen sich „Udehe“. Diejenigen, welche den Süden dieser Gegend bewohnen, sind mit der Zeit vollständig zu Chinesen geworden und können jetzt kaum noch von den Mansen unterschieden werden. Die Chinesen selbst nennen sie „Dazsi“, was „Eingeborener“ bedeutet (oder: weder Russe, noch Chinesen oder Koreaner). Hieraus ist von den Russen die Bezeichnung „Tasi“ gemacht worden. Charakteristisch für diese fast gänzlich assimilierten Ureinwohner ist ihre Armut und Unselbständigkeit. Armut zeigen ihre Behausungen, Armut ihre Kleidung, ihre Ernährung und ihre ganze Lebensweise.

Als ich mich den Hütten näherte, begegnete ich einem Tafen. Er war in Lumpen gehüllt, hatte entzündete Augen und einen grindigen Kopf. Aus seinem Grusse klang Furcht und Schüchternheit. Unweit der Fansen spielte eine Schar völlig nackter Kinder mit den Hunden.

Die Fansen waren ältlich und windschief, hier und dort zeigte sich noch an den Wänden der ursprüngliche Lehmwurf. Altes, durchlöcherteres und vergilbtes Papier klebte in den Fensterrahmen. Auf den staubigen Rangs lagen die Reste von Matten, an den Wänden hingen einige verblichene und verräucherte Zeugsegen. Überall Sde, Schmutz und Armut.

Früher glaubte ich als Grund für diese Verwahrlosung einfach die Faulheit der Eingeborenen annehmen zu müssen, dann aber überzeugte ich mich, daß die große Armut der Tafen aus anderen Ursachen herrührt — nämlich aus den besonderen Verhältnissen, in denen sich die Tafen inmitten der chinesischen Ansiedler befinden. Durch Befragen erfuhr ich, daß der Chinesen, welchem die Fansen Solaisa gehört, auch als Besitzer (Zai-dun) des Flusses und der ganzen Gegend gilt. Alle Eingeborenen, die am Fudsin wohnen, erhalten von ihm Opium auf Kredit, ebenso Spiritus, Lebensmittel und Zeug für die Kleider. Dafür müssen sie alles abliefern, was die Jagd ihnen einbringt: Zobelfelle, Panty, Schenschen usw. Hierdurch sind die Tafen den Chinesen unrettbar verschuldet. Nicht selten kommt es vor, daß die Chinesen ihren Schuldnern Frauen

und Kinder wegnehmen, ja die Männer selbst in andere Hände verkaufen und sie wie Sklaven verhandeln. Die Eingeborenen sind unter der Einwirkung der Chinesen dem Untergange geweiht, da sie sich der von diesen entlehnten Kultur nicht einzu-fügen vermögen. Als Ackerbauer verstehen sie nicht zu leben und der Beschäftigung als Jäger und Fallensteller sind sie entwöhnt. Die Chinesen nutzen die geistige Armut der Tasen aus und verstanden es bald, sich ihnen unentbehrlich zu machen; damit hatten diese jede Selbständigkeit verloren und verfielen der Sklaverei.

Als ich mich von den Tasensansen zurückwandte, kam ich vom Wege ab und geriet an den Fudsin. Hier sah ich am Flusse zwei Chinesen, die sich mit der Perlenfischerei beschäftigten. Einer von ihnen stand am Ufer und stieß mit voller Kraft eine Stange in den Grund des Flusses, der andere stieg daran in das Wasser hinab. Mit der rechten Hand sammelte er die Flußmuscheln ein, mit der linken hielt er sich an der Stange fest, um von der starken Strömung nicht fortgetrieben zu werden. Der Taucher bleibt nicht länger als bis zu einer halben Minute unter Wasser. Er könnte es mit angehaltenem Atem wohl auch länger aushalten, wenn nicht die niedrige Temperatur des Wassers ihn bald wieder an die Oberfläche zwänge. Daher tauchten die Chinesen auch mit bekleidetem Körper.

Ich setzte mich am Ufer nieder, um die Chinesen bei ihrer Arbeit zu beobachten. Nach kurzem Aufenthalt im Wasser wärmte sich der Taucher stets wieder fünf Minuten an der Sonne. Da beide Chinesen sich beim Tauchen abwechselten, so kam jeder von ihnen in der Stunde höchstens zehn Mal ins Wasser. In der ganzen Zeit fanden die Taucher nur acht Muscheln (*Margaritana margaritifera*, L.), von denen keine eine Perle enthielt. Auf Befragen der Chinesen erfuhr ich, daß ungefähr auf fünfzig Muscheln eine Perle kommt. Den Sommer über gewinnen sie etwa zweihundert Perlen im Werte von fünfhundert bis sechshundert Goldrubel. Diese Perlenfischer beschränken sich aber nicht nur auf den Fudsin, sie durchziehen das ganze Gebiet und suchen die alten schlammigen Nebenarme ab. Als bestes Revier für die Perlenfischerei gilt der Fluß Wafu.

Bald stellten die Chinesen ihre Arbeit ein, zogen trockene Kleider an und tranken etwas erwärmten Schnaps. Dann setzten sie sich am Ufer nieder, zerschlugen mit einem Hammer die Muscheln und durchsuchten den Inhalt nach den Perlen. Ich entsann mich, bereits

früher am Flußufer Haufen zer Schlagener Muscheln gesehen zu haben, deren Herkommen ich mir damals nicht erklären konnte. Die Perlenfischerei wird von den Chinesen heimlich und als Raubfang betrieben. Die Muscheltiere werden zer schlagen und an Ort und Stelle vernichtet. Aus achtzig Muscheln fanden die Chinesen zwei Perlen. Soviel ich mich auch bemühte, ich konnte die Perlen aus der schleimigen Masse der Tierkörper nicht herausfinden, bis man sie mir zeigte. Es waren kleine Körner von glänzend schmutzig-grauer Farbe. Die äußere Perlmutterchale der Muschel erschien viel glänzender und schöner als die Perle selbst. Nachdem die Muscheln getrocknet waren, lösten die Chinesen vorsichtig mit einem Messer die Perlen aus den Schalen ab und sammelten sie in kleinen Ledertäschchen.

Inzwischen war es Abend geworden, aus unserer Farnse schimmerte Licht herüber.

Nach dem Abendbrot wollte ich von den Chinesen den Weg zur Meeresküste erfragen. Aber entweder scheuten sie sich, die Plätze zu verraten, an denen sich ihre Jagdhütten befanden, oder sie wollten aus irgendeinem anderen Grunde die Wahrheit verschweigen — ich merkte bald, daß sie nur ausweichende Antworten gaben. Sie meinten, daß am Fudsin schon längst niemand mehr zum Meere gegangen sei, der Weg wäre ganz überwuchert und des vielen Bruchholzes wegen für Pferde ungangbar. Die Chinesen rechneten darauf, daß wir umkehren würden. Als sie aber unsere Entschlossenheit merkten, unter allen Umständen den Weg weiter fortzusetzen, versuchten sie, uns durch allerlei unglaubwürdige Erzählungen abzuschrecken und von unserem Plane abzubringen: Tiger, Bären und Räuber wurden von ihnen an die Wand gemalt. Abends ging Granatman nochmals zu den Tafen und versuchte, einen Führer zu mieten, aber die Chinesen kamen ihm zuvor und verboten den Eingeborenen streng, uns den Weg zu zeigen. Es war nichts dagegen auszurichten, wir mußten uns auf unsere eigenen Kräfte verlassen und konnten uns nur sehr spärlicher Nachrichten bedienen, auf die wenig Verlaß war.

Am anderen Morgen brachen wir ziemlich früh von Solaisa auf. Anfänglich vertrauten wir uns einem schmalen Pfade an, der uns zuerst über die Berge am linken Ufer des Fudsin hinführte und dann, einen kleinen sumpfigen Wald umgehend, wieder ins Tal hinabging. Das unterwuschene Erdreich, sumpfige Anschwem-

mungen und wassergefüllte Löcher zeugten davon, daß der Fluß häufig aus seinen Ufern tritt und das Tal überschwemmt.

Der heutige Tag stieg heiß und drückend herauf. Erschlaffung lag auf jedem von uns. Nicht das leiseste Lüftchen regte sich. Die schwüle Luft stand unbeweglich. Alles Leben schien erstarrt und hatte sich verborgen. Seitlich vom Wege saß ein Raubvogel und hielt den Schnabel geöffnet — augenscheinlich ebenfalls von der Hitze gequält.

Je weiter wir uns von den Fansen entfernten, desto schlechter wurde der Weg. Unweit des Waldes teilte er sich in zwei Pfade. Der eine, geradeaus führend, war der breitere, der schmale führte in die Taiga. Wir waren im Zweifel, wohin wir uns wenden sollten.

Plötzlich trat ein Chinese aus dem Waldesdickicht. Dem Aussehen nach war er ungefähr vierzig Jahre alt. Er schien von weit her zu kommen, sein Gesicht war sonnengebräunt, seine Kleider und Schuhe abgerissen. Auf dem Rücken trug er ein schweres Felleisen, in der einen Hand ein Gewehr und in der anderen einen gegabelten Stock, geeignet zum Auflegen des Gewehrs beim Schießen. Als er uns erblickte, erschrak er und wollte davonlaufen. Aber die Kosaken riefen ihm zu stehnzubleiben. Angstlich trat der Chinese näher. Bald beruhigte er sich und beantwortete unsere Fragen. Aus seinen Worten war zu entnehmen, daß man auf dem ausgetreteneren Wege zum Flusse Taduschu gelangen würde, der sich ziemlich weit nördlich von der Dgabuht in das Meer ergießt. Der schmalere Weg jedoch, auf dem wir uns befanden, führt anfänglich am Flusse Tschasun entlang, windet sich dann zwischen den hohen Bergen des Gebirgszuges hindurch und tritt an den Sinanza, der sich in den Oberlauf des Fudsin ergießt. Am Sinanza gabelt sich der Weg wiederum; der Reitweg geht an den Fluß Janmutchousa, einen Nebenfluß des Ullache, der ältere Pfad steigt hinter der sechsten Furt in die Berge hinein. Dieses sollte unser Weg sein, und wir mußten darauf achten, ihn nicht zu verfehlen.

Wir dankten dem Chinesen für seine Auskunft und zogen rasch weiter. Die bewohnten Fansen, Wiesen, Äcker und das offene Tal, alles blieb nun hinter uns.

Jedesmal, wenn man einen Wald betritt, der sich auf unbekannte Weiten hin erstreckt, beschleicht einen unwillkürlich ein gewisses Gefühl von Ungewißheit und Furcht. Solch Urwald erscheint in

seiner Art so räthelhaft und unergründlich, daß selbst die Eingeborenen, denen doch das Umherstreifen im Walde etwas Alltägliches ist, stets ihre Götter anrufen und um Schutz gegen die bösen Waldgeister bitten, bevor sie die Grenze der Taiga überschreiten.

Je tiefer wir eindringen, desto dichter war der Wald von alten gestürzten Baumstämmen erfüllt. In den Bergen ist das pflanzentragende Erdreich meist von geringer Stärke, deshalb dringen die Wurzeln der Bäume nicht sehr tief in die Erde ein, sondern verbreiten sich mehr an der Oberfläche. Die Bäume stehen also nicht sehr fest und werden leicht von den Stürmen umgeworfen. Das ist auch die Ursache für die Häufigkeit des Windbruchs in der ussurischen Taiga. Die gestürzten Bäume recken ihre Wurzeln mit den daranhängenden Erdmassen und Felsstücken empor. Mit allem Drum und Dran erreichen solche Barrikaden bisweilen eine Höhe von 2 bis 3 Sassen. Der Pfad windet sich dann zwischen diesen Hindernissen hindurch, und die gestürzten Baumstämme müssen fortwährend umgangen werden. Diese Bindungen sind natürlich auch bei der Berechnung der Zeitdauer in Betracht zu ziehen, die mindestens anderthalb mal länger anzunehmen ist, als die Entfernungen auf den Karten betragen. Die in den Tälern wachsenden Bäume wurzeln fester in dem tieferen Erdreich. Man kann hier wahre Baumriesen finden von 15 bis 18 Sassen Höhe und einem Umfang von 12 bis 14 Fuß. Nicht selten dienen die alten ausgehöhlten Stämme den Bären als Behausung, ja man findet diese manchmal zu zweien und dreien in solchen Höhlen.

In den Talgründen ist oft der Wald so dicht, daß man durch das Gezweige den Himmel nicht sieht. Dauernde Dämmerung herrscht hier unten, Kühle und Feuchtigkeit. Morgenhelle wie Abenddämmerung treten durchaus nicht gleichzeitig im Walde und an den offenen Plätzen ein, es wird später hell und früher dunkel im Hochwald. Sobald nur eine Wolke die Sonne bedeckt, dunkelt es in ihm sofort, und das Wetter erscheint trübe. — Dafür bieten an hellen, sonnigen Tagen die leuchtend grünen Blätter, die taufunkelnden Blumen und Gräser, zitternden Lichter auf Stämmen und Steinen, Moosen und Flechten oft ganz zauberhaft schöne Bilder, deren Anblick den Naturfreund entzückt und jedes Menschenherz mit Frohsinn erfüllt.

Leider wird einem all das Schöne, was das gute Wetter bieten kann, durch das Mückenungeziefer verleidet. Die Qualen, die der Mensch in der sommerlichen Zeit von den Mücken in der Taiga zu

erdulden hat, sind schwer zu schildern, sie lassen sich nicht beschreiben, man muß sie selbst erlebt haben.

Wir rückten drei Stunden ohne Aufenthalt vorwärts, bis das Rauschen des Wassers zu uns drang.

Wahrscheinlich standen wir am Tschansua, von dem uns der chinesische Jäger erzählt hatte. Die Sonne hatte ihren Höhepunkt erreicht und übergieß alles mit ihrem blendenden Glanze. Die Pferde gingen mit hängenden Köpfen und schwer atmend, die Luft war so von Hitze erfüllt, daß selbst unter den mächtigen Kiefern



Chinesisches Gebetshäuschen

keine Kühlung zu finden war. Kein Tier oder Vogel war zu bemerken — nur die Insekten hielten sich in der Luft, und je heißer die Sonne brütete, desto mehr Lebenskraft schienen sie zu zeigen.

Ich wollte haltmachen lassen, aber die Pferde konnten nicht fressen und drängten sich nur an die Rauchfeuer. Es war in diesem Falle für uns schwerer stehenzubleiben, als zu marschieren. Ich ließ wieder aufsatteln und weiterziehen. Gegen zwei Uhr nachmittags führte uns der Weg an die mit Fichten bewachsenen Berge heran. Von hier aus begann der Aufstieg auf den Bergrücken. Alles war so, wie der Chineser es geschildert hatte. Auf der Pashöhe stand ein kleines Gözentempelchen neben dem Wege. Wenn nicht in der Nähe

einige rote Stoffe an den Bäumen gehangen hätten, wir wären achtlos an dieser Stätte der Andacht vorübergegangen, ohne sie zu bemerken. Man stelle sich zwei aufgerichtete flache Steine vor, mit einem dritten ebensolchen als Bedachung. Im Innern solcher Gebetshäuschen sind manchmal einige Papierbilder aufgehängt, welche Götter darstellen, oft auch nur einige Holztäfelchen mit Aufschriften religiösen Inhalts. Bei genauerer Besichtigung der Umgebung findet man wohl noch die Reste einiger Papierfackeln, Asche, einige Körnchen Reis, ein Stückchen Zucker usw. — das sind die Opfergaben für den „Geist der Berge und Wälder, der das Anwachsen des Reichthums behütet“.

An der anderen Bergeseite führte uns der Weg zu einer Wildhütte, am linken Ufer des Sinanza gelegen. Der Besitzer war abwesend; ich beschloß, seine Rückkehr abzuwarten, und ließ das Bivak aufschlagen.

Gegen fünf Uhr nachmittags erschien der Erwartete. Als er die Soldaten erblickte, erschrak er gewaltig und wollte prompt entweichen. Die Kosaken hielten ihn aber zurück und führten ihn zu mir. Bald überzeugte er sich, daß wir nichts Böses im Schilde führten, und beantwortete bereitwilligst unsere Fragen. Er war ein Tase in den dreißiger Jahren, sein Gesicht war stark von Blatternarben zerfressen. Aus seinen Worten erfuhren wir, daß er ebenfalls für den Besitzer der Fanse Tolaisa arbeitete, bei dem er in der Schuld stand. Die Summe dieser Schuld konnte er nicht angeben, aber er fühlte sich betrogen.

Unseren Vorschlag, uns zum Sichote-alin zu begleiten, lehnte er mit der Begründung ab, daß die Chinesen ihn töten würden, wenn sie davon erführen. Ich bestand nicht weiter darauf, aber ich entnahm seinen Angaben, daß wir uns auf dem rechten Wege befanden. Um den Tase für seine Auskunft zu belohnen, gab ich ihm fünfundzwanzig Patronen für sein Verdangewehr. Er war so erfreut über dieses Geschenk, daß er zu singen und tanzen anhub und sich erbot, uns bis zur nächsten Fanse den Weg zu zeigen, wo zwei chinesische Pelzjäger hausten.

Bis zur Dämmerung war es noch lange hin. Ich nahm die Flinte über und beschloß, die Umgegend zu durchstreifen.

Eine Werst vom Bivak entfernt setzte ich mich auf einen Baumstumpf und begann zu lauschen. Zur Zeit der Dämmerung zeigten die gefiederten Bewohner der Taiga stets größere Lebhaftigkeit als tagsüber. Die kleinen Vögel sammelten sich auf den Wipfeln der

Bäume, um von dort aus dem scheidenden Licht ihr Lebewohl zuzurufen. Ich ließ mich gänzlich vom Zauber der Natur umspinnen und vergaß, daß ich mich ganz allein befand und weit vom Bivak entfernt war. Plötzlich hörte ich unweit von mir ein Geräusch. Aus der tiefen Stille heraus, die mich umgab, erschien es mir ziemlich stark. Ich glaubte schon, daß ein großes Raubtier in der Nähe wäre, und bereitete mich auf einen Angriff vor, aber es zeigte sich nur ein Dachs. Er bewegte sich in leichten Sprüngen, hielt oft dabei inne, durchschnüffelte das Gras und kam dabei so nahe an mich heran, daß ich ihn mit dem Gewehrlauf hätte erreichen können. Der Dachs ging nach dem Wasser herunter, leckte darin herum und trollte sich weiter. — Wiederum herrschte tiefe Stille im Walde.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein durchdringendes, scharfes und abgerissenes Piepsen, ähnlich dem Ton einer zusammenklappenden Schere. Ich wandte mich um und erblickte einen Pfeifhasen (*Lagomys hyperborea* Pab.). Dieses Tierchen (*Ochotona alpinus* nach Büchner) hat in ganz Ost- und Nordostsibirien eine große Verbreitung. Es ähnelt einem kleinen Kaninchen, nur ohne dessen lange Ohren. Seine Hauptfärbung ist bräunlichgrau. Den bevorzugten Aufenthaltsort bilden die steinigen Abhänge an den Berglehnen und die sandigen, moosbewachsenen Plätze in den Tälern. Das Tierchen ist zwar am Tage viel unterwegs, aber äußerst vorsichtig und furchtsam. Es ist sehr schwer, es zu erlegen, ohne sein Fell zu verletzen, von einigen Schrotkörnern wird es schon in Stücke zerlegt.

Eine leichte Bewegung von mir genügte, um das Tierchen zu vergrämen; es verbarg sich schleunigst in seinem Bau. An der Eile seiner Flucht war zu erkennen, daß die Gefahr es längst gelehrt hatte, stets auf der Hut zu sein und niemals der Stille des Waldes zu vertrauen. Später sah ich einen „Burunduk“ (*Eritamias asiaticus orientalis* Bonhot.). Dieses bunte Erdhörnchen, keck und spielerisch, lief geschäftig auf den gestürzten Baumstämmen umher, kletterte auf die Bäume und wieder hinab ins Gras. Die Färbung ist buntgelb. Aber Rücken und Seiten seines Fellchens ziehen sich fünf schwarze Streifen entlang. Der Burunduk ist gleichmäßig über das ganze Ussurigebiet verbreitet; man kann ihn ebenso im dichten Mischwald antreffen wie auf den Feldern und Lichtungen. Auf der Flucht stößt er ein durchdringendes Pfeifen aus und ist leicht daran zu erkennen. Die Chinesen verwenden sein buntes Fellchen zur Verzierung ihrer Kopfbedeckungen.

Ich bemerkte, daß der Burunduk stets nach ein und derselben Stelle zurückkehrte und jedesmal etwas mit sich davontrug. Beim Verschwinden in der Erdhöhle waren seine Beutetaschen stets vollgefüllt, bei der Rückkehr war sein Maul leer. Ich beobachtete mit Interesse seine Arbeit. Auf dem Baumstamm lagen trockene Pilze, Wurzelchen und Buchedern. Da es zu dieser Jahreszeit noch keine Pilze im Walde gab, ebensowenig wie Buchedern, so konnte der Burunduk diese nur aus seinem Bau herausgeschleppt haben. Aber zu welchem Zweck? — Ich entjann mich der Erzählungen Derffsus, daß der Burunduk stets große Vorräte an Nahrungsmitteln in seinem Bau zusammentrage, die manchmal auf zwei Jahre ausreichen. Damit diese Produkte nicht verderben, trägt er sie von Zeit zu Zeit an die Luft und trocknet sie auf einem glatten Baumstumpfe, um sie dann abends wieder in seinen Bau zu schleppen.

Nachdem ich noch eine Weile gegessen hatte, ging ich weiter. Die ganze Zeit über traf ich auf frisch umgewendete Baumstämme. Ich erkannte, daß hier Bären an der Arbeit gewesen waren. Es gehört zu ihrer Lieblingsbeschäftigung, beim Durchstreifen der Taiga die gestürzten Bäume umzuwenden und etwas darunter zu suchen. Die Chinesen sagen zum Scherz, daß der Bär das Fallholz trocken lege, indem er bald die eine, bald die andere Seite der Sonne zuwendet.

Auf dem Rückwege fügte es sich, daß ich wieder auf meine eigenen Spuren stieß. Ich erkannte die große Kiefer, bei der ich haltgemacht hatte, überschritt den Bach auf dem gleichen, mir bereits bekannten umgesunkenen Baumstamme, durchquerte den steinigen Grund und war unversehens wieder zu dem Baumstumpfe gelangt, auf welchem der Burunduk seine Pilze und Nüsse getrocknet hatte. Aber an der Stelle seines Erdloches befand sich jetzt eine tiefe Grube. Die Pilze und Nüsse waren durcheinander geworfen, und in der aufgewühlten Erde waren die frischen Spuren des Bären zu erkennen. Alles war mir nun klar — der Kolos hatte das Nest des winzigen Burunduk zerstört, seine Vorräte aufgefressen und vielleicht noch den Wirt selbst dazu verspeist.

Unterdessen war der Abend hereingebrochen. Das Abendrot verglomm, es dunkelte, und die weiter und näher um mich herumstehenden Bäume nahmen eine gleichmäßige Färbung an, nicht grau, nicht grün oder schwarz zu nennen. Ringsumher herrschte eine solche Stille, daß es mir in den Ohren zu klingen schien. In der Dunkelheit neben mir summt ein Käfer. Vorsichtig, um mich nicht zu verwirren, schritt ich weiter. Plötzlich gab es neben mir ein

starkes Geräusch. Irgendein großes Tier stand vor mir und knurrte. Ich hob meine Büchse, um danach zu schießen, befann mich aber noch. Das erschreckte Tier konnte davonlaufen, vielleicht aber auch sich auf mich stürzen. Die Minute wurde mir zur Ewigkeit. Jetzt erkannte ich einen Bären. — Er zog die Luft durch die Rüstern und sicherte nach mir hin. Lange stand ich an meinem Plage und wagte mich nicht zu rühren, endlich hielt ich es nicht länger aus und bewegte mich vorsichtig nach links. Kaum hatte ich zwei Schritte



Am Waldbach

gemacht, als ich das Brummen und Fauchen des Tieres und das Krachen des trockenen Unterholzes hörte. Mein Herz zog sich vor Schreck zusammen, instinktiv hob ich die Büchse und schoß nach dieser Seite. Der sich schnell entfernende Lärm bewies mir gottlob, daß das Raubtier abzog. Nach einer Minute hörte ich aus dem Bivak einen Schuß als Antwort.

Nun ging ich eilig in der vorher eingeschlagenen Richtung zurück. Nach einer halben Stunde sah ich die Lagerfeuer blinken. Die helle Flamme beleuchtete die Erde, Sträucher und Baumstämme. Gegen die Helle hoben sich scharf die Silhouetten der Leute ab. Die Lasttiere weideten im Grase, neben ihnen waren Rauchfeuer angesteckt. Bei meiner Annäherung erhoben die Hunde ihr Gebell und sprangen

mir entgegen, bis sie mich erkannten und sich schweifwedelnd zurückzogen.

Bei Sonnenuntergang verschwindet die große Stechmücke, und an ihre Stelle tritt der „Mokrez“, wie die kleine Nachtmücke hier genannt wird. Diese winzigen, beinahe unsichtbaren Insekten stechen höchst grausam. Wenn die Ohren zu brennen anfangen, so ist es das erste Anzeichen für das Auftreten dieser Mücke. Später erscheint es, als ob sich ein Spinnenetz über das Gesicht legt. Die stärkste Juckempfindung pflegt sich an der Stirne zu zeigen. Der Mokrez setzt sich in den Haaren fest, kriecht in die Ohren, Nase und Mund. Da hilft kein Schimpfen und Ausspucken, alles ist nur mit Kragen beschäftigt. Die Soldaten hatten sich Taschentücher unter die Mützen gesteckt, um wenigstens den Hals und Nacken etwas zu schützen.

Mich quälte der Durst, und ich verlangte Tee.

„Der ist nicht zu trinken“, sagte der nächststehende Kosak, indem er mir das Gefäß reichte.

Ich hob den Tee zum Munde und gewahrte, daß die ganze Oberfläche der Flüssigkeit wie mit Staub bedeckt war.

„Was ist denn das?“ fragte ich den Kosaken. „Ungeziefer,“ antwortete er, „hat sich am heißen Dampf verbrüht und ist in das kochende Wasser geraten.“

Anfangs versuchte ich, den Überzug mit dem Munde fortzublasen, dann mit dem Teelöffel abzuschöpfen, aber jedesmal, wenn ich glaubte, damit fertig zu sein, füllte sich die Schale sofort wieder mit Mücken. Der Kosak hatte recht, ich kam nicht zum Trinken. Schließlich goß ich den Tee auf die Erde aus und verkroch mich unter mein Schutzbach.

Nach dem Abendessen richteten sich die Leute ihr Nachtlager her. Einige von ihnen waren zu faul, ihre Mückenneze aufzurichten, legten sich unter freiem Himmel nieder und bedeckten sich mit ihren Schlafdecken. Lange wälzten sie sich umher, stöhnten und ächzten, verhüllten sich die Köpfe, aber es half alles nichts gegen das Ungeziefer. Die winzigen Insekten drangen durch jeden Spalt, krochen in alle Falten. Endlich hielt es der eine nicht mehr aus. „Hol der Teufel die Mücken — hier, freßt mich auf!“ rief er und ballte die Faust nach der Seite.

Alles lachte, denn es hatte nämlich keiner geschlafen — nur wollte niemand zuerst aufstehen, um die Rauchfeuer in Gang zu halten. Nun brannte in wenigen Minuten wieder ein größeres Feuer. Noch eine Zeitlang hänselten sich die Schützen untereinander, schimpften

und stöhnten, dann trat nach und nach Ruhe ein im Bivak. Millionen von Mücken umschwärmten mein Schutznetz. Unter ihrem Summen fing ich endlich an einzuschlummern und fiel bald in tiefen Schlaf.

Im Urwalde

Ich erwachte früh durch die Unterhaltung der Leute. Es war fünf Uhr morgens. Nach dem Wiehern der Pferde, dem Lärm, den das Stampfen und Umsichschlagen der Tiere verursachte, und nach dem Schimpfen der Kosaken erriet ich nur, daß es von Mücken wimmeln mußte. Schnell kleidete ich mich an und verließ mein Zelt. Meinen Augen bot sich ein merkwürdiges Bild. Über unserem Bivak wirbelten wie Rauch dichte Wolken von Mücken. Die armen Pferde schlugen fortwährend mit den Schweifen um sich, schüttelten die Köpfe und steckten die Mäuler beinahe ganz in die Rauchfeuer hinein. Wo das Lagerfeuer gebrannt hatte, war die Asche mit einer Schicht von toten Mücken bedeckt; in ungezählten Mengen stürzten sie ununterbrochen in die Flammen, bis das Feuer verloschen war.

Nur zwei Mittel zur Rettung vor dem Ungeziefer gibt es — entweder die ganze Umgegend durch große Rauchfeuer, die mit frischem grünen Holze und Baumzweigen genährt werden, unter Qualm zu setzen oder rasche Bewegung. Stille zu sitzen ist am wenigsten zu empfehlen. Indem ich den Befehl zum Auffatteln gab, wollte ich meine Büchse ergreifen, die ich an einem Baumaste aufgehängt hatte — die Waffe war mit einem aschgrauen Überzug versehen — Mücken, die an den eingefetteten Gewehrteilen dicht kleben geblieben waren. Schnell ergriff ich meine Instrumente, wartete kaum das Satteln ab und machte mich auf den Weg.

Eine Werst hinter der Farnse gabelte sich wieder der Pfad und führte teils rechts ab an den Uache, teils links zum Sichote-alin. An dieser Stelle machte der Tase halt. Er zeigte uns die Richtung, die wir einzuhalten hatten, und wandte sich dann an mich mit den Worten: „Kapitan, gut auf den Weg achten — wo Pferde gegangen, du auch gehen — wo Pferde nicht gegangen, du nicht gehen!“

Für ungewohnte Ohren erschienen diese Worte ohne Bedeutung, aber ich verstand gleich, was er meinte — nämlich, daß wir uns an den Reitweg halten und den Fußpfad meiden sollten.

Als die Lasttiere heran waren, ging der Tase zurück, und wir marschierten nun auf dem neuen Wege, den Sinanza aufwärts, weiter.

In dieser Gegend steht dichter Mischwald, in welchem die Kiefer vorherrscht. Die stark unterwaschenen Ufer, Bruchholz, von den Fluten zusammengetragen, Aushöhlungen und Gruben, gestürzte Baumstämme und Ballen trockenen Grases in den Zweigen der Sträucher — alles das zeugte von kürzlichen großen Überschwemmungen.

Es ist eine Eigenart der Flußläufe im Ussurigebiet, daß sie nach jeder Überschwemmung ihre Furten verlegen, und es ist oft schwierig, den ausgewaschenen Pfad im Flußbett zu erkennen. Um die Übergangsstellen aufzufinden, mußten nach verschiedenen Richtungen Leute ausgeschickt werden, und es verging oft viel Zeit mit dem Suchen.

Wir stießen häufig auf die Spuren wilder Tiere, unter denen auch solche des Tigers waren. Verschiedentlich scheuchten wir Hirsche und Wildschweine auf und schossen nach ihnen — aber vergeblich, es gelang uns nicht, ein Wild zu erlegen, die Leute drängten vorwärts und hinderten sich gegenseitig beim Schießen.

Die ussurischen Wälder scheinen oft unbelebt und öde. Dieser Eindruck wird in manchen Teilen der Taiga durch das Fehlen von Singvögeln hervorgerufen.

Hier und dort traf ich am Wege auf den ussurischen Eichelhäher. Diese dreisten und furchtlosen Vögel begleiteten uns mit ihren scharfen Schreien und flatterten von einem Zweige auf den anderen. Ich versuchte mich näher an sie heranzumachen, um sie genau zu betrachten. Die Häher versteckten sich anfänglich in den Zweigen und flogen erst dann ein Stück weiter, wenn sie bemerkten, daß ich sie absichtlich verfolgte. Im Fluge erscheinen sie schöner durch die hellblauen Flügel Federn und den weißen Spiegel.

Von Zeit zu Zeit klang das sonderbare helle Trommeln des Spechtes durch den Wald, und bald sahen wir auch den Urheber dieses charakteristischen Lärmes selbst. Der vorsichtige und ängstliche Vogel, schwarz mit rotem Hinterkopf, ähnelt von weitem einer Krähe. Mit scharfen Schreien flog er weiter von Baum zu Baum und versteckte sich nach Art aller Spechte hinter den Stämmen.

Im feuchten Dickicht am Flusse tummelten sich Rebhühner. Aufgeschreckt von den Hunden, strichen sie surrend tiefer in den Wald hinein und riefen sich gegenseitig leise piepend zu. Die Hunde

wollten hinter ihnen herjagen, aber die Hühner ließen sie nicht nahe an sich herankommen. Ich riet den Leuten, keine unnötige Zeit mit der Jagd zu verlieren und weiterzuziehen.

Von einem Baume erhob sich ein großer Raubvogel; es war die Beherrscherin der Nacht, die ussurische Eule. Sie bäumte auf einer dürren Tanne auf und begann sich ängstlich nach allen Seiten hin umzuschauen. Sobald wir uns näherten, flog sie weiter zur Seite und war bald nicht mehr zu sehen.



Nach der Überschwemmung

Die Geologie des Sinanzatales ist sehr einfach. Es ist ein tektonisches Tal, das sich anfangs von Südwesten herzieht, dann nach Norden zu abbiegt und längs des Sichote-alin verläuft. Im Mittellauf des Flusses zeigen sich von links in der Gegend von Idagousa Abhänge von feinkörnigem Granit, weiter abwärts Feldspat und Porphyry, überlagert von Aplit und mandelförmigem Diabas mit Calcit und Chalzedon.

Je tiefer wir in die Berge eindrangen, desto zahlreicher wurden im Flusse die Stromschnellen. Der Pfad lief oft von einem Ufer auf das andere hinüber, gestürzte Baumstämme dienten als natürliche Brücken. Demgemäß befanden wir uns also auf einem Fußpfade.

Indem ich mich der Worte des Tasen erinnerte, verdoppelte ich meine Aufmerksamkeit.

Bald stellte ich fest, daß wir immer weiter nach Süden gerieten. Zweifellos hatten wir uns geirrt und befanden uns nicht auf dem richtigen Wege. Unser Weg hier verlor sich aller Wahrscheinlichkeit nach abwärts, während der begangene vermutlich zu den Quellen des Ulahe hinführte.

Gegen Abend gelangten wir zur dritten Jagdhütte. Die Bewohner waren auf Jagd gezogen, und wir konnten niemanden fragen. Nach einer allgemeinen Beratung wurde beschloffen, morgen die Pferde im Biwak zu lassen und uns zur Erkundung nach verschiedenen Seiten hin zu verteilen. Granatman sollte geradeaus vorgehen, Mersljakow nach Osten, und ich wollte zurückgehen, um den verlorenen Weg aufzufinden.

Als gegen Abend der Wind nachließ, erschien wieder das Müdenungeziefer. Als wollte es sich schadlos halten für die tagsüber verlorene Zeit, so stürzten sich die kleinen Blutsauger auf Menschen und Tiere.

Der Tag ging zur Neige, die letzten Schimmer des Abendrotes verglommen am Himmel, aber keine Abkühlung stellte sich ein. Wie ein Gluthauch entströmte der Erde die aufgespeicherte Hitze. Die Kräuter des Waldes dufteten aromatisch. Vom Flusse her stiegen schwüle Dünste auf. Die Kosaken legten einen Ring von Rauchfeuern um das Biwak herum, Menschen und Tiere hielten sich in diesem Qualm auf und vermieden es, in die freie Luft zu gehen. Nachdem alle nötigen Biwakarbeiten erledigt waren, ließ ich mein Müdennetz aufstellen und zog mich in den Schutz desselben zurück. Nach einer Stunde war es völlig finster. Dann ging der Mond auf und verzauberte mit seinem zarten Phosphorschein den stillen Wald. Nach dem Abendessen lag bald das ganze Biwak im Schlaf, mit Ausnahme der Hunde, Pferde und der Wache.

Es war noch dunkel am anderen Morgen, als ich zusammen mit dem Kosaken Bjelonoshtin das Lager verließ. Bald begann es hell zu werden, das Mondlicht verschwand mit den nächtlichen Schatten, und weichere Töne zeigten sich. Durch die Wipfel der Bäume strich der frische Morgenwind und weckte die Vogelwelt des Waldes. Die liebe Sonne hob sich langsam höher und höher am Himmel, plötzlich brachen ihre belebenden Strahlen hinter den Bergen hervor, und bald erglänzte der ganze Wald mit seinen taufriischen Bäumen, Sträuchern und Blumen in goldiggrüner Farbenpracht.

Nabe der ersten Jagdhütte fanden wir wirklich einen schmalen Pfad, der zur Seite führte. Auf diesem gelangten wir zu einer ebensolchen kleinen Fasse. Hier trafen wir zwei Chinesen. Der eine, jung an Jahren, beschäftigte sich mit der Jagd, der andere, ein Greis, war ein Ehenschensucher. Der junge Chinese, ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt, war von starkem Körperbau, sein Gesicht zeigte Lebensfreude, er schien glücklich und mit seinem Schicksal zufrieden, er lachte viel und unterhielt sich fortwährend in fast kindlicher Weise. Der Alte dagegen, von hohem Wuchse, mager und dürr, gleich mehr einer vertrockneten Mumie als einem lebenden Menschen. Sein stark gefurchtes und sonnenverbranntes Gesicht und die eisgrauen spärlichen Haare zeugten davon, daß er sich wohl schon den siebziger Jahren näherte. Beide Chinesen waren bekleidet mit dunkelblauen Blusen, ebensolchen Beinkleidern, Kniehühnern und Lederschuhen. Die Kleidung des jüngeren war neu und



Alter Chinese (Ehenschensucher)

besser gehalten, dazu trug er einen fertig gekauften Strohhut, die Kleider des Alten waren abgerissen und fleckig, ein selbstverfertigter Hut aus Birkenrinde mußte ihm genügen.

Anfänglich waren die Mansen, wie stets, scheu und mißtrauisch, als sie aber gehört hatten, um was es sich bei uns handele, wurden sie zutraulicher. Sie bewirteten uns mit Hirsebrei und boten uns Tee. Auf unsere Fragen erfuhren wir, daß wir uns am Fuße des Sichote-alin befänden, daß weiterhin kein Weg mehr zum Meere

führe und daß der Pfad, auf welchem unsere Abteilung hier hindurchkam, nach dem Tschudjamagou gehe, der dem Bassin des oberen Ulahe angehört.

Auf diese Nachrichten hin erstieg ich einen hohen Baum, und das, was ich von da oben herab übersehen konnte, paßte vollkommen zu den Worten des alten Chinesen und zu dem Plan, den er mit einem Stäbchen auf die Erde gezeichnet hatte. Im Osten zeigte sich der gezähnte Berggründen des Sichote-alin. Nach meiner Berechnung waren bis dorthin noch zwei bis drei Tagesmärsche zurückzulegen. Gegen Norden hin dehnte sich, soweit das Auge reichte, eine schwach gewellte Tiefebene. Dort schlummerten unübersehbare Wälder in ihrem Urzustande. Der Gedanke, in ihre geheimnisvollen Tiefen einzudringen, die ihre Jungfräulichkeit durch unermessliche Zeiträume hin bewahrt hatten, konnte das Herz mit Bangigkeit erfüllen. — Schon der ferne Anblick dieser riesigen Waldmassen war überwältigend — wie klein und verloren erscheint sich der Mensch angesichts dieser wahrhaft majestätischen Natur.

Nach Süden und weiter nach Westen zu wurde der Charakter der Landschaft wiederum bergig. Ein anderer Gebirgsrücken zog dort parallel dem Sichote-alin und hinter ihm floß wahrscheinlich der Ulahe, von hier aus nicht erkennbar.

Diese Topographie der Gegend setzte mich immerhin sehr in Erstaunen. Ich hatte geglaubt, der Charakter der Gebirgslandschaft müßte um so stärker ausgeprägt sein, je näher wir der Wasserscheide kämen, und ich hatte erwartet, hohe Berge und steile, kühn geformte Gipfel zu sehen — nun erwies sich das Gegenteil. Um den Sichote-alin lagen abschüssige, von kleinen Wasserläufen zerschnittene Hügel, das Resultat der Erosion. Nachdem ich mich so über die Örtlichkeit unterrichtet hatte, stieg ich herab und sandte sofort Bjelonoschkin zurück zu General Rutkowski mit der Nachricht, daß der Weg gefunden sei. Ich selbst blieb bei den Chinesen. Diese gingen wieder an ihre Arbeit, als sie erfuhren, daß unsere Abteilung erst gegen Abend hier anlangen würde. Ich wollte nicht allein in der Fausse zurückbleiben und zog mit den beiden Chinesen in den Wald.

Der Greis war von würdiger Haltung und sprach nur wenig, sein jüngerer Genosse erwies sich als sehr wortreich und gesprächig. Er erzählte mir, daß sie in der Taiga eine Schenschenpflanzung hätten und daß sie dorthin gehen wollten. Ich interessierte mich so lebhaft für seine Erzählungen, daß ich gar nicht auf den Weg achtete

und wohl ohne Hilfe der Chinesen auch nicht mehr zurückgefunden hätte. Nach einer Stunde stiegen wir steil den Berg hinan, überkletterten einen Felsen und gelangten in das benachbarte Thal. Auf diesem Wege kamen wir an hohen Wasserfällen von Wildbächen vorüber und an tiefen Abgründen, auf deren Grund noch Schnee lag. Endlich gelangten wir an das Ziel unserer Streife; es war ein nach Norden abfallender Hang, mit dichtem Walde bedeckt. Der Leser irrt sich, falls er sich diese Shenschenplantage etwa so vorstellt, als ob die Pflanze dort in Beeten gesät sei. Der Ort, an dem früher einmal mehrere Shenschenwurzeln zusammen gefunden wurden, wird als geeigneter Boden für die Pflanze angesehen und alle anderswo gefundenen Wurzeln dorthin gebracht. Das erste, was ich erblickte, waren kleine Dächer aus Kiefernrinde, die zum Schutze gegen die allzu heißen Sonnenstrahlen über den Pflanzen aufgestellt waren. Um die Erde ringsum nicht zu heiß werden zu lassen, waren seitlich Farnkräuter angepflanzt und aus dem nächsten Bache ein kleiner Kanal hinzugeleitet, in dem sich das Wasser hielt.

An Ort und Stelle angelangt, warf sich der Alte auf die Knie, legte die Hände aneinander, führte sie zur Stirn und verneigte sich zweimal zur Erde, wobei er einige Worte murmelte. Dann stand er auf, führte die Hände nochmals an die Stirne und begab sich an die Arbeit. Der junge Chinese hatte inzwischen einige rote Stoffsegen, mit Schriftzeichen bedeckt, an einem Baume in der Nähe aufgehängt.

Das also war das wunderfame Shenschen! — Es gibt wohl nirgends auf dem Erdenrund eine ähnliche Pflanze, um welche sich so viele Legenden und Märchen spinnen. Stand ich unter dem Einflusse des früher von mir über diese Wunderpflanze Gelesenen, waren es die Erzählungen der Chinesen, ich wurde mir selbst nicht klar darüber, aber ich glaubte ebenfalls die wunderbare Wirkung dieser unscheinbaren Pflanze aus der Familie der Aralien zu verspüren. Ich kniete nieder, um sie genauer zu besehen. Der Alte deutete das auf seine Weise; er glaubte, daß auch ich dem Geiste dieses Bezirkes meine Ehrfurcht erweisen wolle — und von diesem Augenblick an hatte ich ihn ganz für mich gewonnen.

Beide Chinesen machten sich nun an ihre Arbeit. Sie räumten die trockenen Zweige fort, die von den Bäumen herabgefallen waren, pflanzten hier und dort irgendwelche Sträucher um und begossen sie mit Wasser. Dann vergrößerten sie die Öffnung des kleinen Kanals, um mehr Wasser in den Pflanzgarten hineinzulassen. Das Gras

wurde an mehreren Stellen abgemäht, aber nicht überall entfernt. Besonders unzufrieden schienen die Mansen darüber, daß sich zuviel *Eleutherococcus*-Sträucher in der Nähe befanden.

Ich bedeutete sie, sich nicht in ihrer Arbeit stören zu lassen, und schweifte nun in der Taiga umher. Um mich nicht zu verirren, hielt ich mich in der Nähe des Baches und kehrte dann an diesem entlang zurück. Als ich nach einigen Stunden wieder bei der Shenschenpflanzung angelangt war, hatten die Chinesen ihre Arbeit vollendet und erwarteten mich. Die Furse erreichten wir dann auf einem anderen Wege.

Kurz vor Einbruch der Dämmerung traf auch unsere Abteilung ein. Die Chinesen ließen uns etwas Mehl und einige Nahrungsmittel ab, obgleich sie selbst wenig davon hatten. Abends gelang es mir, sie zu überreden, uns nach dem Sichote-alin zu führen, zu den Quellen des Baifudin.

Als Führer bot sich der alte Chineser an, aber infolge seiner Schwäche konnte er nur bis zur Wasserscheide mitkommen. Der junge versprach, uns weiterhin als Führer zu dienen. Er wollte durchaus bis zu den nächsten Ackerbausiedlungen vordringen, um dort Mehl und Tschumisa (Hirse) einzuhandeln.

Der Alte machte sich nur zur Bedingung, daß wir unterwegs friedlich sein sollten, nicht mit ihm streiten oder ihm Vorwürfe machen dürften. Davon konnte keine Rede sein, und wir stimmten ihm gern zu.

Raum fing es an zu dämmern, als sich wieder das Mückenungeziefer einstellte. Die Mansen zündeten sich ein Rauchfeuer in ihrer Furse an, und wir verkrochen uns unter unsere Mückenneze. Beruhigt in dem Gedanken, daß uns unsere Führer sicher zum Sichote-alin geleiten würden, schliefen wir bald fest ein. Nur eine Sorge hatten wir noch, nämlich die, ob unsere Lebensmittelvorräte reichen würden.

Am anderen Morgen waren wir um acht Uhr früh fertig zum Aufbruch. Der alte Chineser ging voraus, hinter ihm der junge und zwei Schützen mit Beilen, dann folgten die übrigen Mannschaften und Lasttiere.

Die nächsten Vorberge des Sichote-alin bestehen aus Porphyroiden und Porphyrtuff. Die zutage liegende Oberfläche des Bergkernes war in Trümmer zerfallen und bildete Steinhäufen, von Moos und Strauchwerk überwachsen.

Im Ussurigebiet findet man kaum trockenen Nadelwald, das heißt solchen ohne Unterholz, weil etwa die von den Bäumen abfallenden Nadeln den Boden bedecken und den Pflanzenwuchs ersticken. Hier ist es überall feucht und moosig — Farnkraut, Sträucher und Gräser wachsen zwischen den Stämmen in großer Fülle.

Heute mußte zum ersten Male die tägliche Ration auf etwa die Hälfte eingeschränkt werden. Aber auch bei dieser Einteilung konnten die Vorräte nur noch auf zwei Tage reichen. Falls wir also auf der anderen Seite des Sichote-alin nicht sofort auf bewohnte Gegenden stießen, stand uns der Hunger bevor.

Nach den Worten der Chinesen lagen früher an den Quellen des Raifudin einige Jagdhütten. Ob diese zurzeit noch bewohnt wären, wußten sie auch nicht. Als ich haltmachen wollte, um etwas zu erjagen, bestand der Alte darauf, keine unnütze Zeit zu verlieren und besser ohne Aufenthalt weiterzuziehen. Eingedenk des ihm gegebenen Versprechens, fügte ich mich seinem Geheiß. Die Gerechtigkeit erforderte, dem alten Chinesen zuzuerkennen, daß er uns umsichtig und sicher führte. An einer Stelle hielt er an und wies auf einen alten Saumpfad, mit Gras und Kraut überwachsen. Es war der uralte Weg, auf welchem früher die Mansen mit der St. Olga-Bucht Verbindung hielten. Auf diesem Wege sind wohl in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch Budischtschew und Maximowitsch gezogen, und die Gestalten dieser kühnen Forscher tauchten aus ihren Reisebeschreibungen vor meinem Geiste auf. Nach der Breite des Weges zu urteilen, mußte hier früher ein reger Verkehr bestanden haben. Als dann später der Kriegshafen von Nikolajewsk nach Wladiwostok verlegt wurde, verlor der Weg seine Bedeutung und verfiel nach und nach gänzlich.

Durch die letzten Marschtage waren die Leute sehr heruntergekommen. Die Kleider waren zerrissen und konnten unterwegs nicht geflickt werden, ebenso die Schutzneze für den Kopf, die keinen Nutzen mehr brachten. Das Gesicht war von blutigen Wunden bedeckt und an Stirn und Hals begannen sich Ausschlag und entzündete Stellen zu zeigen.

Der knappe Lebensmittelvorrat trieb uns zur Eile an. Wir beschränkten die große Mittagsrast auf eine halbe Stunde und marschierten bis zur einbrechenden Dämmerung weiter.

Dieser anstrengende Marsch war natürlich auch für den Alten sehr beschwerlich. Sobald wir zum Bivakieren haltmachten, ließ er sich stöhnend zur Erde nieder und konnte sich ohne Hilfe nur schwer

erheben. Ich hatte in der Feldflasche noch einen kleinen Rest Rum für den Fall der Erkrankung eines der Unserigen aufbewahrt, jetzt war der Augenblick gekommen, ihn zu verwenden; der Alte opferte sich für uns auf, morgen mußten wir weiter, und er hatte den weiten Weg zurückzumachen. Ich goß den ganzen Rest des Rums in eine Schale und bot sie dem Alten. Aus seinen Augen strahlte Dankbarkeit. Er zeigte auf meine Reisegefährten und wollte nicht allein trinken, aber einstimmig lehnten sie alle sein Anerbieten ab. Dann trank er den Rum aus und zog sich unter seine Schutzdecke zurück — wir folgten seinem Beispiel und legten uns schlafen.

Dem Summen der Mücken noch eine Weile laufend, kamen mir die Worte der Bibel über die ägyptischen Plagen in den Sinn: „und es erschien eine große Menge Fliegen, welche unablässig die Ägypter peinigten —“. In jenen Gegenden, wo Trockenheit vorherrscht und keine Moskitos sind, mußte schon das massenhafte Auftreten der Fliegen als eine göttliche Strafe erscheinen, hier im Ussurigebiet war das Ungeziefer freilich eine gewohnte Erscheinung.

Kaum wurde es hell, als mich der Alte weckte: „Müssen weiter!“ war seine lakonische Aufforderung.

Nachdem wir etwas kalten Brei gefrühstückt, der vom gestrigen Abendbrot übriggeblieben war, setzten wir uns in Bewegung. Nunmehr führte uns unser chinesischer Begleiter scharf nach Osten. Gleich hinter dem Biwak kamen wir in ein Gebiet ausgewaschener Felsenberge, die dem Sichote-alin vorgelagert waren. Sie bildeten nicht sehr hohe Hügel mit steilen Abhängen. Waldbäche flossen in verschiedenen Richtungen zwischen ihnen dahin, so daß man sich nicht immer sofort über die Haupttrichtung dieser Wasseradern vergewissern konnte.

Je mehr wir uns dem Gebirgskamme näherten, desto dichter wurde der Wald und die Baumhindernisse häufiger. Hier trafen wir zum ersten Male die Eibe (*Taxus cuspidata* Sieb. et Zucc.), einen übriggebliebenen Vertreter der subtropischen Flora, der früher im Priamurgebiet große Verbreitung hatte. Der Baum hat eine rötliche Rinde, trägt rote Beeren und ist der Tanne verwandt, während die Zweige ähnlich wie bei den Laubbäumen gestellt sind.

Das Unterholz besteht hier hauptsächlich aus Aktinidien (*Actinidia kolomikta* Max.), von den russischen Ansiedlern „Kisch-misch“ genannt, dann aus Weißblatt (*Lonicera Maakii* Max.), Berberitzen (*Berberis amurensis* Rupr.), mandschurischen Nüssen (*Corylus manshurica* Max.) mit unregelmäßig gezähnten Blättern und der

Moos-Myrte (*Chamaedaphne caliculata*. Mönch.) mit weißen Schüppchen an den Zweigen und weißen Blüten. Unter den Blütenpflanzen fiel vor allem die hellrosa blühende Päonie in die Augen (*Paeonia albiflora*. Pal.), die von den chinesischen Quacksalbern als Arzneimittel gesammelt wird. Dann der ochotkische wilde Hopfen (*Atragene ochotensis* Pal.) mit handförmigen, gezähnten Blättern und violetten Blüten und die Klintonia (*Clintonia udensis* Fr. et Mey.) mit großen, saftigen Blättern, die in Rosetten stehen.

Gegen Eintritt der Dämmerung erreichten wir die Wasserscheide. Die Leute waren stark ermüdet und überhungert, ebenso bedurften die Pferde der Ruhe, da sie den ganzen Tag ohne Pause und ohne Futter gegangen waren. In der Nähe des Bivaks war Gras nicht zu finden. Die Tiere waren so ermüdet, daß sie sich sofort nach dem Absatteln niederlegten. Niemand hätte in ihnen jene gutgenährten und starken Pferde erkannt, mit welchen wir die Station Schmatowka verlassen hatten; jetzt waren es heruntergekommene Klepper, vom Futtermangel und Ungeziefer gequält.

Die Chinesen teilten mit den Soldaten das kärgliche Mahl, bestehend aus den Resten von Hirse, gemischt mit Farnkrautblättern. Nach diesem leichten Abendbrot legten wir uns alle sofort schlafen, um so dem Hunger zu entgehen. Und wir taten gut daran, denn morgen mußten wir womöglich noch früher aufbrechen als heute.

Über den Sichote-alin zum Meere

Der folgende Tag war der 16. Juni. Wir brachen das Bivak um fünf Uhr morgens ab und machten uns sofort daran, den Sichote-alin zu ersteigen, der von dieser Seite sanft und allmählich ansteigt. Meist konnte unser Führer die gerade Richtung einhalten, nur an einigen steileren Stellen marschierten wir in Zickzacklinien.

Je höher wir uns erhoben, desto schwächer wurden die Wasserbäche, und bald waren sie ganz verschwunden. Jedoch bewies stellenweise dumpfes Rauschen unter den Steinen, daß diese unterirdischen Quellen noch recht wasserreich waren. Nach und nach verklang auch dieses Rauschen, nur leise tönte noch zuweilen das Plätschern dünner Wasserstrahlen, als ob sie aus einem Teekessel gegossen würden, eine Zeitlang hörte man noch an manchen Stellen Tropfen fallen, bis auch dieses Geräusch verstummte.

: Nach etwa einer Stunde gelangten wir an den Kamm. Hier wurde die Steigung plötzlich steiler, jedoch nur auf eine kurze Strecke.

Auf der Paßhöhe stand am Fuße einer alten Zeder ein kleiner Gebetstempel, aus Rinde aufgebaut. Der alte Chinese machte hier kurzen Halt und verbeugte sich zur Erde. Nachdem er sich wieder erhoben, wies er mit der Hand nach Osten und sprach nur die Worte: „Der Fluß Baifudin.“

Damit wollte er sagen, daß wir hier die Wasserscheide erreicht hätten. Nach diesen Worten setzte er sich auf die Erde und gab uns durch Zeichen zu verstehen, daß geruht werden müsse.

Um die Zeit auszunützen, ging ich vom Kamme aus ein Stück nach Süden zu, erkletterte eine der Felsenklippen, die sich hier überall aus der Erde erheben, und begann Umschau zu halten.

Der angrenzende Teil des Sichote-alin besteht aus Quarzporphyr. Der Kamm der Wasserscheide verläuft hier von Südwest nach Nordost. Sein höchster Punkt erhebt sich gegen 4600 Fuß über den Meeresspiegel.

Nach Norden wird der Sichote-alin etwas niedriger. Der Westabhang ist geneigt, der östliche steiler. Der ganze Bergzug ist mit dichtem Nadelmischwald bedeckt. Kahle Felsen befinden sich nur auf den einzelnen Gipfeln und an den steilsten Abhängen.

Auf den alten chinesischen Landkarten nennt sich diese Wasserscheide „Sichote-alin“. Die hier lebenden Chinesen nennen den Gebirgszug „Sichota-lin“ und noch häufiger „Lao-lin“, das heißt „alter Paß“ im Sinne von „großer, uralter“. Nach den gypsometrischen Messungen lag die Stelle des Passes, auf welcher wir uns befanden, 2610 Fuß hoch. Ich taufte ihn „Maximowitsch-Paß“, zu Ehren dieses Forschers.

Nach Osten zu lag das Land, soweit das Auge reichte, im dichten Nebel, aus dem die Gipfel der umliegenden Berge wie losgelöste Inseln hervorragten.

Die Nebelwellen schoben sich über den Gebirgskamm, aber sobald sie über den Sattel kamen, wurden sie unsichtbar und verflüchtigten sich. Gegen Westen war die Luft klar und durchsichtig. Nach den Aussagen der Chinesen lag hier eine alltägliche Erscheinung vor. Ich hatte auch in der Folge noch häufig Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß der Sichote-alin tatsächlich die klimatische Grenze zwischen dem Küstenrayon und dem Bassin der rechten Nebenflüsse des Ussuri bildet.

Ich mußte wohl ziemlich lange Zeit vom Lager fortgeblieben sein — ein Signalkruf von dorthier rief mich zurück.

Die Kosaken hatten Tee bereitet und erwarteten meine Rückkehr. Nachdem wir uns den Magen etwas mit dem heißen Wasser aufgewärmt hatten, ging es weiter.

Der Abstieg vom Kamme in das Tal des Waifudin war steil und beschwerlich und nahm ungefähr zwei Stunden in Anspruch. Vor uns gähnten tiefe Felspaltten, mit Steinen und Bruchholz angefüllt. Das in Kaskaden herabstürzende Wasser hatte an vielen Stellen tiefe Löcher ausgewaschen, die, von Farnkraut überwachsen, wahre Fallgruben bildeten. Granatman stieß einen Felsblock um, der bei seinem Falle noch einige andere Blöcke mit sich riß und einen kleinen Bergsturz hervorrief.

In solche Abgründe hinabzusteigen, ist besonders mit Pferden recht schwierig. Eine graphische Darstellung dieses Abstieges vom Sichote-alin, würde eine schwach geschlängelte Linie ergeben, mit der Richtung nach Osten. Auf dem Grunde des Tales floß ein Bach. Unter dem Gestrüpp war er kaum sichtbar. Mit lustigem Plätschern stürmte das Wasser in seinem Felsenbett dahin, gleichsam, als wäre es froh, endlich dem Reiche der Unterirdischen entronnen und in die Freiheit gelangt zu sein. Weiter unterhalb wurde die Strömung dann etwas ruhiger. Noch ein zweiter tiefer Abgrund stellte sich uns von rechts entgegen, der sich bald in ein enges Tal verwandelte, welches die Chinesen hier Sintwandagou nennen.

Hinter dem Paß wurde der gemischte Nadelwald von reinem Laubwald abgelöst. Die mongolische Eiche (*Quercus mongolica* Fisch.) bedeckte hauptsächlich die Berghänge an der Sonnenseite. Im Tale war der Wald mannigfaltiger und reicher. Hier war die kleinblättrige Linde zu finden (*Tilia amurensis* Kom.), welche besonders als Standort die Waldsäume und Lichtungen bevorzugt. Der gelbe Ahorn (*Acer ukurunduense* Traut. et Mey.) mit tiefeingeschnittenen, blassen Blättern, die Silberweide (*Salix cinera* L.), halb Strauch, halb Baum, und *Euonymus* (*Euonymus alata* Thumb), dem Ansehen nach ein Strauchgewächs mit korkartigen Ansätzen längs des Stammes und an den Zweigen. Von echten Strauchgewächsen ist zu nennen: der weidenblättrige Spierstrauch (*Spirea salicifolia* L.) mit grellrothe Blüten, eine besondere Art von Mehlbeerstrauch (*Crataegus sanguinea* Pal.) mit spärlichen, kurzen Blättern und Stacheln und Dornen an der unteren Seite, das Weiß-

blatt (*Lonicera Maakii* Max.) von mehr als 2 Ellen Höhe und mit zahllosen rosenroten Blüten, der Thymian (*Thymus serpyllum* L.) mit an der Erde liegenden Stengeln und kleinen, lanzettförmigen Blättern. Seitlich vom Wege standen noch verschiedene Arten von Sträuchern und Pflanzen; leider konnte ich mir keine Zeit lassen, sie alle zu betrachten — der Hunger trieb uns weiter. Die Wiesengründe setzten den Beschauer durch die große Zahl ihrer Blütenpflanzen in Erstaunen. Da standen Iris (*Iris uniflora* L.) in den aller verschiedensten Farbentönungen von blaßblau bis dunkelviolett, ganze Reihen Orchideen (*Cypripedium ventricosum* Sw.) in verschiedenen Farben; der gelbe Gauchoheil oder Sumpfdotterblume (*Caltha palustris* L.), dunkelviolette Glockenblumen (*Campanula glomerata* L.), das duftende Maiglöckchen (*Convallaria majalis* L.), das Waldveilchen (*Viola uniflora* L.), die bescheidene, kleine Blüte der Walderdbeere (*Fragaria elatior* Ehrh.), die rosarote Kornblume (*Centaurea monanthos* Georgi.), die leuchtendrote Nelke (*Dianthus barbatus* L.) und rote, orangefarbene und gelbe Lilien (*Lilium dauricum* Gawl.).

Dieser Übergang vom dichten Nadelwald zum spärlichen Eichenbestand und zu den Wiesengründen mit ihrer reichen Blumenflora war derartig unvermittelt, daß man unwillkürlich in Entzücken geraten mußte. Das, was wir im Westen stufenweise in drei bis vier Übergängen am Sichote-alin gesehen hatten, fanden wir hier an der Ostseite unmittelbar an seinem Fuße vereint. Außerdem fiel noch als Besonderheit ins Auge, daß jene Pflanzen, deren Blütezeit im Westen bereits vorüber war, hier noch gar nicht zu blühen angefangen hatten.

Im Bassin des Lifudin gab es viele Mücken, aber wenige Schuppenflügler, hier war es umgekehrt. Überall flimmerten die ziegelroten Blutströpfchen mit regenbogenfarbigem Schmelz (*Venessa charonides*), die weißgelblichen Apollos, mit schwarzen und roten Punkten (*Apollo Eversmani*) und große, dunkelblaue Segelfalter (*Papilio Maaki*). Diese setzten sich oft auf die Oberfläche des Wassers und überließen sich mit ausgebreiteten Flügeln der Strömung des Flusses. Man konnte glauben, daß die Schmetterlinge durch Zufall in das Wasser geraten seien und sich nicht mehr daraus erheben könnten. Ich versuchte mehrere Male, einen solchen Verunglückten zu retten, aber sobald ich mit der Hand näher kam, erhob er sich leicht in die Luft, flog ein Stück weiter und setzte sich dann wieder aufs Wasser. Überall an den Blüten hingen Bienen und Wespen,

und mit Gebrumm schwärmten pelzhaarige Hummeln mit schwarzen, orangegelben und weißen Brustschildern durch die Luft.

Unten zwischen dem Grase eilten gewandte Laufkäfer (*Carabus canaliculatus*), die man ihrer räuberischen Eigenschaften wegen als „Tiger unter den Insekten“ bezeichnen kann. Auf dem Wege krochen schwarze Totengräber (*Necrophorus concolor*) und dreifarbige Sandkäfer (*Cicindela gemmata*. Fald.). Diese bewegten sich mit Unterbrechungen weiter, und es war schwer zu erkennen, ob sie flogen oder sprangen. — Auf den Doldenpflanzen hielten sich hauptsächlich Rußbohner (*Sipalus hypocrita*) und grüne Blattwanzen (*Pentatoma metalliferum*), und über dem Wasser und auf den Begen an feuchten Stellen schwebten mit durchsichtigen Flügeln und großen blauen Augen die zarten Libellen (*Libellula* Sp.).

Nachdem ich mich mit den Insekten beschäftigt hatte, wandte ich mein Interesse der Vogelwelt zu. Zuerst

vor allem gewahrte ich Braunellen. Sie hüpfen unter den Bäumen umher und wühlten im trockenen Laube. Als ich mich ihnen näherte, flogen sie ein Stückchen weiter, um sich bald wieder im Grase niederzulassen. An den Ufern der Gebirgsbäche, geschäftig von Stein zu Stein laufend und mit dem Schwanz wippend, die Gebirgsbachstelze. Diese Vögelchen ließen zutraulich den Menschen sehr nahe an sich herankommen und flogen erst dann ohne Eile ein Stück weiter, als ich ganz nahe bei ihnen stand. Bei den Heckenrosen hielten sich Haubendrosseln, kunstvoll kletterten sie durch die Zweige der Sträucher und vermieden offenliegende Waldstellen. An verschiedenen Plätzen traf ich die langschwänzige Blaumeiße, die sich im Laubwerk der Bäume herumtrieb und sich dabei wenig um andere Nachbarschaft bekümmerte.



Junger Adler

Neben ihnen tänzelten andere bewegliche Weisenarten, ganz kleine Vögelchen mit winzigen Schnäbeldchen und kurzen Schwänzchen.

Von Säugetieren gab es hier, nach den Spuren zu urteilen, Hirsche, Rehe, Wildschweine, Bären und Tiger.

Ungeachtet der Erschöpfung und des Mangels an Lebensmitteln schritten alle ziemlich tapfer vorwärts. Der glücklich zurückgelegte Weg über den Sichote-alin, der plötzliche Wechsel von der öden, unbeliebten Taiga zum frischen, lebenerfüllten Wald und endlich der Umstand, daß wir auf einen begangenen Pfad gestoßen waren, wirkte auf alle ermutigend. Gegen Abend gelangten wir an eine verlassene Fallenstellerhütte. In der Nähe derselben befand sich ein Gemüsegarten, in dem noch Rüben, Salat und Zwiebeln wuchsen.

Im Vergleich zu den Gemüsearten, welche wir am Fudsin gesehen hatten, waren diese hier noch weit in der Entwicklung zurück. Mit einem Wort — aus allem, was uns in die Augen fiel, war ersichtlich, daß eine große Verschiedenheit des Klimas zwischen den West- und den Ostabhängen des Sichote-alin besteht. Augenscheinlich beginnt die Vegetationsperiode hier bedeutend später als im Gebiete des Ussuri selbst und seines Bassins.

Weiter gingen wir heute nicht, sondern machten neben der kleinen Fasse halt zum Bivakieren.

Lebensmittel werden von den Chinesen auf Lasttieren in die Taiga gebracht, vom Monat August angefangen. In die abgelegensten Hütten müssen die Vorräte an Salz, Mehl und Hirse in Traglasten geschafft werden. Die Lebensmittelvorräte werden in Behältern aus Lindenholz eingelagert und mit Rinde bedeckt. Schlösser findet man nirgends angebracht und das Bedecken mit Rinde geschieht nur zu dem Zweck, um das Eindringen von Mäusen oder Erdhörnchen zu verhüten.

Fremdes Eigentum wird in der Taiga nicht angerührt. Nur in Fällen äußerster Not kann man sich seiner bedienen und nur unter der allgemein anerkannten und feststehenden Bedingung, daß aus den ersten anzutreffenden Bauernsiedlungen das Entnommene zurückgeliefert wird. Wer gegen diese Sitte verstößt, gilt als Räuber und unterliegt grausamen Strafen. Tatsächlich würde die willkürliche Entnahme von Lebensmitteln aus den Jagdhütten den Jöbelfänger dazu zwingen, die Taiga vorzeitig zu verlassen, und oft käme er geradezu in eine verzweifelte Lage durch solche Rücksichtslosigkeit.

Am Abend erklärte unser Führer, daß er nicht mehr weiter mit-

gehen könne und hier die Rückkehr seines jüngeren Gefährten abwarten wolle.

Am anderen Tage, dem 17. Juni, verabschiedeten wir uns von dem Alten. Ich schenkte ihm mein Jagdmesser und Mersljakow eine Ledertasche, und wir schieden im besten Einvernehmen.

Jetzt brauchten wir auch die Beile nicht mehr anzuwenden. Von der letzten Jagdhütte aus führte ein Pfad abwärts zum Flusse und wurde bald immer breiter. Endlich gelangten wir an die Stelle, wo der Sinkwandagou sich in den Tudagou ergießt. Dieser fließt in Richtung des Breitengrades im spitzen Winkel zum Sichote-alin. Er ist bedeutend größer als der Sinkwandagou und könnte sich mit Recht den Namen „Waifudin“ zulegen. Von der Stelle der Vereinigung der beiden Wasserläufe an wird der Fluß chinesisch „Waifudin“, von den russischen Ansiedlern „Awakumowka“ genannt. An diesem Flusse zog im Jahre 1860 auch Budischtschew abwärts.

Der Wald hört auf, und vor unseren überraschten Blicken entrollt sich plötzlich das ganze gewaltige Gebirgspanorama. Die Erhebungen links vom Flusse sind mit spärlichem Eichenwalde bestanden, gemischt mit Linden und Schwarzbirke. An den Abhängen ziehen sich in vertikaler Richtung Wälle entlang, mit Gras und niedrigem Strauchwerk überwuchert.

Das Tal des Waifudin ist reich an Terrassen. Diese laufen in Stufen, wie für Riesen geschaffen. In vorzeitlichen geologischen Perioden haben hier starke Denudationsprozesse stattgefunden, später trat eine Hebung des ganzen Bergsystems ein, mit wieder darauf folgender Auswaschung. Das Wasser in den Flüssen wirkte gleichzeitig als Säge und Feile zwischen den Gesteinsmassen.

Gegenüber dem Tudagou fällt von rechts das stromschnellenreiche Flüsschen Tanjougoufa in den Waifudin, weiter unterhalb in ungefähr gleichmäßigen Abständen noch vier kleine Flüsschen von gleicher Größe: Chartschinkina, Chemutagou, Kuandinsa, Worotnaja. An dem ersten liegt der Weg nach dem Flusse Lifudin und der Gegend Sjaenlasa. Am Chemutagou fanden die russischen Kolonisten ein christliches Grab vor und nannten darauf den Fluß „Kreuzfluß“. Nach den Angaben der Chinesen fließt der Kuandinsa sehr gewunden dahin, er ist auch sehr reißend und ebenfalls reich an Stromschnellen. Das Tal der Worotnaja ist von hohen felsigen Bergen umgeben und gilt als reiches Jagdgebiet.

Zwischen dem Tale der Chartschinkina und dem Flusse Sinkwandagou, inmitten der Felsen und Abhänge, hausen die Waldziegen-

antilopen oder „Gorals“ (*Nemorhaedus caudatus*. M-Edw.). Sie ähneln äußerlich den Ziegen und erreichen eine Länge von 6 Fuß bei $2\frac{1}{2}$ Fuß Höhe. Ihre Wolle ist schmutzig gelbgrau gefärbt, Maul, Rücken und Schwanz schwärzlichbraun, Kehle und Bauch weißlich. Am Halse sind die Haare etwas länger und bilden eine Art Mähne. Der Kopf ist mit einem Paar nicht sehr großer, nach hinten zurückgebogener Hörner geziert. Im Ussurikreise reicht das Verbreitungsgebiet des Goral bis zum Zmanflusse einschließlich und im Küstengebiet bis zur Bucht Ternei (Fluß Kudjache). Das Tier lebt in kleinen Rudeln an solchen Stellen, die an einer Seite von Mischwald, an der anderen von unersteigbaren Felsen begrenzt sind. Am Tage streift es im Walde umher, nachts steigt es in die Täler hinab zur Tränke. Beim geringsten Anzeichen von Gefahr flieht es sofort in die felsigen Abhänge der Berge. Die Jäger teilen sich deshalb in zwei Gruppen, die einen gehen in den Wald, während die anderen dem Wild in den Felsen auflauern. Als Folge davon, daß die Gorals in ihrer Lebensweise an ganz bestimmte Gegenden gebunden sind, ist zu bemerken, daß sie langsam, aber sicher ihrer völligen Ausrottung entgegengehen.

Im Laufe des Vormittags stießen wir auf Wagenspuren auf unserem Wege. Aber unser chinesischer Begleiter erklärte uns, daß die russischen Bauern nur im Herbst und Winter hierher auf die Jagd fahren und der eigentliche Fahrweg erst am Flusse bei der Mündung des Eldagou beginnt.

Die Pferde waren so stark überanstrengt, daß sie kaum die Beine heben konnten und wie betrunken schwankten. Eine Rast war durchaus notwendig. Ich benutzte die Zeit, um von einem benachbarten Hügel aus das Gelände zu besichtigen.

Die allgemeine Richtung des Waifudin ist südöstlich, an einer Stelle macht er eine Biegung nach Süden, richtet sich dann aber bald wieder nach Südosten aus und behält diese Richtung bis zum Meere bei. Im Westen ist klar und deutlich der Sichote-alin zu sehen. Ich hatte erwartet, einzelne Bergriesen und wunderliche spitze Gipfel zu erblicken, aber vor mir lag ein gleichmäßiger Gebirgsrücken mit flachem Kamm und stufenweisem Übergang von den kuppelförmigen Bergesgipfeln zu den breiten Einsattelungen. Die Zeit hatte mit Einwirkung des Wassers das Ihrige getan, um scharfe Formen auszugleichen.

Das Tal des Waifudin ist ein Längstal, obgleich es durch die Richtung seiner Nebenflüsse, welche parallel dem Meeresufer und

dem Kamme des Sichote-alin laufen, etwas den Charakter der Denudation zu zeigen scheint. Die östlichen Vorberge des Sichote-alin bestehen aus Granit, Syenitarten und Quarz-Porphyr, den wir bereits auf der anderen Seite der Wasserscheide angetroffen haben und der sich bis hierher hindurchzieht. Die hohen Terrassen des Urstromes an der linken Seite des Waifudin, mit massiger, felsiger Grundlage, ebenfalls aus Quarz-Porphyr, treten besonders scharf nahe der Mündung der Chartschinkina-Schlucht hervor.

Nach anderthalb Stunden kehrte ich zum Lager zurück und begann die schlummernden Schützen und Kosaken zu wecken. Die Soldaten erwachten abgesspannt, der Schlaf hatte sie nicht gestärkt. Sie machten sich fertig und holten die Pferde. Diese ließen sich geduldig die Zügel umlegen und folgten gleichmütig den Kosaken. Der Chineser sagte uns, daß wir gegen Abend wohl die ersten Fansen der Feldbauern erreichen könnten, falls wir den ganzen Tag marschierten. Wirklich gelangten wir in der Dämmerung bis zur Mündung des Erldagou, eines außerordentlich reißenden Flusses mit starkem Gefälle und Stromschnellen. Er fließt von Südwesten nach Nordosten und durchschneidet in seinem Lauf mächtige Porphyr-Felsmassen. Einige seiner Stromschnellen haben das Aussehen wirklicher Wasserfälle. Die umliegenden Berge bestehen aus Hornstein und Quarzit. Von hier aus zum Meere rechnen die Chinesen 150 Li, die einer Entfernung von 75 Werst gleichkommen.

Auf der anderen Seite des Flusses stand unter dem Schutze mächtiger Ulmen eine Chinesenfase. Wir waren von diesem Anblick so erfreut, als hätten wir ein erstklassiges Hotel gefunden. Als die Chinesen von unserm Führer hörten, daß wir während der letzten zwei Tage fast nichts gegessen hätten, machten sie sich in gastfreundlicher Weise sofort daran, ein Abendbrot zu bereiten — Teigladen in Bohnenöl gebacken und Hirsebrei mit eingesalzenem Gemüse als Beilage dünkte uns jetzt köstlicher als die Erinnerung an die ausgesuchtesten Gerichte eines städtischen Restaurants. Die Chinesen sahen es als selbstverständlich an, daß wir hier übernachteten, machten ihre Lagerstätten bereit und boten uns fast den ganzen Platz auf den Kangs zum Schlafen an.

Obgleich die Kangs stark erwärmt waren, zogen die meisten von uns es vor, sich lieber von der Hitze als von den Mücken quälen zu lassen. Gegen Wanzen, Flöhe und sonstige Konkurrenten der Mücken, die sich oft in den Chinesenfansen in geradezu unglaublicher Menge finden, bilden übrigens die Filz- und Satteldecken, überhaupt

alles, was vom Schweiß der Pferde durchzogen ist, einen guten Schutz, und wir benutzten diese Decken daher meist als Unterlage beim Schlafen auf den Rangs.

Von der Menschenmenge, die sich in der Fanse aufhielt, wurde die Luft allerdings fast unerträglich und drückend, umso mehr, als alle Fenster mit Decken verhangen waren. Ich kleidete mich an und ging hinaus.

Die Nacht war ruhig und warm, gerade so, wie die Insekten sie lieben. Das, was ich hier in der Umgebung der Fanse erblickte, setzte mich derartig in Erstaunen, daß ich gänzlich die Mücken vergaß und wie verzaubert um mich schaute. Die ganze Luft war von bläulich-leuchtenden Funken erfüllt — es waren Glühwürmchen (*Lasiola mongolica*). Sie strahlten ihr Licht mit fortwährenden Unterbrechungen aus, und es leuchtete stets nur für eine Sekunde auf. Nach dem Aufleuchten eines solchen Fünkchens konnte man den Flug jedes einzelnen Insektes verfolgen. Die Leuchtkäfer erscheinen sonst nicht zugleich in großen Mengen, sondern meist einzeln. Hier aber wirbelten sie zu Tausenden und aber Tausenden durcheinander. Man erzählt, daß die neuen Ansiedler aus Rußland, als sie zum ersten Male diese blinkenden Lichter sahen, ihre Gewehre darauf abfeuerten und vor der schier übernatürlichen Erscheinung die Flucht ergriffen.

Die Leuchtkäfer flogen teilweise durch die Grashalme niedrig über die Erde hin, teils durchstreiften sie die Zweige der Gebüsche und erhoben sich bis in die Kronen der Bäume. Dabei leuchteten sie so stark, daß die Sterne dagegen verblaßten. Es war ein Feentanz des Lichtes. —

Plötzlich zuckte blikartig ein greller Schein auf und tauchte die ganze Erde in seinen Glanz. — Ein riesiger Meteor mit langem Schweiß zog am Himmel dahin. Nach einem kurzen Augenblick zerstob die Bolide in Tausende kleiner Funken und fiel irgendwo hinter den Bergen zur Erde nieder. — Das Licht war wieder verloschen. Gleichzeitig waren wie auf den Wink eines Zauberstabes die phosphoreszierenden Insekten vor der Himmelserscheinung verschwunden, die sie alle überstrahlt hatte. Es vergingen einige Minuten, bis plötzlich wieder in den Zweigen ein Fünkchen aufblinkte, bald ein zweites, drittes, zehn, hundert — und nach wenigen Augenblicken war nun die Luft wieder von Tausenden der Leuchtelschen erfüllt.

Wie herrlich diese Nacht auch war, wie überwältigend schön das Erscheinen der Leuchtkäfer und des fallenden Meteors — lange

war es nicht möglich, im Freien zu verweilen. Das Müdenzeug zerstach mir Hals, Hände und Gesicht und setzte sich in den Haaren fest. Ich kehrte in die Fausse zurück und legte mich auf den Rang, wo ich von der Ermüdung übermannt endlich einschlief.

Der nächste Tag war für eine größere Ruhepause bestimmt. Es mußte sowohl den Menschen als auch den Pferden Ruhe gegönnt werden. Die letzten Tage hatten alle derartig mitgenommen, daß sie dringend nach einer längeren Erholung verlangten, als ihnen der Schlaf einer Nacht gewähren konnte.

Der junge Chinese, der uns über den Sichote-alin geleitet hatte, machte seine notwendigen Einkäufe und begab sich dann zeitig früh wieder auf den Rückweg.

Gestern waren wir alle derartig ermüdet gewesen, daß wir uns nirgends weiter umgesehen hatten. Erst heute, nach einem kräftigen Frühstück, beschloß ich einen Gang in die Umgebung zu machen. In den mittleren Teilen des Tales besitzt der Fluß Waifudin-Awakumowka eine ungefähre Breite von einer halben Werst. An der rechten Seite ziehen sich doppelte Bergterrassen entlang, an der linken felsige Hügel, bestehend aus Trachyt, Konglomeraten und Breccien. Neben den Terrassen war ein langgestreckter Sumpf zu sehen, der das frühere Flussbett anzeigte. Während einer großen Überschwemmung hatte sich der Fluß einen neuen Lauf ausgewaschen.

An Vögeln traf ich hier ostsibirische Lerchen. Hier im Küstengebiet war ja noch Frühling, daher tönte von überall her ihr lustiges Tirillieren, mit dem sie sich hoch in die Lüfte erhoben.

Bei den Weidengebüschen tummelte sich der kleine ussurische Specht, zwar wirklich klein, aber ebenso bunt gefärbt wie seine Artgenossen. Hier und dort zwischen den Zweigen tauchten die unruhigen japanischen Goldhähnchen auf. Stets in Bewegung, vergnügten sie sich gleichzeitig spielend und auf Insekten jagend. Seitlich vom Wege zeigten sich grüne Ammern in den Büschen, in Gesellschaft mit den Sperlingen durchsuchten sie den Pferdedung und nahmen Staubbäder.

Von Hühnervögeln finden sich im Küstengebiet noch die ussurische Wachtel und der ussurische Fasan. Der erstgenannte Vogel ähnelt sehr dem Rebhuhn und hält sich in den Flußtälern an ebenen Stellen. Mein Hund stöberte zwei Wachteln auf, die mit ihrem Schrei ihm dicht vor der Nase aufflogen; sie strichen an 200 Schritt weit ab und ließen sich wieder im Grase nieder.

Auf dem Rückwege sah ich Fasanen. Wenn der Fasanenhahn aus dem Gebüsch auffliegt, erhebt er sich an $1\frac{1}{2}$ Sashen in die Höhe,

wobei er anhaltend schreit. Sein Schrei ähnelt etwas dem des Haushahnes, wenn dieser in Angst gerät.

An einer anderen Stelle jagte der Hund eine Fasanenhenne mit ihrem Jungvolke auf. Auf Fasänen steht der Hund selten fest an. Er legt sich meist nieder und beginnt auf dem Bauche näher heranzukriechen, bald langsam, bald schneller. Der geängstigte Vogel versucht anfangs, sich laufend zu retten. Er täuscht seinen Verfolger, bringt seine Spuren durcheinander und kehrt oft im Laufen wieder zurück. Der Hund springt, wenn er die Richtung verloren hat, aufs Geratewohl zur Seite, und diesen Moment benützt der Fasan, um aufzufliegen. Die Fasanenhenne fliegt stets ohne Geschrei, aber sie streicht meist weiter ab wie der Hahn. In diesem Falle hier machte sie es aber anders. Faul und schwerfällig strich sie niedrig über die Erde hin, nicht in einer geraden Linie weg, sondern so in der Umgebung herum, daß der Hund sie beinahe an den Schwanzfedern erwischte hätte. Ich begriff sofort die Ursache ihres Verhaltens, die Henne hatte ihre Küchlein in der Nähe und versuchte den Hund davon abzulenken. Daher nahm ich meine Alpa an die Leine und ging zurück.

Die Chinesen hatten schon das Mittagessen fertig und erwarteten meine Rückkehr.

Als wir Tee tranken, kam noch ein fremder Chinese in die Hütte. Auf dem Rücken trug er ein großes Felleisen. Sein sonnenverbranntes Gesicht, die abgetretenen Schuhe und abgerissene Kleidung sowie das verrußte Kesselfchen an der Seite zeugten davon, daß er einen langen Marsch hinter sich hatte. Der Ankömmling warf das Felleisen ab und ließ sich auf dem Rang nieder. Der Wirt begann sich sogleich um ihn zu bemühen und bot ihm zunächst seine Pfeife und Tabak und eine Schale Tee an.

„Wer ist das?“ fragte ich den Wirt.

„Ein Durchreisender“, antwortete er.

„Kennst du ihn?“

„Nein“, antwortete dieser und wandte sich an den Koch mit dem Auftrag, auch für den neuen Gast zu sorgen.

Während der Ankömmling seinen Tabak rauchte, fragten ihn die anderen Chinesen nach Neuigkeiten aus. Er berichtete gern, was sich in den Gegenden, aus denen er kam, zugetragen hatte und was er auf der Reise erlebt und gesehen. Es erwies sich, daß dieser Chinese von Noto kam und den Weg nach dem Pjuchunflusse einschlagen wollte. Abends luden die Mansen den Gast zum Essen ein,

bevor sie sich selbst daran machten. Alle der Reihe nach bedienten ihn in irgendeiner Weise. Kaum hatte er seine Schale geleert, als sie ihm einer der Hausbewohner sofort wieder füllte. Nachts traten sie ihm den besten Platz auf dem Rang ab und gaben ihm zwei Decken, eine zum Bedecken, die andere als Kissen unter dem Kopf. Der fremde Chinese blieb noch den ganzen nächsten Tag in dieser Fausse zur Rast.

Bei der hiesigen Mansenbevölkerung ist die Gastfreundschaft eine schöne Sitte. Jeder Durchreisende kann sich unentgeltlich drei Tage in jeder fremden Fausse aufhalten und wird als Gast beköstigt. Falls er länger bleibt, muß er arbeiten oder für den Unterhalt bezahlen, nach Maßgabe der auf ihn entfallenden Selbstkosten.

Am nächsten Tage, dem 19., verabschiedeten wir uns von den gastfreien Chinesen und zogen weiter. Von hier aus begann auch der Fahrweg. Um die Rücken unserer Pferde etwas zu erleichtern, mietete ich zwei Fuhrwerke.

Im Unterlaufe ist das Tal des Waifudin sehr malerisch. Die Felsenwände an der rechten Seite zeigen oft groteske Formen, bald an die Figuren von Menschen erinnernd, bald an Schlösser, Minaretts und Tempel. Links zogen sich weiter die hohen, aus Tonschiefer bestehenden doppelten Bergterrassen hin, die nach und nach in Berge übergingen. Hier ist nur ein größerer Zufluß, der Kassafunowgrund, den die Chinesen Tschamigousa nennen. Er besitzt eine Länge von zirka 15 Werst, und sein Lauf ist anfänglich in der Richtung nach Südosten, später nach Süden gewendet. Das Gebiet rechts von der Kassafunowa ist bergig, das linke geneigt, etwas hügelig. Das Tal ist eng und verbreitert sich nur im Mittellaufe, dort, wo ihm das Flüsschen Gruschewaja zuströmt. Wenn man den Fluß aufwärts geht, gewahrt man anfänglich von rechts eine Art Bodenleiste, die dann weiter in breite Terrassen übergeht. Die benachbarten Berge sind mit spärlichem Laubwald von baumartigen Gewächsen bedeckt. 15 Werst vom Meere entfernt zeigen sich nackte Kalkfelsen.

Etwas unterhalb des Kassafunowgrundes fallen in den Waifudin von rechts zwei Flüsse, der Sandagou und der Lissagou. Dieser hat seinen Ursprung in den Tassenbergen, von denen weiterhin noch die Rede sein wird. Der Oberlauf des Sandagou wird von einer Anzahl von Wildbächen gebildet, die in engen Schluchten fließen. Früher standen hier mächtige Wälder, die sehr reich an Wild waren. Die häufigen Waldbrände vernichteten leider dieses Jagd-Dorado fast gänzlich.

Der von den Chinesen angelegte Fahrweg im Tale des Waifudin überquert zweimal den Fluß durch Furten, was zur Zeit der Überschwemmungen große Hindernisse bereitet. Um diese Furten zu vermeiden, muß man den Fußpfad benutzen, der nahe den Terrassen an der linken Flußseite beginnt, sich dann in die Berge erhebt und auf der Bodenleiste weiterführt. Hier hängt der Pfad auf einer Strecke von 150 Sassen buchstäblich über dem Absturz.

Vor zirka vierzig Jahren lebten auf den Terrassen der Kassa-funowa die Udechese-Tasen. Später wurden sie von den Chinesen verdrängt, größtenteils gingen sie auch bei der Blatternepidemie im Jahre 1887 zugrunde.

Die Eingeborenen jagten früher stets auf dem Tasenberge, welcher alle anderen umliegenden Berge beherrscht und bis jetzt auch diesen Namen behalten hat.

Im ganzen Tale des Waifudin, von der Mündung des Erldagou bis zum Tasenberge, liegt eine große Anzahl chinesischer Fansen zerstreut. Ihre Bewohner befaßen sich im Sommer mit Landwirtschaft und Fischfang auf dem Meere, im Winter mit Zobelfang und Jagd.

Das Dorf Fudin und das Kirchdorf Permsoje

Der größte Nebenfluß des Waifudin ist die Arsamajowka. Sie fließt diesem von links zu. Etwas oberhalb der Arsamajowlamündung liegt auf etwas erhöhter Stelle die kleine russische Ansiedlung Fudin, jetzt Wjettkino genannt.

Im Jahre 1906 lebten hier nur vier Familien; es waren die ersten Ansiedler aus Rußland. Das Dörfchen trägt den Stempel einer Besonderheit an sich. Die alten, aber sauberen Häuserchen sahen sehr wohnlich aus. Die Bauern erschienen recht froh und gutherzig. Sie begrüßten uns herzlich und verteilten uns auf ihre Hütten ins Quartier.

Abends versammelten sich die Alten in der größten Hütte. Sie erzählten von den großen Unbilden, die sie hier als die ersten Kolonisten aus Rußland anfänglich durchzumachen hatten. Im Jahre 1859 über die St. Olga-Bucht hierhergebracht, war es ihnen selbst überlassen, sich einzurichten, wie jeder mochte und konnte. Anfänglich ließen sie sich ein Werst von der Meeresbucht nieder und bildeten eine kleine Ansiedlung, „Rowinka“ genannt. Bald merkten die

Bauern, daß die Nebel seltener wurden, je weiter sie sich vom Meere entfernten. Daher siedelten sie nunmehr nach dem Tale des Wajudin über, den sie Awakumowla nennen. Im Jahre 1906 lebte in Rowinka nur noch ein Mann. Die Stellen, an welchen früher dort die Bauernhäuser gestanden hatten, waren noch jetzt zu erkennen.

Aber auch an den neuen Plätzen wartete ihrer nur Ungemach. Aus Unerfahrenheit säten sie das Getreide in den Talgründen; die erste Überschwemmung überspülte die Felder, die zweite trug noch das Heu mit hinweg. Die Tiger fraßen fast den ganzen Viehbestand auf und machten sich dann auch an die Menschen. Die Bauern besaßen zusammen nur eine Flinte und zwar nur einen alten Vorderlader. Um nicht Hungers zu sterben, waren sie gezwungen, sich als Tagelöhner an die Chinesen zu verdingen — der Lohn bestand in einem Pfund Hirse pro Tag. Die Abrechnung erfolgte monatlich, und die Leute mußten ihre Hirse 68 Werst weit in Felleisen nach Hause tragen.

Die alten Leute konnten sich anfangs gar nicht an den fernen Osten gewöhnen; in ihnen lebte noch die Erinnerung an die russische Heimat. Dafür paßte sich die Jugend um so schneller den Verhältnissen an. Aus ihr gingen vorzügliche Schützen und ausgezeichnete Jäger hervor. Die reißende Strömung des Flusses hatte für sie bald nichts Beängstigendes mehr, schnell hatten sie schwimmen gelernt, ebenso gewöhnten sie sich an das Meer. Im europäischen Rußland gilt die Jagd eines einzelnen Mannes auf den Bären als eine Heldentat. Hier stellt sich jeder junge Bursche allein dem Bären entgegen. Der Dichter Nekrassow besingt einen Bauern, der vierzig Bären getötet hat — nun, hier waren die beiden Brüder Pjatischkin und die Wakschews, von denen jeder für sich allein mehr als siebzig Bären geschossen hatte. Dann die Silins und Worows — sie hatten eine Reihe von Tigern erlegt, und wieviel Bären es waren, konnten sie nicht mehr genau angeben.

Einmal hatten sie sich ausgedacht, einen Bären lebend zu fesseln, zu ihrer Unterhaltung, aber das hätte zweien von ihnen doch beinahe das Leben gekostet. Jeder dieser Jäger trug an sich die Spuren von Tigerzähnen und Wildschweinhauern, jeder von ihnen hatte nicht nur einmal dem Tode Aug' in Auge gegenübergestanden, und manchen hatte nur der Zufall vom sicheren Verderben gerettet.

Die Fudin-Bauern besaßen sich wirklich ernsthaft mit dem Weidwerk. Nicht nur, daß sie das Wild erlegen, sie kümmern sich auch um seine Erhaltung. Dieses Faktum ist sehr bemerkenswert, da der

russische Bauer gewöhnlich dem Wild keinen Schutz zuteil werden läßt. Die Bauern hatten sich auf einer Zusammenkunft dahin geeinigt, das Mutterwild und die Kälber zu schonen und die männlichen Tiere nicht in der Brunstzeit zu erlegen. Außerdem errichteten sie ein Schonrevier, setzten selbst die Grenzen fest und gaben sich gegenseitig das Gelöbniß, dort nicht zu jagen. Neue aus Rußland hinzugekommene Elemente wollten sich aber hieran nicht kehren und begannen zu wildern. Da nun das Wildgehege nur aus eigener Initiative der Bauern errichtet war und sich auf dem Staate gehörigem Grund und Boden befand, so konnten die Schuldigen nicht zur Verantwortung gezogen werden. Das machten sich die Wilddiebe zunutze, und das wohlgemeinte Beginnen der Fudin-Bauern wurde zunichte.

Der Preis für Panty erreicht im Rayon der St. Olga-Bucht bis 1200 Goldrubel pro Paar. Im Dorfe Permstojke sah ich bei dem Bauern Pjatischkin Panty von 21 Zoll Höhe und neun Zoll Dide. Sie hatten gerade an den Enden begonnen, sich zu verzweigen. Das Gewicht betrug 11 Pfund. Diese Panty wurden zu dem sehr niedrigen Preise von 870 Goldrubel verkauft. Nach den Worten der Brüder Pjatischkin hatten sie im vorigen Jahre für vier Paar Panty zusammen 2200 Rubel erhalten.

Während der Unterhaltung mit den Bauern war noch ein Mann dazu in die Hütte getreten. Dem Aussehen nach ein Mensch von fünfzig Jahren, von mittelgroßem Wuchs und hager, mit spärlichem Bart und langen Haaren. Der Eintretende verbeugte sich, entschuldigte sich lächelnd und setzte sich auf einen Kasten im Winkel.

„Wer ist das?“ fragte Granatman.

„Kaschlew, der Tigertöter!“ (wörtlich „Tiger-Tod“) antworteten einige Stimmen.

Wir versuchten den Mann auszufragen, aber er schien nicht sehr gesprächig zu sein. Nachdem er eine Weile gefessen hatte, stand er auf und meinte: „Zu töten ist das Wild nicht schwer, da ist nichts besonders Schlaues dabei, aber erst muß man es finden, das ist die Kunst!“ Dann nahm er seine Mütze und ging wieder weiter.

Wir hörten nun von den anderen Bauern noch einiges über Kaschlew. Den Beinamen „Tiger-Tod“ hatte er erhalten, weil er in seinem Leben bisher von allen Jägern hier die meisten Tiger erlegt hatte. Er war ein gewaltiger Nimrod, und niemand verstand es besser, das Raubtier aufzuspüren als er. Stets streift er allein durch die Taiga, übernachtet unter freiem Himmel, meist ohne Feuer. Niemand weiß, wohin er sich wendet und wann er zurückkehrt —

ein echter Waldläufer. Am Flusse Sandagou hatte er einen Felsen am Ufer entdeckt, an welchem die Tiger stets vorbeikamen, dort lauerte er ihnen auf.

Unter den Bauern waren auch solche, die junge Tiger lebend fingen. Hierbei verwenden sie weder Käfige noch Fangeisen. Die jungen Tiere werden mit den Händen gefangen und mit Stricken gefesselt. Wenn frische Spuren eines Tigerweibchens mit einjährigen



Sibirischer Tiger

Jungen gefunden sind, läßt man eine Menge Hunde auf sie los, und es wird dabei unter großem Geschrei in die Luft geschossen. Das dient dazu, die Tiere nach verschiedenen Richtungen auseinander zu treiben. Dann verfolgt man sie einzeln. Zu dieser Jagd gehört sehr viel Kühnheit, Gewandtheit und Bagemut.

Lange zog sich die Unterhaltung hin, alles war für uns so merkwürdig und spannend, daß wir gern noch bis zum nächsten Morgen gefessen hätten. Gegen Mitternacht machten sich aber die Bauern auf und gingen nach ihren Häusern auseinander.

Am anderen Tage zogen wir weiter und gelangten in das Kirch-

dorf Permskoje, vier Werst unterhalb Fudin gelegen. Der Wohlstand der Bauern von Permskoje läßt nichts zu wünschen übrig. Man kann das Dorf in jeder Hinsicht als Muster hinstellen. Aus freiwilligen Spenden haben die Bauern in St. Olga eine Kirche erbaut und bei sich im Dorfe eine Schule, wo den Kindern viele Bücher, besonders über russische Geschichte, Naturverhältnisse und Geographie zur Verfügung stehen. Alle Bauern sind ziemlich belefen und aufgeweckt und interessieren sich für alle Neuerungen, besonders Technik und Maschinen, die sie teilweise bereits in der Wirtschaft verwenden.

Ein Wirtshaus gibt es in Permskoje nicht. Die alten Ansiedler halten viel auf Zucht und gute Sitten. In unserer Gegenwart erlaubte sich ein Neuangesiedelter derbe Schimpfworte zu gebrauchen, da hätte man hören können, wie die Alten ihn zurechtstuzten.

Natürlich sind auch die Permster Bauern ebenso gute Jäger wie die von Fudin. Die Bauern leben ohne Not und Sorgen, Schulden kennen sie nicht, und sie sind mit ihrem Lose durchaus zufrieden.

Die Erde im Waifudin-Tale ist sehr fruchtbar. Die Bauern entsinnen sich keiner Mißernte, trotzdem sie bereits an vierzig Jahre ohne zu düngen ein und denselben Acker bestellen. Während der sommerlichen Regenzeit füllt das von den benachbarten Bergen herabstürzende Wasser den Fluß und läßt ihn über seine Ufer treten, so daß er das Tal überschwemmt. Die größten Überschwemmungen entstehen in seinem Unterlaufe, dort, wo er gleichzeitig die zwei Nebenflüsse Sydagou und Arsamasowka aufnimmt. Nach den Worten der Permster Bauern verursachen die normalen Überschwemmungen nicht nur keinen Schaden, sie sind im Gegenteil sogar sehr nützlich, indem danach ein befruchtender Schlamm als natürlicher Dünger zurückbleibt. Sehr starke Überschwemmungen können allerdings die Acker gänzlich auswaschen und bringen dann unerseßlichen Schaden.

Von der Mündung des Sydagou aus wird das Tal des Waifudin plötzlich breiter. Von hier aus erblickt man bereits das Meer.

Vom Dorfe Permskoje aus verläuft der Weg anfänglich am linken Rande des Tales, am Fuße der Terrasse entlang, dann biegt er nach rechts ab und nähert sich allmählich dem Flusse. Hier wächst spärlicher Wald, bestehend aus niedrigen Schwarzbirken (*Betula daurica* Pal.), Eichen (*Quercus mongolica* Fisch.), japanischen Erlen (*Alnus japonica* Sieb. et Zucc.) mit spiralig gewundenem Stamm und Olga-Lärchen (*Larix Olgae*). Der sandige Grund ist von einer dünnen Schicht aufgeschwemmten Schlammes bedeckt und mit Gras

bewachsen. Überall, wo der Rasengrund fehlt, zeigt sich der blanke Sand. Infolgedessen gilt auch der Verbindungsweg zwischen Permskoje und dem Meere als recht beschwerlich.

Nachdem wir den Postweg erreicht hatten, vervollständigte ich die Aufzeichnung der Marschrouten, gab das Zeichengerät dem begleitenden Schützen und nahm die Flinte.

Ungeachtet des langen Weges streifte mein Hund fortwährend durch das Gebüsch, um Vögel aufzujagen. Einmal stand er still und spitzte die Ohren. Ich ging ihm nach, er sprang in das Kraut, ergriff etwas mit den Zähnen, schüttelte den Kopf und warf seine Beute zur Seite. Es erwies sich als eine japanische Feldmaus (*Apodemus agrarius manshuricus*. Thomas.), die im ganzen Gebiete sehr verbreitet ist. Von der Größe einer gewöhnlichen Hausmaus, jedoch von gelbbrauner Färbung auf dem Rücken und mit weißen Pfötchen, ist sie nicht so flink und beweglich wie diese und fällt daher den Raubvögeln leicht zur Beute. Als Nahrung dient ihr verschiedenartiger Pflanzensamen, Eicheln und Graswurzeln.

Auf halbem Wege zwischen dem Dorf Permskoje und der St. Olga-Bucht ragt an der linken Seite ein Felsen auf, den die Bewohner hier die „Teufelsklippe“ nennen. Von hier aus beträgt die Entfernung bis an den Meeresstrand nur noch fünfzehn Minuten. Der Leser kann die frohe Stimmung ermessen, die uns nach dem wochenlangen Landmarsche beim Anblick der grenzenlosen Meeresfläche erfüllte. Wir setzten uns auf die Steine am Ufer und überließen uns eine Weile der Muße, indem wir dem Brechen der Wogen am Gestade zuschauten und dem donnernden Rauschen der Brandung lauschten. —

Gott sei Lob und Dank, der Marsch ist zu Ende!

Das Gestade ist hier von Dünen gebildet, die mit wilden Rosen und Hagebutten (*Rosa rugosa* Thunb.) sowie mit Gras und niedrigem Eichengestrüpp bestanden sind. Dort, wo die Oberfläche der Dünen nackt liegt, befindet sich der Sand fortwährend in Bewegung. Die Düne rückt weiter vor und begräbt langsam unter sich alles, was sich ihr in den Weg stellt.

Auf dem Posten St. Olga kamen wir am 21. Juni um zwei Uhr mittags an und verteilten uns auf die Quartiere. Da unsere neuen Lebensmittelvorräte mit dem Schiff über die Bucht kommen sollten, so beschloß ich, die Wartezeit bis zum Eintreffen des Dampfers mit der Erkundung der Umgegend auszufüllen.

Die St. Olga-Bucht

Die St. Olga-Bucht (43° 44' nördlicher Breite und 135° 17' östlicher Länge von Greenwich) wurde von dem französischen Seefahrer Lapérouse im Jahre 1787 entdeckt und damals „Port Seymour“ genannt. Zur Zeit des Krimkrieges geriet ein russisches Kriegsschiff auf der Flucht vor englischer Übermacht aus den anliegenden Gewässern in diese Bucht und verbarg sich hier unter dem Schutze des Nebels. Die Engländer verloren das Schiff außer Sicht und mußten unverrichteter Sache wieder umkehren. — Dies geschah am 11. Juli, dem St. Olga-Tage, und die Russen benannten ihren Rettungshafen zu Ehren dieser Heiligen. — Zum Andenken an die Begebenheit wurde später ein Kreuz auf einem der nahen Berge errichtet, der danach „Krestowaja gora“ (Kreuzberg) genannt wird.

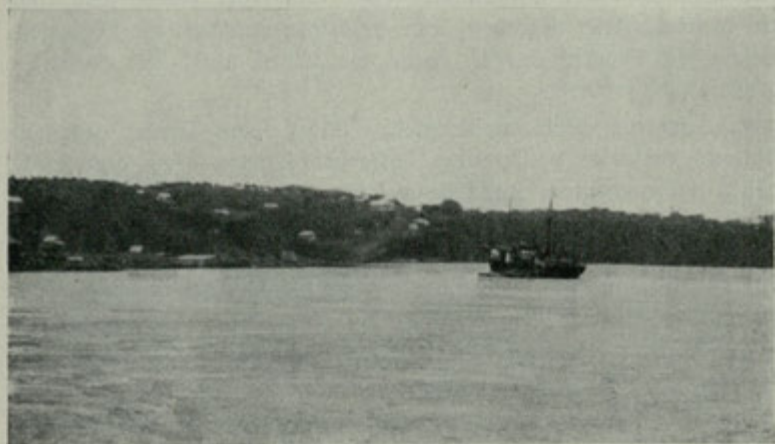
Die St. Olga-Bucht bildet — nach der Bucht von Wladiwostok — den schönsten Hafen der ganzen russischen Küste. Sie ist von drei Seiten von Land umschlossen und von Hügeln umgeben. Nahe der Einfahrt erhebt sich aus dem Meere ein einzelner hoher Felsen, von den Seeleuten „Tschichatschew-Insel“ genannt. Hier ist eine Signalstation errichtet, um den Schiffen die Einfahrt zu weisen.

Die Länge und Breite der Bucht beträgt je 3 Werst, die Wassertiefe durchschnittlich 12 Sashen. Im Winter friert nur der nördliche Teil auf drei Monate gänzlich zu. Der nordöstliche Teil bildet noch eine besondere Bucht, von den Einwohnern „Tschaja pristan“ (stiller Landungsplatz) genannt (mittlere Tiefe 5 bis 6 Sashen, Länge 1 Werst, Breite $\frac{1}{2}$ Werst). Dieser Hafen friert auf längere Zeit gänzlich zu und verlandet allmählich durch die Ablagerungen des Fließchens Olga. Eine enge Durchfahrt verbindet beide Teile der Bucht.

Am Ostufer der St. Olga-Bucht liegt die chinesische Ansiedlung Schimyn (Steinernes Tor), von den Russen „Koschka“ genannt. Früher bildete Schimyn den Haupthandelsplatz der Chinesen im Ussurigebiet. Alljährlich zogen an hundert Ochsen hierher mit Waren aus Chuntschun. Die Jäger brachten vom Ussuri ihre Zobelfelle, die wertvollen Panty, die kostbaren Schenschenwurzeln. Die Gaben und Erzeugnisse der Taiga wurden hier ausgetauscht gegen die des Meeres. Seit dem Jahre 1901, nach den Bogeraufständen in der Mandschurei, begann das Leben in dieser Ansiedlung zu erkalten. Nach den langen Reihen der Baracken, am Meere gelegen

und zum Einlagern der verschiedenen Waren und Rohprodukte bestimmt, kann man ungefähr auf den großen Umsatz schließen, der früher hier in der St. Olga-Bucht von den Chinesen erzielt wurde.

Im innersten Winkel der Bucht liegt die russische Siedlung, der Posten St. Olga. Das erste Gebäude, welches im Jahre 1859 hier erstand, war die Marinekaserne. Erst 1878 kamen ein Forstbeamter und ein Heilgehilfe hierher — bis dahin hatte der Polizeivorsteher deren Obliegenheiten versehen, er war außerdem Lehrer, hielt Gericht und verhängte Strafen.



St. Olga

Im Jahre 1906 gab es in St. Olga an öffentlichen Gebäuden eine kleine hölzerne Kirche, Kolonisten-Krankenhaus, Post und Telegraphenstation; einige Kramläden befriedigten die sonstigen Bedürfnisse der Ansiedler. Der Posten St. Olga ist weder Dorf noch Stadt. Die Einwohnerschaft bestand zum größten Teil aus abgabefreien Kolonisten und Soldaten der Reserve; eigenen Grund und Boden besaßen diese nicht, sondern pachteten ihn vom Staat. Niemand befaßte sich mit Gartenbau oder Landwirtschaft, niemand „säete oder erntete oder sammelte in die Scheuern“ — aber alle bauten sich Häuser, selbst wenn sie dabei bis über den Kopf in Schulden gerieten. Die Ansiedler spekulierten darauf, daß St. Olga schließlich doch noch zur Stadt erhoben und der vorläufig erraffte Grund und Boden in das Eigentum der Pächter übergehen würde, wodurch der Wert der Häuser natürlich sehr gestiegen wäre. — Zur Zeit hat die

Einwohnerzahl sehr nachgelassen, da unter den veränderten Verhältnissen sehr viele Russen nach Wladiwostok verzogen sind. Demzufolge stehen viele Häuser leer, Türen und Fenster sind mit Brettern vernagelt. Die Eigentümer würden bereitwilligst ihr Besitztum jedem Bewerber verpachten, ja ihm auch kostenlos zur Benutzung überlassen, falls dieser nur dafür sorgt, daß das Haus nicht demoliert und davongetragen wird.

Nah bei dem Orte findet sich ein altertümlicher Kirchhof, leider vollkommen verwahrlost. Nach einigen Jahren wird er wahrscheinlich gar nicht mehr aufzufinden sein. Als erster wurde hier 1860 ein Marineoffizier begraben, dann beerdigte man dort die Matrosen, welche dem Skorbut erlegen waren, der früher unter den Seeleuten große Opfer forderte.

Eine andere „Sehenswürdigkeit“ bildet eine kleine gegossene Kanone auf einer feststehenden hölzernen Lafette. Ich fand sie in völlig unbrauchbarem Zustande auf dem Plage vor dem Hause des Forstbeamten stehen. Nach den Erzählungen der Alteingesessenen war das Geschütz einstmals hierher gebracht, um den Schiffen, die sich draußen auf dem Meere befanden, bei starkem Nebel Signale zu geben.

Die ersten zwei Tage unseres Hierseins waren ausschließlich der Ruhe und Erholung gewidmet.

Inzwischen traf aus Wladiwostok das Torpedoboot „Beschummy“ ein, um General Rutkowski abzuholen. Am Abend verabschiedete er sich von uns und begab sich an Bord des Fahrzeuges, welches bereits am andern Tage bei Morgengrauen wieder in See stach. General Rutkowski hinterließ bei allen Expeditionsteilnehmern die beste Erinnerung, und wir vermißten ihn sehr in unserer Mitte.

Mein erster Ausflug in die Umgebung der Bucht St. Olga galt dem Kreuzberg.

Das obenerwähnte Kreuz fand ich noch an seinem Plage, doch war es umgefunken. Die Metalltafel mit Aufschrift, welche früher an ihm befestigt gewesen, war verschwunden und nur noch die Spuren der Befestigung zu sehen. Jemand jemand hatte um das Kreuz ein silbernes Halskettchen mit kleinem Kreuz und ein kleines Heiligenbildchen aus Messing gehängt.

Vom Kreuzberg aus genießt man eine weite Aussicht auf die ganze Umgebung. An einer Seite zieht sich das breite Tal des Waifudin entlang. Da es nahe dem Flusse Sandagou eine Schlinge bildet,

so ist sein Ende nicht zu erkennen. Den Sichote-alin verdecken von hier aus andere Berge. Nach Nordwesten zieht sich die Arfamasowka, welche weiterhin nach Norden abbiegt und sich in der Ferne zwischen den Bergen verliert. Als Fortsetzung der „Bucht der stillen Landung“ erscheint das malerische Tal des Olgaflüßchens, welches parallel zum Meeresufer verläuft.

Die Berge in der Umgebung der Bucht sind nicht hoch, aber in ihren Formen sehr scharf ausgeprägt und bestehen größtenteils aus



Insel Tschichatschew mit Signalstation

grauem Granit, Quarzporphyr, Sandstein, Hornstein, Feldspat und grünem Jaspis, welcher in verschiedenen Richtungen von dünnen Quarzadern durchzogen wird. In der Umgebung findet sich viel Eisen-, Kupfer- und silberhaltiges Bleierz.

Die Mehrzahl der Hügel ist mit Steinhalden bedeckt, die das Resultat der Zerstörung des Gesteinskernes durch atmosphärische Einflüsse sind. Die Bildung dieser Felsentrümmer kann man vom Augenblick des Entstehens einer Spalte bis zum völligen Zerbröckeln des Gesteins verfolgen. Ein Schlag mit dem Hammer läßt einen solchen Felsblock nach den Spalten und Sprüngen auseinanderfallen, welche das sickernde Wasser längft in seinem Innern gebildet

hat — man kann die einzelnen Teile in immer kleinere Stücke zerschlagen, niemals findet sich eine frische Bruchstelle.

In St. Olga wurde ich auch mit B. J. Bunin bekannt, einem guten Kenner des südlichen Ussurgebietes, welcher dieses kreuz und quer durchzogen hat. Er lud mich zu einer Exkursion in die Berge ein. Am 24. Juni, zeitig früh, fuhren wir mit einem Boote über die Bucht, am Marmor-Kap vorüber, und gingen gegenüber der Insel Tschichatschew an Land. Hier hatte ich Gelegenheit, die St. Olga-Bucht und die Mündung des Waifudin weiter kennenzulernen.

Entlang der Meeresküste und parallel zu ihr zieht sich eine mehrfache Reihe von Sümpfen und langgestreckten Seen, die durch sandige Wälle untereinander getrennt sind. Je näher dem Meeresufer, desto frischer und ausgeprägter sind diese Wälle. Auf ihrem Rücken wachsen Erlenbüsche mit kurz behaarten Zweigen und leicht hängenden Blättern und der birkenblättrige Spierstrauch mit blaß-rosa Blüten. Vielsach war von den Wällen selbst nichts mehr zu sehen, nur der Pflanzenwuchs zeigte ihre frühere Richtung an. Die an verschiedenen Stellen ausgeführten Grabungen förderten überall die Schalen von Seemuscheln zutage.

Dem Geologen zeichnet sich hier ein Bild der Vergangenheit. Die St. Olga-Bucht hatte früher ein ganz anderes Aussehen, ihr Umfang betrug das Dreifache, und sie zog sich tief in westlicher Richtung in das Land hinein. Vom Meere aus sind deutlich die Grenzen der Urbucht zu erkennen. Die Flüsse Waifudin, Sydagou und Arsamafowka hatten ihre besonderen Mündungen. Die Versumpfung des unteren Tales der Awakumowka, die Kanäle, die teils mit dem Meere verbundenen kleinen Seen und toten Wasserarme weisen ebenfalls darauf hin, daß die Küste früher viel weiter zurücklag. Nahe der Mündung ist die Strömung des Waifudin kaum bemerkbar, es bildet sich sogar bei frischem Ostwind und bei Flut eine Gegenströmung im Flusse.

Das Meer und der Fluß bemühten sich gleichzeitig um das Anwachsen des trockenen Landes. Der Fluß führte das Material dazu herbei, das Meer lagerte es zu Wällen auf. Zur Zeit haben sich im Unterlaufe des Flusses viele Inseln gebildet; sie treten noch wenig über den Wasserspiegel hervor, bestehen aus reinem Sande und sind vorläufig noch nicht bewachsen.

Ein unweit der Küste aus dem Meere ragender Fels, „Die Teufelsklippe“, ist ein stummer Zeuge für die Gewalt der Brandung. Seine

frühere Verbindung mit dem Festlande ist irgendwann in der Vorzeit durch die Wellen des Stillen Ozeans abgespült worden.

Wie viele Zeitalter waren wohl nötig, um den harten Gesteinskern zu zerstören und in Sand zu verwandeln! Und wieviel Zeit erforderte es weiter, bis ein Sandkörnchen nach dem anderen die Bucht anfüllen konnte und das Meer zurückdrängte!

Nicht wenig Anteil an der Auffüllung der Täler muß man auch dem Treibholz zumessen. Die Flußläufe und Kanäle um die Inseln



Chinesische Siedlung Schimyn bei St. Olga

sind mit Tausenden von Baumstäben und Stümpfen angefüllt. Die Baumstümpfe versinken im Sande, an der Oberfläche bleibt nur das Ast- oder Wurzelwerk. Nach und nach wird auch dieses vom Sande begraben, jede neue Überschwemmung führt Mengen von Bruchholz heran und türmt es übereinander, bis es wieder vom Sand bedeckt wird. So wächst das Land stetig an, und der Ozean tritt zurück; es wird eine Zeit kommen, in der sich der Waifudin nicht mehr in die St. Olga-Bucht, sondern unvermittelt in das Meer ergießen wird.

Wir waren am Südufer der Bucht um zehn Uhr morgens an Land gegangen, hatten das Boot zurückgeschickt und stiegen in die Berge. Auf dem Wege dorthin schloß sich uns ein Chineser an, ein Mann in

mittleren Jahren, hager und das Gesicht mit Pockennarben bedeckt. Er war ein Goldsucher, in seinem Felleisen trug er eine eiserne Schaufel ohne Stiel, eine hölzerne Mulde zum Auswaschen des Sandes und einen leichten Spaten mit kurzem Handgriff. Auf unsere Fragen antwortete er bereitwillig, wodurch ich die Möglichkeit hatte, mit den Methoden chinesischer Goldsucherei bekannt zu werden. Vor allem galt es ihm als wichtig, ein Flüsschen zu finden, dessen Mündung im Meere eine Insel vorgelagert ist, ein sicheres Anzeichen dafür, daß das Tal goldhaltig sei. Den Fluß aufwärtsgehend, suchte er weiter denjenigen Nebenfluß, vor dessen Mündung ein senkrechter Felsen aufragt, wobei die Richtung des neuen Tales durchaus lotrecht zur Fläche des Felsens verlaufen und dieses Tal nicht weniger als 2 Werst lang sein muß; falls die Entfernung kürzer ist oder falls das Tal nicht durchaus im rechten Winkel zum Felsen steht, so taugt es nichts.

Der Mann zog die ganze Zeit vor uns her und suchte stets neue und neue Seitenflüsse, wobei deren Ausdehnung sich von 2 Werst auf 1, dann auf $\frac{1}{2}$ Werst usw. verkürzte. Das letzte Quellchen hatte ungefähr 200 Sassen in der Länge. Der Chineser machte halt und sagte, daß man hier Gold suchen müßte. Er begann den Schlamm und Sand im Bächlein zu untersuchen. Das eine oder das andere Anzeichen erschien ihm günstig, und er beschloß, hier zur Schürfung zu bleiben. Viele seiner Erklärungen blieben mir unverständlich, zum Beispiel behauptete er, daß es Leute gäbe, die das Vorhandensein von Gold in der Erde unmittelbar verspüren — zu welchen Begnadeten er sich selbst rechnete. Er schien allerdings bis jetzt von dieser vorteilhaften Begabung noch wenig Gebrauch gemacht zu haben.

In topographischer Hinsicht ist zu sagen, daß die Gegend, durch welche wir hier kamen, von stark ausgewaschenen Bergen mit geneigten Abhängen gebildet wird. Hier und da ragten Felsen hervor, die im letzten Stadium der Verwitterung waren, teilweise bereits zu Steinhalden zerfallen.

Der Charakter der Pflanzenwelt war der gleiche wie bei St. Olga. Eichen, Birken, Linden, Korkholz, Ahorn, Pappeln und Weiden standen in Gruppen und vereinzelt. Verschiedenartige Sträucher, hauptsächlich Schneeball, Spierstrauch und Lespedeza, umrankt von Weinreben und Felderbsen, machten manche Stellen tatsächlich undurchdringlich, besonders wenn sich noch das Teufelsholz (*Aralia manshurica* R.M.) dazu gesellte. Solche Gebüsch zu durchdringen,

kostet an einem heißen Tage viel Mühe und Schweiß. Die einzige Erquickung boten die Gebirgsbäche mit ihrem kalten, klaren Wasser.

Gegen Mittag gelangten wir zur Wasserscheide. Die Sonne stand über uns und spendete der Erde ihre sengenden Strahlen. Die heiße Luft stand unbeweglich, und die Hitze war kaum zu ertragen, selbst im Schatten war keine Kühlung zu finden.

Nachdem wir etwas auf dem Berge geruht hatten, begannen wir den Abstieg nach Westen an einem Bache entlang, einem linken Nebenflüßchen des Sydagou. Das sich vor uns ausbreitende Bild war ziemlich einförmig, überall, wohin man blickte, gleichartige Hügel und dieselbe Pflanzenwelt.

Aber der Erde schwebte die erhitzte, dunstgesättigte Luft. Bäume und Sträucher ließen die Blätter hängen und schienen ganz leblos.

Den ganzen Tag über erblickten wir kein Stück Wild, obgleich sich viele Spuren von Rehen und Hirschen zeigten. Ich unterließ auch nicht, mir unterwegs Notizen über die Vogelwelt zu machen, die wir hier antrafen.

Vor allem erwähne ich den grünen Specht mit rotem Kopf. Man sagt, daß dieser Vogel auch auf der Erde ziemlich gut läuft. In seinen Bewegungen ähnelt der vorsichtige, ängstliche Schreihaß sonst seinen bunten Artgenossen. Dann waren dort mandtschurische Lerchen anzutreffen, überall ringsum war ihr Tirillieren zu hören. Einige dieser Vögel schwirrten fast unter unseren Füßen auf und ließen sich, nachdem sie ein kleines Stück weitergeflogen, bald wieder auf der Erde nieder. Es schien, als ob die Hitze auf sie gar keine Einwirkung hätte; sie stiegen hoch in die Lüfte und erfüllten die Umgegend mit ihrem hellen Jubel. In der Niederung jagten die Hunde einige Schnepfen aus den hügeldurchsetzten Sümpfen auf. Ich schoß eine von ihnen; sie erwies sich als ostsibirische Belasse. An einer anderen Stelle flog eine schöne langschnäbelige Doppelschnepfe auf. Auf den gestürzten Baumstämmen und in den Sümpfen traf ich hier und da japanische Goldhähnchen. Behende liefen sie auf der Erde entlang und wärmten sich an der Sonne. Bei der Annäherung von Menschen flogen diese Vögel nicht auf, sondern versteckten sich geschickt in den Büschen, um erst wieder daraus hervorzukommen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die Gefahr vorüber sei. An einem Plage fand ich viele kleine Vögel laut lärmend versammelt und schloß daraus auf die Anwesenheit eines Raubvogels. Als ich näher kam, jagte ich einen Habicht aus dem Grase auf. Das war um so sonderbarer, als die Füße dieser Vögel durchaus nicht für das Laufen

auf der Erde eingerichtet sind. Vielleicht haben diese Räuber durch lange Erfahrung herausgefunden, daß ihr Aussehen, wenn sie auf einem dürrn Baume sitzen, die kleinen Vögel zu sehr ängstigt, während sie ihre Beute leichter erjagen können, wenn sie sich im Grase verstecken.

Der Tag ging zur Neige, die Sonne eilte dem Westen zu, und die Bäume warfen lange Schatten über die Erde. Wir mußten haltmachen für die Nacht, und nachdem wir einen Platz in der Nähe fließenden Wassers gefunden hatten, schlugen wir das Bivak auf.

Abends saß ich noch lange mit Bunin am Feuer. Er erzählte von seinen Reisen und Wanderungen, von Abenteuern mit den Chunchusen und auf der Jagd. Endlich begann die Müdigkeit mich zu erfassen, ich legte mich zum Feuer, wickelte mich in meine Decke und schlief bald ein.

Am anderen Tage zogen wir weiter zum Flusse Sydagou und von dort zurück nach St. Olga.

Die Erkursion an den Sydagou

Am 26. Juni begann sich der Himmel zu trüben. Windstöße jagten die Wolken und den dichten Nebel vor sich her — ein schlechtes Zeichen. — Nachts setzten Wind und Regen ein, und dieses Wetter hielt drei Tage an. Am 28. brach ein starker Sturm los, von Wolkenbrüchen begleitet. Das Wasser stürzte von den Bergen in reißenden Bächen, die Flüsse füllten sich schnell und traten über die Ufer. Die Verbindung zwischen St. Olga und den Nachbarsiedlungen war unterbrochen.

Ich beschloß, die Zeit bis zum Eintreffen des Dampfers, der unsere Ladung herbeiführen sollte, mit der Erkundung des Sydagou auszunutzen, und beabsichtigte, folgende Marschrouten einzuhalten: Die Wasserscheide in der Nähe des Tafenberges zu überschreiten und am Sydagou abwärts zu gehen, um wieder an den Waifudin zu gelangen. Zur Erledigung dieses Marsches waren sechs Tage vorgesehen.

Der 1. Juli verging mit den Vorbereitungen. Die Pferde ließ ich in St. Olga, von den Leuten nahm ich nur die Rosalen Sagurfi und Turngin mit mir. Unsere Sachen mußten wir selbst in Rucksäcken mit uns tragen.

Nach dem Sturme fiel morgens noch ein feiner Regen. Gegen Mittag zerriß der Wind den Nebelvorhang, die Sonne blickte hervor, und plötzlich war alles ringsum neu belebt. Die Gotteswelt erschien herrlich wie am ersten Schöpfungstage — Felsen, Bäume, das Gras und die Wege nahmen ein feiertägliches Aussehen an. In den Sträuchern zwitscherten die Vögel, Insekten durchschwirrten die Luft und selbst das Tosen des von den Bergen stürzenden Wildwassers schien uns lustig und frohlockend zu klingen.

Über den Waifudin gelangten wir auf Pferden und nahmen dann den Postweg auf, welcher St. Olga mit dem Kirchdorfe Wladimir-Alexandrowski am Flusse Sutschan verbindet.

Der Fluß Sydagou hat eine Länge von 57 Werst. Im Oberlauf fließt er parallel mit dem Waifudin, dann wendet er sich nach Osten und mündet gegenüber dem Kirchdorfe Permskoje ein. Wir erreichten den Fluß an der Stelle, wo er die Biegung macht. Der Sydagou ist sehr steinig und reich an Stromschnellen. Die Permster Bauern versuchten früher, ihr Holz auf ihm zu flößen, es gelang aber nicht, da das Holz zu stark an die Steine schlug. Im Unterlauf durchfließt er ein offenes Tal, das für Feldbau geeignet ist. Hier überquert der Postweg den Fluß. Der mittlere Teil des Tales ist walddreich, der obere kahl und steinig.

Der Wald am Sydagou ist völlig unberührter Urwald von erhabener Größe. Der Naturforscher und Botaniker findet hier eine reiche Ausbeute. Außer der Zeder, Tanne, daurischen Birke und dem mandschurischen Rußbaum wächst hier noch: die sibirische Lärche (*Larix sibirica* Ldb.) zusammen mit Eichen und kleinblättrigem Ahorn (*Acer mono* Max.) („mono“ ist eigentlich eine uraltsichonische Bezeichnung für diesen Baum, Maximowitsch übersetzt das Wort: „ähnlich“).

Zwischen Spierstrauch, Haselnuß und Schneeball wuchern hier: der warzige Dornbaum (*Crataegus pinnatifida* Bunge) mit grauer Rinde, spärlichen Dornen und tief eingesägten Blättern und der zur Erde geneigte Faulbaum (*Prunus Maximoviczii* Rupr.), vermischt mit stacheligem *Eleutherococcus*. Gewöhnlich dienen die Baumstämme noch verschiedenartigen Kletterpflanzen zum Halt, die der Sonne zustreben. Diese pressen ihre Stengel so fest in die Rinde des Baumes ein, daß er dadurch tiefe Rillen erhält. Von derartigen Schlingpflanzen wären besonders die bereits bekannte *Kolomitka* sowie *Schizandra chinensis* Baill. zu erwähnen, die durch Geruch und Geschmack sehr an die Limone erinnert. An feuchten Stellen wächst Farnkraut

(*Osmunda cinnamomea* L.) mit rotem Wedel an den Stengeln, die der Pflanze ein sehr wirkungsvolles Aussehen verleihen und ganze Büsche des gigantischen Huflattich (*Petasites palmata*. Asa Cray), dessen große, zählig geteilte Blätter von oben blaßgrün, von unten mattfahl sind. Im Frühling dienen sie den Bären als geschätzte Lederbissen.

Sobald wir den Wald betreten hatten, stießen wir auf einen schmalen Pfad. Es war nach dem langen Regen sehr feucht im Walde, im Schlamm und Sande an den Wasserläufen zeigten sich in großer Menge die Spuren von Wildschweinen, Hirschen und Rehwild, Wildziegen, Dachsen, Moschustieren, Luchsen und Tigern. Wir jagten verschiedentlich Wild aus seinem Lager auf, kamen aber im Dickicht nicht zum Schuß. Einmal wechselte ganz dicht vor mir ein Wildschwein über den Weg. Es kam so plötzlich, wie es auch wieder verschwand, so daß ich nicht schnell genug die Büchse hochbekommen konnte. Gegen Mittag führte uns der Pfad zu einer chinesischen Jagdhütte. Eine große Anzahl Felle, nebenan in einem Schuppen aufgespeichert, zeugte von der Ergiebigkeit der Jagd. Die Fasanse war neu und anscheinend noch nicht lange erbaut. Auf dem Dache waren zum Trocknen zwei große Hirschdecken ausgespannt, und im Rauchfang hing an einer Schnur eine Bären-galle. Diese verwenden die Chinesen als Heilmittel gegen Augenentzündung. Zu diesem Zwecke vermischen sie die getrocknete Galle mit Wasser und streichen die Lösung mit einem Löffchen auf die Augenlider. Eine Bären-galle wird zur Zeit je nach Größe mit Goldrubel bewertet.

An diesem Tage gelang es uns, 22 Werst zurückzulegen. Der Wald am linken Ufer hörte auf, und es folgte eine dürre Brandstelle. Die das Tal umsäumenden Berge bestehen hier aus Diorit, Syenit, Quarz, Feldspat und Porphyr. Sie sind vollständig unbewaldet und überall von Steinhalden bedeckt. Der Oberlauf des Sydagou hat den Charakter eines unbedeutenden Gebirgsflusses, in welchen von rechts und links zahlreiche kleine Bäche münden. Während der letzten Überschwemmung hatte das Wasser das Flußbett bis auf eine Breite von 100 Saßhen ausgespült. Dieser ganze Raum war von Sand und Schlamm ausgefüllt. An der rechten Seite, dort, wo die steinigten Anschwemmungen endeten, begann sofort das steile Ufer. Sein Durchschnitt zeigte, daß es ebenfalls aus Kies, mit Ton gemischt, besteht.

An einer Stelle machte der Fluß eine Biegung, die Strömung ging an das andere Ufer hinüber, und an unserer Seite zog sich eine lange

Sandbank hin. Auf dieser ließen wir uns zum Bivouieren nieder. Das Zelt schlugen wir am Rande des Uferhanges auf, nach dem Flusse zu gerichtet, im Rücken hatten wir den Wald. Vor dem Zelte zündeten wir ein großes Feuer an. Ich fühlte mich an diesem Tage nicht ganz wohl und legte mich daher schlafen, ohne das Abendbrot abzuwarten. Mir träumte, ich sei in eine Wolfsfalle geraten, und davon schmerzten mir die Beine sehr. Als ich erwachte, war es bereits dunkel geworden, und als ich mich umsah, gewahrte ich die Ursache meines Traumes. Unsere beiden Hunde hatten sich quer über meine Beine gelegt und starrten mich jetzt groß an, wahrscheinlich in Erwartung einer Tracht Prügel. Ich jagte sie fort, und sie ließen sich in einem anderen Winkel des Zeltes nieder. „Sonderbar,“ meinte Sagurski, „die Köter wollten nicht ins Freie hinaus!“

Das Gebaren der Hunde war allerdings eigentümlich. Besonders über Ujeschi wunderte ich mich sehr. Sonst liebte er es doch stets, sich in den Büschen herumzudrücken und irgendwo hinter dem Zelt zu schlafen — heute hielt er sich dicht bei den Leuten. Nun jagten wir die Hunde ins Freie — aber nicht auf lange, schon nach einigen Minuten kamen sie wieder ins Zelt gekrochen, um sich am Kopfende des Lagers niederzulegen.

Jetzt drang plötzlich aus dem Walde ein dumpfes Geräusch. Die Hunde hoben die Köpfe und spitzten die Ohren. Ich sprang auf, der obere Zeltrand reichte mir gerade bis ans Kinn. Im Wald war alles still und nichts Verdächtiges zu bemerken. Wir setzten uns zum Abendbrot nieder, nicht lange — und wieder erklang derselbe unbestimmte Ton, zwar stärker, aber mehr von der Seite her. Nun sahen wir alle drei angestrengt in die Dunkelheit — aber im Walde herrschte wie sonst völlige Ruhe. So wiederholte es sich noch einige Male.

„Vielleicht sind es Ratten“, meinte Turtugin. — „Oder ein Kaninchen“, antwortete Sagurski. Diese kleinen Rager vollführen allerdings manchmal einen recht unbescheidenen Lärm.

Endlich beruhigte sich alles. Nach dem Tee besprachen die Schützen, wie sie sich in dieser Nacht die Wachen einteilen wollten. Ich war gut ausgeruht und dachte jetzt nicht ans Schlafen; deshalb bot ich den beiden an, sich niederzulegen, während ich mich noch mit meinem Tagebuch beschäftigen wollte. „Fort mit euch!“ jagten die Soldaten die Hunde aus dem Zelt. Diese liefen hinaus, setzten sich eine Weile ans Feuer — dann krochen sie wieder zu den Soldaten zurück. Ujeschi

packte sich zu den Füßen Turtygins nieder. Alpa legte sich an meinen Platz.

Die Nacht war so ruhig, daß sogar die Eipen unbeweglich standen und nicht mit den Blättern zitterten. In der verträumten Luft lagen unbestimmte leise Geräusche, als ob jemand seufzte, flüsterte — irgendwo tropfte Wasser, leise zirpten die Grillen. Über den dunklen Himmel, der mit Tausenden von Sternen besät war, zuckte bisweilen ein schwaches Wetterleuchten. Der rote Schein des Lagerfeuers erhellte unregelmäßig die nächste Umgebung, darüber hinaus lag alles in schwärzester Finsternis.

Ich legte neues Holz ans Feuer und begann mit meinen Eintragungen. Plötzlich hoben beide Hunde die Köpfe und begannen dumpf zu knurren. Ich stand von meinem Platz auf, sah mich um — und wenn ich auch nichts erspähen konnte, so vernahm ich doch ein sich entfernendes Geräusch. Wahrscheinlich ein Dachs oder ein Waschbär, dachte ich und machte mich wieder an meine Arbeit. Es verging eine halbe Stunde — jetzt hörte ich, wie an der Seite, links vom Bivak, der Ries herabrieselte. Irgend etwas bewegte sich vom Ufer zum Flusse hin, nach meiner Berechnung nicht mehr als 25 Sashen vom Bivakfeuer entfernt. Ich bedeckte die Augen mit der Hand gegen das Licht und versuchte angestrengt, das Flußbett zu überblicken. Die Hunde zeigten große Furcht, Alpa verkroch sich in den innersten Winkel des Zeltcs. Darauf hörte ich deutlich etwas vorsichtig den Sand entlangkommen. Unter dem Druck irgendwelcher Füße wich der Ries zur Seite. Das konnte kein Huftier sein — ein Isjubr oder Fleckenhirsch stampft kräftiger mit den Läufen. Es war auch kein kleines Wild, denn nur das Gewicht eines großen Tieres konnte solch ein Geräusch verursachen. Sicher war es ein starkes Tier, mit großen weichen Pfoten. Das Knirschen des Rieses entfernte sich in der Richtung nach dem Flusse hin — und plötzlich gewahrte ich am Rande der Sandbank am Wasser einen langgezogenen Schatten. — Ein Tiger — schoß es mir durch den Kopf. Indem ich den Blick nicht von dem Tiere ließ, tastete ich nach dem Gewehr, bekam es aber in der Dunkelheit nicht in die Hand. — Nun entstand ein großes Durcheinander im Zelt, ich rüttelte Sagurski auf und faßte das Gewehr, der Schütze stieß im Halbschlaf nach dem Hunde, Alpa sprang zur Seite und setzte sich vor Schreck auf Turtygins Kopf. In diesem Augenblick fiel mein Schuß — das Raubtier stand einen Augenblick still auf der Sandbank, stieß einen kurz abgebrochenen Laut aus, einem Schnarchen ähnlich, und warf sich dann

in den Fluß, um eiligst das gegenüberliegende Ufer zu erreichen, wo es im Gebüsch verschwand. —

Der Schlaf war wie verflogen. Im Lager erhob sich großer Lärm. Die Stimmen der Leute mischten sich mit dem Bellen der Hunde. Jeder wollte erzählen, was er gesehen hatte — Sagurski meinte, es sei ein Wildschwein gewesen, Turthgin bestritt dieses und riet auf einen Bären. Die Hunde liefen vom Feuer fort und bellten, kamen aber schnell wieder zurück und beruhigten sich erst bei Tagesanbruch.

Nach zwei Stunden wurde der dunkle Himmel blauer. Man konnte bereits das gegenüberliegende Ufer und das Treibholz im Flusse erkennen, das hier vom Wasser zusammengetragen war. Wir gingen zu der Stelle, wo wir das Tier gesehen hatten. Im Sande am Ufer zeigten sich deutlich die Abdrücke der großen Klagenpfoten. Augenscheinlich hatte sich der Tiger lange in der Nähe des Bivaks herumgetrieben, mit der Absicht, einen der Hunde als Beute zu erhaschen. Aber diese hatten ihn gewittert und sich in das Zelt verkrochen.

Der Tiger (*Felis tigris longipilis* Fitz), welcher den Ussurikreis bewohnt, ist größer als sein indischer Bruder. Die Länge seines Körpers mit dem Schwanz beträgt 9 bis 10 Fuß. Die Höhe $3\frac{1}{2}$ bis 4 Fuß bei 12 bis 15 Pud Gewicht. Die Färbung ist ebenso bunt wie bei dem Tiger des Südens, es kommen aber auch Exemplare von blasser Färbung und mit wenigen undeutlichen Streifen vor. Der ussurische Tiger ist der prächtigste Vertreter der Großklagen und ein außerordentlich schönes Tier. Die Grundfarbe ist ein rötliches Gelb, das durch die schwarzen Streifen noch bunter wirkt. An der Brust, am Halse und an den Vorderpfoten sind diese Streifen seltener, auf dem Rücken und Nacken, an den Flanken und Hinterpfoten sind sie besonders deutlich ausgeprägt. Der Kopf ist ebenfalls bunt, aber ohne Badenbart, die Unterseite des Bauches weiß. Die Färbung bietet dem Tiger völligen Schutz. Wenn er sich in der Taiga zwischen den Büschen und dem dünnen Laub bewegt, so fließen die schwarzen, gelben und weißen Farben ganz ineinander und das Tier nimmt eine eintönige braungraue Farbe an. Besonders im Herbst, zwischen den orange und rot gefärbten Weinblättern und den trockenen gelben Bedeln des Farnkrautes, das mit vielen schwärzlichen Stengeln durchsetzt ist, läßt sich der Tiger selbst auf nähere Entfernung kaum erkennen.

Es ist wahrscheinlich, daß eine eingehende Untersuchung die nahe Verwandtschaft des langhaarigen Tigers mit dem Höhlentiger, welcher in Urzeiten auch Europa bewohnte, erweisen könnte. Dann wäre vielleicht das Ussurigebiet als dessen Heimat anzunehmen. Der Tiger

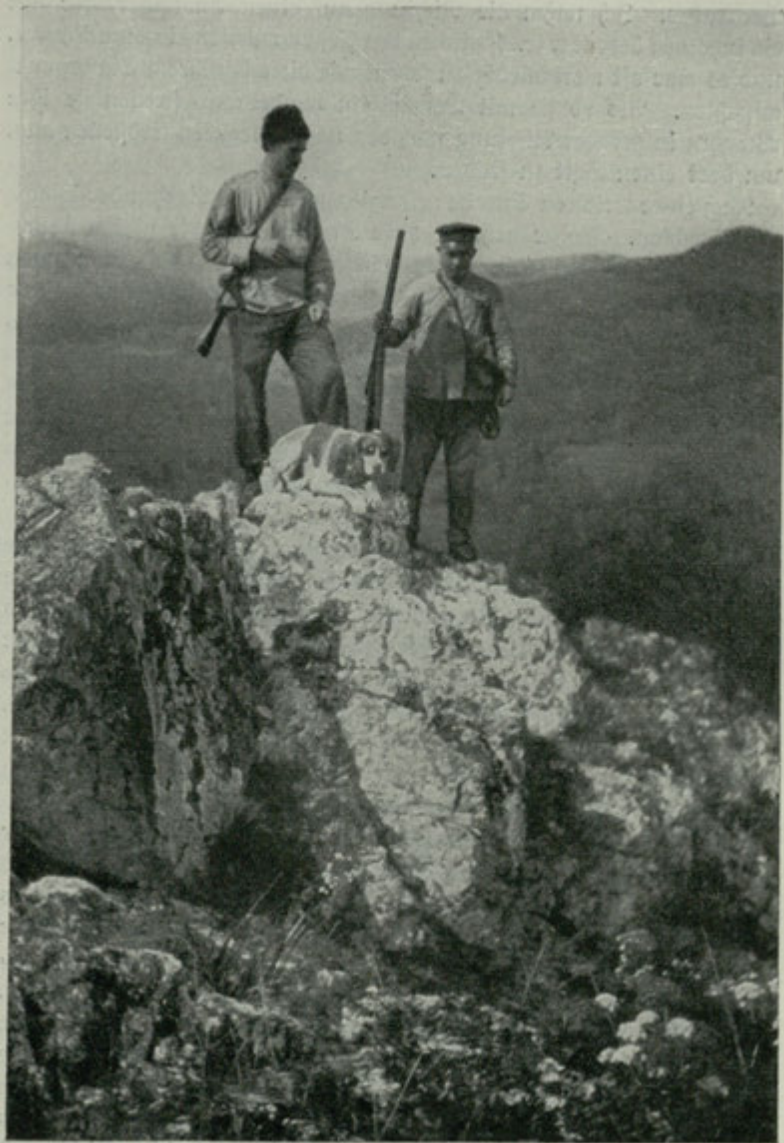
liebt es außerordentlich, in Höhlen zu wohnen. Im Sommer traf ich häufig bei solchen Höhlen Tiger Spuren und die Reste von abgenagten Knochen. Der Tiger kümmert sich auch wenig um die klimatischen Verhältnisse seiner Gegend, er scheut nicht Kälte noch Schnee. Er hält sich dort, wo der Wald am dichtesten ist und wo er genügend Nahrung findet — hauptsächlich Rehe und Hirsche. Im Ussurigebiet bewohnt er vorwiegend den südlichen Teil, im Küstengebiet ist er bis zum Vorgebirge Giljak verbreitet; man trifft ihn außerdem im ganzen Tale des Ussuri und seiner Nebenflüsse, dann am Mucheno, an der Pichna, Anjui und dem Chungari, die von links dem Amur zufließen. Einzelne Exemplare kommen noch weiter nördlich und westlich vor.

Wenn der Tiger in der Taiga genügend Nahrung findet, läßt er die Haustiere in Ruhe. Nur durch äußerste Not gezwungen, nähert er sich den menschlichen Niederlassungen und überfällt den Menschen. Besonders eifrig jagt er auch auf Hunde, die für ihn einen Leckerbissen zu bilden scheinen.

Ich erinnerte mich der Worte Derffsus. Er hatte mir gesagt, daß der Tiger das Feuer nicht scheue und kühn bis an das Biwak herankomme, wenn es ruhig darin ist. Heute hatten wir Gelegenheit gehabt, uns selbst von dieser Tatsache zu überzeugen.

Nach dem Morgentee besprachen wir noch eingehend den nächtlichen Überfall, dann machten wir uns daran, unsere Bündel zu schnüren.

Vom Lager aus wandten wir uns sofort nach rechts und gingen an einem Quellbache entlang in die Berge. Der Aufstieg war anhaltend steil und beschwerlich. Je höher wir kamen, desto spärlicher wurde der Baumwuchs. Die Baumriesen blieben zurück, an ihre Stelle traten knorrige Eichen, die mandschurische Eberesche (*Sorbus aucuparia* L.) mit glatten Zweigen und leicht herabhängenden Blättern, Goldbirke (*Betula Ermani*. Cham.) mit zottiger Rinde, die in Fäden um den Stamm hängt, daurischer Rhododendron mit lederartigen, oft überwinternden Blättern und der weiße Diptam (*Dictamus albus* L.). Turngin setzte sich neben einem solchen Strauche nieder, um ein Pfeifchen zu rauchen. Kaum hatte er ein Zündholz angestrichen, als das den Strauch umgebende ätherische Öl mit Zischen in eine farblose Flamme aufging. — Dieses überraschende Feuerwerk gefiel den Kosaken, und sie versuchten noch öfter das Spielchen, bis ich ihnen riet, die Streichhölzer zu sparen. Wenn ein unerfahrener Mensch an einem heißen, windstillen Tage in einen solchen Strauch gerät, kann es ihm widerfahren, daß er von dem stark ausströmenden ätherischen Öle bewußtlos wird.



Auf den Höhen am Sydagou

Nun begann der Aufstieg auf den Kamm des uns begleitenden Bergzuges. Ich nahm die Richtung auf einen Ausläufer, der mit Steinhalden bedeckt war. Zwischen den Felsen wuchsen einzelne Bäume, und es war oft merkwürdig zu sehen, wie diese sich ihrem Standpunkt anpaßten. Als ob sie mit Bewußtsein handeln, so strecken sie ihre Wurzeln in gerader Richtung nach den nächstgelegenen Erdstellen aus, um dort einen Halt zu finden.

Nach einer weiteren Stunde gelangten wir in die Region der Moose und Flechten. Woher nehmen diese Kryptogamen die nötige Feuchtigkeit? — Wasser hält sich in den Steinen nicht, und dennoch wachsen die Moose üppig. Sie fühlen sich gänzlich feucht an; wenn man einen Ballen davon in der Hand zusammendrückt, tropft Wasser heraus wie aus einem Schwamme. Die Erklärung dieses Rätsels gibt uns der Nebel. Dieser ist die dauernde Quelle der Feuchtigkeit, die das Moos unmittelbar aus der Luft erhält. Da im Transsuffurigebiet im Sommer und Frühjahr die Nebeltage bei weitem überwiegen, so ist hiernach das üppige Wachstum der Moose auf den Felsen durchaus erklärlich.

Aber auch die Moose blieben hinter uns. — Jetzt begannen die kahlen Klippen. Das bedeutet aber nicht, daß die Steine, welche die Gipfel und Abhänge der Berge bedecken, gänzlich nackt sind. Sie sind mit Flechten bewachsen, welche ebenfalls ihren Bedarf an Feuchtigkeit aus der Luft beziehen. Je nach der Jahreszeit sind diese Flechten so trocken, daß man sie mit den Fingern leicht zu Pulver zerreiben kann, oder sie sind weich und saftig. Aus den abgestorbenen Flechten bildet sich nach und nach eine dünne Sohle von Erdreich, auf welcher sich erst Moose und dann späterhin Graspflanzen ansiedeln.

Als wir den Gipfel des Bergrückens erreicht hatten, teilte sich der Morgennebel und gab nach allen Seiten eine wundervolle Aussicht frei. Unter uns blitzte der Fluß Sndagou in der Sonne, und es war von oben herab gut zu überblicken, wie er sich durch die Wälder schlängelt. Im Norden ragte der Tafenberg auf, welchen wir umgehen mußten. Im Südwesten lag das waldige Bassin des Puzun, im Südosten das Meer, im Westen noch weitere Berge, zwischen denen man sich so leicht kaum hindurchfinden konnte. Hierzu gehört eine gewisse Erfahrung — selbst bekannte Berge ändern ihre Umrißlinien oft bis zur Unkenntlichkeit, ganz nach dem jeweiligen Standorte des Beschauers. Der Tafenberg diente uns als vorzüglicher Richtpunkt und gab mir die Möglichkeit, die vorgesehene Marschrouten einzuhalten.

Gegen Mittag gab ich das Zeichen zum Halten. Leider war nirgends

Wasser zu finden; in das Tal hinabzusteigen, war zu weit. Wir beschlossen daher, den Durst zu unterdrücken, nur etwas zu ruhen und weiterzuziehen. Die Schützen suchten den Schatten der Felsen auf, und bald schlummerten wir alle ein. Wahrscheinlich hatten wir eine geraume Zeit geschlafen; als ich erwachte, hatte die Sonne ihren Platz am Himmel schon sehr verändert und schaute hinter den Felsen hervor. Wir mußten uns daher beeilen, denn wir wußten alle, daß wir vor Anbruch der Dämmerung nicht zum Wasser gelangen würden.

Der Kamm, auf welchem wir jetzt entlang zogen, bestand aus einer Reihe kahler Gipfel, von denen sich einer hinter dem anderen in aufsteigender Folge erhob. Vor uns, in zirka 12 Werst Entfernung, lag rechtwinklig zu dem unsrigen ein ähnlicher Kamm, zu dessen Bereich von rechts her auch bereits der bekannte Tasenberg gehörte. Wir mußten den Knotenpunkt finden, die Stelle, an der sich beide Bergzüge vereinigten; von dort aus konnten wir dann den Abstieg in das Tal des Sandagou vornehmen.

Der Tag war gänzlich windstill, die Sonne brannte unbarmherzig. Einmal versuchten wir, vom Kamme herabzusteigen, um Wasser zu finden. Wir hatten zwar keinen Erfolg, mußten uns aber bei dem folgenden Aufstieg derartig quälen, daß wir diesen Versuch nicht mehr wiederholten. Während wir über die Gipfel zogen, hofften wir jedesmal, auf ihrer anderen Seite etwas zu entdecken, was die Nähe des Wassers vermuten ließ, aber stets erwies sich diese Hoffnung als Trug. Vor uns war außer den kahlen, unbelebten Steintrümmern nichts zu sehen. Wären es noch festere Felsmassen gewesen, so hätte man wohl auf eine vom Regen gefüllte Spalte rechnen können, aber zwischen diesen durcheinandergeworfenen Geröllhaufen war auch daran nicht zu denken. Schweigend zogen wir weiter, mit hängenden Köpfen und weit heraushängenden Zungen schwankten die Hunde hinter uns drein.

Im Gebirge zeigen sich die Entfernungen oft sehr trügerisch. Wir marschierten nun bereits den ganzen Tag, aber der Gebirgskamm, welcher die Wasserscheide zwischen den Flüssen Sandagou und Sydagou bildet, schien sich im gleichen Maße von uns zu entfernen. Ich hätte ihn sehr gern erreicht, mußte aber schließlich einsehen, daß uns das heute nicht mehr glücken würde. Der Tag ging zur Neige, die Sonne stand bereits nahe dem Horizont.

Die tagsüber fast glühend gewordenen Steine strahlten nun ihre Wärme wieder aus — es war schier unerträglich, nur ein frischer Wind hätte uns Kühlung bringen können.

Vor uns ragte ein letzter hoher Berg. Den mußten wir noch nehmen, koste es, was es wolle. Auf allen Höhen ringsum lagen bereits die Abendshatten, nur diese eine Kuppe war jetzt noch von den Sonnenstrahlen verklärt. — Das letzte Stück des Aufstieges war besonders anstrengend. Dreimal mußten wir haltmachen, um Atem zu schöpfen, dann rafften wir uns wieder auf und schleppten uns mit Anstrengung aller Kräfte weiter nach oben.

Als wir endlich den Gipfel erreicht hatten, war die Sonne bereits untergegangen. In den Wolken spielte noch eine Zeitlang der Schein der Abendröthe, dann verschleierte sie sich im Dunst der aufsteigenden Abendnebel.

Die Gefahr, daß wir bis zum Anbruch der Nacht kein Wasser finden würden, trieb uns alle vorwärts. Hinter dem Berge lag eine tiefe Einsattlung und dort nahebei ein Einschnitt, mit niedrigem Baumwuchs bestanden.

Nach diesem Hohlweg stiegen wir hinab. Je eher wir Wasser fanden, desto weniger Zeit brauchten wir morgen auf die erneute Ersteigung des Kammes zu verwenden; deshalb achteten wir jetzt beim Hinabsteigen aufmerksam auf jedes Anzeichen für das Gesuchte. Bald nahm unser Hohlweg das Aussehen einer Schlucht an, auf ihrem Grunde wuchs dichtes Gras und Sträucher, welche die Feuchtigkeit lieben. Wir waren in der Einsattlung bereits an 200 Sassen hinabgestiegen, aber Wasser war noch immer nicht zu finden.

Doch jetzt glaubte ich das dumpfe Murmeln eines unterirdischen Wasserlaufs zu hören. Die Soldaten warfen die Felleisen ab und begannen, die Steine beiseitezuräumen. Wohl befand sich hier eine Wasserader, es erwies sich aber, daß sie zu tief unter den schweren Blöcken versteckt lag. Nun stiegen wir noch 100 Sassen weiter hinab und machten uns wieder daran, die Erde aufzugraben. Und diesmal war unsere Mühe von Erfolg gekrönt — endlich stießen wir auf das lang entbehrte Raß. Sogleich machte sich alles darüber her, um den Durst zu löschen, wir konnten aber nur in kleinen Schluden und mit Pausen trinken, so eiskalt sickerte das Wasser aus dem Berge.

Nachdem Turtygin ein Feuer angezündet, befaßte ich mich mit der Untersuchung des unterirdischen Rinnsals. Seine Wassertemperatur betrug + 0,9 Grad. Ich steckte meine Hand in die von mir gegrabene Öffnung und holte von dort einige Steine hervor, die mit konzentrischen Eisschichten umgeben waren. Wir fanden an einigen Stellen das Eis in einer Stärke von 10 Zentimeter, und die Steine waren gänzlich darin eingefroren.

Die Soldaten konnten sich heute gar nicht satt trinken an Tee, sie tranken ihn, bevor sie das Zelt aufbauten, dann wieder, als sie mit dieser Arbeit fertig waren, und schließlich nochmals vor dem Schlafengehen. Nach dem Abendessen schlief bald alles ein — nur allein die Hunde bewachten das Bivak.

Der nächste Tag war wiederum drückend und heiß. Im Ussuri-gebiet ist die Sommerhitze stets sehr schwül. Die Ursache hierfür bildet der Passatwind, der vom Meere die Feuchtigkeit mit sich bringt. Die Rasendecke sowie die starke Schicht verwelkten Laubes auf der Erde nimmt einen großen Teil der Feuchtigkeit in sich auf und läßt sie nicht versickern. Wenn aber am Tage die Sonne brennt, so beginnt diese Feuchtigkeit zu verdampfen, bis zur vollständigen Sättigung der Luft.

Hierdurch bildet sich auch abends und morgens der Tau, der so reichlich ist, daß er die Pflanzen wie ein Regen durchfeuchtet. Bei dem verhältnismäßig hohen Temperaturdurchschnitt und dem Überflusse an Feuchtigkeit im Sommer müßte das Klima hier im Ussuri-gebiet außerordentlich günstig für den Gartenbau sein. Aber die große Trockenheit des Winters und die starken Winde wirken vernichtend auf die Gartenpflanzen und lassen keine normale Entwicklung zu.

Die feuchte Hitze ermüdet Menschen und Tiere stark. Die Feuchtigkeit schlägt sich an Gesicht, Händen und Kleidern nieder, Papier wird lappig, es knistert nicht mehr, der Zucker zerläuft, Salz und Mehl kleben in Klumpen zusammen, der Tabak ist nicht zu rauchen — am Körper zeigt sich oft ein tropischer Ausschlag.

Nach zwei Stunden hatten wir wieder die Wasserscheide erreicht. Nach kurzer Rast begann der Abstieg nach der anderen Seite. Die Berge, welche die Quellen des Sandagou umgeben, sind infolge der Waldbrände unbewaldet. Gewöhnlich bleiben nach einem ersten Brande die trockenen Baumstämme zurück, eine zweite Feuersbrunst erreicht dann auch ihre Wurzeln, die Stämme stürzen zur Erde und brennen weiter, falls nicht ein Regen einsetzt und dem Feuer Halt gebietet. Zuweilen vernichtet ein dritter Brand dann auch noch die letzten Reste und nur einige spärliche Triebe zwischen der Asche weisen darauf hin, daß hier einst ein großer Wald gestanden hat. Mit dem Verschwinden der Bäume ist den Sonnenstrahlen freier Zutritt zur Erde gewährt und ihre Wirkung macht sich dann wieder in der Entwicklung des Graswuchses bemerkbar. Auf diesen Brandstellen wächst meist ein wogendes Gras, das oft den Menschen an Höhe überragt.

Solche Flächen, vielfach noch mit umherliegenden Baumleichen bedeckt, sind stets sehr schwierig zu durchschreiten.

Der Abstieg vom Kamme war nicht leichter als der Aufstieg. Wir stürzten oft und verletzten uns schmerzhaft an den Steinen und Baumstümpfen. Obgleich wir auf das ausgetrocknete Bett eines Wasserlaufes stießen, konnten wir wiederum lange kein Wasser finden. Ausgewaschene Stellen, Gruben und Steinnester, mit Dornengestrüpp überwachsen, dazu Mücken und viel Hitze, machten diesen Teil des Weges ganz besonders beschwerlich.

Am Nachmittag kamen wir endlich an den Sandagou heraus. Das Flußbett war hier gänzlich ausgetrocknet, und wir fanden keinen Tropfen Wasser. Nachdem wir etwas im Schatten der Sträucher geruht hatten, zogen wir weiter und konnten erst am Abend den quälenden Durst stillen. Hier fanden wir in einer tiefen Grube eine Menge Malmen (*Salvelinus alpinus malma*. Wal.), die im Geschmack sehr den Gebirgsforellen ähneln. Sagurski und Turtygin fingen mühelos, soviel sie wollten. Das kam uns gerade recht, denn die mitgenommene Verpflegung ging zu Ende.

Der Oberlauf des Sandagou setzt sich aus zwei Flüsschen zusammen, dem Kleinen Sandagou, der seine Quellen bei dem Tasenberge hat, und dem Großen Sandagou, welcher seinen Anfang dort nimmt, wo auch der Erldagou (Nebenfluß des Waifudin) herkommt. Wir gelangten an das zweite Flüsschen, nahe an seiner Quelle. Nachdem wir 2 bis 3 Werst an ihm entlang gezogen, machten wir zum Nachtlager halt an einer wassergefüllten Grube, am Rande der ausgespülten Terrasse. Nachts hatten wir wieder einen Alarm. Wiederum näherte sich ein größeres Raubtier dem Bivak. Die Hunde ängstigten sich sehr, Sagurski schoß zweimal sein Gewehr in die Luft ab und verscheuchte das Tier durch Schreien.

Im Mittellaufe ist das Tal des Sandagou ebenso reich an herrlichen Wäldern wie das des Sydagou, und überall zeigen sich die Spuren von Wild. Da das Wasser im Flußbett auch hier unter der Oberfläche eingesickert war, konnten wir am anderen Tage unmittelbar auf den trockenen Kiesbänken weitergehen. An einer Stelle beschreibt der Fluß einen großen Bogen. Die Soldaten gingen voraus, ich blieb etwas zurück. Hinter der Biegung sahen die Kosaken an einem Nebenflüßchen gefleckte Hirsche, ein Tier mit Kalb. Sagurski schoß und tötete das Muttertier. Das Hirschkalb lief nicht davon, es blieb stehen und blickte verständnislos um sich — es begriff nicht, was die Menschen mit seiner Mutter gemacht hatten und warum sie

sich nicht von der Erde erhob. Dreimal verscheuchten die Soldaten das Junge, und jedesmal lehrte es zurück. Wir mußten es mit den Hunden verjagen. — Das Bivak schlugen wir am Jagdorte auf. Einen Teil des Wildbrets beschloßen wir mitzunehmen, das übrige verbargen wir an Ort und Stelle, um es später den Chinesen zu geben.

Über Nacht schlug das Wetter um, am Morgen drohte es zu regnen. Wir beschleunigten unsern Ausbruch und gelangten gegen Mittag zu dem Felsen, in dessen Nähe der obenerwähnte Kaschlew auf Tiger zu lauern pflegte. Diese Stelle bildet eine Enge, zwischen den Felsen und einem tiefen Nebenflusse gelegen, der sogar im Winter nicht zufriert. Hierher kommen regelmäßig Tiger auf der Streife nach Wildschweinen, die in dieser Gegend ebenfalls sehr zahlreich sind.

Fünf Werst von diesem Felsen aus flußabwärts gelangten wir zur ersten Bauernfanse und bezeichneten den Chinesen die Stelle, wo sie das Hirschfleisch finden konnten. Am Abend gelangten wir an den Waifudin, zwei Tage später kehrten wir nach St. Olga zurück.

Erlebnisse am Flusse Ursamasowka

Vom 7. Juli an begann das Wetter wiederum schlechter zu werden. Ununterbrochen herrschte Sturm und Regen. Ich benutzte die Muße, um die Aufzeichnung der Marschrouten zu vervollständigen und mit der Ausarbeitung der Reisetagebücher fortzufahren. Bei diesen Arbeiten vergingen drei Tage, und als das Wetter besser wurde, rüstete ich zu einer neuen Exkursion nach dem Flusse Ursamasowka. Mersljakow übernahm die Vermessung des Flusses Kassafunowa sowie der „Kabani padi“ (Wildschweinsgründe), während Granatman Erkundungen in der Richtung Ursamasowka—Taduschu vornehmen sollte.

Am 15. Juli zeitig früh machte ich mich mit den drei Kosaken: Mursin, Epow und Koshewnikow auf den Weg. Wir übernachteten im Dorfe Permsloje, und am anderen Tage ging es weiter.

Der Fluß Ursamasowka (chinesisch: Dadungou) hat eine Länge von 40 Werst, an seiner Mündung eine Breite von 50 Sassen und eine durchschnittliche Tiefe von 6 bis 7 Fuß. Sein Tal ist anfänglich eng, erweitert sich aber nach Eintritt des Kabanflusses bedeutend. In heutiger Zeit sind hier alle Ortsbezeichnungen der Chinesen und Ein-

geborenen verlorengegangen, und die Permster Bauern benennen auch den Fluß nach ihrer Weise.

Von der Seite der „Padi schiroki“ her springen in das Tal der Arsamasowka mächtige Uferterrassen vor, stellenweise stark unterspült. Die Berge zeigen hier viele Geröllhalden, welche sich mit ihrer grauen Färbung kräftig von dem sie umgebenden Pflanzenwuchse abheben.

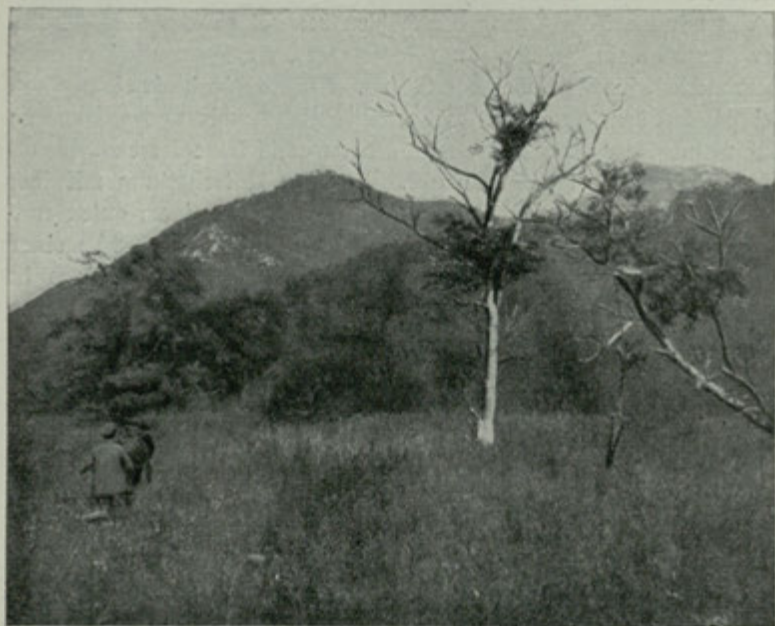
Eine auffällige Eigentümlichkeit der Arsamasowberge, welche den „Padi schiroki“ gegenüberliegen, bildet ihre Gleichförmigkeit. Man stelle sich eine Reihe dreikantiger, nebeneinanderliegender Pyramiden vor, deren Grundflächen unter einem Winkel von 60° nach dem Tale zu abfallen, während die dreikantigen Gipfel der Wasserscheide zustreben.

Die häufigen und starken Überschwemmungen im Tale des Waifudin zwangen die Permster Bauern dazu, sich für die Landwirtschaft geeigneterer Plätze in der Umgegend zu suchen. Es war ganz natürlich, daß sie vor allem ihre Aufmerksamkeit dem benachbarten Dabungou zuwandten.

Von der St. Olga-Bucht führen zwei Wege in das Tal der Arsamasowka, der eine über das Dorf Permstkoje, der andere am Flüßchen Poddewalowka entlang. Dieser Weg ist nach Regengüssen der vielen ausgewaschenen Gruben wegen schwer zu begehen. Er trifft das Tal gerade gegenüber den „Padi schiroki“. Diese „breiten Gründe“ stellen in der Tat ein weites Tal vor, welches von einem kleinen Flüßchen durchzogen wird. Weiter oberhalb treten noch drei „Gründe“ in das Tal der Arsamasowka ein: die Kolywaistaja, Uglowaja und Listwenitschnaja. Durch diese kann man an den Fluß Chuluchai gelangen, welcher sich in die St. Wladimir-Bucht ergießt. Die Übergänge über den nicht sehr hohen Gebirgskamm liegen zwischen einer ganzen Reihe kegelförmiger Hügel, welche aus Kalksteinschichtungen bestehen.

Am ersten Tage gelangten wir bis zur Fausse des Chinesen Tschefan. Nach dem einstimmigen Zeugnisse der Permster und Fudinsker Bauern zeichnet sich dieser Chinese durch eine bewundernswerte Gutherzigkeit aus. Als den ersten Ansiedlern die Überschwemmungen die Acker verwüstet hatten, kam er ihnen zu Hilfe und schickte Saatgetreide zur nächsten Feldbestellung. Jeder, der irgendwie in Not war, wandte sich an Tschefan, und niemals schlug dieser etwas ab. Ohne seine Unterstützung wären die Bauern wohl nie wieder auf die Beine gekommen. Manche nützten seine Gutmütigkeit gewissenlos

aus und tränkten ihn dadurch sehr, aber dessenungeachtet erschien er niemals bei seinen Beleidigern als Gläubiger. In unserer Gegenwart kam ein Bauer zu ihm gefahren und erbat sich von ihm Hanf für Stricke. „Nimm dir!“ antwortete der Chineser nur kurz und wies mit der Hand nach dem Schuppen. Der Bauer kroch dort hinein, fand den Hanf und stopfte sich den Sack damit voll, soviel nur hineinging, dann fuhr er davon. Auch wir fanden bei Tschefan eine gute Aufnahme.



Höhlenberg an der Arsamafowla

Am Morgen des nächsten Tages ging ich, um die Höhlen in den Kalkbergen rechts von der Arsamafowla, gegenüber der Mündung des Flusses Uglowaja, zu besichtigen. Es sind ihrer zwei; die eine oben auf dem Berge verläuft gerade und ähnelt einem Stollen, ihre Länge beträgt an 50 Sassen, die Höhe 8 bis 16 Fuß. Die andere Höhle befindet sich unten am Abhange des Berges; sie führt wie ein Brunnen 5 Sassen tief hinab, dann geht sie geneigt in einem Winkel von 10 Grad weiter. Früher bildete sie das Flußbett eines unterirdischen Wasserlaufes. Die Länge dieser zweiten Höhle ist etwa

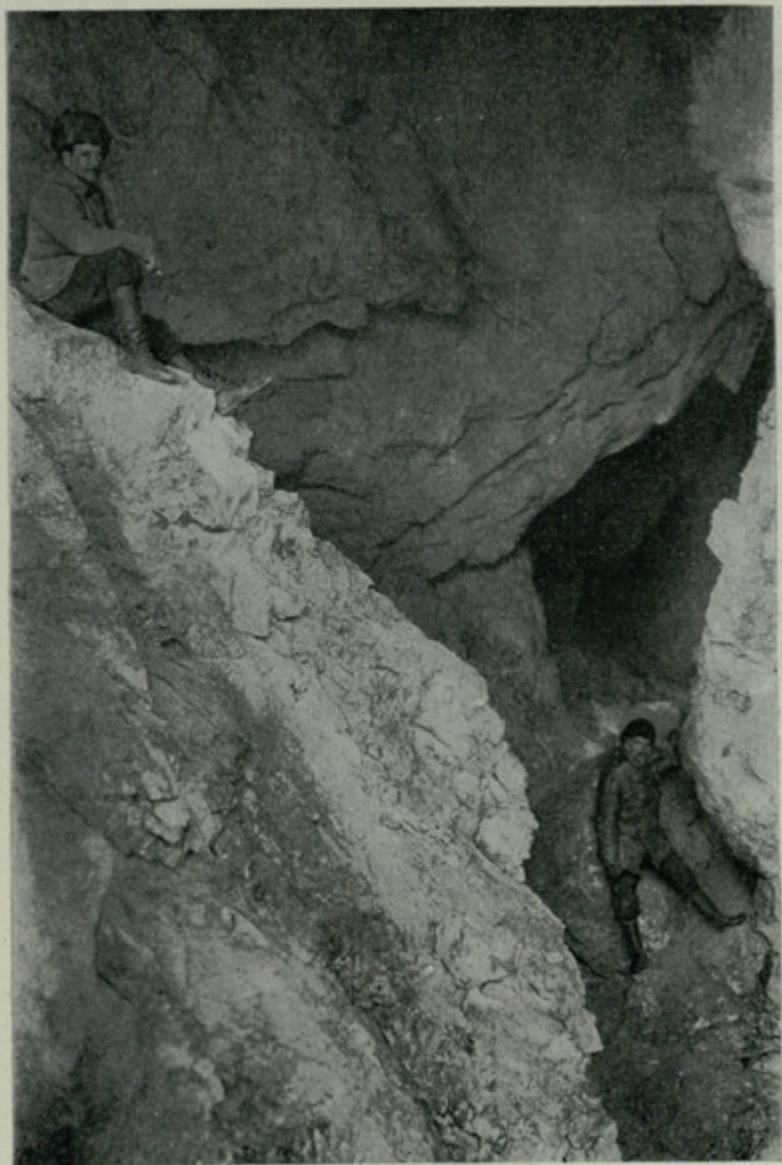
60 Sassen, die Breite und Höhe sind unregelmäßig; teils ist sie eng und hoch, teils niedrig und breit. Der Boden der Höhle ist mit Steinen verschüttet, die von oben herabgefallen sind, infolgedessen finden sich in ihr keine Stalaktiten. Da sich diese Steinabstürze überall und gleichmäßig verteilen, so versetzt sich die Höhle gewissermaßen in vertikaler Richtung.

Wie in allen derartigen Höhlen gab es auch hier viele Fledermäuse mit großen Ohren (*Myotis ikonnikovi* Ogn.), außerdem weiße, langbeinige Mücken (*Tipula* Sp.).

Als wir die Besichtigung der Höhlen beendet hatten, brach bereits der Abend herein. In Tschefans Fasse war Licht. Ich wollte im Freien übernachten, fürchtete aber den Regen. Tschefan trat mir einen Platz bei sich auf dem Rang ab. Lange unterhielten wir uns zusammen; auf meine Fragen antwortete er gern, machte keine leeren Redensarten und sprach offen und frei. Aus der Unterhaltung mit ihm gewann auch ich die Überzeugung, es wirklich mit einem guten und braven Menschen zu tun zu haben. Ich nahm mir vor, nach meiner Rückkehr nach Chabarowst eine Auszeichnung oder Belohnung in irgendeiner Form für ihn zu erwirken, für die große Hilfe, die er seinerzeit den russischen Ansiedlern erwiesen hatte.

Vor Tagesanbruch zog sich vom Meere her der Nebel zusammen. Langsam setzte er sich in den Einsattelungen der Berge fest, und man konnte Regen erwarten. Plötzlich aber brach die Sonne hervor, und der Nebel begann sich schnell zu zerteilen. Diese Umwandlung der Feuchtigkeit aus der kondensierten Form in den unsichtbaren erwärmten Zustand geschieht im Ussurigebiet oft überraschend schnell. Wir hatten kaum unseren Tee getrunken, als von dem Meeresnebel auch nicht mehr eine Spur übrig war, nur die feuchten Sträucher und Gräser zeugten von seinem kürzlichen Vorhandensein.

Den 15. und 16. Juli widmete ich der Besichtigung der Flüsse Uglowaja und Listwenitschnaja. Die Uglowaja (chinesisch: Nandungou) setzt sich oberhalb aus drei Bergbächen zusammen. An ihr entlang kommt man an den Fluß Morkuscha (unterer rechter Nebenfluß des Chuluchai). Die angeschwemmte schlammige Erde in diesem Tale ist außerordentlich fruchtbar. Die umgebenden Hügel sind mit Wald bedeckt und schützen das Tal vor den verderblichen Seewinden. Zwischen den Laubbäumen tritt hier und dort die Feder auf. Die Wetterseite der Berge ist fast gänzlich von Pflanzenwuchs entblößt. Im Tale selbst wachsen: niedrige, verkrüppelte Eichen, mehr Strauch als Baum; hohle Lindenbäume und Schwarzbirken; am Flusse:



Eingang zur ersten Höhle.

Weiden, Erlen und Ulmen; an den sonnigen Stellen: die Lespedeza, Schneeball, Haselnuß, Schilfrohr, Wermut, wilde Weinrebe und Felderbsen.

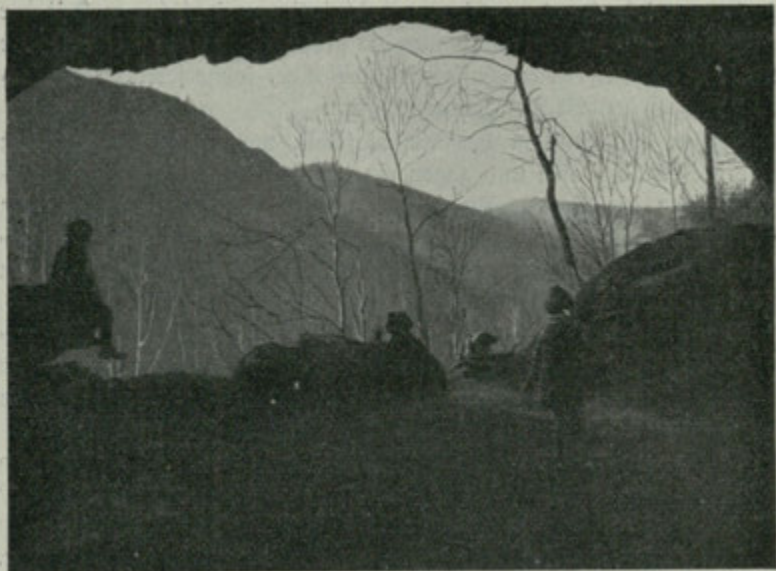
Nachdem wir die Wasserscheide erreicht hatten, wandten wir uns nach Norden und zogen den Kamm entlang zu den Quellen der Listwenitschnaja. Dieser Kamm bietet mit seinem mageren Pflanzenwuchs an den Abhängen und den kahlen Felsentuppen einen recht traurigen Anblick. Gleich hinter dem Paßübergang erhebt sich eine hohe Bergkluppe, von den Ansiedlern hier „Borisows Glaze“ genannt. Die Höhe dieses Berges über den Quellen der Listwenitschnaja beträgt 225 Fuß. Der Abhang von der Wasserscheide aus zur Arsamasowka ist allmählich geneigt, nach der Seite des Chuluchaisflusses steil abfallend. Im Oberlauf besteht die Listwenitschnaja (chinesisch: Sjaodungou) aus zwei Bächen von gleicher Ausdehnung. Ihre linke Seite ist mit gutem Lärchenwald bedeckt, wovon der Fluß auch seinen Namen hat — die rechte Seite mit spärlich stehenden Eichen und zahlreichen Birken.

Von größeren Vierfüßlern finden sich hier, nach den Spuren zu urteilen: Wildschweine, Isjubri, gefleckte Hirsche und wilde Ziegen.

Auch Vögel gab es in großer Anzahl. Ich beobachtete den geräuschlosen Flug zweier asiatischer Ohreulen. Fortwährend jagte eine hinter der anderen her, versuchte von oben her im Flug auf sie herabzustößen, die sich geschickt ihrem Angreifer entzog. Der oberhalb fliegende Vogel schoß in der Hast vorbei, der andere erhob sich höher, so daß man bald nicht mehr unterscheiden konnte, welches der Angreifer oder der Verfolgte war. Schließlich ließen sich die Eulen im Grase nieder und setzten auf der Erde mit ausgebreiteten Flügeln ihren Kampf weiter fort, bis mein Hund Ljeschi sie aufjagte. Die Vögel erhoben sich in die Luft und flogen nunmehr nach verschiedenen Seiten auseinander.

In der Nähe der Geröllhaufen hielten sich vereinzelt die ungeselligen Steindrosseln. Sie scharren zwischen dem Schutt, verbargen sich in den Felsenspalten, um unerwartet an einer anderen Stelle wieder hervorzukommen. Bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr versteckten sie sich eiligst im Kraut und Gebüsch. An anderen Stellen bemerkte ich Fliegenfänger. Leicht erbeuteten sie im Fluge die Insekten und waren damit so beschäftigt, daß sie die Menschen und Hunde gar nicht zu bemerken schienen und selbst den Flintenschüssen keine Beachtung schenkten. Im hohen, dichten Grase traf ich beständig langschwänzige Rohrfänger, die hier recht in ihrem

Element waren. Sie kletterten an den Stengeln hinauf, setzten sich auf die Sträucher und liefen auf der Erde herum. Vor offenen Stellen ohne Pflanzenwuchs schienen sie eine gewisse Scheu zu haben und flogen stets schnell wieder in das Röhricht zurück. Bei einer Bergquelle jagte mein Hund zwischen dem dünnen Fallholz einen Vogel auf, den ich erlegte. Er erwies sich als eine Bergdoppelschnepfe. Dann bemerkte ich eine schwarze kamtschattische Bachstelze. Der zierliche und sorglose Vogel hatte keine Furcht vor den Menschen,



Blick aus der zweiten Höhle

lief am Wasser entlang und hakte hier und dort mit dem Schnabel am Ufer herum. Auch Meisen zeigten sich in verschiedenen Arten.

Der nächste Tag verging mit der Besichtigung der Arsamasowka und ihrer Umgebung. Die Quellen befinden sich gerade gegenüber den Höhen des Flusses Sibegou, welcher dem Bassin des Taduschu zufließt. In ihrem Oberlaufe fließt die Arsamasowka in meridionaler Richtung, nimmt unterwegs das Flüsschen Mennaja in sich auf, dann die Listwenitschnaja und etwas unterhalb noch zwei Flüsschen von rechts, welche die Ansiedler „Fali-Gründe“ nennen (nach dem chinesischen Wort „Falu“ = Hirsch). Von hier wendet sich die Arsamasowka nach Süden und behält diese Richtung bis zu ihrem Eintritt

in den Baifudin bei. Unterwegs nimmt sie von rechts die Wymoinaja auf, welche ihrerseits den Zufluß der Salnaja und Klychnaja sowie der Sudnowaja erhält; diese hat von rechts als Nebenflüsse die Fortotschkina, Suchaja, Komforkina und von links die Prostrelnaja. Im Tale der Salnaja sind sehr merkwürdige Gesteinebildungen zu beobachten. Das von den Bergen herabstürzende Wasser führt in seinem engen Bett Massen von Sand und Steinschutt mit sich. Beim Austritt in das Tal lagert sich dieses Material in großen Regeln ab, deren Mächtigkeit der Länge und Tiefe der Schlucht entspricht. Diese Regel wachsen wahrscheinlich periodisch zur Zeit der großen Regengüsse an, denn nur die große Menge des mit rasender Kraft dahinschießenden Wassers ist imstande, solche starken Gesteinsmassen aus den Bergen heranzuführen.

Bis zu den Quellen der Arsamasowka vorgedrungen, erstiegen wir die Wasserscheide und zogen eine Zeitlang in südwestlicher Richtung über die Berge. In diesem Rayon beherrscht der Kalkstein die Gebirgsbildungen. Dort, wo dieser mit den massiven kristallinischen Bildungen zusammentrifft, stößt man auf reiche Adern von Zink-, Silber- und Bleierzten.

Während der Dämmerung zogen vom Meere her neue Nebel herauf. Ich fürchtete, daß uns das Wetter das Bivakieren verderben würde, aber zu unserem Glück hielt es sich und war am nächsten Tage zwar trübe, aber trocken.

Von neuen Baumarten bemerkte ich hier: Ahorn (*Acer pseudo-sieboldianum*. Pax.), einen nicht sehr großen schlanken Baum mit braunroter Rinde und sternförmigen eingesägten Blättern, dann den sibirischen Apfel (*Pirus baccata*. L.) mit ganz kleinen Früchten, die mehr an Beeren als an Apfel erinnern. Die Bären lieben sie ganz besonders und erlaben sich gern daran. An dem Flüsschen wachsen: die wohlriechende Pappel (*Populus suaveolens*. Fisch.) mit niedrigen Stämmen und knotigen Zweigen, neben ihnen die Zitterpappel (*Populus tremula*. L.) und an den Sandbänken, gleich Bambusdschungeln, die spitzblättrige Weide (*Salix acutifolia*. Willd.). An den Felsen in der Nähe der Bäche breitete sich der japanische Faulbaum aus (*Prunus glandulifolia*. Max. et Rupr.), halb Strauch, halb Baum, und die Kamtschatka-Daphnie (*Daphne camtschatica*. Max.) mit hellgrauer Rinde und roten Beeren; ferner der amurische Flieder (*Syringa amurensis*. Rupr.), das Grundelement der mandschurischen Flora, ein kräftiger Strauch mit grauer Rinde; dann an den Waldrändern die hängende Dioskorea (*Dioscorea*

quinqueloba. L.), eine geteiltgeschlechtliche Pflanze, wobei die männlichen Exemplare sich nicht allein durch die Blüten, sondern auch durch die Blätter unterscheiden.

Ein fester, erdiger und völlig unbewachsener Pfad führte in der Richtung zum Sichote-alin. Bald gabelte er sich und verlief teils in die Berge, teils weiter am Ufer der Listwenitschnaja entlang. An dieser Stelle bivaktierten wir, und es wurde beschloffen, daß zwei von uns auf die Jagd gehen sollten, während die beiden andern im Bivak blieben.

Im Sommer ist die Jagd auf Rehe und Hirsche nur morgens bei Tagesanbruch und von der Dämmerung an bis zur Dunkelheit möglich. Tagsüber liegt das Wild in seinem Lager im Dickicht und ist schwer zu finden. Deshalb benutzten wir die freie Zeit, um auszurufen, machten es uns im weichen Grase bequem und schliefen bald ein.

Das erste, was mir beim Erwachen in die Augen fiel, war das Fehlen der Sonne. Am Himmel hingen graue Wolken schichten, und über die Erde schien sich Dämmerung zu breiten. Es war vier Uhr nachmittags, und man konnte sich zur Jagd rüsten. Ich weckte die Kosaken, und sie machten sich daran, den Tee zu bereiten.

Nachdem wir etwas gegessen, nahm ich mit Mursin die Büchse, und wir zogen nach verschiedenen Seiten in den Wald. Für alle Fälle hatte ich Ujeschi an der Leine mit. Bald stieß ich auf Schwarzwild und begann, es zu verfolgen. Die Wildschweine wanderten unaufhaltsam weiter und wühlten dabei fortwährend in der Erde. Nach den Fährten zu urteilen, mußten es über zwanzig Stück sein. An einer Stelle war zu erkennen, daß die Tiere hier plötzlich auseinandergestoben waren. Dann hatten sie sich wieder gesammelt und waren in einer Kotte weitergezogen. Ich wollte schon meine Schritte beschleunigen, als mich plötzlich ein Warnungszeichen zur Vorsicht gemahnte. Bei einer Pfüze sah ich in der weichen Erde deutlich den frischen Abdruck einer großen Tigertatze. Nun konnte ich mir vorstellen, wie die Wildschweine weiterrückten und der Tiger sich an ihre Spuren heftete. Ich überlegte, ob es nicht besser sei, kehrtzu machen, aber bald verwarf ich diesen Gedanken wieder und schritt vorsichtig weiter.

Anfänglich waren die Wildschweine in die Berge gezogen, dann in den benachbarten Grund; von dort hatten sie begonnen in einer Rinne wieder aufwärts zu wandern, waren dann aber kurz vor dem Gipfel scharf abgebogen und von neuem ins Tal gewechselt.

Ich hatte mich derartig mit der Verfolgung der Tiere beschäftigt, daß ich ganz vergaß, mich gut unterwegs umzusehen und mir die Örtlichkeit zu merken, wie es nötig gewesen wäre. Meine ganze Aufmerksamkeit war von den Schwarzröcken und den Tigerspuren in Anspruch genommen. So zog ich etwa noch eine Stunde weiter.

Einige Regentropfen ließen mich endlich haltmachen. Bald fing es stärker an zu regnen und hörte dann wieder auf. Nach zehn Minuten sprühte es von neuem, und nach einigen Unterbrechungen setzte der Regen, immer stärker werdend, richtig ein — es goß bald ganz gehörig.

„Es ist Zeit, nach dem Bivak zurückzukehren“, überlegte ich und schaute mich um, aber im dichtesten Walde war nicht viel zu sehen. Dann erstieg ich einen der nächsten Hügel, um mich zurechtzufinden, jedoch auch damit hatte ich keinen Erfolg.

Rings, soweit das Auge reichte, war der ganze Himmel in Wolken gehüllt, nur am äußersten westlichen Horizonte schimmerte schwach ein schmaler Streifen Abendröte. Die Wolken zogen nach Westen hin, das bedeutete, daß nicht auf ein Aufklären des Wetters zu rechnen war. Die Berge, welche ich jetzt um mich herum erblickte, waren mir völlig unbekannt. Ich begriff meinen Fehler, ich hatte mich viel zu sehr mit den Wildschweinen beschäftigt und der Umgebung zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Wohin sollte ich mich nun wenden? Auf meinen eigenen Spuren zurückzugehen, hatte wenig Sinn, ich war zuviel kreuz und quer gelaufen, und die Nacht hätte mich erreicht, ehe ich auch nur die Hälfte des Weges zurückgelegt hätte. — Nun fiel mir ein, daß ich — als Nichtraucher — auch keine Zündhölzer bei mir trug, denn ich hatte bestimmt damit gerechnet, noch vor dem Dunkelwerden nach dem Bivak zurückzukehren. Zweimal schoß ich in die Luft, erhielt aber kein Antwortsignal. Nun beschloß ich, ins Tal hinabzusteigen und, solange es noch möglich wäre, der Strömung des Flusses nachzugehen. Ich nährte in mir die schwache Hoffnung, noch bis zum Einbruch der Nacht den Weg am Flusse zu erreichen. Ohne Zeit zu verlieren, begann ich den Abstieg, mein Hund Ujeschi schwankte ergeben hinter mir drein.

Wie schwach so ein Regen im Walde anfänglich auch sein mag, er dringt schließlich durch bis auf die Haut. Jeder Strauch und Baum sammelt an sich das Regenwasser und begießt den Wanderer dann von Kopf bis Fuß mit starken Tropfen. Bald fühlte ich, daß meine Kleidung durchnäßt war.

Nach einer halben Stunde wurde es dunkel im Walde, es war

bereits nicht mehr möglich, eine Grube von einem Stein oder Baumstumpf zu unterscheiden. Der Regen wurde stärker und fiel dicht und gleichmäßig. Nachdem ich ungefähr eine Werst gegangen, machte ich halt, um Atem zu schöpfen. Mein Hund war ebenfalls gänzlich durchnäßt, er schüttelte sich kräftig und winselte leise. Ich ließ ihn von der Leine los, und er schien nur darauf gewartet zu haben. Nachdem er sich nochmals geschüttelt, lief er voraus und war sogleich vor meinen Augen verschwunden. Das Gefühl völliger Einsamkeit bemächtigte sich meiner, ich begann den Hund zu rufen und zu locken — aber vergeblich. Nachdem ich noch einige Minuten gewartet hatte, ging ich weiter in der Richtung, in welcher der Hund gelaufen war.

Wenn man am Tage den Wald durchstreift, umgeht man jeden Baumstumpf, Strauch und Busch. In der Dunkelheit gerät man, als müßte es so sein, stets in das tiefste Dickicht. Von links und rechts erfassen einen die Zweige, die sich natürlich gleich an den Kleidern festhaken; die Schlinggewächse reißen dir die Kopfbedeckung herunter, fahren ins Gesicht und wickeln sich um die Füße.

Bei solchem Unwetter ohne Licht und Feuer nachts in einem Walde verweilen zu müssen, in dem Raubtiere nicht eben selten sind, ist recht ungemütlich. Das Bewußtsein meiner Hilflosigkeit ließ mich vorsichtig vorwärts gehen und angestrengt auf jedes Geräusch lauschen. Meine Nerven waren bis zum äußersten angespannt, das Rauschen der Blätter, das Knacken eines Zweiges, das Rascheln einer vorüberhuschenden Maus — alles drang verstärkt auf mich ein, ließ mich rasch nach der Seite umwenden, und oft war ich nahe daran zu schießen. Mit der Zeit wurde es so dunkel, daß ich die Augen nicht mehr gebrauchen konnte. Ich war bis auf die Haut durchnäßt, von der Mühe lief mir das Wasser in Bächlein den Nacken herunter. Mich zwischen den Bäumen hindurch tastend, geriet ich in der Dunkelheit in ein derartig verworrenes Labyrinth von gestürzten Baumstämmen und dürrem Bruchholz, daß ich wohl selbst bei Tage schwerlich hier hindurchgekommen wäre. — Mit den Händen an den abgebrochenen, spitz entgegenstehenden Ästen und Baumstümpfen herumführend, gelang es mir nur ganz zufällig, mich über Steine und Gestrüpp wieder aus dieser Falle herauszuarbeiten. Ich war erschöpft und setzte mich nieder, um auszuruhen, fühlte aber sogleich, daß mich zu frieren begann. Die Zähne klapperten mir, und ich zitterte am ganzen Leibe wie im Fieber. Die ermüdeten Füße forderten Ruhe, aber die Kälte gebot mir, mich zu bewegen.

Einen Baum ersteigen? Dieser einfältige Gedanke geht meist als erster durch den Kopf eines verirrtten Wanderers, und ich scheuchte ihn sogleich von mir. Denn tatsächlich wäre es auf einem Baume nur noch kälter gewesen, und ich hätte es in der unbequemen Lage wohl auch nicht lange ausgehalten. Mich in das Laubwerk am Boden einwühlen? Vor dem Regen hätte mich das kaum gerettet, aber auf der feuchten Erde würde ich mich sicher schwer erkälten. Wie dumm, schalt ich mich selbst dafür, daß ich keine Streichhölzer mitgenommen hatte. In meinen Gedanken gab ich mir das Wort, in Zukunft nie wieder ohne Streichhölzer auch nur einen Schritt vom Bivak fortzugehen.

Ich erhob mich und arbeitete mich weiter durch das Gezweige hindurch. Jetzt kam ich an einem Abhang entlang — plötzlich hörte ich von rechts das Brechen dürreter Äste und ein abgebrochenes Schnaufen — es war irgendein Tier, das mich annahm. Mein Herz stand still, ich wollte schießen, aber, wie verhezt, die Büchse blieb beim Aufheben mit dem Laufe in den Schlinggewächsen stecken. Ich schrie, daß mir meine eigene Stimme völlig fremd erklang, dann hockte ich mich zur Erde nieder, um vielleicht unter den Zweigen hindurch das sich nähernde Tier zu erspähen. — In diesem Augenblicke erkannte ich, daß Ujeschi es war, mein Hund, der nun winselnd an mir empor sprang und mir Gesicht und Hände leckte.

In meiner Seele mischten sich zwei Gefühle — der Arger über den Hund, daß er mich so erschreckt hatte, und die Freude darüber, daß er wieder zurückgekommen war. Ujeschi drehte sich einige Minuten um mich herum, winselte leise und verschwand dann von neuem in der Dunkelheit.

Mit unbeschreiblicher Mühe bewegte ich mich vorwärts. Jeder Schritt kostete mich größte Anstrengung. Nach ungefähr einer halben Stunde gelangte ich an den Rand eines Abgrundes. Irgendwo tief unten rauschte Wasser. Tastend suchte ich einen großen Stein und stieß ihn mit der Hand hinab; er fiel in die freie Luft, ich hörte, wie er tief unten aufschlug. Halbgelähmt vor Schreck, machte ich sofort kehrt und versuchte, den gefährlichen Ort zu umgehen. In dieser Zeit kam Ujeschi wieder zu mir gelaufen. Ich empfand nun keine Furcht mehr bei seinem Kommen und nahm ihn beim Schwanz. Vorsichtig faßte er mit den Zähnen meine Hand und begann leise zu winseln, als ob er mich bitten wollte, ihn nicht festzuhalten. Ein Stück fortgelaufen, kehrte er sogleich wieder zu mir zurück und beruhigte sich erst, als er sich überzeugt hatte, daß ich seinen Spuren

folgte. So verging eine weitere halbe Stunde. Plötzlich stolperte ich an einer Stelle und fiel, wobei ich mir das Knie schmerzhaft an einem Steine verletzete. Mit Stöhnen erhob ich mich von der Erde und begann die schmerzende Stelle zu reiben. Nach einer Minute kam der Hund wieder zu mir gelaufen und setzte sich neben mich. In der Dunkelheit konnte ich ihn nicht sehen, fühlte nur seinen warmen Atem. Als der Schmerz im Beine nachließ, erhob ich mich und ging nach einer Stelle, wo es etwas heller war. Kaum hatte ich zehn Schritte gemacht, als ich nochmals stolperte und fiel. Aber als ich mich aufrichtete und dabei die Erde mit den Händen befühlte, löste sich ein Freudenschrei aus meiner Brust — das war der Pfad!

Ungeachtet meiner Müdigkeit und der Schmerzen im Fuße ging ich vorwärts. Jetzt kann ich nicht mehr umkommen — war mein Gedanke, Gott sei Dank!, bin ich aus dem Dickicht heraus. Ich beschloß, auf dem Wege weiterzugehen, die ganze Nacht hindurch, bis zum Tagesanbruch; aber das war leichter gesagt wie getan, in der völligen Finsternis konnte ich den Pfad kaum erkennen und mußte mit den Füßen vorwärts tasten. Daher kam ich nach wie vor nur langsam von der Stelle. Dort, wo sich der Pfad zu verlieren schien, setzte ich mich nieder und befühlte die Erde mit den Händen. Besonders schwer war es mir, bei Biegungen den Weg einzuhalten. Zuweilen machte ich halt und wartete auf Ujeschi, und der Hund wies mir stets aufs neue die verlorene Richtung. Nach anderthalb Stunden kam ich an ein Flüsschen. Das Wasser hüpfte lärmend über die Steine. Ich steckte die Hand in die Strömung, um ihre Richtung festzustellen. Das Flüsschen floß nach rechts.

Nachdem ich den Bergbach durchwatet hatte, gelangte ich sofort wieder auf den Pfad. Ich hätte ihn ganz gewiß nicht gefunden, wenn nicht mein Ujeschi gewesen wäre. Der Hund saß mitten auf dem Weg und erwartete mich. Als er mein Näherkommen bemerkte, sprang er einige Male vor mir hin und her und lief dann wieder voraus. Zu sehen war in der Finsternis überhaupt nichts, es war nur das Rauschen des Wassers im Flusse und des Regens im Walde zu hören. Nun stieß ich auf einen anderen Weg, und es war jetzt die Frage, ob ich mich nach rechts oder links wenden sollte. Während ich eine Weile unschlüssig überlegte, wartete ich auf den Hund, aber er kam lange nicht zurück. Dann ging ich nach rechts weiter. Nach ungefähr fünf Minuten erschien Ujeschi — er kam mir entgegen-gelaufen, schüttelte sich und bespritzte mich mit Wasser. Ich tadelte ihn aber nicht mehr, streichelte ihn nur und folgte seinen Spuren.

Jetzt ging es sich etwas besser, der Pfad machte weniger Windungen und war ziemlich frei von Bruchholz. An einer Stelle mußte ich nochmals das Flüßchen durchwaten. Dabei glitt ich aus und fiel ins Wasser, aber meine Kleider konnten schon nicht mehr nasser werden.

Endlich war ich gänzlich entkräftet und setzte mich auf einen Baumstumpf; Hände und Füße schmerzten mir von den Rißwunden und Abschürfungen, der Kopf wurde mir schwer und die Augenlider fielen mir zu. Ich begann einzunicken, mir träumte von einem Feuer, das irgendwo weit in der Ferne zwischen den Bäumen blinkte. Ich nahm alle Kräfte zusammen, raffte mich auf und öffnete die Augen. Es war dunkel, Kälte und Nässe durchdrang mich bis auf die Knochen. Da ich fürchtete, mich schwer zu erkälten, erhob ich mich und versuchte, auf einer Stelle herumzustapfen. In diesem Augenblick glaubte ich wieder, den Schein zwischen den Bäumen zu sehen. Ich sagte mir, daß es eine Täuschung meiner müden Sinne sein müsse. Aber das Feuer zeigte sich aufs neue, und nun war kein Zweifel mehr möglich. Sofort war meine Schläfrigkeit verschwunden, ich verließ den Weg und ging geradeaus durch den Wald in der Richtung auf das Feuer zu. Bei der nächtlichen Dunkelheit war es nicht zu unterscheiden, wieweit der Schein entfernt war und ob er hoch über der Erde oder niedrig lag — er befand sich eben vor mir, irgendwo geradeaus in der Gegend. Nach einer Viertelstunde war ich so nahe an das Feuer herangekommen, daß ich seine Lage und Umgebung übersehen konnte. Vor allem erkannte ich sofort, daß es nicht unser Biwakfeuer war. Ich wunderte mich auch, keine Menschen zu erblicken, in der Nacht und bei diesem Regen konnten sie das Biwak kaum verlassen haben, augenscheinlich hielten sie sich hinter den Bäumen versteckt. Mir wurde unheimlich zu Mute — sollte ich herangehen an das Feuer oder nicht. Gewiß gut, falls ich Jäger anträfe, wie aber, wenn ich in eine Chunchusenbande geriet? Plötzlich sprang Ujeschi aus dem Dickicht hinter mir hervor. Keck lief er zum Feuer hin, wo er stehenblieb und sich nach allen Seiten umsah. Wie es schien, war auch er über das Fehlen von Menschen verwundert. Er ging im Kreise um das Feuer herum und beschnupperte die Erde, dann richtete er seinen Weg nach dem nächsten Baume, blieb in dessen Nähe stehen und wedelte mit dem Schwanz. Ich schöpfte Hoffnung, denn das Gebaren des Hundes konnte nur bedeuten, daß dort einer von den Unsrigen war, sonst hätte der Hund sicher Unruhe und Wut gezeigt. Nun beschloß auch

ich, an das Feuer heranzutreten; aber jener, der sich dort versteckt hatte, kam mir zuvor — und ich erkannte meinen Kosaken Muršin. Auch er hatte sich verirrt und beschloß, den Morgen im Walde zu erwarten. Der Glückliche hatte seine Streichhölzer natürlich nicht vergessen und konnte, wenn auch mit großer Mühe, ein Feuer anzünden. Bei meiner Annäherung war er sofort hinter einen Baum in Deckung gegangen, da er nicht wissen konnte, mit wem er es zu tun habe. Mehr als alles andere hatte ihn die große Vorsicht stutzig gemacht, mit der ich mich ihm genähert hatte, und besonders der Umstand, daß ich nicht unverweilt an das Feuer herangekommen, sondern in einiger Entfernung stehengeblieben war.

Run machten wir uns gleich daran, unsere Sachen zu trocknen. Von den durchnässten Kleidern stieg der Dampf in Schwaden auf. Der Rauch des Feuers zog bald nach der einen Seite, bald nach der anderen, ein sicheres Anzeichen dafür, daß der Regen schnell aufhören würde. Und wirklich, nach einer halben Stunde ließ er nach, nur von den Bäumen fielen noch fortwährend große Tropfen.

Unter der großen Tanne, neben der das Feuer brannte, war es etwas trockener. Wir zogen uns aus und trockneten auch unsere Wäsche. Dann schlugen wir Tannenzweige ab, machten uns eine Art Lager zurecht und fielen bald in tiefen Schlaf.

Als ich am Morgen erwachte, war ich ziemlich durchgefroren, denn das Feuer war gänzlich ausgebrannt. Der Himmel war noch grau, hier und dort hing der Nebel in den Bergen. Ich weckte den Kosaken, und wir machten uns auf, um unser Biwak zu suchen. Der Pfad, an dem wir übernachtet hatten, bog irgendwohin zur Seite ab. Daher verließen wir ihn, als wir hinter dem Fließchen einen andern Weg fanden, der uns dann richtig zum Lager führte. Der vorauseilende Ujeschi hatte unser Kommen bereits angemeldet, und Epow kam uns entgegen.

Nachdem wir uns im Lager mit Tee und Brot gestärkt hatten, zogen wir gegen elf Uhr morgens weiter, die Salnaja aufwärts. An diesem Fließchen entlang kann man bis zum Kamme des Sichotelin gelangen, der sich hier an dieser Stelle dem Meere am meisten nähert. Von der Arsamasowka aus ist der Aufstieg steil, von Westen her jedoch geneigt. Der ganze Gebirgszug ist hier mit dichtem Mischwald bedeckt. Ein Paßübergang liegt am Flusse Ufudin, der von Süden nach Norden fließt, bis er sich mit dem Flusse Dunbeiza vereinigt, von welchem später noch die Rede sein wird.

Am Nachmittag begann das Wetter wieder schlechter zu werden. Da ich fürchtete, daß nochmals anhaltende Regengüsse einsetzen würden, verschob ich die Besichtigung des Lisudin auf eine andere günstigere Gelegenheit. Tatsächlich begann in der Nacht von neuem starker Regen zu fallen, der auch den ganzen folgenden Tag über anhielt. Am 21. kehrten wir um und kamen nach zwei Tagen wieder in St. Olga an.

Die St. Wladimir-Bucht

Während unseres Aufenthaltes an der Arsamasowka war aus Wladiwostok die langersehnte Ladung eingetroffen. Das kam uns gerade gelegen, die Umgebung der St. Olga-Bucht hatten wir bereits besichtigt und mußten uns weiterwenden. Der 24. und der 25. Juli vergingen mit Vorbereitungen. Inzwischen hatten auch die Pferde sich ausgeruht und wieder herausgefüttert. Die Zaumzeuge und die Kleidung der Leute waren in Ordnung und die Verpflegungsvorräte aufgefüllt.

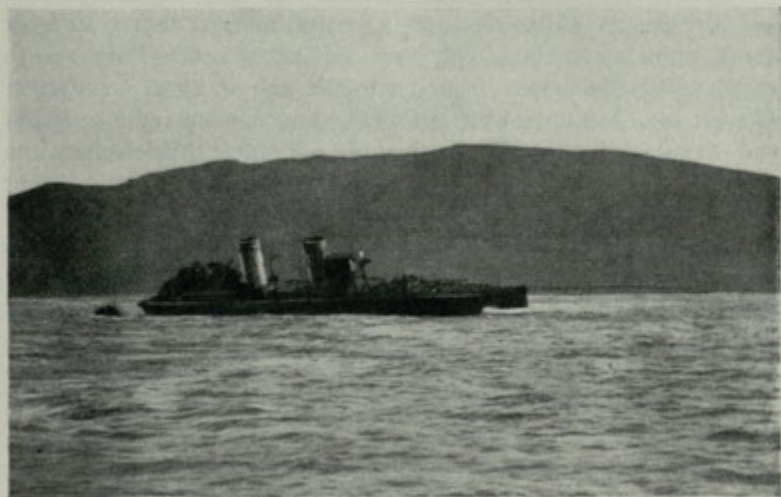
Der weitere Arbeitsplan war folgendermaßen eingeteilt: Granatman hatte den Auftrag, in den Bergen zwischen den Flüssen Arsamasowka und Sibegou (Nebenfluß des Tadschu) hindurchzugehen, während Merlsjakow die Arsamasowka von der anderen Seite umgehen sollte. Am Oberlaufe des Tadschu wollten wir uns treffen. Ich selbst beabsichtigte, mit den übrigen Leuten den Weg an der Küste entlang zur St. Wladimir-Bucht zu nehmen. Meine Kameraden machten sich am 26. Juli morgens auf den Marsch und ich am 28. nachmittags.

Der Tag war warm und schön. Am Himmel türmten sich die Wolkenmassen, zwischen ihnen brachen die Sonnenstrahlen hindurch und fielen als lichte Bänder auf die Erde. Sie spiegelten sich in den Wasserpflüzen, spielten auf den Steinen und im Laube der Erlen und beleuchteten bald den einen Bergeshang, bald den anderen. Aus der Ferne tönte Donnerrollen.

Die Buchten St. Wladimir und St. Olga liegen in einer Entfernung von 45 Werst nebeneinander. In der Mitte zwischen ihnen zieht sich eine nicht sehr bedeutende Gebirgskette von 800 Fuß Durchschnitthöhe hin, deren höchste Erhebungen 1500 Fuß erreichen. Sie bildet die Wasserscheide zwischen den Fließchen Olga (12 Werst) und Wladimirowka (8 Werst), welche sich in die Buchten gleichen Namens

ergießen. Beide Wasserläufe durchfließen breite Längstäler, vom Meere durch einen niedrigen Gebirgsrücken getrennt, welcher seinen Anfang bei der Landzunge Schlota (St. Olga-Bucht) nimmt und sich bis zur Landzunge Watowski (St. Wladimir-Bucht) erstreckt. Die Richtung dieser Lagerung läßt sich auch noch weiter nach Norden verfolgen.

Der Olgafluß bildet sich aus zwei Flüsschen von gleicher Länge mit einer Reihe kleinerer Zuflüsse; sein Tal macht den Eindruck eines breiten, ausgewaschenen Kessels.



Wrack des russischen Kreuzers „Izumrud“ in der St. Wladimir-Bucht

Früher gelangten die Einwohner des Postens St. Olga nach der St. Wladimir-Bucht auf einem Fußpfade, der von chinesischen Jägern herrührte. Während des Russisch-Japanischen Krieges im Jahre 1905 scheiterte in der St. Wladimir-Bucht der Kreuzer „Izumrud“. Zum Transport der Ausrüstungsgegenstände vom Schiffe nach St. Olga wurde hier ein Fahrweg angelegt, und seit jener Zeit besteht zwischen beiden Buchten eine regelrechte Verbindung.

Das Gewitter zog zur Seite ab, und am Nachmittag klärte sich der Himmel auf. Die Sonne leuchtete so hell, daß es schien, als ob alle Gegenstände auf der Erde von sich selbst aus Licht und Wärme ausstrahlten.

Noch ehe wir den Paßübergang erreicht hatten, ging der Tag zur

Reige. Von Osten her, aus weiter Ferne von jenseits des Meeres, zog wie ein blauer Nebel die Nacht heran. Die helle Abendröthe stieg noch für einige Minuten am Himmel auf und verklärte die Wolkenmassen, die sich am Horizonte türmten. Zur Seite lärnte der Bergbach, im Grase zirpten die nie verstummenden Grillen.

Ich wollte bereits das Zeichen zum Haltmachen geben, als plötzlich einer der Kosaken ein Licht gewahrte. Ungefähr 300 Schritt vom Wege abseits blinkte am Waldestrande ein kleiner Feuerschein; als wir näher gingen, sahen wir, daß er aus einer Chinesenfanne kam, die hier unter hohen Bäumen versteckt lag. Hundegebell meldete den Bewohnern unsere Ankunft. Zwei Chinesen traten aus der Fanne und kamen uns entgegen. Sie waren von unserem so unerwarteten Erscheinen sehr überrascht, und in ihren grinsenden Mienen und der unterwürfigen Begrüßung lag die typische Furcht und Ergebenheit, Verschlagenheit und Höflichkeit ihrer Rasse ausgedrückt. — Die Chinesen boten mir an, bei ihnen in der Fanne zu schlafen. Aber die Nacht war so schön, daß ich der Einladung keine Folge leistete und es mir lieber bei den Soldaten am Feuer bequem machte.

Das erste Bivak nach einem längeren Aufenthalt pflegt sich gewöhnlich besonders lebhaft zu gestalten. Alles Nötige ist genügend vorhanden, alle Teilnehmer fühlen sich angeregt im Bewußtsein einer neuen Aufgabe und sind von Thatenlust erfüllt, jeder hat den Drang, sich irgendwie zu beschäftigen. — Das war auch heute wieder zu verspüren, unter den Leuten herrschte ein reger Eifer und munterer Geist. Rasch wurden alle Lagerarbeiten erledigt, die Zelte aufgestellt und Feuer angezündet. Nach dem Abendessen kam auch die beliebte Harmonika wieder zum Vorschein, und bald klangen lustige Stimmen, Singen und Lachen durch das Thal.

Wie viele Jahre hatte diese kleine alte Chinesenfanne in tiefer Ruhe gelegen und nur dem Rauschen des Waldbaches gelauscht — und plötzlich war heute hier alles von lautem Leben und Lärm erfüllt. Die Chinesen kamen aus ihrer verräucherten Fanne heraus, zündeten sich ebenfalls ein kleines Feuerchen seitwärts von uns an, hockten sich daneben nieder und sahen leise schweigend dem Treiben der Leute zu, die hier so unvermutet erschienen und ihre Ruhe gestört hatten. Nach und nach verklangen die Lieder der Soldaten, es wurde stiller im Bivak, alle labten sich nochmals an Tee und begannen, sich dann für die Nacht einzurichten.

Ich schlief schlecht und wachte verschiedentlich auf. Am Feuer

saßen die Chinesen mit den wachthabenden Schützen, ringsum herrschte wundervolle Stille. Nur von Zeit zu Zeit erklang das Schnauben eines unruhigen Pferdes oder Hundegebell. Dann wurde es wieder still, ich wickelte mich fester in meine Burka und schlief endlich ein.

Vor Sonnenaufgang fiel starker Tau. Hier und da in den Bergen zog noch der Nebel, als ob er sich vor der Sonne fürchte und sich in den Schluchten zu verbergen trachte. Ich erwachte als erster und begann die Leute zu wecken.

Nachdem wir uns von den Chinesen verabschiedet und sie für Feuerholz und frisches Gemüse entlohnt hatten, setzten wir uns in Marsch. Die Mansen wollten uns noch ein Stück begleiten, ich riet ihnen aber, lieber an ihre Beschäftigung zu gehen. Gegen neun Uhr morgens überschritten wir die Wasserscheide und stiegen in das Flußthal der Wladimirowka hinab.

Auf dieser Strecke verdienen die sehr merkwürdigen äolischen Bildungen in Form glatt abgedrehter Säulen, kugelförmiger Felsen, auf kleinen Piedestalen ruhend, Ausbuckelungen, ovalen Vertiefungen und andere mehr beachtet zu werden. Einige von diesen Gesteinsbildungen überraschen durch ihre auffälligen Formen, sie ähneln Säulen, Tieren, ja selbst menschlichen Figuren. — Diese Bildungen verdienen um so mehr Aufmerksamkeit, als in der Nähe nirgends Sand zu finden ist, der sonst in solchen Fällen die Rolle des Schleifmaterials übernimmt.

Der hohe Berggrücken, welcher die Wasserscheide zwischen den Flüssen Olga und Wladimirowka bildet, schiebt sich in Vorgebirgen in das Meer hinaus und besteht aus Sandstein, Konglomeraten und Grauwacke.

Das Flüsschen Wladimirowka hat das Aussehen eines gewöhnlichen Bergwassers, das durch ein sumpfiges Tal fließt, von verhältnismäßig hohen Bergen umsäumt. Gegen Abend gelangten wir an seine Mündung und ließen uns zum Bivakieren am Meeresufer nieder.

In der Dämmerung war von Westen her Donnerrollen zu hören. Wir beschloßen, die Zelte aufzubauen, aber unsere Vorsicht erwies sich als unnötig, das Gewitter zog ab. Als das Abendrot verglommen war, begannen die Sterne sich zu verdunkeln, und der Himmel verschleierte sich, sei es durch Gewitterwolken oder Nebel. Ein kühler leichter Wind strich vom Lande nach dem Meere zu, aber das Gewölk in der Höhe zog in entgegengesetzter Richtung. Das bedeutete starke

Brise, die man in den Monaten August und September am Meeresufer beinahe täglich beobachten kann.

Bei Tagesanbruch zeigte sich der Himmel grau. Der Nebel lag unbeweglich auf der Erde bis zur halben Bergeshöhe. Sobald sich die Sonne über den Horizont um etwa 15 Grad erhoben hatte, geriet der Nebel in Bewegung, begann sich zusammenzuballen und schwebte aufs Meer hinaus, anfangs langsam, dann immer schneller und schneller. Anfänglich beunruhigte uns diese Erscheinung, und wir waren geneigt, sie auf kommenden Regen zu deuten. Als wir sie öfters sahen, gewöhnten wir uns daran und legten ihr keine Bedeutung mehr bei.

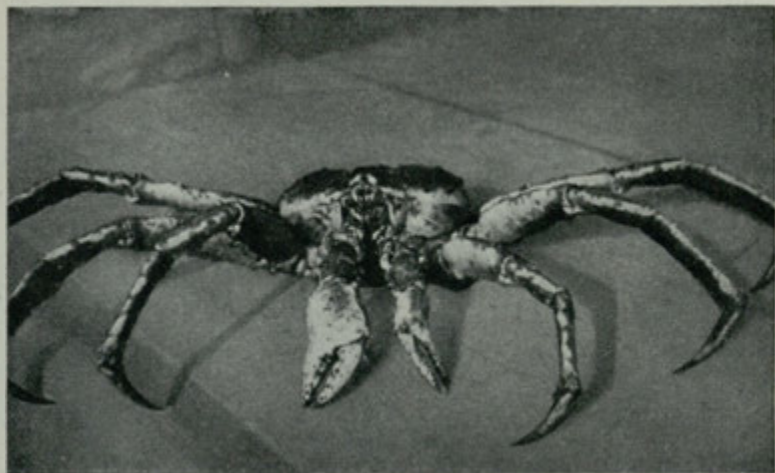
Der ganze folgende Tag war der Besichtigung der St. Wladimir-Bucht gewidmet. Die Chinesen nennen sie „Chuluwai“ („chulu“ gleich „runder Kürbis“ und „wai“ gleich „Bucht“ oder „Bai“). Die Russen nennen sie auch verschiedentlich „Faluai“ und leiten diese Bezeichnung von dem chinesischen Worte „Falu“ gleich „gefleckter Hirsch“ her. Diese Annahme ist aber durchaus unrichtig.

Die St. Wladimir-Bucht (43° 53' nördlicher Breite und 135° 37' östlicher Länge von Greenwich, der astronomische Punkt befindet sich auf der Halbinsel Drehowo) stellt ein riesiges Wasserbecken von einer Tiefe bis zu 6 Sashen dar und ist beinahe von allen Seiten von Granitbergen von 750 Fuß mittlerer Höhe umgeben. Sie ist bedeutend größer als die St. Olga-Bucht und besteht aus drei Teilen. Der nordwestliche ist der größte, der südöstliche kleiner und der mittlere der kleinste. Nach dem offenen Meere zu ist die Bucht von zwei bergigen Halbinseln umsäumt: „Waljuset“ und „Watowski“, eine dritte Halbinsel, „Rudanowski“, befindet sich in der Mitte der Bucht. Von diesen Halbinseln ist die größte die Watowski. Es ist zu erkennen, daß alle drei jüngere geologische Bildungen sind, die sich erst in der neuesten Periode über die Oberfläche des Wassers emporgehoben haben.

Rings um die St. Wladimir-Bucht, nahe den Flußmündungen der ihr zuströmenden Gewässer, befindet sich eine ganze Reihe kleiner Süßwasserseen. Diese Seen und die sie umgebenden Sümpfe bezeugen, daß sich auch die St. Wladimir-Bucht früher tiefer in das Festland hinein erstreckte. In der Folge wurde das Wasser zurückgedrängt, und das Festland machte hier und dort Eroberungen. Der größte See ist der südliche, er besitzt eine Ausdehnung von etwa 1½ Quadratwerst und eine Tiefe von 10 bis 20 Fuß. Da er von einem Flusse durchströmt wird, so versandet er schnell.

Zwei Salzwasserseen, an den Landengen bei den Halbinseln gelegen, sind ebenfalls lebendige Zeugen einer nicht weit zurückliegenden Vergangenheit, als die Halbinseln noch Inseln waren. Hier hat die Meeresbrandung dafür gesorgt, sie mit dem Festlande zu vereinigen.

Man kann auch jetzt bereits die Zukunft der St. Wladimir-Bucht voraussagen. Das Meer weicht langsam zurück, mit der Zeit wird sich der Eingang in die Bucht schließen und diese sich in eine Lagune verwandeln. Die Lagune füllt sich dann von den Anschwemmungen



Eurebe-Seekrabbe.

der Flüsse auf, versandet und wandelt sich zum Sumpf. An der tiefsten Stelle zieht der Fluß Wladimirowka hindurch, und alle anderen Flüsschen, die sich jetzt selbständig in die Bucht ergießen, werden dann zu Nebenflüssen dieses einen werden.

Der Pflanzenwuchs ist in der Umgegend der Wladimir-Bucht noch spärlicher als in der Nähe von St. Olga. Die zum Meere abfallenden Bergabhänge sind vollständig kahl. In den Tälern sind die Flußufer wie mit einer Borte von Weiden (*Salix philiciolia*. L.) und Erlen (*Alnus hirsuta*. Turcz.) umsäumt. Da, wo die Bäume dem Einflusse der Seewinde unterliegen, sind sie von niedrigem Wuchs und haben ein verklümmertes Aussehen. In jeder windgeschützten Erdfalte entwickelt sich der Pflanzenwuchs üppiger als an den Abhängen, welche dem Meere zugekehrt sind. Auf diese

Weise kann man nach dem Pflanzenwuchs auf die vorherrschende Windrichtung an einer gegebenen Stelle schließen und danach die Lage des Meeres feststellen.

Nah dem Eingang in die St. Wladimir-Bucht, an der linken Seite unterhalb des Borgebirges Drechowow, ist eine aus dem Wasser ragende, formlose Masse zu erblicken — das Wrack des Kreuzers „Zsunrud“. Er geriet hier im Jahre 1905 auf Grund und wurde von der Besatzung vor dem Verlassen gesprengt, um ihn nicht den Japanern als Beute zu überlassen. Diese Schiffsruine bietet einen traurigen Anblick. Alles, was man an Teilen bergen konnte, wurde vom „Zsunrud“ heruntergeholt und nach St. Olga sowie nach Wladiwostok überführt, den Rest holten die Piraten.

Am Ufer der Bucht trafen wir auf einige Arbeiterfanse. Nach den Abfallhaufen in der Nähe konnte man auf die Beschäftigung der Bewohner schließen. An einer Stelle fanden wir die Schalen der großen Kammuschel (*Pecten maximus*) in Mengen aufgehäuft.

Einige dieser Muschelhaufen waren bereits mit Erde bedeckt und mit Gras bewachsen und stellten in ihrer Art kleine „Kjökkenmöddinger“ dar. Die Chinesen nehmen von diesen Schalentieren nur ausschließlich die Muskeln, welche beide Klappen miteinander verbinden. Dieses Produkt wird in getrocknetem Zustande nach China verschickt, wo man es sehr hoch bewertet und als gastronomischen Lederbissen schätzt.

Neben einer anderen kleinen Fanse waren die Brustschalen von Seekrabben aufgetürmt (*Paralithodes camtschatica*, Tilesius.), ausgetrocknet und an der Sonne rot geworden. Dort wurde auch auf Bastmatten das den Beinen und Scheren der Tiere entnommene Fleisch getrocknet.

Die nächste kleine Fanse gehörte den Meerkohl sammlern. Neben ihr zogen sich Schuttdächer aus Binsen entlang, unter welchen der Seekohl getrocknet wurde (*Laminaria saccharina*). Hier waren viele Mansen beschäftigt, die einen holten mit besonderen Haken den Kohl vom Meeresgrunde herauf, die anderen trockneten ihn an der Sonne, darauf achtend, daß er gerade noch so viel Feuchtigkeit behielt, um nicht zu zerbröckeln und seine grünlichbraune Farbe nicht zu verlieren; eine dritte Arbeitergruppe besorgte das Bündeln des Kohls in großen Paden und die Lagerung unter den Schuttdächern.

Während ich am Meeresufer entlang schritt, sah ich von weitem eine Anzahl Chinesen bis an die Knie im seichten Wasser herumwaten, mit Stangen in den Händen. Sie waren derartig in ihre

Beschäftigung vertieft, daß sie uns erst bemerkten, als wir bereits dicht an sie herangekommen waren. Nur mit einer bis über die Knie aufgetrempelten Hose bekleidet, bewegten sich die Chinesen vorsichtig im Wasser vorwärts und durchforschten angestrengt den Meeresgrund. Bisweilen machten sie halt, senkten leise ihre Stäbe in das Wasser und schleuderten dann etwas ans Ufer. Es waren eßbare Muscheln. Die Stäbe, mit welchen die Chinesen arbeiteten,



Chinesische Krabbenfischerhütte an der St. Wladimir-Bucht

hatten an einem Ende ein kleines Netz in Form eines Schöpfers, am anderen Ende einen eisernen Haken. Wenn sie eins der Schalentiere erblickten, rissen sie es mit dem Fischerhaken vom Steine los und hoben es dann mit dem Netze heraus. Die am Ufer wartenden Chinesen warfen die Muscheln in einen Kessel mit siedendem Wasser, und die Molluske, darin sterbend, öffnete dann von selbst ihre Schalen. Nun wurde mit einem Messer der Inhalt herausgeschält und durch anhaltendes Kochen weiter zubereitet.

Die Chinesen schwärmten einzeln und zu zweien weit vom Ufer in das seichte Wasser aus. Ich setzte mich auf einen Stein und be-

trachtete das Meer. Plötzlich hörte ich links von mir lautes Schreien. Ich wandte mich dorthin und sah, daß ein Kampf im Wasser vor sich ging. Die Chinesen bemühten sich, mit ihren Stöcken ein größeres Lebewesen ans Ufer zu werfen, drangen auf das Tier ein, fürchteten sich aber wieder vor ihm, ohne jedoch davon abzulassen. Ich lief näher hin. Das Tier, mit welchem die Chinesen kämpften, erwies sich als ein Seepolyp (*Octopus*, Sp.). Mit seinen starken Armen heftete er sich an den Steinen fest, zuweilen ruderte er mit ihnen in der Luft herum. Dann versuchte er wieder plötzlich nach einer Seite hin durchzubringen, augenscheinlich in der Absicht, das freie Meer zu gewinnen. Doch kamen jetzt noch mehrere Chinesen den anderen zu Hilfe.

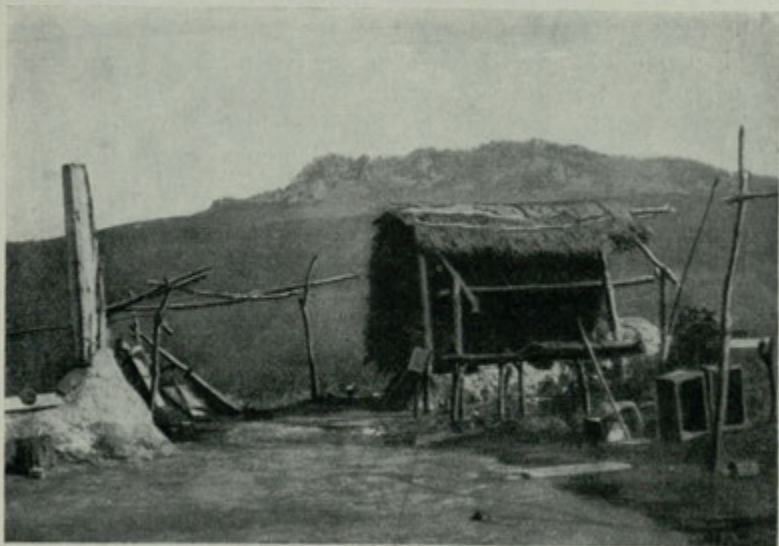
Der riesige Achtfüßler war bereits dem Ufer so nahe, daß ich ihn gut besehen konnte. Es läßt sich schwer sagen, wie seine Farbe war, denn sie wechselte fortwährend. Bald schien sie dunkelblau, bald rot, bald hellgrün, grau, ja sogar gelblich. Je weiter die Chinesen die Molluske in das seichte Wasser trieben, desto hilfloser wurde sie, und endlich zogen die Mansen das Tier ans Ufer. Es war ein gewaltiger Sack mit einem Kopf, von dem lange Arme ausgingen, welche an der Unterseite mit einer Menge Saugwarzen bedeckt waren. Wenn der Polyp zwei oder drei Arme bisweilen gleichzeitig aufhob, konnte man den großen schwarzen Schnabel sehen. Mehrmals schob sich dieser Schnabel stark nach vorn, dann verschwand er wieder ganz im Innern, und an seiner Stelle zeigte sich nur eine kleine Öffnung. Besonders merkwürdig waren auch die Augen. Sie erinnerten derartig an Menschenaugen, wie wohl schwerlich bei einem anderen Tiere.

Nach und nach wurden die Bewegungen des Achtfüßlers schwächer, durch seinen Körper lief ein Krampf, die lebhaftere Färbung begann zu verblassen und ging allmählich in ein gleichmäßiges Violettgrau über.

Endlich hatte sich das Tier so weit beruhigt, daß man die Möglichkeit hatte, sich gefahrlos näher damit zu befassen. Der Größe nach war dieser Vertreter der Kopffüßler ein außerordentliches Exemplar — der Sack mit den Innenteilen hatte eine Länge von 2 Fuß 8 Zoll. Die Turbinenvorrichtung, mit deren Hilfe sich das Tier vorwärts bewegt, befindet sich vorn in der Nähe des Kopfes, etwas seitlich. Der Kopf hatte mit 11 Zoll eine größere Ausdehnung in der Breite als der Länge nach. Die Größe des Hornschnabels, der ganz und gar einem Papageischnabel gleich, betrug $3\frac{1}{2}$ Zoll

der Krümmung nach und 2 Zoll seitlich gemessen. Die Arme waren 4 Fuß 2 Zoll lang und ihr Umfang nahe dem Kopfe 5 Zoll. Die pneumatischen Saugnapfe, mit welchen die ganze Unterseite der Arme bedeckt war, hatten am Kopfe einen Durchmesser von 3 Zentimeter, an den Enden von $\frac{3}{4}$ Zentimeter.

Dieser interessante Fang wäre der Unterbringung in jedem Museum würdig gewesen, aber leider hatte ich kein geeignetes Gefäß und nicht genügend Formalin zur Konservierung. Deshalb mußte ich



Chinesische „Küche“ zum Abkochen der Seepolypen

mich auf die Mitnahme eines Armstückes beschränken. Dieses abgeschnittene Stück legte ich in eine Büchse zusammen mit den Schalen einiger Einsiedlerkrebse. Als ich dann abends den Inhalt der Büchse durchsah, konnte ich zu meiner Verwunderung zwei dieser Schalen nicht wiederfinden. Es zeigte sich, daß sie von dem abgeschnittenen Armstück tief eingefogen waren. Demgemäß hatten also die Saugvorrichtungen noch einige Zeitlang weitergewirkt, selbst nachdem das abgeschnittene Stück in die Formalinbüchse gekommen war.

Die Besichtigung der chinesischen Meeresausbeutung und die Jagd auf den *Octopus* hatten fast den ganzen Tag in Anspruch genommen. Unbemerkt war die Dämmerung hereingebrochen, und es war Zeit, an das Bivak zu denken. Ich wollte zurückgehen, aber ich erfuhr,

daß meine Leute sich inzwischen an der Mündung des Chuluchai gelagert hatten.

Abends luden mich die Chinesen ein, das Fleisch des Octopus zu kosten. Sie hatten es in einem Kessel in Seewasser abgekocht. Dem Aussehen nach war es weiß, fühlte sich elastisch an und erinnerte im Geschmack etwas an weiße Pilze.

Der nächste Tag war der Besichtigung des Flusses Chuluchai gewidmet. Er hat eine Länge von 20 Werst, fließt in meridionaler Richtung und ergießt sich in die St. Wladimir-Bucht an deren Nordseite. Nahe der Mündung verengt sich das Tal des Chuluchai, oberhalb ist es breiter. Die Anhöhen an der rechten Seite zeigen einen ausgesprochen bergigen Charakter. Größtenteils sind sie mit Steingeröll bedeckt. Von links her ziehen sich breite Terrassen, welche weiter ab vom Flusse in Abhänge mit dünnem Waldbestand aus Eichen, Linden und daurischer Birke übergehen. Von dieser Seite fließen dem Chuluchai einige Quellbäche zu, die zur Regenzeit große Schuttmassen in das Tal tragen und die Bezirke fruchttragenden Bodens damit überschütten.

Von den Nebenflüssen des Chuluchai ist das Flüsschen Tichi-Klutsch zu erwähnen, das von rechts hinzutritt. Von ihm aus führt ein Pfad zur Arsamasowka, und es trägt seinen Namen, der „stille Quelle“ bedeutet, mit vollem Recht; denn hier herrscht eine so tiefe Ruhe, wie sie nur weiten, sumpfigen Plätzen eigen ist. Der Pflanzenwuchs im Tale ist niedrig und spärlich und besteht in der Hauptsache aus weißen Birken und Erlengebüsch. Diese sind durch das ganze Tal verstreut, einzeln oder in kleinen Gruppen; die Erle bildet den häufigsten Bestand der Flußufer.

Als Richtpunkt kann hier ein hoher, felsiger Hügel dienen, der von den alteingewohnten Bauern „Pjetuschki greben“ (Hahnenkamm) genannt wird. Dieser Berg gehört zur Wasserscheide zwischen den Flußläufen Tapoufa und Chuluchai. Die Erhebung zur Paßhöhe und den Quellen des Chuluchai ist allmählich ansteigend, der Abstieg zum Tapoufa steil. Einige Werst vor der Mündung verbreitert sich das Tal und eignet sich hier zur Besiedlung. Hier liegen auch mehrere chinesische Bauernfanzen; die dem Meere zunächstliegende heißt: Sjaotshinsa.

Den ganzen Tag über hatte ich die Berge durchstreift, und gegen Abend kam ich gerade zu dieser Fanze, bei der meine Leute lagerten. In der Dämmerung hatte einer der Kosaken ein Wildschwein erlegt. Da wir reichlich mit Fleisch versehen waren, teilten wir das Wild-

bret mit den Chinesen. Dafür brachte uns der Besitzer der Janse frisches Gemüse und Kartoffeln. Er bot mir auch seine Lagerstatt zum Schlafen an, aber da ich die Wanzen und Flöhe fürchtete, von denen es in den chinesischen Behausungen stets geradezu wimmelt, zog ich vor, unter freiem Himmel zu schlafen.

Am Flusse Tatuschu

Bei Sonnenaufgang waren wir bereits auf dem Marsche.

Von der St. Wladimir-Bucht zum Flusse Tatuschu gibt es zwei Wege. Der eine führt am Flusse Chuluchai aufwärts, dann am Tapousa und am Lissagou (Nebenfluß des Tatuschu); der andere, näher dem Meere gelegen, zieht sich am Tapousa entlang und über die Berge zur Mündung des Tatuschu. Ich wählte diesen als den weniger bekannten.

Die Bodenerhebungen zwischen der St. Wladimir-Bucht und dem Flusse Tapousa bestehen aus Quarzporphyrtauff, mit Einschluß von Bruchstücken quarzfreien Porphyrs, ferner Felsitporphyr sowie Pechstein.

Die Bezeichnung „Tapousa“ ist nach einem verstümmelten chinesischen Worte: „Dapao-zi“ (große Lagune) gebildet. Tatsächlich ergießt sich der Fluß nicht unvermittelt in das Meer, sondern in einen großen See an der Küste, der ungefähr 10 Werst Umfang hat. Eine sandige Landzunge trennt ihn vom Meere, und er ist mit diesem durch einen nicht sehr breiten Wasserarm verbunden. Auch hier sehen wir wieder denselben Prozeß der Ausgleichung des Ufers und Zurückeroberung trockner Gebiete des Festlandes, die einstmals vom Meere bedeckt waren.

Nach den Erzählungen der Eingeborenen gab es hier in früheren Zeiten viele gefleckte Hirsche. Die Taten jagten das Wild mit Hilfe von Hunden in den See, wo ihnen eine besondere Abteilung von Jägern in Booten auflauerte. Die zusammengetriebenen Tiere wurden dann in Massen mit Pfeilen und Lanzen getötet.

Der Fluß Tapousa (auf tatisch: Kaija) hat eine Länge von 25 Werst und fließt parallel dem Chuluchai. Eigentlich besteht der Tapousa aus der Vereinigung zweier Flüsse, dem Tapousa selbst und dem Tschensagou. Der Gebirgszug, der als Vorgebirge zwischen diesen

beiden Flüssen aufragt, setzt sich aus quarzischem und feldspathaltigem Porphyr zusammen.

Die St. Bladimir-Bucht steht mit dem Tale des Taduschu durch einen Fußpfad in Verbindung, dessen man sich auch für den Transport von Traglasten bedienen kann. Der Pfad beginnt bei dem Flusse Chuluchai und geht bei dem ersten, dem Meere am nächsten gelegenen Quellsbache zum Passe. Nachdem er die Berge überschritten, senkt er sich in das Tal des Tapousa hinab. Der Aufstieg auf den Kamm ist nicht sehr steil, ebenso wie der Abstieg auf der anderen Seite, und führt durch spärlichen Eichenwald. Zwischen den Bäumen finden sich viele hohle Stämme. An der Rinde eines solchen bemerkten die Kosaken die Spuren von Klauen und Zähnen. Hier hatte ein Bär sich Honig geholt. Vorbeikommende Jäger schienen „Mischka“ verjagt und dann mit derselben List, wie sie das Tier anwendet, den Honig erlangt zu haben. In dieser Hinsicht standen die Leute dem Bären wohl nicht weit nach.

Hinter dem Passe geht der Weg einige Zeitlang zwischen herrlichen Eichenwäldern am Tapousa aufwärts. Hier haben sich ebenfalls hohe Flußterrassen ausgebildet. Nach 10 Werst führt der Weg an den linken Rand des Tales hinüber und dann an einem kleinen, namenlosen Quellsbache wiederum in die Berge hinauf. Dieser Passübergang ist etwas höher als der vorhergehende. Der Aufstieg vom Tapousa her ist steil, dafür ist der Abstieg zum Taduschu sanft geneigt. Weiter führt der Weg am Flüsschen Sjapousa entlang; das Ufer ist hier fast ganz waldlos. Der Sjapousa ergießt sich dann in den Taduschu, zwei Werst vor dessen Mündung.

Im ganzen betrug der an diesem Tage von uns zurückgelegte Weg 27 Werst und hatte eine zum Meere parallele Richtung.

Im Walde stießen wir auf viele Fährten von gefleckten Hirschen. Bald sahen wir auch dieses Wild selbst, es waren ihrer drei, ein Hirsch mit Tier und Kälbchen. Die Soldaten schossen, fehlten aber zu meiner Genugtuung; denn wir hatten Lebensmittel reichlich, und die Zeit der Panty war längst vorüber. Die Jagd auf die Hirsche zur Erlangung der Panty findet im Frühjahr statt.

„Taduschu!“ — Dieses war also derselbe Fluß, an dem als Erster M. Benjukow vor mehr als fünfzig Jahren aufwärtszog. Hier hatten ihm die Chinesen den Weg verlegt und seine Umkehr verlangt. An der Flußmündung hatte der Forscher ein großes hölzernes Kreuz errichtet mit der Aufschrift, daß er hier im Jahre 1857 gewesen. Dieses Kreuz konnte ich nirgends mehr entdecken — wahrscheinlich

war es von den Chinesen nach dem Abzuge der Russen vernichtet worden. Auf den Spuren Benjukows folgten dann später Magimowitsch, Budischtschew und Prshewalski.

Im Ussurigebiet haben die Flüsse, Berge und Raps am Ufer des Meeres oft mehrere Bezeichnungen. Das rührt daher, daß die Eingeborenen sie in ihrer Sprache benennen, die Chinesen wieder anders, und schließlich die Russen sie ebenfalls wieder umtaufen. Um deshalb Irrtümer zu vermeiden, muß man sich dort, wo Chinesen als Bewohner vorherrschen, an die chinesische Bezeichnung halten; dort, wo Eingeborene wohnen, empfiehlt es sich nicht, die von den Russen gegebenen Namen anzuwenden; diese haben nur auf den Landkarten ihren Platz und sind den Ortsansässigen völlig unbekannt.

Nachdem ich die Chinesen über die Wegverbindungen ausgeforscht hatte, merkte ich mir als Marschrouten vor: am Tadschu entlang über den Gebirgszug des Sichote-alin in das Bassin des Lifudsin hinabzusteigen und von dort zum Flusse Noto zu ziehen. Ferner beabsichtigte ich, mich am Noto wiederum aufwärts zum Sichote-alin zu begeben und zu versuchen, am Flusse Tjütiche herauszukommen. Falls mir dieses gelingen sollte, so konnte ich mich von neuem dem Tadschu zuwenden und dort die Ankunft von Granatman und Merzljakow erwarten.

Der Tadschu wird auf einigen Karten „Lifule“ genannt, auf anderen „Leifünche“, was „Donnerschlag“ bedeutet. Die Udehesen nennen ihn „Ufi“. Einige Geographen glauben das Wort „Tadschu“ vom Worte „Dazsi“ (Tasen) herleiten zu müssen, was aber gänzlich unrichtig ist. Die Chinesen nennen ihn „Dazso-schu“ (Große Eiche). Die alten chinesischen Ansiedler erzählen, daß diese Eiche am Oberlaufe des Flusses im Sichote-alin gestanden habe. Der Baumstamm war hohl und von solcher Größe, daß in seinem Innern bequem acht Menschen Platz hatten. Die Shenschen sucher hatten ein Tempelchen darin errichtet, und jeder, der vorüberkam, betete hier zu den Göttern. Einmal aber geschah es, daß Goldsucher sich den Baum zum Nachtquartier ausersehen hatten. Sie trugen den Altar hinaus, setzten sich in den hohlen Stamm und begannen Karten zu spielen. Da sandten die Götter eine grausige Strafe. Der Blitz fuhr in den Baum, zersplitterte ihn völlig und erschlug alle Gotteslästerer auf der Stelle. — Nach dieser Begebenheit entstanden dann die Namen Leifünche sowie Dazsoshu, und aus dessen Verstämmelung bildete sich Tadschu.

Der Unterlauf des Tadaschu stellt eine breite sumpfige Niederung dar. Früher war hier eine große Bucht; die Flußmündung befand sich etwas oberhalb der Stelle, wo jetzt das Dorf Nowotaduschinskaja gelegen ist. — Hohe Terrassen am Meeresufer und Felsenleisten an den Bergesabhängen weisen auf das Vorrücken der Uferlinien und das Zurückweichen des Meeres hin. Hierbei spielte der Fluß selbst keine geringe Rolle, da er im Laufe vieler Jahrhunderte große Mengen sandiger und erdiger Stoffe aus den Bergen herausgetragen und sie in Form mächtiger Aufhäufungen abgelagert hat. Dadurch bildete sich zuerst eine große Lagune, die vom Meere nur durch einen Wall getrennt war. Die jetzt noch inmitten der Sümpfe zurückgebliebenen Seen bezeichnen den am tiefsten gelegenen Teil dieser Lagune.

Die Abhänge der benachbarten Berge sind fast gänzlich kahl. Nur an der den Winden abgekehrten Seite wachsen hier und dort in Gruppen niedrige Eichen und verkrüppelte Schwarzbirken.

Die Gewässer des Tadaschu wimmeln im Herbst von Rotflossen, Lachsforellen und verschiedenen Lachsarten wie Budellachsen, Laimen und Ketá. In den Seen halten sich Karauschen und Hechte.

Die Länge des Flusses beträgt 68 Werst. Er durchfließt ein typisches Denudationstal, welches wie aus einer Reihe riesiger Kessel gebildet erscheint. Besonders deutlich zeigt sich diese Formation in der Nähe der Nebenflüsse. Das Flußbett wird von stark ausgebildeten Terrassen begleitet, sie ziehen sich ununterbrochen bald an der einen, bald an der anderen Seite entlang, fast bis zu den Quellen des Flusses.

Wenn man den Fluß aufwärts geht, kommt man der Reihe nach an die linken Nebenflüsse Dungou und Kanchesa sowie an den Zimuche, an welchem ein Pfad zum Flusse Tjütiche führt; dann folgen noch zwei kleinere Flüßchen, Libagousa und Ditagousa. An beiden sind Übergänge zum Flusse Dinsache.

Von rechts münden die kleinen Flüßchen Kwardagou und Sjuenlafa, dann folgt der Sjaolijagou und Dalijagou mit Übergängen nach dem Tapousa. Weiterhin kommt der Tuschangou mit seiner versteckten Mündung (Übergang zum Flusse Chuluchai) und der Sibegou (Übergang zur Arsamasowka). Der Sibegou besitzt eine Länge von 30 Werst und bildet sich aus zwei Flüßchen: Chisjasagou und Zimensangousa. An der Stelle ihrer Vereinigung haben sich zwei Tadaschu-Eingeborene angesiedelt.

Unser Weg lag auf dem linken Ufer des Flusses. Dort, wo sich in Urzeiten dessen Mündung befand, windet sich der Weg auf den

Berg und führt an seiner Kante entlang. Von hier aus eröffnet sich eine wundervolle Aussicht, nach Osten zum Meere, nach Westen talaufwärts. Von der linken Seite her ist der gebirgige Charakter der Gegend sehr stark ausgeprägt. Besonders gewaltig zeigt sich eine kahle Kuppe, mit Geröllhalden aus Trachyt bedeckt. Die Chinesen nennen den Berg „Ditaschan“, die Udehesen „Ditatjamon“. Nach den Erzählungen der Tafen gab es früher hier viele gefleckte Hirsche, jetzt sind sie fast gänzlich ausgerottet. Unten am Fuße des Berges treten bis fast an den Weg heran Braunkohlenlager zutage. Von den rechten Nebenflüssen des Tadaschu ist der Lissjagou der wichtigste. Er besitzt eine Länge von 12 Werst, und an ihm führt der Weg zur Arsamasowka hinüber.

Der Aufstieg zum Paßübergang ist von der Südseite sanft und allmählich ansteigend, dagegen der Abstieg ins Tal des Tadaschu steil und sehr malerisch gelegen. Der Weg führt hier an der Bergeskante entlang. Er ist das Überbleibsel eines uralten Verbindungsweges, der in alten Zeiten das ganze Gebiet an der Küste durchzog und in der Nähe des Kap Giljak endete. Hier wuchsen viele birnenartige Bäume (*Pirus sinensis*, Linde), worauf auch der Name „Lissjagou“ hinweist.

Bei der Einmündung des Lissjagou in das Tal des Tadaschu schiebt sich ein Gebirgsausläufer vor, der von den benachbarten Bergen durch eine tiefe Einsattelung getrennt ist, so daß er wie ein einzelstehender Hügel erscheint. An seinem Fuße liegt die wohlhabende Fanse Sijan, von alten Schwarzpappeln umgeben.

Der Tag ging zu Ende, und die Schatten der Nacht senkten sich auf die Erde nieder, bald mußte alles im Dunkel verschwinden.

Als wir uns der Fanse näherten, erschien der Besitzer in der Thür. Er war ein hochgewachsener Greis, etwas gebeugt von der Last der Jahre, mit langem grauen Bart und wohlgestalteten Gesichtszügen. Es genügte, einen Blick auf seine Kleidung, das Haus und das Gesinde zu werfen, um zu erkennen, daß der Chinese hier alteingesessen war und mit Erfolg gewirtschaftet hatte. Er begrüßte uns in seiner Art, aus allen seinen Worten und Gebärden sprach Wohlwollen und Biederkeit. Wir betraten die Fanse, auch innen war alles so ordentlich wie außen. Ich zögerte nicht, die Gastfreundschaft des Alten anzunehmen.

Am Abend nach dem Essen begann ich ihn über die Gegend am Tadaschu und den Weg zum Lifudsin auszufragen. Anfänglich antwortete er zögernd, dann wurde er lebhafter, und indem er sich

alter Zeiten besann, kam er ins Erzählen. Es erwies sich, daß er ein Mandschu war, mit Namen Kintschu, gebürtig aus Ringuta. Am Tadaschu lebte er seit sechzig Jahren und dachte nunmehr daran, nach seiner Heimat zurückzukehren, um sich dort einst begraben zu lassen. Dann erzählte er mir von den ersten Jahren seines Aufenthaltes hier in dieser wilden Gegend unter den Eingeborenen. Von diesem Mandschuren erfuhr ich viel Merkwürdiges über das Ussurigebiet aus längst vergangenen Zeiten.

Er erzählte von einem inneren Kriege zwischen einem Herrscher Kuanjun, der am Sutschan regierte, und dem Fürsten Tschinjaitajsi von Ringuta, der sich ihm nicht unterwerfen wollte. Diese Fehden zogen sich jahrelang hin. Dann berichtete der Alte von seinem Leben und Treiben am Flusse Daubiche und auf dem Berge Kou-tschedynzsa bei St. Olga. Er sprach sehr ausführlich und schön, im Laufe der Jahre hatte er vieles erlebt und manchen kommen und gehen sehen.

Indem ich ihm zuhörte, versetzte ich mich gänzlich in jene fernen Zeiten und vergaß, daß ich mich am Tadaschu befand. Nicht nur ich allein wurde durch die Erzählungen des Alten gefesselt, ich bemerkte, daß alle Chinesen in der Fanse verstummt waren und andächtig seinen Berichten lauschten. Weiter erzählte er von einer schrecklichen Krankheit, die sich seuchenartig ausbreitete und beinahe alles, was nach dem Kriege übriggeblieben war, vernichtete. Damals war das Gebiet fast ausgestorben. Die ersten Chinesen, die in der ussurischen Taiga erschienen, waren Shenschensucher, und mit diesen war auch er, Kintschu, hierher gekommen. Am Tadaschu war er erkrankt und bei den Eingeborenen geblieben, dann hatte er eine Eingeborene zur Frau genommen und bis in sein tiefes Alter unter den Tafen gelebt. —

Schließlich hatte der Alte geendet, ich blickte auf und fand mich wieder in die Gegenwart zurück. In der Fanse war es drückend heiß, ich ging hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Der Himmel war schwarz, die Sterne leuchteten hell und blinkten in allen Farben. Auch auf der Erde lag völlige Dunkelheit. Neben den Ställen wieherten die Pferde, im benachbarten Sumpfe stöhnte eine Rohrdommel, im Grase zirpten die Grillen. Lange saß ich am Flußufer. — Die hehre Stille und die Ruhe, welche die ganze Natur beherrschte, bildeten eine wunderbare Harmonie mit dem Dunkel der Nacht. Ich dachte an meinen alten Freund Derssu — wo mochte der jetzt weilen? Dann erhob ich mich, ging in die Fanse,

legte mich auf das zurechtgemachte Lager — aber ich konnte lange nicht einschlafen.

Nachdem wir uns am anderen Morgen von dem Alten verabschiedet hatten, zogen wir den Fluß aufwärts. Das Wetter war uns günstig. Ungeachtet der Wolken, die sich am Himmel ballten, schien die Sonne doch hell und klar. Der Oberlauf des Tadschu unterscheidet sich etwas von dem unteren Teile des Tales, das sich, wie bereits erwähnt, aus einer ganzen Reihe von Kesseln zusammensetzt, während oberhalb ein Längsteil an seine Stelle tritt. Hier nimmt der Fluß von rechts das kleine Flüsschen Tschingousa auf, mit einem Pfade, der zu den Tafenfansen am Sibegou führt, und von links den großen Nebenfluß Dinsache. Dieser ist länger und wasserreicher als der Tadschu selbst und man müßte ihn eigentlich als Hauptstrom bezeichnen. Über den Dinsache werde ich weiter unten noch ausführlicher berichten.

Am Tadschu leben viele Chinesen, sie haben es hier viel auskömmlicher als anderswo im Ussurigebiet. Es war zu bemerken, daß die Tadschu-Chinesen sauberer und ordentlicher gekleidet waren und ein gesundes und wohlgenährtes Aussehen hatten. Ich zählte 97 Fansen; überall um diese herum liegen Gärten, Getreidefelder und ausgedehnte Mohnplantagen zur Gewinnung des Opiums, jede Fanse hat ihre eigene kleine Branntweimbrennerei.

Im oberen Teile des Tales wohnen Tafen. Sie haufen wie stets in kleinen ärmlichen Fansen. Von den Chinesen werden sie unbarmherzig ausgenutzt. Schmutz in den Hütten, in der Kleidung und am Körper, bildet die Quelle aller Art von Krankheiten und damit die Ursache ihres Aussterbens. Die Chinesen kommen stets unverheiratet in das Gebiet und nehmen oft von den Eingeborenen die Frauen mit Gewalt. Aus diesen Ehen gehen Kinder hervor, die man weder zu den Chinesen noch zu den Eingeborenen rechnen kann. Ein großer Teil der Eingeborenen-Bevölkerung des südlichen Ussurigebietes, hierin die am Tadschu lebenden Tafen einbegriffen, besteht aus diesen mischblütigen Abkömmlingen. Sehr viele von ihnen, besonders auch die Frauen, sind Opiumraucher. Dieser Umstand bildet ebenfalls eine der Hauptursachen ihrer Verelendung.

Tabak raucht hier alles, selbst die kleinen Kinder. Ich hatte Gelegenheit, Kinder zu sehen, die kaum laufen konnten und noch an der Mutterbrust genährt wurden, dabei aber schon die Pfeife rauchten. Unterhaltsam war es, einen Kleinen zu beobachten, den die Mutter soeben von ihrer Brust fortgejagt hatte. Das hatte ihn

so getränkt, daß er bittere Tränen vergoß — dann nahm er die Tabakpfeife, lief zum Feuer, und noch ehe die Tränen getrocknet waren, hatte er die Pfeife mit einer glühenden Kohle in Betrieb gesetzt.

Das Tal des Tadschu ist außerordentlich fruchtbar. Große Überschwemmungen kommen hier nicht vor. Selbst an der Stelle, an welcher nicht weit voneinander drei verhältnismäßig große Nebenflüsse, der Dinsache, Sibegou und Tuschangou, in den Tadschu einmünden, tritt das Wasser nur selten über seine Ufer und nicht auf lange. Der Tadschu bildet im Olgarayon den besten Platz zur Kolonisation.

Die Berge im mittleren Teile des Tales, oberhalb der Tafenfanse Sjainfa, bestehen aus Sandstein und Tonschiefer, mit vielfachen Einschlüssen von Quarz. Der Gebirgsvorsprung, der sich als scharfer Keil zwischen die Flüsse Sibegou und Tadschu schiebt, zeigt vorwiegend Melaphyr, Porphyr und Vitrophyr, am Fuße seiner Südseite tritt Obsidian mit prismatischer Teilung hervor.

Hier endete der Fahrweg.

Derfsu Ufala

Am Nachmittag begann das Wetter merklich umzuschlagen. Am Himmel erschienen Gewitterwolken, sie jagten niedrig über die Erde hin und verhüllten die Gipfel der Berge. Das Landschaftsbild hatte sich schnell geändert, das Tal nahm ein finsternes Aussehen an. Die Felsen, die so prächtig schön im Sonnenlichte erschienen waren, zeigten sich jetzt drohend und öde, das Wasser im Flusse war dunkel. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte, ließ die Zelte aufbauen und reichlich Holz für die Nacht bereitlegen.

Nachdem alle Biwakarbeiten beendet waren, baten die Schützen um die Erlaubnis, jagen zu dürfen. Ich riet ihnen, sich nicht weit vom Biwak zu entfernen und zeitig wieder zurückzukommen. Sagurski ging in das Tal des Dinsache, Turtygin den Tadschu aufwärts, ich blieb mit den übrigen Leuten im Lager. Die Sonne mußte wohl hinter dem Horizont versunken sein, denn es wurde plötzlich dunkel. Das Tageslicht kämpfte noch kurze Zeit mit der Dämmerung, aber das abendliche Dunkel behielt bald die Oberhand, bemächtigte sich der Erde, dann auch des Himmelsgewölbes.

Nach einer Stunde kehrte Turljgin zurück und meldete mir, daß er zwei Berst von unserm Lager aus, am Fuße eines felsigen Hügels, das Biwak eines unbekanntem Jägers gefunden habe. Dieser Mensch habe ihn ausgefragt, was wir für Leute wären, wohin wir wollten, ob wir uns lange auf dem Marsche befänden und — als er meinen Namen gehört, habe er eiligst begonnen, sein Bündel zu schnüren. Diese Nachricht machte mich stutzig — wer konnte das nur sein?

Der Schütze setzte noch hinzu, daß es nicht nötig wäre, dort hinzugehen, denn der Unbekannte habe versprochen, selbst zu uns zu kommen.

Eine sonderbare Unruhe bemächtigte sich meiner und zog mich erwartungsvoll dem angekündigten Besucher entgegen. Ich nahm meine Büchse, rief den Hund und machte mich rasch auf den Weg.

So plötzlich vom hellen Feuer fort, erschien mir das abendliche Dunkel noch schwärzer und undurchdringlicher, aber nach wenigen Minuten hatte sich meine Augen daran gewöhnt, und bald konnte ich den Pfad erkennen. Der Mond war soeben aufgestiegen, sein mildes Licht wurde in kurzen Zwischenräumen von den schweren Wolken verdeckt, die eiligst über den Himmel zogen; es erschien, als ob der Mond ihnen entgegeneilte und durch sie hindurchziehe. Alles Leben ringsum war verstummt, nur allein das leise Zirpen der Grillen war noch zu hören.

Als ich mich umwandte, konnte ich das Lagerfeuer nicht mehr sehen. Nachdem ich einige Minuten stehengeblieben war, ging ich weiter vorwärts.

Plötzlich sprang der Hund voraus und schlug eifrig an. Ich hob den Kopf und sah unweit vor mir eine Gestalt.

„Wer da?“ rief ich den Näherkommenden an.

Und als Antwort hörte ich eine bekannte Stimme, die mich freudig überraschte.

„Was für Kerl kommt?“

„Derßu, Derßu!“ schrie ich fröhlich auf und lief dem Ankömmling entgegen.

Falls ein fremder Beobachter in diesem Augenblick zur Stelle gewesen wäre, er hätte gesehen, wie sich zwei Menschen in die Arme fielen, als ob sie zusammen ringen wollten. Verständnislos sprang meine Alpa wütend an Derßu hoch, aber dann erkannte auch sie ihn sofort, und ihr wütendes Bellen verwandelte sich in schmeichelndes Winseln.

„Guten Tag, Kapitän!“ bot mir der Golde, sich aufrichtend, die Hand.

„Wo kommst du her? Wie bist du hierhergeraten? Wo warst du? Wohin willst du?“ überschüttete ich ihn mit Fragen.

Es dauerte eine Weile, bis wir uns beide so weit beruhigt hatten, daß wir vernünftig sprechen konnten.

„Bin nicht lange her zum Taduschu gekommen, hab' gehört, vier Kapitans und zwanzig Soldaten sind in Schimyn (St. Olga), dachte, muß dorthin gehen, heute einen Soldaten gesehen, dann alles gewußt“, erklärte mir Derßu.

Nachdem wir uns vorerst noch eine Weile unterhalten, gingen wir froh und lustig unserm Lager zu. Und wie sollte ich mich denn nicht freuen, Derßu war einer, der mir nahestand.

Nach einigen Minuten kamen wir zum Biwak. Die Soldaten traten beiseite und betrachteten voll Neugier den Golden, den ich ihnen als meinen alten Freund vorstellte.

Derßu war gar nicht verändert noch gealtert. Gekleidet wie früher, trug er seine lederne Jacke und Beinkleider aus gegerbtem Hirschfell, um den Kopf die Binde gewickelt und in der Hand daselbe Verdangewehr, nur die Stütze dazu schien mir neuer. Er hängte seine Büchse an einen Baum und begann mich ebenfalls zu mustern. Nach dem Ausdruck seiner Augen und dem Schmunzeln auf seinen Lippen sah ich, daß auch er mit unserem Zusammentreffen sehr zufrieden war.

Ich ließ neues Holz aufs Feuer legen und Tee bereiten und machte mich daran, den so plötzlich Erschienenen weiter auszufragen, wo er gewesen sei und was er während der drei Jahre gemacht habe.

Derßu erzählte, daß er damals, nachdem er sich in der Nähe des Chanlasees von mir getrennt hatte, zum Flusse Noto vorgedrungen sei, wo er den ganzen Winter über den Zobelfang betrieb. Im Frühjahr war er dann in die Höhen am Ullache gezogen, hatte dort auf Panty gejagt und sich im Sommer nach dem Fudin, zum Berge Sjaenlafa begeben. Chinesen, die dorthin von der Olgaucht kamen, hatten ihm erzählt, daß unsere Abteilung sich am Gestade des Meeres entlang nach Norden gewandt habe — so sei er denn nach dem Taduschu gekommen.

Die Soldaten legten sich zeitig schlafen, ich blieb mit Derßu allein, und wir saßen die ganze Nacht am Feuer.

Ich erinnerte mich daran, wie Derßu am Lefu das erstemal zu uns gekommen war — heute war unser Zusammentreffen wiederum

so ähnlich; ich sah ihn mir nochmals genau an, während er von seinen Wanderungen und Jagderlebnissen erzählte.

Das nächtliche Dämmern näherte sich dem Morgen, die Luft begann zu blauen; man konnte bereits den fahlen Himmel erkennen, den Nebel in den Bergen, den träumenden Wald und den vom Tau gedunkelten Pfad.

Das Lagerfeuer verglomm, die glühenden Kohlen verblassten. In der Natur war eine andere Stimmung zu spüren, der Nebel hob sich höher und höher, und endlich fiel ein feiner, dichter Regen.

Nun war es auch für uns nötig, etwas zu schlafen. Mit einem Gefühle wohliger Sicherheit legte ich mich nieder. Jetzt fürchtete ich gar nichts mehr, weder Chunchusen noch wilde Tiere konnten mich schrecken, weder Schneesturm noch Überschwemmungen mir etwas anhaben, Derssu war mit mir — in diesem Gedanken schlummerte ich ein.

Ich erwachte gegen neun Uhr. Der Regen hatte nachgelassen, aber der Himmel war trübe wie vorher. Bei solchem Wetter ist zwar schlecht marschieren, aber noch ungemütlicher ist es, an einem Fleck stillzusitzen. Der Befehl, die Pferde zu satteln, wurde von allen froh entgegengenommen. Nach einer halben Stunde waren wir bereits auf dem Marsche. Zwischen Derssu und mir herrschte wieder das alte schweigende Einverständnis. Ich wußte ohne viele Worte, daß er mit uns zog, das war vollkommen selbstverständlich, eine andere Entscheidung konnte gar nicht bei ihm aufkommen. Wir kamen auf dem Wege zu dem felsigen Hügel, an dem er gestern gelagert hatte, und dort holte er aus einem Versteck seine Habseligkeiten, die er wie stets in einem Bündel mit sich führte.

Von links hatten wir jetzt den Fluß, von rechts die Flußterrassen von 12 Fuß Höhe. Sie treten besonders hinter dem Dirsache im Tale des Tadschu hervor. Diese Terrassen bestehen aus sehr festem Kalkstein in plattenförmigen Lagerungen.

Den letzten Zufluß des Tadschu bildet der Wangou. An ihm kann man über den Kamm des Sichote-alin nach dem Noto gelangen. Kurz vor seiner Mündung ragen aus dem Tale zwei Felsen hervor. Der eine von links, am Fuße der Terrassen, niedrig, aber sehr malerisch, mit einer nischenartigen Vertiefung, in welcher die Chinesen ein Gebetshäuschen eingebaut haben, der andere rechts, der Mündung des Wangou gerade gegenüber; dieser trägt die Bezeichnung „Tantunlafa“ gleich „Ofenröhrenfelsen“. Hier mündet der kleine Quellbach Tschingousa.

Der Felsen Jantunlaja hat eine Höhe von 110 Meter. In ihm sind viele Grotten und Spalten, in denen wilde Tauben nisten. Auf seinem Gipfel haben die Chinesen ebenfalls einen kleinen Götzentempel aus Steinplatten errichtet.

Die Mansen hegen eine besondere Vorliebe für hochgelegene Stellen. Sie glauben näher bei ihren Göttern zu sein, wenn sie einen Berg besteigen.

Der Pfad führte uns zur Fanse Ludewa, unmittelbar an der Kreuzung der Wege zum Noto und Lifudsin gelegen. Früher beschäftigten sich die Bewohner dieser Fanse mit dem Fang von Hirschen in Fallgruben, woher die Fanse auch ihren Namen hat, in jehiger Zeit dient sie als Posthof.

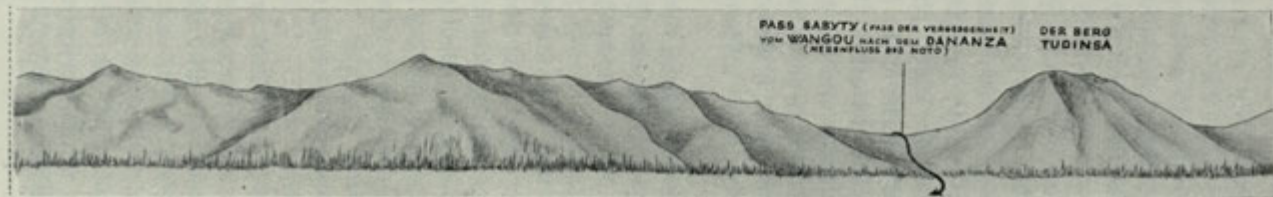
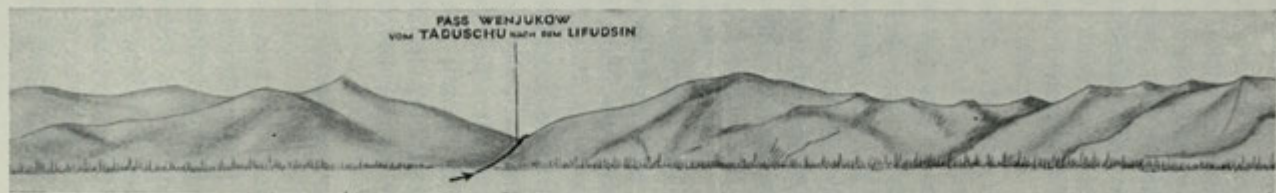
Hier kann man immer durchreisende Chinesen treffen, die vom Meere zum Ussuri ziehen oder umgekehrt. Der Besitzer der Fanse versorgt sie mit Lebensmitteln und Proviant gegen Bezahlung und verdient damit ein schönes Stück Geld.

Die Fanse ist am Fuße einer großen Terrasse gelegen, die hoch aus dem Tale aufragt und den Tadschu gegen die Berge an der rechten Seite zu abdrängt. Die Oberfläche dieser Terrasse ist versumpft und mit Gruppen von mageren Birken bewachsen (*Betula latifolia* Tausch).

Wir zogen an der Fanse vorüber und wandten uns dem Sichtealin zu. Das seit dem Morgen herrschende Wetter klärte sich etwas auf. Der die Berge verhüllende Nebel begann sich zu ballen und stieg höher hinauf. Die schweren Wolkenvorhänge zerrissen, die liebe Sonne blickte hindurch, und die Erde lächelte wieder. Sofort belebte sich ringsum die Natur, von der Fanse her tönte Hahnschrei, die Vögel hüpfen im Grünen umher und Insekten umsummten aufs neue die Blumen.

Im Oberlaufe fließt der Tadschu von Nordwest nach Südost. Seine Quellen bestehen aus folgenden kleinen Gebirgsbächen, von links: dem Jarlgoufa, Ujudensa-Jangou und Satengou, von rechts: dem Besimjanni und Salingou. Hier befindet sich der niedrigste Paßübergang über den Sichtealin. Kleine Hügel mit geglätteten Konturen sowie die stark ausgewaschenen Flußbetten zeugen von früheren großen Denudationsprozessen.

Vom Tadschu aus führen drei Wege über den Sichtealin: zwei zum Noto und einer zum Lifudsin. Der erste beginnt bei der uns bereits bekannten Ludewa-Fanse und führt am Wangou entlang. Dieser Weg wird nur von denjenigen Chinesen benutzt,



Der Gebirgszug des Sichote-alin vom Felsen Jantunlafa aus
an der Mündung des Wangou in den Laduschu

welche die Höhen am Dananza (Nebenfluß des Roto) zum Ziele haben. Der zweite Weg nimmt seinen Anfang bei der Mündung des Flusses Ljudensa. Dieser Pfad führt ein langes Stück auf dem Kamme des Sichote-alin entlang, dann senkt er sich ins Tal des Dunbeiza (nordöstlicher Nebenfluß des Lifudsin) und zieht sich an ihm entlang bis zu dessen Quellen. Unterwegs überschneidet er noch drei Pässe und kommt dann erst am Dananza heraus. Er wird vorzugsweise von denjenigen Fußwanderern begangen, welche an den Unterlauf des Roto gelangen wollen.

Der dritte Weg, welchen auch wir wählten, geht geradeaus am Bache Salingou entlang zum Lifudsin.

Das mandschurische Wort „Sichote-alin“ ist von den Chinesen nach ihrer Ausdrucksweise in „Si-cho-ta-Lin“ (Paß der großen Westflüsse) umgeändert worden. Und in der Tat, nach Westen fließen von der Wasserscheide aus die großen Flüsse: Waku, Zman, Bilin, Chor usw. Die Golden nennen das Gebirge „Ssubgyn“, die Udehesen „Ada-sololi“ und unterscheiden den Westabhang als „Ada-zafani“ und den östlichen als „Ada-namufani“, vom Worte „Namu“, das heißt Meer.

Am Fuße des Gebirgszuges machten wir halt. Getrockneter Fisch mit Salz, einige Scheiben geröstetes Brot und eine Schale heißer Kaffee bildeten das Mittagmahl, das man in der Taiga als sehr gut bezeichnen kann.

Der Aufstieg nach dem Kamme des Sichote-alin war steil. Der Paß selbst stellt eine breite Einsattelung dar, teilweise versumpft und mit den Resten ausgebrannten Waldes bedeckt. Seine absolute Höhe beträgt 1340 Fuß. Man sollte ihm den Namen: „Paß Wenjukow“ geben, denn dieser zog hier als erster im Jahre 1857 hindurch, und erst nach ihm folgten auf dem nunmehr ausgetretenen Pfade auch andere.

„Ewiges Andenken und ewiger Ruhm ihm, dem ersten Erforscher des Ussurgebietes!“

Auf dem Passe selbst steht rechts am Wege ein kleiner Götzentempel aus Latten zusammengefügt. In seinem Innern befand sich auf Bast gemalt ein Bild, chinesische Gottheiten darstellend, vor ihm zwei hölzerne Kästen mit Lichtstümpfen. An der anderen Seite lagen einige Blättchen Tabak und zwei Stückchen Zucker — als Opfer für die Gottheit des Waldes. In einem benachbarten Baum hing ein roter Zeugsegen mit der Aufschrift:

„Schan men tschen bei Si-shi Zi-go woi da ssuai Jsin zsan da-zin

tschenschan-lin“, das heißt: „Dem Herrn und wahren Geiste der Berge (dem Tiger)! In Vorzeiten war er im Reich Zi der Heerführer der Dynastie Da-zin, jetzt behütet er die Wälder und Berge.“

Vom Benjukow-Passe aus hat der Sichote-alin den Charakter eines Berggrates, der sich allmählich gegen Norden zu erhebt (2170 bis 2380 Fuß). Dieser Anstieg ist so wenig für das Auge bemerkbar, daß man auf dem Marsche vollständig vergessen könnte, sich auf einem Gebirgszuge zu befinden, wenn nicht doch die seitwärts liegenden Abhänge an die Höhe der Wasserscheide erinnerten. Stellenweise sind diese Abhänge mit Birkenbüschen und -bäumen bestanden, deren Alter man höchstens auf vierzig Jahre schätzen kann, wahrscheinlich nach einem Waldbrande hier neu gewachsen.

Der Abstieg vom Kamme ist lang und sanft geneigt. Durch das Gras schreitend, stößt man hier und dort auf verbrannte und gestürzte Baumstämme. Gleich hinter dem Passe beginnt eine sumpfige Fläche, mit moosigem Nadelwald bedeckt.

Gegen drei Uhr nachmittags gelangten wir zu der Stelle, an welcher der Lifudsin sich mit dem Dunbeiza vereinigt, und bivallierten auf einer Sandbank.

Der Dunbeiza hat eine Länge von 40 Werst und fließt längs des Sichote-alin. In seinem Oberlaufe bildet er sich aus drei Bergbächen. Erosionspuren trifft man hier bei jedem Schritt, stellenweise sind die Berge derartig abgospült, daß man sie unter dem Baumwuchse kaum erkennt, man hat den Eindruck, als ob man in einer schwach gehügelten, waldbedeckten Niederung geht. Der Wald besteht aus Tannen, Fichten, Kiefern, Birken, Eiben, Ahorn, Lärchen und Erlen. Hier hatte unlängst ein Waldbrand gewüthet, und jetzt war das Tal auf weite Strecken hin eine Brandstätte. Der Weg, welchen die hiesigen Mansen als Verbindung zum Noto benutzen, führt hier hindurch, und an ihm sind in Entfernung von je einem Tagemarsche vier Fansen gelegen, deren Bewohner sich mit Sobelfang und Jagd beschäftigen.

Als wir uns zum Biwal niederließen, war das erste, die Rauchfeuer anzustecken, denn die Mücken waren wieder sehr zahlreich. Dann machten wir uns daran, Holz aus dem Walde zu holen. Die Soldaten wollten eigentlich im Freien übernachten, unter den Mückennehen, aber Derßu riet, die Zelte aufzustellen.

Gegen Abend begann sich das Wetter zu trüben, der Nebel erhob sich und verwandelte sich in Regenwolken. Derßu half den Soldaten bei allen Arbeiten, und sie lernten ihn bald schätzen.

Er wollte eigentlich sein Zeltchen für sich allein aufstellen, aber ich redete ihm zu, mit mir zusammen zu übernachten. Da nahm Derffu ein Beil und lief in den Wald, um Kiefernzweige zu holen. Diese baute er von allen Seiten und von oben derartig um das Zelt, daß sie einen guten Windschutz bildeten.

In der Dämmerung fiel ein kräftiger Regen. Die Mücken waren sofort verschwunden. Nach dem Abendessen legten sich die Soldaten schlafen, ich saß noch lange am Feuer und unterhielt mich mit Derffu. Er erzählte mir von dem Leben der Chinesen am Koto und erwähnte, wie sie ihn betrogen hätten; sie hätten ihm seine Felle abgenommen und fast nichts dafür bezahlt.

Amba

Am anderen Tage war die ganze Umgegend in schweren Nebel eingehüllt, alles erschien grau und düster, es war feucht und kalt.

Während die Leute unsere Habe zusammenpackten und die Pferde damit beluden, ging ich, nachdem wir rasch Tee getrunken und einige Scheiben Brot zu uns gesteckt hatten, mit Derffu voraus. Gewöhnlich verließ ich das Biwak des Morgens eine Stunde früher als die andern.

Unterwegs mit der Aufzeichnung der Marschrouten beschäftigt, bewegte ich mich dabei so langsam vorwärts, daß die Abteilung mich nach etwa zwei Stunden überholte. Zur großen Ruhepause kam ich meist erst dann an den Lagerplatz, wenn die Soldaten bereits gegessen hatten und bereit waren, sich wieder auf den Weg zu machen. So war es auch am Nachmittag, ich ging früher fort und erreichte kaum vor dem Abendessen das Biwak.

Bereits gestern hatte mir Derffu erzählt, daß die Gegend, durch welche wir jetzt kamen, viel von Tigern durchstreift wird; er riet deshalb, sich nicht weit von der Abteilung zu entfernen.

Unser Weg lag am rechten Ufer des Flusses. Verschiedentlich bog der schmale Pfad zur Seite ab und verlor sich so tief im Walde, daß man kaum die Richtung und Lage zum Lifudsin feststellen konnte, dann kamen wir wieder ganz unerwartet an den Fluß heraus, und der Weg führte ein Stück an den Uferhängen entlang.

Wer niemals eine derartige Wildnis wie die ussurische Taiga durchstreift hat, der kann sich schwerlich vorstellen, welches Dickicht

und Gestrüpp sie erfüllt. Auf wenige Schritte voraus ist durch das dichte Laubwerk buchstäblich alles den Blicken entzogen. Häufig kam es vor, daß sich das Wild erst auf die kurze Entfernung von 2 bis 3 Sassen aus seinem Lager erhob — nur das Knacken der Zweige wies die Richtung an, in welcher das Tier flüchtete. Und durch solch dicht verwachsenen Urwald zogen wir nun bereits zwei Tage lang vorwärts.

Das Wetter war uns nicht günstig, ein feiner Regen rieselte die ganze Zeit über, das Gras war naß, auf dem schmalen Pfade standen Pfützen, von den Zweigen fielen einzelne große Tropfen. Im Walde herrschte tiefste Stille, als wäre er völlig ausgestorben. Sogar der Specht und seine Artgenossen waren irgendwohin verschwunden.

„Weiß der Teufel, was das für ein Wetter ist!“ wandte ich mich an meinen Gefährten, „nicht Nebel, nicht Regen — man wird nicht klug daraus; was meinst du, Verissu, wird das Wetter sich aufmuntern oder wird's noch schlechter?“

Der Golde sah sich um und zum Himmel hinauf — schweigend ging er weiter. Nach einigen Minuten blieb er stehen und sagte: „Unsereins so denkt: Erde hier, Berge, Wald, alles so wie Menschen, schwitzen jetzt — horch!“ er lauschte aufmerksam — „wie Menschen atmet alles!“

Dann ging er wieder voraus und ich hörte noch manches von ihm über seine Anschauung der Natur, in der alles lebte — „wie Menschen.“

Es war bereits elf Uhr vormittags. Nach der Zeit zu urteilen, mußte uns die Abteilung längst überholt haben — aber kein Laut, kein Anzeichen war hinter uns aus der Taiga zu vernehmen.

„Wir müssen warten“, sagte ich zu meinem Gefährten.

Schweigend blieb er stehen, nahm seine Verdandbüchse von der Schulter, stellte sie gegen einen Baum, stieß den Stock, der ihm als Gewehrstütze diente, in die Erde und begann seine Pfeife zu suchen.

„Tsu! hab' Pfeifchen verloren“, sagte er ärgerlich. Unschlüssig stand er eine Weile, dann wollte er zurückgehen, um zu suchen. Aber ich riet ihm abzuwarten, in der Hoffnung, daß die Leute, die uns auf dem gleichen Wege folgten, seine Pfeife finden und mitbringen würden.

Wir warteten eine halbe Stunde. Den Alten verlangte ersichtlich sehr danach zu rauchen. Endlich hielt er es nicht mehr aus, nahm sein Gewehr und sagte: „Denke, Pfeife liegt hier nahe — muß zurückgehen!“

Beunruhigt durch das lange Ausbleiben der Abteilung und in der Befürchtung, daß irgendein größeres Hindernis eingetreten sei, ging ich mit Derssu zurück. Der Golde schritt wie gewöhnlich voraus, er wiegte den Kopf hin und her und unterhielt sich halbblaut mit sich selbst.

„Wie konnte Pfeife verlieren, oder bin zu alt geworden, oder Kopf schwach oder was?“

Er beendigte sein Selbstgespräch nicht, brach plötzlich mitten im Worte ab, drehte sich um, kniete auf die Erde nieder und begann etwas zu seinen Füßen aufmerksam zu mustern. Ich ging zu ihm heran, Derssu sah sich nach allen Seiten um und wieder auf die Erde; er hatte ein sonderbar verwirrtes Aussehen angenommen, dann sagte er flüsternd: „Sieh her, Kapitän! — das ist Amba — ist uns nachgelaufen, sehr schlecht, ganz frische Spuren, war gerade hier!“

Tatsächlich — die frischen Abdrücke der großen Katzenpfoten waren deutlich auf dem weichen Erdboden zu erkennen. Als wir hier vor kurzem gegangen, waren diese Spuren noch nicht vorhanden gewesen, dessen konnte ich mich sicher entsinnen, und Derssu hätte sie keinesfalls übersehen. Jetzt nun, als wir kehrt gemacht und denselben Weg zurück der Abteilung entgegengingen, zeigten sich plötzlich diese Spuren. Sie führten in unserer Richtung weiter, augenscheinlich war uns das Raubtier die ganze Zeit über auf den Fersen gefolgt.

„Hier ganz nahe versteckt,“ sagte Derssu und wies mit der Hand nach rechts, „hier lange gewartet, als unsereins dort gestanden und Pfeifchen gesucht, wir zurück — er schnell fortgesprungen, sieh hier, Kapitän — Spuren noch kein Wasser!“

Und wirklich, trotzdem überall auf dem Pfade die Pfützen standen, waren die eingedrückten Spuren der Tigertatze noch nicht einmal mit Wasser gefüllt. Es war kein Zweifel, der schreckliche Räuber hatte soeben noch hier gestanden und sich dann, als er unsere Schritte hörte, in das Dickicht gestürzt und irgendwo im Bruchholz verborgen.

„Ist nicht weit weg, verstehe das gut — warte, Kapitän!“

Einige Minuten standen wir an einer Stelle still in der Hoffnung, daß uns irgendein Geräusch den Standort des Tigers verraten würde. Aber nichts regte sich — und bei der Gewißheit der nahen Gefahr hatte diese Grabesstille etwas besonders Geheimnisvolles und Bedrückendes.

„Kapitan!“ wandte sich Derſſu an mich, „jezt müſſen gut aufpassen — Patronen in deiner Büchse ſind? Müſſen leiſe leiſe gehen, was für Grube, was für Baum an der Erde liegt, müſſen gut anſehen, eilen nicht nötig — das iſt Amba — verſteht du? — Amba!“

Indem er dieſes ſagte, muſterte er ſelbſt jeden Baum und Strauch. So gingen wir ungefähr eine halbe Stunde weiter. Derſſu ſchritt die ganze Zeit voraus und ließ kein Auge vom Wege und der Umgebung.

Endlich drangen Stimmen zu uns — einer der Koſaken ſchimpfte mit den Pferden. Nach einigen Minuten kamen die Leute mit den Laſttieren in Sicht.

Zwei Pferde waren mit Schmuß bedeckt, ſelbſt die Sättel waren mit Lehm beſchmiert. Es erwies ſich, daß beim Durchſchreiten eines Gewäſſers beide Pferde von der Furt abgekommen und in den Sumpf geraten waren. Das war auch der Grund der Verzögerung. Wie ich es mir gedacht, hatten die Schützen Derſſus Pfeife auf dem Wege gefunden und brachten ſie mit.

Ehe wir weiterziehen konnten, mußte das Sattelzeug der Pferde richtig in Ordnung gebracht, die Laſten anders verteilt und die Pferde wenigſtens etwas vom Schmuße geſäubert werden.

Ich wollte eigentlich großen Halt machen laſſen, um Tee zu kochen, aber Derſſu beſtand darauf, daß nur das Notwendigſte erledigt würde und wir weiterzögen. Er ſagte, daß hier unweit im Walde ein Jagdunterſchlupf ſein müßte. Dort beabſichtigte er, zum Biwak halten zu laſſen. Nach kurzem Überlegen war ich einverſtanden.

Die Leute machten ſich daran, den ermatteten Tieren die Traglaſten abzunehmen, während ich mit Derſſu wieder auf dem ſchmalen Wege vorausging.

Raum hatten wir zweihundert Schritt zurückgelegt, als wir wiederum auf Tigerſpuren ſtießen. Das furchtbare Tier war uns abermals gefolgt und ganz wie das erſtemal, als es unſer Näherkommen bemerkt, der Begegnung ausgewichen.

Derſſu ſtuhte, dann wandte er ſich an mich:

„Kapitan! Bißchen warten, unſereins mit Amba ſprechen!“ — Nun blieb er ſtehen, und — das Geſicht dorthin gewandt, wo der Tiger ſich verborgen haben mußte, rief er mit weithin ſchallender Stimme, aus der ernſter Unwillen klang:

„Amba! Was kommſt du hinter uns her — was willſt du, Amba — was fehlt dir? — Unſereins geht ſeinen Weg, ſtört dich nicht, wie

kannst du dich unterstehen, uns nachkommen, ist vielleicht kein Platz in der Taiga?"

Er schwenkte seine Büchse in der Luft, in solcher Erregung hatte ich ihn noch niemals gesehen. Aus seiner Miene sprach die feste Überzeugung, der Tiger habe seine feierliche Rede verstanden. Er erwartete, daß der Gegner entweder die Herausforderung annehmen oder uns in Ruhe lassen und sich einen anderen Platz suchen würde.

Nachdem fünf Minuten in lautloser Stille vergangen, atmete der Alte erleichtert auf, dann zündete er seine Pfeife an und, indem er die Büchse über die Schulter warf, schritt er beruhigt auf dem Pfade weiter. Sein Gesicht hatte wieder den alten gleichmütigen Ausdruck angenommen. Er hatte den Tiger beschämt und ihn veranlaßt, sich zu trollen.

Wir zogen noch eine weitere Stunde durch den Wald. Dann begann sich das Dickicht zu lichten. Vor uns öffnete sich ein weites Feld, vom Wege schräg durchschnitten. Der lange Marsch durch die Taiga hatte uns sehr ermüdet, auch das Auge suchte Ruhe und Abstand. Daher kann man sich vorstellen, wie froh wir den Wald verließen und uns dem freien Felde zuwandten.

„Da ist Kwandagou!“ sagte Derssu. „Bald Jagdhütte finden.“

Die Lichtung, welche wir jetzt durchschritten, war mit den niedrigen Wedeln des Adlerfarnkrautes bedeckt. Hinter dem Walde nach Norden zu zeigten sich durch den Nebel die schwachen Umrisse hoher, waldbedeckter Berge. In der weiten Ebene standen hier und da vereinzelte Bäume, hauptsächlich Ahorn, Eichen und daurische Birken. An der rechten Seite der Lichtung zog sich ein schmaler Sumpf entlang, an dessen Rand Salzmoräste lagen. Dorthin traten nach den Worten Derssus bei Nacht stets Isjubrhirsche und wilde Ziegen heraus, um an den Wasserpflanzen zu naschen und die salzige, schwarze Erde zu belecken.

„Müssen heute auf Jagd!“ sagte Derssu und wies mit seinem Stoc auf den Sumpf.

Gegen drei Uhr nachmittags fanden wir wirklich die kleine Jagdhütte. Sie war aus Kieferrinde von chinesischen Jägern gebaut, derart, daß der Rauch vom Herde innen durch zwei Öffnungen unter dem Giebel-dache heraustrat und den Rücken das Eindringen in den Wohnraum verwehrte. Nahe vor der Hütte floß ein kleiner Bach in einem ziemlich breiten, sumpfigen Grunde. Wir hatten wieder einige Schwierigkeiten mit dem Hindurchbringen der Lasttiere ans andere Ufer zu überwinden, aber schließlich lag auch dieses Hindernis hinter uns.

Inzwischen hatte das unfreundliche Wetter nicht nachgelassen — „die Erde schwißt weiter“, wie Derffu es nannte. Seit dem Morgen schon war der Himmel getrübt. Bisweilen schien es sich etwas aufzuklären, der Nebel erhob sich höher, hier und dort zeigte sich ein Lichtblick, der Regen ließ zeitweilig nach, aber die Feuchtigkeit der Erde hielt an wie vorher.

Ich beschloß, hier zur Nacht zu bleiben. Auch wollte ich sehr gern die Jagd bei den Salzlecken versuchen, umsomehr, als wir längst kein



Jagdhütte bei Awandagou

Fleisch mehr hatten und seit vier Tagen eigentlich fast nur von Hartbrot lebten.

Nach wenigen Minuten herrschte im Bivak das lustige und emsige Treiben, das jedem bekannt ist, dem es einmal beschieden war, längere Zeit in der Wildnis zu hausen und diese eigenartige umherziehende Lebensweise zu führen. Die abgeladenen Pferde wurden freigelassen; sobald sie der Sättel ledig waren, wälzten sie sich zuerst einmal auf der Erde, dann trabten sie, sich schüttelnd, nach der freien Lichtung, um zu weiden.

Für den Fall stärkeren Regens wurden alle Lasten auf einen Haufen gestapelt und mit einer Persenning bedeckt.

Während sich die Leute noch mit den Pferden beschäftigten und die

Sättel ordneten, hatte einer sich schon beeilt, das Lagerfeuer anzuzünden und den Teekessel darüberzuhängen.

Im Bivak zeigte Derissu stets eine bewundernswerte Emsigkeit. Er lief von einem Baume zum anderen, sammelte Rinde ein, schlug Stützen und Stöcke zurecht, stellte das Zelt auf. Dann trodnete er seine und der anderen Kleider und bemühte sich, das Feuer so zu halten, daß man im Innern der Hütte sitzen konnte, ohne daß einem der Qualm in die Augen biß. Ich bewunderte stets, wie sich er alles fertigbekam, wie dieser alte Mann oft verschiedene Vorhaben zugleich erledigte und wie zweckdienlich alle seine Arbeiten waren. Und sein Eifer ließ so leicht nicht nach. Wir hatten es uns schon längst bequem gemacht und ruhten aus. Um sich vor den Mücken zu schützen, hatten sich alle Leute in der Hütte verborgen: Nur einer läuft noch immer eilig zwischen den Bäumen umher, es ist Derissu, der für den nötigen Vorrat an trockenem Brennholz sorgt und Moos heranträgt, um die Spalten und Ritzen in den Wänden unserer Hütte zu verstopfen.

Der Rauch des Herdfeuers stieg nicht in die Höhe, sondern lagerte sich niedrig über der Erde. Auf der Richtung am Bache weideten die Pferde, ihr Rücken glänzte vom Regen.

Es dämmt bereits zeitig im August, besonders an einem trüben Tage. An den Berggipfeln stand der Nebel fest, hier unten in der Niederung zogen seine Schwaden durch die Sträucher und erschienen wie Gespenster.

Nachdem wir schnell Abendbrot gegessen, zog ich mit Derissu auf die Jagd. Unser Weg führte anfangs auf dem gleichen Pfade zurück, den wir zum Bivak gekommen waren, dann quersfeldein zu den Salzlecken am Waldesrande. Eine große Zahl von Spuren der Isjubhirsche und wilden Ziegen waren überall auf der feuchten Wiese zu sehen. Der schwarze Boden in der Nähe der Salzlecken war fast gänzlich von Pflanzenwuchs entblößt. Das niedrige Krüppelholz, das diesen Morast umgab, hatte ein dürftiges, krankhaftes Aussehen. Hier waren einige Stellen besonders stark ausgetreten, es war zu sehen, daß die Isjubri regelmäßig hierher kamen, einzeln und in ganzen Rudeln.

Wir wählten ein geeignetes Plätzchen für den Anstand und begannen zu warten. Ich lehnte mich an einen Baumstumpf und schaute mich um. Die Dunkelheit um die Sträucher und unter den Bäumen nahm schnell zu. Derissu konnte lange nicht zur Ruhe kommen, er brach um sich herum die Zweige ab, um sich ein freies Schussfeld zu schaffen, dann bog er noch eine kleine Birke um, die hinter ihm stand.

Ringsum, auf der Lichtung und im Walde, herrschte tiefstes Schweigen, nur von dem eintönigen Summen der Mücken unterbrochen. Nach dem lauten Lärm des Bivvats legte sich diese Stille wie eine schwere Last auf die Seele. Unwillkürlich geht man ganz in ihr auf, ordnet sich ihr unter, und es scheint, als könnte man nicht mehr die Kraft aufbringen zu einem lauten Wort oder irgendeiner raschen Bewegung.

Um uns herum wurde es immer dunkler, Sträucher und Bäume begannen unbestimmte Formen anzunehmen, sie erschienen wie lebende Wesen, die sich von einer Stelle zur anderen bewegten. Zeitweilig träumte mir, es wären Hirsche; die Phantasie begann zu arbeiten. Ich umspannte die Büchse fester und war schon bereit zu schießen, aber jedesmal, wenn ich auf das gleichmütige, ruhige Gesicht Derffsu neben mir sah, kam ich wieder zur Besinnung. Die Trugbilder verflogen rasch, und die vermeintlichen dunklen Silhouetten der Hirsche wurden wieder zu dem, was sie waren, zu Sträuchern und Bäumen. Derffsu saß völlig unbeweglich, forschend blickte er nach den Sträuchern und erwartete seine Beute. Einmal horchte er plötzlich gespannt auf, leise hob er seine Büchse und begann angestrengt auszuspähen. Schon schlug mein Herz stärker, ich blickte nach derselben Stelle, aber nichts war zu sehen, und alles blieb still. Bald bemerkte ich, daß Derffsu sich wieder beruhigt hatte — auch bei mir legte sich die Spannung.

Nun ward es ganz finster, so finster, daß man selbst auf wenige Schritte weder die schwarze Erde der Salzlecken, noch die dunklen Formen der Bäume erkennen konnte. Unerträglich stachen mich die Mücken am Halse und den Händen. Ich bedeckte das Gesicht mit dem Mückenneß, Derffsu saß ohne Neß und, wie es schien, schenkte er den Stichen gar keine Beachtung.

Plötzlich drang ein Rascheln an mein Ohr. Ich hatte mich nicht getäuscht, das Geräusch schien aus den Sträuchern an der andern Seite der Salzlecken zu kommen, unserm Plaze gerade gegenüber. Ich blickte auf Derffsu, er hatte den Kopf vorgeneigt, und es schien, als wollte er mit seinem ganzen Sehvermögen die Finsternis durchdringen, um die Ursache des Geräusches zu ergründen. Zuweilen wurde das Rascheln stärker und war deutlich zu unterscheiden, dann ließ es wieder nach und verstummte gänzlich. Es war kein Zweifel, irgendetwas näherte sich uns vorsichtig durch die Sträucher. Das mußte ein Isjubr sein. — In meiner Vorstellung sah ich bereits das schlante Tier mit dem schönen, weitverzweigten Geweih. Ich warf

das Netz ab, begann zu lauschen und zu spähen und vergaß gänzlich die Wüden.

Ich suchte mit den Augen den Hirsch, der nach meiner Berechnung kaum mehr als 70 bis 80 Schritt von uns entfernt sein konnte.

Plötzlich tönte ein drohendes Knurren wie ferner Donner durch die Luft: „Rrrrrrrrr . . .“

Derſſu faßte mich an der Hand.

„Der Amba! — Kapitän . . .“ sagte er mit ängstlicher Stimme. Ein beklemmendes Gefühl krampfte mir sofort das Herz zusammen. Ich möchte gern sagen, wie mir zumute wurde, aber ich werde es wohl kaum ausdrücken können. —

Ich fühlte es wie eine schwere Last, eine Art Schwäche, die mir in die Glieder kroch. Die Knie versagten mir, als wären sie mit Blei gefüllt. Diese Empfindung ist wohl jedem bekannt, der in die Lage kommt, sich plötzlich und unerwartet einer großen Gefahr gegenüberzusehen. Aber gleichzeitig drängte sich ein anderes Gefühl in meine Brust, eine Spannung, gemischt aus Neugier, Hochachtung vor dem majestätischen, graufigen Raubtier und leidenschaftlicher Jagdlust.

„Schlecht, unsereins umsonst hierhergekommen — Amba ist ärgerlich — das ist sein Platz!“ sagte Derſſu, und ich weiß nicht, ob er mit sich selbst sprach oder sich an mich wandte. Aber mir schien es, als ob er sich fürchte.

„Rrrrrrrrrrr . . .“ tönte es von neuem durch die stille Nacht.

Plötzlich erhob sich Derſſu von seinem Platze. Ich glaubte, er wolle schießen. Aber um so größer war meine Verwunderung, als ich sah, daß er seine Büchse nicht in den Händen hatte, und als ich die Rede hörte, mit der er sich an den Tiger wandte:

„Gut, Amba — gut! . . . Mußt nicht böse sein, nicht nötig — das hier dein Platz — unsereins hat nicht gewußt, werden gleich andern Platz gehen — noch viel Platz in der Taiga . . . mußt nicht böse sein! . . .“

Der Golde stand da und streckte die Hände gegen das Tier aus. Plötzlich ließ er sich auf die Knie herab, neigte sich zweimal zur Erde und begann halblaut etwas in seiner Sprache zu murmeln. Ein Gefühl des Mitleids für den Alten stieg in mir auf.

Endlich erhob sich Derſſu langsam, trat zu dem Baumstamm zurück und nahm seine Büchse.

„Komm, Kapitän!“ sagte er dann mit Entschiedenheit, und ohne meine Antwort abzuwarten, ging er schnell durch die Gebüſche dem Fußpfade zu. Ich folgte ihm ohne Zögern.

Sein ruhiges Aussehen, die Überzeugung, mit der er furchtlos und ohne sich umzusehen, vorwärtschritt, beruhigte auch mich. Ich hatte das Gefühl, daß der Tiger uns nicht folgte und seinen Überfall auf uns aufgegeben hatte.

Nachdem wir an 200 Schritt gegangen waren, hielt ich an und wollte den Alten überreden, etwas zu warten.

„Nein!“ sagte Derßu, „kann nicht, hab' dir vorher gesagt, werde niemals schießen zusammen mit anderm Jäger auf Amba . . . höre gut darauf — auf Amba schießen, bist mein Kamerad nicht!“ Schweigend schritt er weiter auf dem Pfade. Ich wollte eigentlich allein zurückbleiben, aber ein Gefühl der Beklommenheit erfaßte mich doch, und ich lief, um den Golden einzuholen.

Der Mond ging auf, und sogleich wurde es auch auf der Erde heller. Weit drüben, am anderen Ende der Lichtung, schimmerte unser Lagerfeuerchen, bald schien es zu ersterben, als sei es für eine Zeit erloschen, dann wurde es wieder zu hellem Blinken angefaßt. Den ganzen Weg legten wir schweigend zurück, jeder hing seinen eigenen Gedanken und Erinnerungen nach. Ich bedauerte, den Tiger nicht gesehen zu haben, und sprach auch diesen Gedanken Derßu gegenüber aus.

„Oh nein!“ antwortete mein Gefährte. „Ist schlimm anzusehen, unsereins spricht so: ‚Der niemals den Amba gesehen — ist glücklich, wird immer gut leben.‘“ Derßu holte tief Atem, schwieg ein Weilchen und fuhr fort:

„Schon viele Amba gesehen, mal unnütz einen geschossen — jetzt viel Angst, wird schon irgendwann schlecht kommen!“

Aus seinen Worten klang soviel seelische Erregung, daß er mir wiederum anfang leidzutun und ich das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen versuchte, damit er sich beruhige.

Erst nach einer Stunde gelangten wir zum Bivak. Die Pferde, erschreckt durch unser Näherkommen, sprangen zur Seite und begannen zu schnauben. Um das Feuer herum bewegten sich die Gestalten unserer Leute. Zwei Kosaken kamen uns entgegen.

„Heute haben die Gäule immerfort so eine Angst vor irgendwas,“ sagte der eine, „sie fressen nicht und sehen immer nur nach einer Seite — ob wohl nicht etwa ein Raubtier in der Nähe sein mag?“

Ich befahl den Kosaken, die Pferde anzubinden, noch mehr Feuer anzulegen und einen bewaffneten Posten auszustellen.

Derßu blieb den ganzen Abend über schweigsam. Die Begegnung mit dem Tiger hatte einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Nach

dem Abendessen legte er sich bald zur Ruhe nieder, ich bemerkte aber, daß er lange nicht einschlafen konnte, sich von einer Seite auf die andere wälzte und leise mit sich selbst zu sprechen schien.

Ich erzählte den Leuten, wie es uns ergangen sei. Die Kosaken horchten auf, sie erinnerten sich ihrer eigenen Jagden und Abenteuer im Ussurigebiet und berichteten, was jeder gesehen und erlebt hatte. Unsere Unterhaltung dehnte sich weit bis nach Mitternacht aus.

Endlich forderte die Ermüdung ihr Recht, hier gähnte einer, dort begann ein anderer seine Lagerstätte für die Nacht aufzuschlagen. Nach einigen Minuten lagen alle in der Hütte im tiefen Schlaf. Ringsum herrschte Stille — nur das regelmäßige Atmen der Schläfer war zu hören, dazu das Knistern der brennenden Holzstücke im Lagerfeuer. Vom Felde her drang das Wiehern der Pferde, im Walde rief ein Uhu, und irgendwo, weit, weit in der Ferne, schrie ein Käuzchen.

Der Lifudsin

Raum begann es etwas heller zu werden, als auch die Mücken schon wieder unser Biwak attackierten. An Schlaf war nicht mehr zu denken, und wie auf Kommando erhob sich alles. Die Kosaken beluden rasch die Pferde und, ohne daß wir Tee getrunken, ging es weiter. Mit Sonnenaufgang begann der Nebel sich zu zerteilen, hier und dort schaute der blaue Himmel hindurch.

Von der Mündung des Kwandagou an beginnt der Lifudsin etwas nach Nordwesten abzubiegen. Späterhin wird sein Flußbett gewunden, steile Ufer und Sandbänke stellen sich ein und drängen den Strom bald nach der einen, bald nach der anderen Seite.

Im Tale des Lifudsin wächst großartiger Mischwald. Außer Kiefern, Lärchen, Tannen, Fichten, Ulmen, Eichen, Ahorn, Rußbaum und Korkholz gab es hier noch: die gelbe Birke (*Betula costata* Trautv.) mit gelbgrünen Blättern und gelber, flaumiger Rinde ohne Bastfetzen; eine besondere Art Ahorn (*Acer barbinerve* Max.), ein zweigreicher Baum mit glatter, dunkelgrauer Rinde, mit gelblichen, jungen Zweigen und tiefeingefügten Blättern. Dann die Bergulme (*Ulmus montana* Wither.), ein hoher, schlanker Baum mit weitausgebreiteter Krone und scharfen, rauhen Blättern. Der Hornbaum (*Carpinus cordata* Blume.) mit dunkler Rinde und hängenden

Blütendolden, den Faulbaum (*Prunus maximoviczii* R.) mit zur Erde herabgeneigten Zweigen, welche ein undurchdringliches Dickicht bilden, und endlich den Spindelbaum (*Euonymus macroptera* Rupr.), ein nicht sehr großes Bäumchen mit dünnem Stamm, die Rinde mit weißlichen Warzen bedeckt, die in längslaufenden Reihen stehen, und mit länglichen umgekehrt-ovalen Blättern. Am Flusse und besonders an den feuchten Plätzen, wo mehr Licht und Sonne herrschte, wuchsen: die Ziegenweide (*Salix caprea* L.), halb Strauch, halb Baum, die mandschurische Johannisbeere (*Ribes manshuricum* Kom.) mit dreilappigen, scharfgezähnten Blättern, der Spierstrauch (*Spiraea media* Schmidt.), ein sehr verzweigter Strauch mit schmalen Blättern, der besonders die steinigten Plätze liebt, der Jasmin (*Philadelphus temifolius* Rupr. et Max.), eine Schattenpflanze mit schönen herzförmigen, zugespitzten Blättern und weißen Blüten, und die kletternde *Schizandra chinensis* Baill. mit großen kräftigen Blättern und roten Beeren, überall sich an Bäumen und Sträuchern emporrankend.

Die am Wasser wachsenden Waldbäume sind oftmals mehr geeignet, das Ufergelände zu zerstören als zu befestigen. Ein großer Baum, der vom Wasser unterspült wird, reißt bei seinem Sturz eine riesige Erdmasse mit sich los, zugleich mit den in seiner Nachbarschaft wachsenden kleinen Bäumen. Wie schwimmende Inseln treiben diese Massen dann solange im Wasser weiter, bis sie in einem Nebenarme landen. Sogleich beginnt das Wasser, die Baumleichen mit Sand und Schlamm zu bedecken. Nicht selten trifft man Stromschnellen, die durch den Stamm einer gigantischen Pappel oder Zeder gebildet worden sind. Wenn es solch einem treibenden Baume überhaupt gelingt, zwischen den Felsblöcken und Sandbänken hindurchzukommen, so erreicht er die Flußmündung nur gänzlich kahl und nackt, abgeweht und der Zweige und Rinde entblößt.

Im Mittellaufe fließt der Lijudsin am Fuße der sogenannten „schwarzen Felsen“ entlang. Hier teilt sich der Fluß in mehrere Nebenarme, die einen sumpfigen Grund und schlammige Ufer haben. Infolge der Verstopfung des Hauptstromes kann die Wassermenge auch durch die Nebenarme nicht hindurch und überschwemmt oft den ganzen umliegenden Wald, so daß auch der Verkehr auf dem Fußpfade unterbunden ist. Reisende, die hier zufällig von Regengüssen betroffen werden, müssen sich zwischen den Felsen hindurchquälen und können dabei in einem Tage kaum mehr als drei bis vier Werst zurücklegen.

Gegen Mittag machten wir großen Halt und kochten Tee. Beim Abmarsche von St. Olga hatte mir ein befreundeter Kapitän eine Flasche Rum mit auf den Weg gegeben. Ich hatte diesen Rum als Medizin aufbewahrt und gab davon den Soldaten zum Tee an unwirtlichen Tagen. Jetzt waren nur noch einige Tropfen in der Flasche zurückgeblieben. Um die leere Flasche nicht unnötig mitzutragen, goß ich den letzten Rest in den Teekessel und warf die Flasche seitwärts ins Gras. Hals über Kopf stürzte sich Derßu darauf.

„Wie kann sowas wegwerfen, wo finden in der Taiga andre Flasche dafür?“ rief er aus und machte sein Bündel auf. — Und in der That, mir, dem Städter, erschien eine leere Flasche völlig wertlos, aber für den unzivilisierten Menschen, der nie aus dem Walde herauskam, stellte sie einen sehr nützlichen Gegenstand von großem Werte dar.

Je weiter der Golde sein Felleisen auskramte, desto größer wurde mein Erstaunen. Was war da nicht alles zu finden — ein leerer Mehlsack, zwei alte Hemden, ein Knäuel dünner Riemen, eine Rolle Bindfaden, Bleistücke, eine Schachtel Patronenkugeln, die Zeltbahn, ein Ziegenfell, ein Stück Ziegeltee und einige Tabakblätter, eine leere Konservenbüchse, eine Ahle, ein kleines Handbeil, eine Blechbüchse, Streichhölzer, Birkenbast, einige kleine Büchsen, ein Kännchen, ein kleiner Kessel, ein krummes Messer, wie es die Eingeborenen tragen, Nähzwirn, zwei Nadeln, eine leere Garnrolle, irgendeine Art trocknes Kraut, Wildschweingalle, Bärenzähne und Krallen, Hufstücke vom Moschustier und Luchsknochen auf eine Schnur gereiht, zwei Messingknöpfe und noch eine Menge anderer Kram. — Unter diesen Gegenständen fand ich verschiedene wieder, die ich früher achtlos fortgeworfen hatte, augenscheinlich hatte Derßu sie aufgehoben und mitgenommen.

Nachdem ich mir die Herrlichkeiten besehen, teilte ich sie in zwei Hälften und riet, die gute Hälfte davon wegzuworfen. Derßu flehte mich an und bat, nichts davon anzurühren, und er wies nach, wie er später alles gebrauchen würde. Ich bestand weiter nicht darauf und nahm mir vor, in Zukunft stets erst Derßus Einverständnis dazu einzuholen, bevor ich wieder etwas fortwarf. Als ob er Angst hätte, daß ihm jemand etwas nehmen könnte, packte er eilig sein Bündel wieder zusammen, und besonders die Flasche verbarg er sorgfältig.

Bei den „schwarzen Felsen“ teilte sich der Weg. Ein Pfad führte nach rechts in die Berge mit Umgehung der gefährlichen Stellen, der



Derffu vor einer Fallenstellerhütte

andere nahm seine Richtung irgendwohin durch den Fluß. Derffu, der die Gegend gut kannte, wies auf den rechts führenden Pfad. Nach seinen Angaben lief der andere nur bis an die Jagdfanse Zushungou und endigte dort.

Gleich nach der Ruhepause begann der Aufstieg, der aber nicht ganz bis zum Gipfel führte. Eine Weile weit steigt der Pfad steil den Berg hinan, führt dann aber zurück ins Tal.

Gegen Abend umzog sich der Himmel aufs neue mit Wolken. Ich fürchtete, daß es Regen geben würde, aber Derffu meinte, das seien keine Regenwolken, sondern Nebel, und morgen gäbe es einen sonnigen, sogar heißen Tag. Ich wußte, daß sich sein Vorhersagen stets erfüllten und fragte ihn nach den Anzeichen dafür.

„Verstehe so, denke mir, Luft heute leicht, gar nicht schwer!“ Der Golde holte tief Atem und zeigte auf seine Brust.

Er hatte sich so in die Natur eingelebt, daß er organisch mit seinem ganzen Wesen die Wetterveränderungen voraus spürte, als hätte er dafür noch einen besonderen sechsten Sinn.

Derßu hatte sich wunderbar dem Leben in der Taiga angepaßt. Den Platz zum Nachtlager wählte er sich heute unter einem Baum zwischen zwei großen Wurzeln, so daß er von dem Stamme gegen Wind geschützt war. Als Unterlage benutzte er die Rinde des Korkrindenbaumes. An einem dürren Ast in der Nähe hing er seine Kleider auf, so daß sie nicht von den Flammen des Lagerfeuers erfaßt wurden. Seine Flinte hatte er neben sich, aber sie lag nicht auf der Erde, sondern ruhte auf zwei kleinen Astgabeln, die er in die Erde steckte. Sein Holz brannte stets besser wie das der Soldaten, es sprühte keine Funken und der Rauch vom Lagerfeuer zog zur Seite. Wenn der Wind sich zu drehen begann, richtete er an der Wetterseite einen Schutzhelm auf. Alles war bei ihm an seinem Plage und zur Hand.

Das Verhältnis der Natur zum Menschen ist mitleidslos. Nach kurzem Liebkosen überfällt sie ihn plötzlich, und es ist, als ob sie ihm absichtlich seine Hilflosigkeit klar machen möchte. Regen, Wind, Überschwemmungen, Mückenplage, Sümpfe, Kälte, Schneestürme, Feuersbrünste — das sind ihre Waffen. Der Wanderer sieht sich in der Wildnis überall vor Rätselfragen gestellt und von Hindernissen umgeben. Aber Derßu stand nicht bedingungslos unter der Willkür der Natur, eher konnte man sagen, daß er ganz im Zusammenhange mit ihr war.

Kaum war am nächsten Tage die Sonne aufgegangen, als der Nebel sich zu verteilen begann; nach einer kleinen halben Stunde war am Himmel nicht eine Wolke mehr zu sehen. Der Tau hatte vor Tagesanbruch reichlich Gräser, Sträucher und Bäume durchfeuchtet. Ich war gegen Morgen etwas durchgefroren und stand deshalb früher als die anderen auf. Derßu war nicht im Biwak. Er war auf die Jagd gegangen und kam erst kurz vor unserem Aufbruch wieder zurück. Sogleich machten wir uns nun auf den Weg.

Unterwegs erzählte mir Derßu, daß vor langen Zeiten im Westen des Sichote-alin Golden gewohnt hätten, auf der Ostseite jedoch Udehesen — jetzt aber herrschten nur überall Chinesen. Tatsächlich traf man auch hier vielfach auf die Jagdhütten der Mansen. Man

konnte seinen Marsch derartig einteilen, daß man jedesmal eine Hütte zum Übernachten erreichte.

Nach ungefähr 10 Werst mußten wir nochmals den Fluß durchqueren. Dieser teilt sich hier in eine Menge Nebenarme, zwischen welchen niedrige Inseln liegen, die mit Wald bewachsen sind. Die Schlammficht, Bruchholz, ausgewachsene Stellen und zur Erde umgebogene Sträucher — alles das zeugte von einer kürzlichen großen Überschwemmung.

Plötzlich war der Wald zu Ende, und wir kamen auf die Lichtungen heraus, die von den Chinesen Sjaenlafa genannt werden. Es sind drei Flächen, die erste ist zwei Werst lang, die zweite eine halbe Werst und die dritte, die größte von ihnen, bedeckt einen Platz von sechs Quadratwerst. Diese Lichtungen sind untereinander durch schmale Waldstreifen getrennt. Hier liegt auch der Zusammenfluß des Lifudsin mit dem Sinanza, an welchem entlang wir früher über den Sichotalin nach St. Olga gelangt waren. Der Fluß wendet sich nach seinem Austritt aus dem Walde anfänglich nach links, dann durchschneidet er in der Gegend der großen Lichtung von neuem das Tal und tritt an die Berge zur rechten Seite heran.

Weiter kamen wir diesmal nicht und hielten inmitten eines spärlichen Eichenwaldes an, um am Flußufer zu bivakieren.

Die von einer Erkundung zurückkehrenden Kosaken meldeten, daß sie eine Menge Wildspuren gesichtet hätten, und baten um die Erlaubnis, jagen zu dürfen.

Am Tage halten sich die vierfüßigen Bewohner der Taiga tief im Dickicht verborgen und erheben sich erst vor Anbruch der Dunkelheit von ihren Lagerstätten. Anfänglich streichen sie durch die Waldhänge, wenn sich aber nächtliche Finsternis auf die Erde herniedergesenkt hat, wechseln sie auf die Lichtungen heraus, um zu äßen.

Die Kosaken warteten nicht erst das Einbrechen der Dunkelheit ab und machten sich sofort auf, nachdem sie die Pferde abgeladen und abgezäumt hatten. Im Bivak blieb ich allein mit Verßu zurück.

Ich bemerkte, daß dieser heute den ganzen Tag über recht zerstreut war. Zuweilen setzte er sich abseits und schien angestrengt über etwas nachzudenken, er ließ die Arme hängen und schaute irgenwohin in die Ferne. Auf die Frage, ob er sich krank fühle, schüttelte der Alte verneinend den Kopf, nahm sein Beil zur Hand und begann irgendeine Arbeit, augenscheinlich nur in der Absicht, schwere Gedanken, die ihn bedrückten, zu verscheuchen.

Es vergingen über zwei Stunden, die langgezogenen Schatten der einzeln stehenden Bäume zeigten an, daß die Sonne bereits den Horizont erreicht hatte. Es war wirklich Zeit, auf die Jagd zu gehen. Ich rief Derßu an — er schien darüber zu erschrecken.

„Kapitan!“ sagte er — und aus seiner Stimme klang ein bitrender Ton — „kann heute nicht Jagd gehen, dort“ — er wies mit der Hand in den Wald — „meine Frau und Kinder gestorben!“

Dann erklärte er mir, daß nach der Sitte seines Stammes eine Grabstätte nicht betreten und in ihrer Nähe nicht geschossen, kein Holz gehauen, keine Beeren gesammelt noch Gras gemäht werden darf, um die Ruhe der Toten nicht zu stören.

Ich verstand seine Stimmung und den Grund seines Kummers, und der Alte tat mir leid. Ich sagte ihm, daß auch ich bestimmt nicht auf die Jagd gehen und mit ihm im Biwak bleiben wolle.

In der Dämmerung hörte ich drei Schüsse fallen und freute mich, daß die Jäger weit abseits von der Stelle waren, wo die Gräber lagen.

Als es gänzlich dunkel geworden, kamen die Kosaken und brachten ein Reh mit. Nach dem Abendessen legten wir uns zeitig zur Ruhe nieder. Zweimal erwachte ich nachts und sah Derßu einsam am Feuer sitzen.

Am Morgen meldete man mir, daß der Golde irgendwohin verschwunden sei. Seine Sachen und die Flinte hatte er zurückgelassen, das bedeutete also, daß er bald zurückkommen werde. Ihn erwartend, streifte ich allein im Walde umher und gelangte unversehens an den Fluß. An seinem Ufer fand ich neben einem großen Stein den Alten, er saß unbeweglich und starrte ins Wasser. Als ich ihn anrief und er mir das Gesicht zuwandte, merkte ich, daß er eine schlaflose Nacht hinter sich hatte.

„Hier früher gelebt, hier die Jurte und Schuppen, alles längst verbrannt. — Vater und Mutter früher auch hier gelebt!“

Er sprach nicht zu Ende, erhob sich, und mit der Hand winkend, ging er schweigend nach dem Biwak zurück. Dort war bereits alles zum Ausbruch bereit, und die Kosaken warteten nur auf unsere Rückkehr.

Von der Stelle der Vereinigung der Flüsse Lisudsin und Sinanza aus beginnt der Fudsin. Die Berge an der linken Seite bestehen aus verwittertem Tuff und Quarzporphyr. Der anliegende Teil des Tales ist mit Wald bedeckt, versumpft und von gestürzten Baumstämmen erfüllt. Deshalb geht der Pfad hier bis zur halben Berges-

höhe steil hinauf und senkt sich zwei Werst weiter wieder in das Thal. Bald gelangten wir am Nachmittage zu der uns bekannten Fasse Solaisa. Als wir an den Tassenfassen vorüberkamen, ging Derffu zu den Eingeborenen hinein. Gegen Abend kam er ganz verstört zurück und brachte eine schreckliche Nachricht mit: vor zwei Tagen waren auf den Urteilspruch des Gerichtes der Chinesen hin ein Chinese und ein junger Tase lebendig begraben worden. Diese entsetzliche Strafe hatten sie dafür zu erleiden, daß sie aus Rache ihren Gläubiger ermordet hatten. Die Vollziehung des Urteils hatte im Walde stattgefunden, eine Werst von der letzten Fasse entfernt. Wir liefen mit Derffu nach der bezeichneten Stelle und sahen dort zwei kleine Erdhügel. Auf jedem Grabe war ein Brett aufgestellt, auf welchem mit Tusche die Namen der so Begrabenen geschrieben waren. Die Gerichteten bedurften nicht mehr unserer Hilfe, und was hätten wir auch mit vier Mann inmitten der zahlreichen, gut bewaffneten chineßischen Ansiedlerschaft ausrichten können! —

Ich hatte beabsichtigt, zwei Tage in der Fasse zu bleiben, jezt aber war mir der Aufenthalt hier völlig verleidet. Wir beschloßen, weiterzuziehen und irgendwo im Walde zum Bivak haltzumachen.

Zusammen mit Derffu entwarf ich folgenden Plan: vom Flusse Fudsin nach dem Noto zu gehen, bis zu seinen Quellen hinaufzusteigen, den Sidote-alin zu überqueren und am Wangou entlang wieder nach dem Taduschu zurückzukehren. Derffu kannte diese Gegend sehr gut, deshalb war es nicht nötig, die Chinesen nach den Wegen zu befragen.

Der Marsch am Flusse Noto

Am Morgen des 8. August verließen wir den Fudsin und diesen schrecklichen Platz, wo man die Menschen lebendig begräbt. Von der Fasse Solaisa aus wandten wir uns anfangs den Bergen Sjaenlafa zu, von dort gingen wir geradeaus nach Norden am kleinen Flüsschen Pougou (Thal der Ziegen) entlang. Ein alter Tase hatte sich erboten, uns ein Stückchen zu begleiten. Er ging die ganze Zeit über mit Derffu und erzählte ihm mit halblauter Stimme. In der Folge erfuhr ich, daß sie alte Bekannte waren und daß der Tase sich anschickte, heimlich vom Fudsin weg nach der Meeresgegend überzuziedeln. Als sie sich verabschiedeten, schenkte ihm Derffu als

Zeichen der Freundschaft dieselbe Flasche, die ich am Lifudsin fortgeworfen hatte. Es war interessant zu beobachten, mit welchem zufriedenen Schmunzeln der Tase dieses Geschenk annahm.

Das Tal des Pougou stellt einen ziemlich breiten Grund dar. Gebirgsbäche in großer Zahl fließen von rechts und links in diesen herab. Sanft geneigte Hügel und hohe Bergkanten, die seitlich in das Tal einfallen, sind mit spärlichem Laubwald und Strauchwerk bewachsen. Die Gegend ist außerordentlich reich an Rehwild.

Am Nachmittag fand Derffu einen kleinen Pfad, der uns zum Passe führte, von dichtem Wald eingefaßt. Hier trafen wir viele Dachshöhlen. Einige von ihnen waren alt und verfallen, andere ganz frisch. In verschiedenen Höhlen hatten sich Füchse eingenistet, wie man an den Spuren im Sande erkennen konnte.

Die Abteilung blieb etwas zurück, ich ging voraus, mich mit Derffu unterhaltend. Plötzlich sah ich dreißig Schritt vor uns sich etwas im Gesträuch bewegen. Es erwies sich als ein Dachs (*Meles amurensis*. Schrenki, nach Büchner: *M. anakuma amurensis*), ein naher Verwandter des chinesischen Dachs und im ganzen Gebiete verbreitet. Seine Färbung ist braungrau mit schwarz, die Schnauze um die Augen weißlich mit dunklen Streifen. Der Dachs ist ein Allesfresser und führt ein Einsiedlerleben. Die Chinesen und Eingeborenen beschäftigen sich nicht besonders mit seiner Jagd, erlegen ihn aber, wenn er ihnen vor die Flinte kommt. Sein Fell, von steifen Haaren gebildet, verwenden sie als Überzug für das Gewehr und als Einfassung für Reisesäcke.

Der von mir gesichtete Dachs erhob sich wiederholt auf die Hinterfüße und bemühte sich, etwas zu erreichen, aber was es eigentlich war, konnte ich nicht sehen. Er war derartig mit seiner Sache beschäftigt, daß er uns gar nicht bemerkte. Lange folgten wir seinen Bewegungen mit den Augen, als mir das aber zu langweilig wurde und ich näher trat, sprang das aufgeschreckte Tier zur Seite und entchwand schnell unseren Blicken.

Als wir die Stelle betraten, an der soeben noch der Dachs auf den Hinterpfoten gestanden hatte, begann ich mich umzuschauen. Plötzlich hörte ich Derffu hinter mir rufen, er winkte mit der Hand und gab mir zu verstehen, daß ich schnell zurückkommen sollte. In diesem Augenblick fühlte ich einen starken Schmerz in der Schulter. Als ich nach der schmerzenden Stelle faßte, fing ich dort ein ziemlich großes Insekt, das mich sofort in die Hand stach. Nun erst bemerkte ich an einem Holunderstrauch dicht neben mir ein großes Hornissen-

nest. Ich wandte mich schimpfend zur Flucht, einige von den zornigen Tieren verfolgten mich noch.

„Warte, Kapitän!“ sagte Derssu und nahm das Beil aus dem Felleisen. Nachdem er ein dünnes Bäumchen ausgewählt, schlug er es ab und entfernte auch die Zweige. Dann nahm er Birkenbast und befestigte ihn am Ende des Stodes. Als sich die Hornissen beruhigt hatten, zündete er die Birkenrinde an und legte sie direkt unter das Nest. Sie flammte auf wie brennendes Papier. Und indem er so die Hornissen austräucherte, sagte er: „So! — werdet noch mal unsern Kapitän beißen?“ —

Nachdem er mit den Hornissen fertig war, lief er wieder in den Wald und rupfte eine Art Kraut aus. Nachdem er es auf der Fläche des Beiles zerrieben hatte, legte er es mir auf die schmerzende Stelle, bedeckte es von oben mit einem Stückchen weichen Birkenbastes und umband es mit einem Lappchen. Nach zehn Minuten ließ der Schmerz nach. Ich bat ihn, mir den Namen des Krautes zu nennen. Er lief wieder in den Wald zurück und brachte mir die Pflanze, die sich als mandschurische Waldrebe, auch Brenn- oder Warzenkraut genannt (*Clematis manshurica*. Rupr.) erwies. Derssu sagte, daß dieses Kraut auch bei Schlangenbissen hilft und daß es deshalb auch die Hunde fressen. Es ruft eine reichliche Speichelabsonderung hervor, der Speichel, vermischt mit dem Saft der Pflanze, erweist sich beim Belecken der gebissenen Stellen als wirksames Mittel und paralyisiert die Wirkung des Giftes.

Nachdem der Verband angelegt war, zogen wir weiter. Unser Gespräch drehte sich jetzt um die Hornissen und Wespen. Derssu rechnete sie zu den „schädlichen Kerlen“ und sagte: „Beißen immer von selbst, werde jetzt immer verbrennen!“

Nach zwei Tagen erreichten wir die Wasserscheide. Sowohl der Aufstieg als auch der Abstieg nach der anderen Seite war gleichermaßen steil. Jenseits des Passes gelangten wir sofort zu einem kleinen Pfade, der uns zur Farnse eines chinesischen Zobeljägers führte. Als Derssu die Farnse besah, erklärte er, daß der Besitzer hier einige Tage hintereinander gewesen und erst gestern fortgegangen sei. Ich drückte meine Zweifel dahingehend aus, daß in der Farnse auch ein anderer als der Besitzer selbst, ein Arbeiter oder zufällig Vorbeikommender gewesen sein könnte. Statt einer Antwort wies Derssu auf eine alte fortgeworfene Holzkeule, die unweit der Farnse lag; an ihrer Stelle über dem Herde hing eine neue —

und diese Auswechslung hatte sicher der Besitzer selbst vorgenommen. Wegen diesen Beweis ließ sich nicht viel einwenden.

Gegen Abend gelang es uns, den Fluß Noto zu erreichen. Seine Quellflüsse entspringen um den Schnittpunkt des 45. Breiten- und 135. Längengrades herum. In dieser Gegend entspringt auch der Waku sowie alle linken oberen Zuflüsse des Iman.

Der Fluß Noto (udehesisch: Nyntu) hat eine Länge von etwa 100 Werst. Er bildet sich aus dem Zusammenflusse des Dabeiza und Dananza, deren Namen auf die Richtung ihres Laufes hinweisen. Der erste kommt von Norden, der zweite von Süden her. Der Ort ihrer Vereinigung liegt auf der Grenze, bis zu welcher die freien Ebenen und Ackerbausiedlungen heranreichen und an der das Waldgebiet aufhört. Am Dabeiza aufwärts kann man zum Oberlauf des Waku gelangen und weiterhin zu der Jägersiedlung Sidatum am Iman.

Die Höhen des Noto zählt man zu den verrufensten Plätzen des ganzen Ussurgebietes. Die Chinesen, die hier in der Taiga verstreut leben, sind weder Jäger noch Landbauern zu nennen. Hier ziehen sich die ganzen zweifelhaften Elemente der Manschenbevölkerung zusammen, die auf leichten Erwerb ausgehen und auch vor Raub und Mord nicht zurückschrecken.

Das Tal des unteren Noto zeigt sich als Fortsetzung des Dananzatales. Von rechts nimmt der Noto den Sebutschar auf und fließt, der Richtung dieses Flusses sich anpassend, nach Süden. Unweit seines Eintritts in den Ullache wendet er sich wieder nach Südwesten. Zur Geologie des Bassins des Noto ist zu sagen, daß dieser mit seinen Nebenflüssen ein System tektonischer Täler bildet, die beinahe im rechten Winkel mit den Denudationstälern des Durchbruchs zusammentreffen. Die ersten stellen gerade verlaufende Täler dar, eng und tief zwischen den Bergen gelegen und sich nach der Ebene zu verbreiternd, die zweiten sind ausgebrochen und bestehen aus ganzen Reihen von Kesselbildungen, so daß man zwischen ihnen schwer überblicken kann, wohin der Fluß sich wendet. Diese Talkessel sind unter sich durch enge Schluchten verbunden. Gewöhnlich beschreibt der Fluß an diesen Stellen Krümmungen, infolgedessen ist man oft leicht geneigt, die Nebenflüsse mit dem Hauptstrome zu verwechseln. Der Fehler klärt sich nur auf, wenn man dicht am Flusse selbst steht.

Der Noto ist reich an Stromschnellen und ein Befahren des Flusses wird für gefährlich gehalten. Im Unterlaufe hat er eine Breite von

etwa 30 Saßhen, bei 3 Fuß Tiefe und einer Strömung von 8 Werst in der Stunde bei geringem Wasserstand. In den Regenperioden überfluten die von den Bergen stürzenden Wasser die Ufer und bilden im Unterlaufe große Überschwemmungen.

In der Nähe trafen wir auf verlassene Eingeborenenjurten und alte zerfallene Sommerhütten. Verssu erzählte mir, daß noch vor wenigen Jahren am Roto Udehesen gelebt haben, 4 Männer, 2 Frauen und 3 Kinder, aber die Chinesen haben sie nach dem



Udehesische Sommerjurten aus Birkenrinde

Walde verdrängt. Jetzt jagen im ganzen Tale des Roto nur Mansen und beschäftigen sich hier mit dem Zobelfang.

Am anderen Tage zogen wir am Dananza entlang, der eine Länge von ungefähr 50 Werst besitzt.

Hier wachsen viele Eiben in den Wäldern (*Taxus cuspidata*. S et Z.). Einige dieser Bäume erreichen eine Höhe von 10 Saßhen und einen Umfang von $3\frac{1}{2}$ Fuß in Brusthöhe.

Zehn Werst vor dem Paßübergang teilt sich der Weg, ein Pfad wendet sich nach Osten, der andere nach Süden. Auf dem östlichen kann man an den Dinsache gelangen, der südliche führt an den Wangou (Nebenfluß des Tadschu). Wir wählten diesen; es ist ein

Fußweg, der viele Windungen macht und oft den Fluß von einem Ufer zum andern durchquert.

Auf dem Marsche sah Derffu stets aufmerksam vor sich hin. Ohne etwas Besonderes zu suchen, tat er das aus alter Gewohnheit. Einmal hob er vom Boden ein kleines Stäbchen auf. An ihm fand er die Spuren eines Eingeborenenmessers, die Schnittstelle war längst gedunkelt.

Die verfallenen Jurten, Azthiebe an den Bäumen, Asche an den Stellen, wo früher die Schuppen gestanden und dieses geschnigte Holzstäbchen zeugten davon, daß die Udehesen noch vor einem Jahre hier gewohnt hatten.

In der Dämmerung machten wir halt auf einer Sandbank, in der zweifelhaften Hoffnung, daß uns auf dem freien Plage am Wasser die Mücken nicht so zusehen würden. Das Rehfleisch ging zu Ende, wir mußten noch frisches Fleisch herbeischaffen. Ich beschloß, mit Derffu auf die Jagd zu gehen. Wir machten aus, daß ich von der Einmündung des nächsten Bächleins am Fluß aufwärts und Derffu am Bache entlang in die Berge gehen sollte.

Die ussurische Taiga belebt sich zweimal am Tage, früh vor Tagesanbruch und abends bei Sonnenuntergang.

Als wir das Bivak verließen, stand die Sonne bereits tief am Horizont. Die goldenen Strahlen drangen zwischen den Stämmen hindurch bis in die geheimsten Winkel der Taiga. In diesen Minuten war der Wald wunderbar schön. Es war, als ob die gewaltigen Federn mit ihrem dunklen Geäst den Jungwald unter sich zudecken wollten. Riesige, knotig verzweigte Pappeln, denen man gut ein Alter von dreihundert Jahren geben konnte, schienen an Kraft und Mächtigkeit mit den ehrwürdigen Eichen zu wetteifern, mit ihnen vereint standen weitausladende Linden und hochstämmige Ulmen. Dahinter sah man die knorrigen Stämme der Schwarzpappeln, dann Schwarzbirken, Tannen und Fichten, Korkbäume, gelben Ahorn und noch viele andere Baumarten. Weiterhin war nichts zu erkennen, dort verbarg sich alles in den Gebüsch des Holunders und Faulbeerbaumes.

Fast plötzlich begann es im Walde zu dunkeln. Die Sonnenstrahlen beleuchteten nur noch die Gipfel der Berge und die Wolken am Himmel. Das von diesen reflektierte Licht erhellte noch einige Zeit lang sanft die Erde, bis es ebenfalls nach und nach verschwand. Das Leben der Vogelwelt verstummte, dafür wurde es jetzt unter den größeren Vierfüßlern lebendig.

An mein Ohr drang ein scharrendes Geräusch, und bald sah ich auch den Urheber des Lärms. Es war ein waschbärartiger Hund (*Nycterutes procyonoides* Gray.) ein Tier, das eine Zwischenstufe von Hund, Marder und Waschbär bildet. Sein Körper hat eine Länge von $2\frac{1}{2}$ Fuß und wird von niedrigen Beinen getragen, der Kopf ist zugespitzt und die Behaarung lang und locker, wodurch das Tier größer erscheint.

Der Waschbärhund bewohnt fast das ganze Uffurigebiet, besonders in seiner westlichen und südlichen Hälfte, und hält sich vorwiegend in den Tälern in der Nähe der Flüsse auf. Er ist ein ziemlich ungemüthliches Tier, führt größtenteils ein nächtliches Leben und ist sehr gefräßig. Man kann ihn als Allesfresser bezeichnen, er verschmäht pflanzliche Nahrung ebensowenig wie Nas, seine bevorzugten Leckerbissen bilden aber Fische und Mäuse. Wenn er im Sommer reichlich Nahrung gefunden hat, verbringt der Waschbärhund die kalten Monate im Winterschlaf.

Das Tier einige Minuten mit den Augen verfolgend, ging ich weiter. Nach einer halben Stunde war die Sonne untergegangen. Der westliche Himmel färbte sich zart grünlich, dann gelblich, orange und ging allmählich ins Dunkelrote über. Langsam vollzog die Erde ihre Umdrehung, und es schien, als ob sie von der Sonne fort der Nacht zueilte.

Plötzlich hörte ich das Knacken der trockenen Zweige und gleich darauf ein Grunzen. Ich erstarrte in Unbeweglichkeit. Aus dem in Dunkel gehüllten Dickicht lösten sich zwei graue Massen. Ich erkannte zwei Wildschweine, die zum Flusse wechselten. Nach dem gemächlichen Weiterziehen der Schweine zu urtheilen, hatten sie mich nicht bemerkt. Ich zielte auf das kleinere von beiden. Plötzlich stieß das größere Stück einen scharfen Laut aus, und gleichzeitig drückte ich los. Das Echo fing den Schall des Schusses auf und trug ihn weit durch den Wald. Ich glaubte gefehlt zu haben und wollte schon vorwärts gehen, sah aber in diesem Augenblick das verwundete Tier, das sich von der Erde erhob. Ich schoß ein zweites Mal, das Tier wühlte mit dem Gebrech im Gras, erhob sich aber nochmals. Nun erhielt es einen dritten Schuß, es fiel um und lag bewegungslos da. Ich trat heran und sah, daß es eine Bache von mittlerer Größe war, von ungefähr acht Pud Gewicht. Um das Wildbret nicht verderben zu lassen, weidete ich es aus und wollte schon ins Bivak zurückkehren, um die Leute zu holen, als ich wiederum ein Geräusch hörte. Diesmal war es Derjssu selbst. Er war auf meine Schüsse herbei-

gekommen, und ich wunderte mich, als er schon von weitem fragte, was ich erlegt hätte — ich konnte doch auch gefehlt haben.

„Nein,“ lachte er, „unserer versteht gut, du hast was getroffen.“ Als ich ihn fragte, woher er das so bestimmt wisse, sagte er, daß er es an den Pausen zwischen den einzelnen Schüssen erkannt hätte. Mit einem einzigen Schuß ist selten ein Tier zu erlegen, gewöhnlich sind dazu zwei bis drei Schüsse nötig. Falls ich nur einmal geschossen, so wäre daraus zu schließen gewesen, daß ich gefehlt habe. Drei schnell aufeinanderfolgende Schüsse sprächen dafür, daß das Wild sich zur Flucht gewandt und die Schüsse auf der Verfolgung abgegeben wurden. Aber Schüsse mit ungleich verteilten Zwischenpausen erweisen, daß der Jäger das Tier verwundet und es erlegt hat.

Wir beschloßen, das Wildschwein bis zum Tagesanbruch an Ort und Stelle liegenzulassen, wir wollten nur Leber, Herz und Nieren mit uns nehmen. Dann zündeten wir neben dem Wildbret ein Feuer an und gingen zurück.

Es war bereits gänzlich dunkel, als wir im Biwak ankamen. Das Licht des Lagerfeuers spiegelte sich im Flusse in einem hellen Bande, das sich hin und her bewegte, abriß und von neuem am gegenüberliegenden Ufer auftauchte. Vom Biwak her tönten Arzthiebe und das Schwagen und Lachen der Leute. Die aufgestellten Mückenetze, von innen vom Feuer erleuchtet, erschienen wie riesige Laternen. Die Kosaken hatten meine Schüsse gehört und erwarteten die Jagdbeute. Die mitgebrachten Wildbretteile wurden sofort zum Abendessen zubereitet, dann tranken wir uns satt an Tee und legten uns schlafen. Nur eine Wache blieb auf, um auf die Pferde zu achten, die in der Nähe weideten.

Am 11. August setzten wir unseren Weg am Dananza weiter fort. Hier stehen noch hohe Zedern im Überfluß. Aber weiter dem Sichote-alin zu verschwindet der hochstämmige Wald mehr und mehr, und an seine Stelle tritt geringerer, bis endlich im Quellgebiete nur noch flechtenbewachsene Tannen (*Picea ajanensis* Fisch.), Lärchen (*Larix sibirica* Lob.) und Fichten (*Abies nephrolepis* Max.) wachsen. Die Wurzeln der Bäume dringen nicht tief in die Erde ein, sondern verbreiten sich mehr an der Oberfläche, von oben nur schwach mit Moos bedeckt. Deshalb sind diese Bäume nicht langlebig und stehen nicht fest. Baumwuchs im Alter von ungefähr zwanzig Jahren kann von der Kraft eines Menschen leicht aus der Erde gerissen werden. Das Absterben der Bäume beginnt vom Wipfel aus. Zuweilen bleiben die abgestorbenen Bäume noch lange auf der Wurzel stehen, aber

es bedarf nur eines geringen Anstoßes, um sie stürzen und in Stücke zerschellen zu lassen. Beim Besteigen steiler Höhen, besonders mit einer Traglast auf dem Rücken, ist immer besondere Vorsicht nötig. Die Bäume, die man als Halt benutzen will, sind vorher immer recht genau zu mustern. Ganz abgesehen davon, daß man beim Umstürzen eines solchen mürrchen Gesellen leicht das Gleichgewicht verliert, können einem die stürzenden Splitter des trockenen Stammes auch Verletzungen zufügen. Auch bei den Birken verfäult der Holzteil eher als die Rinde, beim Umstürzen zerfällt der Stamm zu Staub, und an der Erde bleibt nur die leere Rindenumhüllung liegen.

Solche Wälder sind stets sehr öde. Nirgends finden sich Tierspuren, weder Vögel sind zu sehen noch Insektensummen zu hören. Die Baumstämme zeigen in ihrer Gesamtheit eine gleichmäßige braungraue Färbung. Hier gibt es auch kein Unterholz, sogar Farnkraut und Niedgras fehlen. Wohin man blickt, überall nur Moose und Flechten, unter den Füßen, auf den Steinen und vor allem an den Zweigen der Bäume. Ein melancholischer Zug durchweht solche Wälder, in ihnen herrscht dauernd leblose Stille, nur von dem gleichmäßigen Pfeifen des Windes in den Wipfeln der toten Bäume unterbrochen. Und in diesem klagenden Tone liegt etwas Quälendes und Mahnendes — auch die Eingeborenen empfinden das Unheimliche dieser Plätze und betrachten sie als den Aufenthalt böser Geister.

Gegen Abend gelangten wir bis fast an den Paßübergang und hielten Rast in den Vorbergen des Sichote-alin. Diesmal ließ ich die Kosaken auf Erkundung der Umgegend ziehen und blieb allein mit Derßu im Biwak. Schnell stellten wir einfache Zelte auf, hängten den Teetessel über das Feuer und warteten auf die Rückkehr der Leute. Derßu rauchte schweigend sein Pfeifchen, und ich vervollständigte mein Tagebuch.

Die Übergangsstunde vom frohen, lärmenden Tage zur geheimnisvollen Nacht stimmt uns oft ernst und nachdenklich. Mit dem raschen Entteilen des alles verklärenden Sonnenlichts wird es zu dieser Zeit düster und unbehaglich im Walde. — Heute erschien uns die Umgebung ganz besonders trübe und traurig, ringsum herrschte drückende Stille, aus der öden Tiefe des Waldes drangen unbestimmte Töne hervor, wie tiefes Stöhnen. — Von wo mögen sie kommen — es scheint, als ob die Taiga selbst atmet und seufzt.

Ich ließ die Arbeit ruhen und gab mich unter dem Einflusse der

Umgebung ganz der Stimmung hin, bis mich Derſſu aus meinem Bärten weckte:

„Hier ſchlecht für unſereins ſchlafen“, ſagte er.

„Warum?“ fragte ich ihn.

Schweigend wies er mit der Hand auf die Rebelschwaden, die aus den Bergen kamen und geſpenſtergleich durch den Wald zogen.

„Ihr, Kapitan, verſteht nicht,“ fuhr er fort, „das auch Menſchen!“

Weiter entnahm ich ſeinen Worten, daß es die Geiſter derjenigen wären, die ſich im Walde verirrt hatten und vor Hunger umgekommen waren. Jetzt irrten ihre Seelen durch die Taiga in dieſen Gegenden, die ſelten eines Menſchen Fuß betrat.

Plötzlich ſtuzte Derſſu: „Hörſt du, Kapitan?“ ſagte er leiſe.

Ich lauſchte — von der dem Jagdbereiche der Koſaken entgegengeſetzten Seite her kamen unbeſtimmte, ſonderbare Töne, als ob jemand einen Baum fällt — dann wurde es wieder ſtill. Zehn Minuten vergingen, und wieder drang ein neuer Ton zu uns herüber, faſt wie das Klirren von Ketten und Eiſenplatten, aber ſehr weit entfernt. Plötzlich dröhnte ein ſtarker, dumpfer Schall durch den Wald, es mußte ein Baum geſtürzt ſein.

„Er, er!“ murmelte Derſſu ängſtlich, und ich begriff, daß er von dem Geiſte eines Verirrten und Toten ſprach. Dann ſprang er auf die Füße und ſchrie etwas in ſeiner Sprache laut in den Wald. Ich fragte ihn, was das bedeute.

„Hab' klein wenig geſchimpft,“ antwortete er, „hab' geſagt, unſereins nur eine Nacht hier ſchlafen, morgen weiterziehen.“

Nun kehrten die Koſaken von ihrer Erkundung zurück. Erlegt hatten ſie nichts, aber ihr lautes Reden und Lachen verſcheuchte den Spul aus unſerer Nähe. — die nächtlichen Laute wurden nicht mehr gehört, und die Nacht verging ruhig.

Am anderen Tage erwachte ich vor Sonnenaufgang und machte mich ſofort daran, die verſchlafenen Koſaken zu wecken. Die aufgehende Sonne fand uns bereits auf dem Marſche.

Der Aufſtieg von der Seite des Dananza her war lang hingezogen und allmählich anſteigend, der Abſtieg nach der Meereseite zu ſteil abfallend. Der Paß ſelbſt bildet eine ziemlich tiefe Einſenkung, mit Nadelwald bedeckt, und liegt in einer Höhe von 2740 Fuß. Ich benannte ihn „Sabytn“ gleich „Paß der Vergessenheit“.

Links von der Einſattelung erhob ſich ein hoher Berg mit flacher Kuppe, der von den hieſigen Chineſen „Tudinja“ genannt wird. Die Koſaken in der Gegend zurücklaſſend, wo ſie unſere Rückkehr erwarten

sollten, machte ich mich mit Derjju zusammen an die Besteigung des Berges. Der Weg war anfänglich bequem, wurde aber nach dem steilen Gipfel zu immer beschwerlicher.

Zweifellos bildet der Berg Tudinsa den höchsten Punkt in dieser Gegend. Sein Gipfel wird von einer kleinen Platte gebildet, mit Gras bewachsen und an den Rändern mit niedrigen Erlen und Birken bestanden. Nach den hypsometrischen Messungen beträgt die Höhe des Berges 4160 Fuß.

Oben eröffnete sich uns eine großartige Aussicht nach allen Seiten hin. Das Land unter uns entrollte sich in einem schönen Panorama und erschien mit seinen schlummernden Wäldern wie ein Meer, die Berge wie riesige versteinerte Wellen. Die nächsten Gipfel hatten wunderliche Formen, über ihnen türmten sich wieder andere, deren Umrisse vom Dunst eines bläulichen Nebels verschleiert waren, weiterhin am Horizont vermischten sich die Formen der Berge mit den Wolkengebilden.

Der Berg Tudinsa befindet sich genau im Winkelpunkte eines Knicks, den der Sichote-alin hier nach dem Meere zu beschreibt, um sich dann wieder nach Nordost zu wenden. Von hier oben aus konnte ich mich gut in der Verteilung der Berglagen und der Stromrichtung der Flüsse zurechtfinden. Dem Westen zu fließt der Lifudsin und der Koto, nach Nordost der Tjütiche, nach Osten* der Dunsache und nach Südosten der Wangou.

Nachdem wir uns Tee an einem kleinen Feuer bereitet und uns gestärkt hatten, stiegen wir wieder zur Einsattelung hinab. Der Abstieg erwies sich stellenweise viel beschwerlicher als der Aufstieg; wir mußten uns sehr in acht nehmen, um auf den moosigen, glatten Steinen nicht auszugleiten und den Abhang hinunterzustürzen.

Die Besteigung des Tudinsa hatte den ganzen Tag in Anspruch genommen. Als wir den Sattel wieder erreichten, war es bereits spät. Unmittelbar am Passe stand ein Göztempelchen. Die Kosaken hatten darin chinesisches Kandiszucker gefunden, der als Opfergabe niedergelegt war — jetzt saßen sie beim Tee und fühlten sich recht wohl dabei.

Auch hier, ähnlich wie am Waifudin, überrascht den Beobachter beim Überschreiten des Sichote-alin der Unterschied im Pflanzenwuchs. Hinter der Wasserscheide gerieten wir sofort in Laubwald; das Nadelholz und Moos blieben hinter uns.

Wir bivakkierten in der Nähe der Wangouquellen, bei der chinesischen Fallenstellerfanse Sozogoufa. Vor dem Dunkelwerden nahm

ich die Blüthe und machte mich zu einer Erkundung auf. Langsam ging ich vorwärts, oft stillstehend und lauschend. Wild traf ich hier oben nicht — nur einen Raben belauschte ich, der mir durch seine besondere Größe auffiel. Er saß auf einem Baume, und es schien, als ob er ein Selbstgespräch mit sich führte. Die Stimme der Raben ist recht modulationsfähig — ich unterschied neun verschiedene Tonstufen — sie besteht aus teilweise ganz sonderbaren Lauten, und man kann sagen, daß sie angenehm für das Ohr klingt. Als der Vogel mich bemerkte, erschrak er, erhob sich leicht von seinem Plage und flog weiter. In einer Baumspalte zwischen der Rinde und dem Holze fand ich das Nest eines Baumläufers und bemerkte dann auch diesen selbst. Das graue, lebhaftes Vögelchen kletterte am Baume hin und her und untersuchte mit seinem langen, dünnen Schnabel die Rinde. Bisweilen bewegte es sich so, daß es mit dem Kopfe nach unten hing und sich mit den Krallen am Zweige festhielt. Neben ihm hüpfen zwei amurische Spechte. Sie zwitscherten leise und musterten eingehend jeden Riß in der Baumrinde. Mit ihrem kegelförmigen Schnabel arbeiteten sie wie mit einem Meißel, wobei sie die Schläge nicht geradezu, sondern seitlich, bald von der einen, bald von der anderen Seite her, ausführten.

Auf dem Rückwege erlegte ich drei Rebhühner, die uns zum Abendessen willkommen waren.

Eine Unglücksstelle

Bei Tagesanbruch, es war der 12. August, weckte mich Derffu, als die Kosaken noch schliefen. Ich nahm das Hypsometer mit mir, um nochmals den Sichote-alin zu ersteigen, da ich die Absicht hatte, die Höhe auch an der anderen Seite der Einsattelung zu vermessen.

Soweit ich mich darüber aufklären konnte, zieht sich der Sichote-alin hier in der Richtung nach Südwest. Er hat sanft geneigte Abhänge zum Dananza hin und steile zum Flusse Laduschu. An einer Seite waren nur Moos, Flechten und Nadelwald zu finden, an der anderen gemischter Laubwald, von Leben erfüllt.

Als wir zur Ganse zurückkehrten, war die Abtheilung fertig zum Abbrücken. Schützen und Kosaken hatten gefrühstückt und Tee bereitet und erwarteten unsere Rückkehr. Nachdem auch wir gegessen hatten, ließ ich die Pferde satteln und ging selbst mit Derffu auf dem Pfade voraus.

Der Wangou hat hier das Aussehen eines reißenden Gebirgsbaches; er ist fast 20 Werst lang und fließt zwischen Felsen und Längstälern, die mit vorzüglichem Hochwald bedeckt sind. Auf dieser Strecke nimmt er fünf kleine Nebenflüsse in sich auf, drei von links: Tudinsa, Sjaoza und Sjawangoul, und zwei von rechts: Tasiäa und Sjaosäa.

Leider ist der Wangou nicht schiffbar, denn sein Flußbett ist mit Sandbänken und Treibholz versetzt.

Bei der Mündung des ersten Nebenflüsschens machten wir halt, um die Lasttiere zu erwarten. Derßu setzte sich am Ufer des Flüsschens nieder und begann sein Schuhzeug zu wechseln, während ich langsam weiterging. Der Pfad beschreibt hier einen Bogen; als ich mich nach einer Weile umwandte, sah ich Derßu noch am Ufer sitzen, er winkte mir mit der Hand, daß ich nicht auf ihn warten sollte.

Raum war ich auf eine Waldlichtung herausgetreten, als ich plötzlich auf Schwarzwild stieß, aber nicht zum Schuß kam. Ich merkte mir die Richtung, in der die Wildschweine verschwunden waren, und lief ihnen nach, um ihnen den Weg abzuschneiden. Tatsächlich hatte ich sie nach einigen Minuten wieder eingeholt. Durch das Dickicht sah ich etwas huschen. Den Augenblick wählend, wo dieser dunkle Fleck stillstand, legte ich an und schoß. Sofort hörte ich vor mir einen menschlichen Schrei und darauf schmerzliches Stöhnen. Ein wahnsinniger Schreck durchfuhr mich — ich begriff, daß ich einen Menschen getroffen hatte und stürzte durch das Gestrüpp zu der Unglücksstelle hin. Das, was ich dort sah, traf mich wie ein Schlag vor den Kopf — vor mir auf der Erde lag Derßu.

„Derßu, Derßu!“ rief ich mit einer Stimme, die mir selbst fremd klang, und warf mich über ihn.

Er stützte sich mit der Linken auf die Erde und, sich etwas auf den Ellbogen stützend, bedeckte er mit der Rechten seine Augen. Ich zupfte ihn leise und fragte ihn hastig und voller Angst, wo ihn die Kugel getroffen hätte.

„Rücken tut weh“, sagte er.

Eiligst entfernte ich seine Oberkleider — seine Jacke und das Hemd waren durchlöchert. Endlich hatte ich ihn entkleidet, ein Ruf der Erleichterung kam aus meiner Brust — ein Einschuß war nirgends zu sehen, nur am rechten Schulterblatt hatte die Kugel die Haut gestreift. Rings um diese Stelle war ein Blutsleck von der Größe einer Kinderhand. Jetzt merkte ich erst, wie ich selbst zitterte, als wäre ich im Fieber. Ich beschrieb Derßu die Art seiner Verwundung, und sogleich beruhigte er sich, und als er meine Auf-

regung gewährte, versuchte er mich zu beruhigen: „Nitschewo, Kapitän, du keine Schuld, war hinter dir, konntest nicht wissen, daß vor dich gelaufen.“

Ich hob ihn auf und begann ihn auszufragen, wie es passieren konnte, daß er zwischen mich und die Wildschweine geraten war. Es erwies sich, daß er diese gleichzeitig mit mir bemerkt hatte. Im Jagdeifer war er aufgesprungen und den Schwarzköden nachgeeilt. Da ich mich nun auf dem Bogen des Weges befand, die Wildschweine aber geradeaus liefen, so war er ihnen gefolgt und hatte mich überholt. Da er sich dabei in gebückter Haltung durch das Dickicht bewegte, hatte ich ihn für ein Wild gehalten und danach geschossen. Die Kugel hatte seine Jacke zerfetzt und den Rücken gestreift, worauf er zur Erde gestürzt war.

Nach zehn Minuten erreichte uns die Abteilung. Vorerst rieb ich nun die Stelle um die Wunde sorgfältig mit Jodtinktur ein, dann ließ ich einen Gaul freimachen und die Traglast auf die anderen Tiere verteilen. In den freien Sattel hoben wir Derßu, und fort ging es von diesem verwünschten Orte.

Nachmittags fanden wir nahe der Stelle, an welcher der Bangu gleichzeitig drei Nebenflüsse in sich aufnimmt, wiederum eine Jägerfanse. Weiterzugehen war nicht möglich, Derßu hatte Kopfschmerzen, und die Wunde brannte. Ich beschloß, hier zur Nacht zu bleiben, wir trugen den Verwundeten vorsichtig in die Fanse und legten ihn auf den Rang. Ich gab mir selbst alle Mühe um ihn und legte ihm zuerst heiße Umschläge auf den Rücken, zu welchem Zwecke ein Rückennetz zerteilt wurde. Gegen Abend fühlte sich Derßu etwas besser und schlief ein. Dafür konnte ich aber keine Ruhe finden. — Der Gedanke, daß ich auf einen Menschen geschossen, der mir einst das Leben gerettet hatte, war mir furchtbar, und ich konnte nicht davon loskommen. Ich verfluchte den heutigen Tag, die Wildschweine und die ganze Jägerei! Wenn ich um einen Zentimeter mehr nach links gehalten, wenn meine Hand etwas gezittert hätte — dann wäre Derßu jezt tot. Während der ganzen Nacht konnte ich nicht einschlafen, im Geiste sah ich immer vor mir den Wald, die Wildschweine, hörte meinen verhängnisvollen Schuß und Derßus Schrei, sah ihn unter dem Strauche liegen. Von Angst gepeinigt sprang ich auf vom Rang und ging mehrere Male an die frische Luft. Ich gab mir alle Mühe, mich selbst zu beruhigen, ich machte mir klar, daß so alles noch gnädig abgelaufen sei, daß Derßu lebt und sich hier bei mir befindet — aber alles half nichts. Dann schürte ich das Feuer

auf und versuchte zu lesen, doch bald merkte ich, daß ich nicht faßte, was da geschrieben stand, und stets wieder ein anderes Bild vor Augen hatte.

Endlich begann es zu tagen. Der diensthabende Schütze erwachte und machte sich daran, das Frühstück zu bereiten, und ich half dabei.

Am Morgen ging es Derssu besser, er begann zu gehen, klagte aber immer noch über Kopfschmerzen und Schwäche. Der Schmerz im Rücken hatte nachgelassen. Ich ließ dem Kranken wieder ein Pferd satteln, und um neun Uhr morgens setzten wir uns in Bewegung.

Im Unterlaufe ist der Wangou etwas sumpfig. Hier und dort zeigen sich freie Stellen mit fruchtbarem Boden, von Haselnußsträuchern, Lespedeza, Schilfrohr und Berman bewachsen. Ungefähr fünf Werst vor der Mündung tritt von links in den Wangou ein kleiner Quellsbach, von den Chinesen „Talasagou“ gleich „Tal des großen Felsen“ genannt. Dieser Fels besteht aus einem verwitterten Gestein, welches unter der Einwirkung der Sonne und des Regens eine weißliche, lockere Masse absondert, ähnlich wie Ton. Nach den Angaben der Tassen halten sich hier im Sommer zur Zeit der Panty stets viele Isjubrhirsche auf. Sie nagen mit einer besonderen Eier an dieser Masse herum. Bei näherer Besichtigung des Felsens waren an ihm in der Tat unzählige Spuren von den Zähnen der Hirsche zu bemerken. Von einer Seite war bereits so viel von seiner Masse abgenagt, daß sich eine Vertiefung von zwei Fuß gebildet hatte.

Nah dem Felsen befand sich ein Gangzaun (chinesisch: „Ludewa“), welcher den Tieren den Zutritt zum Wasser versperre. Dieser Zaun war teils aus Bruchholz, teils aus frischem Holz hergestellt. Mittels Pfählen und Baumstämmen war er derartig befestigt, daß ihn die Tiere nicht umstürzen konnten. Hier und dort waren Durchgänge freigelassen, und in diesen lagen tiefe Fallgruben, von oben künstlich mit Zweigen und Laub bedeckt. Nachts ziehen die Hirsche zur Tränke, treffen auf den Zaun, versuchen ihn zu umgehen und geraten in die Gruben. Solche Gangzäune ziehen sich bisweilen über 50 Werst entlang und haben bis 200 Fallgruben.

Die Ludewa am Flusse Wangou war verlassen. Es war zu sehen, daß die Chinesen sich lange nicht mehr darum gekümmert hatten. In einer der Gruben fanden wir einen Isjubr. Das arme Tier war vielleicht vor drei Tagen dort hineingeraten. Wir hielten an und berieten darüber, wie der Hirsch zu retten sei. Einer der Soldaten wollte in die Grube hinabsteigen, aber Derssu riet, das nicht zu tun. Der Hirsch konnte sich vor Angst auf den Jäger stürzen und ihm

zumindest die Füße brechen. Nun beschloßen wir, den Hirsch mit Fangschlingen herauszuziehen, und so wurde es auch gemacht. In zwei Schlingen, die wir auf den Boden der Grube warfen, geriet der Hirsch mit den Füßen, die dritte warfen wir ihm über den Kopf, und nun zogen wir ihn schnell heraus. Es schien, als hätten wir ihn erwürgt, aber kaum waren die Schlingen abgenommen, als der Hirsch sofort die Augen bewegte. Sobald er sich etwas verschnauft hatte, erhob er sich auf die Läufe und schwankte zur Seite. Aber ehe er noch den Wald erreicht hatte, gewahrte er den Bach, und ohne uns weiter zu beachten, begann er gierig zu saufen.

Derßu schimpfte fürchterlich auf die Chinesen, daß sie die Ludewa verlassen hätten, ohne sich darum zu kümmern und die Gruben wieder mit Erde zuzuschütten. Nach einer Stunde gelangten wir zu der uns bekannten Ludewafanse. Derßu war wieder gänzlich hergestellt, worüber ich mich unfäglich freute. Er wollte selbst gehen, um das Wildgatter zu zerstören, aber ich riet ihm, zurückzubleiben und sich noch bis morgen auszuruhen.

Nach dem Essen trieb ich alle Chinesen zusammen zur Arbeit und befahl den Kosaken, streng darauf zu achten, daß alle Gruben zugeschüttet würden.

Gegen fünf Uhr nachmittags schlug das Wetter um, vom Meere her zog Nebel auf, und es zeigten sich plötzlich Regenwolken am Himmel. In der Dämmerung kamen die Kosaken zurück und meldeten, daß sie in drei Gruben noch zwei tote Hirsche und ein lebendes Reh gefunden hätten.

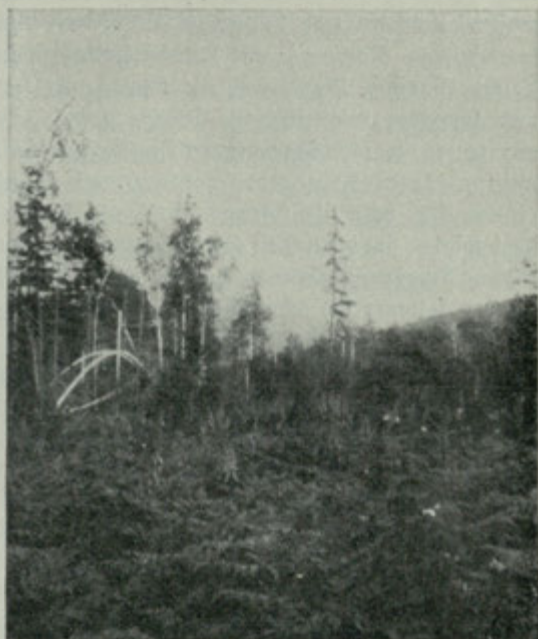
Den ganzen nächsten Tag über blieben wir an dieser Stelle. Das Wetter war veränderlich, mehr regnerisch und trübe. Die Leute wuschen ihre Wäsche, besserten die Kleider aus und reinigten ihre Waffen. Am Nachmittage hörten wir regelmäßige Schüsse. Damit gaben uns Granatman und Merßlakow das Signal ihrer Rückkehr. Es war ein frohes Wiedersehen, und sogleich begannen die Gespräche und Fragen darüber von einem zum andern, wo jeder gewesen und was er gesehen hätte. Diese Unterhaltung währte bis tief in die Nacht hinein.

Am 14. August waren wir zur Fortsetzung des Marsches bereit. Jetzt beabsichtigte ich, den Fluß Dinsache aufwärts zu ziehen und in das Bassin des Tjütiche hinabzusteigen, während Granatman und Merßlakow es übernommen hatten, einen anderen Weg am Wandagou zu verfolgen. Dieser Fluß tritt in den Tjütiche von rechts, unweit von dessen Mündung in das Meer.

Am 15. August, vormittags neun Uhr, trennten sich unsere beiden Abteilungen, um jede ihren Weg fortzusetzen.

Der dichte Nebel, der bisher in den Tälern gelegen hatte, begann sich plötzlich zu erheben. Zuerst wurden die unteren Teile der Berge frei, dann die Abhänge und Einsattlungen. Als der Nebel die Gipfel erreicht hatte, breitete er sich dort wie ein Tisch Tuch aus und blieb unbeweglich liegen. Es schien, als ob es jeden Augenblick regnen wollte, aber die uns günstigeren Naturkräfte behielten die Oberhand — tagsüber blieb es bewölkt, aber trocken.

Der Fluß Dinsache hat eine Länge von 45 Werst. Die Hauptrichtung seines Laufes geht von Norden nach Süden, dann wendet er sich scharf nach Westen ab und fließt einige Zeit parallel zum Laduschu, bis er



In der Taiga. Im Hintergrund eine Bärenfalle

sich in diesen ergießt. Der hohe Vorsprung des Gebirgskammes, der sich hier wie ein Keil zwischen die beiden Flüsse schiebt, besteht aus trachytischem Tuff, Felsit in plattförmigen Lagerungen und grünem vererzten Quarzit. Der Wald ist in den Bergen dürrig. Es wachsen hier weiße und schwarze Birken, Ahorn, Eichen und Linden.

Chinesen und Eingeborene, welche an den Fluß Dinsache gelangen wollen, übersteigen geradeswegs diesen Bergwall, wodurch die Entfernung bedeutend abgekürzt und Zeit gewonnen wird. Der Dinsache fällt rechtwinklig in den Laduschu ein, nachdem er sich drei Werst vor dem Zusammenflusse wieder nach Süden gewandt hat.

Anfänglich ziehen sich auf einer Strecke von 10 Werst im Tale des Dinsache freie Flächen hin, untereinander durch kleine Waldstücke getrennt, dann beginnt der dichte Wald, ebenso prächtig wie am Lifudsin. Hier fand ich zum ersten Male die japanische Birke (*Betula japonica*, H. Winke.) mit dreieckigen Blättern, welche südlich vom Taduschu häufiger vorkommen soll; dann den Spindelbaum (*Euonymus pauciflora*, Max.) mit kleinen Blüten, fransenartigen Zweigen und fahlen Blättern; den Aprikosenbaum (*Prunus manshurica*, Koehne.) mit kleinen Früchten und die Maximowitschirsche (*Prunus Maximoviczii*, Rupr.), welche stets einzeln wächst und schwarze ungenießbare Früchte trägt. An anderer Stelle bemerkte ich die niedrigwachsende Faulweide (*Salix vagans*, Anderss.) mit schwach herabhängenden Blättern, und die aschgraue Weide (*Salix cinera*, L.), bald als Strauch, bald als Baum wachsend. Hier und dort zeigten sich vereinzelt Sträucher der Maximowitsch-Johannisbeere (*Ribes Maximoviczianum*, Kom.) mit schönem Laubwerk und kleinen Beeren, seltener die ochotische Alpenrebe (*Atragene ochotensis* Pal.) mit feinen zugespitzten Blättern.

Einige Bäume setzten durch ihre Größe geradezu in Erstaunen. Die ausgemessenen Stämme ergaben an Umfang in Brusthöhe folgende Ziffern: Jeder 9 Fuß 8 Zoll, Fichte 4 Fuß 9 Zoll, Tanne 9 Fuß 1 Zoll, Pappel 7 Fuß 9 Zoll, weiße Birke 7 Fuß 7 Zoll, Pappel 5 Fuß 2 Zoll, Uferweide 8 Fuß 6 Zoll, Korkbaum 3 Fuß 2 Zoll.

Der Fluß Dinsache windet sich hurtig durch das Tal. An einigen Stellen ist er sehr seicht, fließt zwischen Sandbänken und hat viele Stromschnellen, stellenweise bildet er tiefe Gruben. Sein Wasser besitzt infolge irgendwelcher mineralischer Beimischungen eine schöne Opalfarbe.

Mit jedem Tage nahm das Müdenungeziefer mehr und mehr ab, wodurch das Arbeiten im Freien sehr erleichtert wurde.

Als erster großer Nebenfluß des Dinsache kommt von rechts der Rancheja. An ihm entlang erreicht man den Wangou. Wir legten an diesem Tage nur eine verhältnismäßig kurze Strecke zurück und hielten unser Nachtlager im dichten Walde bei einer verlassenen Fallenspielfanse.

Als es dunkelte, trug der Wind von neuem vom Meere her Nebel heran. Der Wasserdampf war so stark kondensiert, daß die Feuchtigkeit der Luft sich unmittelbar auf der Erde in Form eines feinen Reifes niederschlug. Durch den dichten Nebel konnte man auf wenige Schritte nichts mehr erkennen. Auf den Nebelwänden zeigten sich

wie auf einer gespannten Leinwand die Schatten der Leute. Diese Schatten liefen radial, nahmen gigantische Maße und Formen an und hüpfen von einer Seite zur andern.

Bei solcher Feuchtigkeit sieht man nicht gern lange am Feuer herum. Nach dem Abendessen krochen sofort alle unter die Mückenneze und legten sich schlafen.

Bei Sonnenaufgang verteilte sich der Nebel. Wie gewöhnlich wartete ich mit Verssu nicht ab, bis die Pferde gefattelt waren, sondern wir gingen auf dem Fußpfade voraus.

Die jungfräuliche Ueberührtheit der Taiga lockt geheimnisvoll in ihre dämmernden Tiefen, und gleichzeitig erschreckt sie durch ihre spröde Unzugänglichkeit. — Je weiter wir kamen, desto dichter wurde der Wald. In freier Entwicklung ihrer Kräfte waren hier die Vertreter aller Laub- und Nadel-Baumarten der mandschurischen Flora angewachsen. Wenn diese alten Riesen sprechen könnten, sie wüßten wohl vieles zu erzählen, dessen Zeugen sie seit zweihundert und dreihundert Jahren hier gewesen waren.

Bis in die innersten Tiefen der Taiga einzudringen, gelingt wohl kaum einem Menschen, dazu ist sie zu riesenhaft. Der Wanderer sieht sich ununterbrochen dem Kampfe mit dem Pflanzenelement gegenüber. Viele Geheimnisse und Wunder birgt die Taiga in sich und hütet sie eifersüchtig vor den Menschen. Sie scheint düster, schweigsam und tot — das ist der erste Eindruck. Wem es aber gelang, den Bann, der sie umgibt, zu durchbrechen und sich mit ihrer Eigenart vertraut zu machen, der erkennt ihre Schönheit, er ist wie mit Zauberkraft von ihren Reizen gefesselt und wird die Sehnsucht nach ihr stets im Herzen tragen.

Tot erscheint die Taiga nur von außen, in Wirklichkeit ist sie von Leben erfüllt.

Ich schlenderte mit Verssu ohne Eile weiter und beobachtete die Vögel: Im Dickicht des Unterholzes flühten einzeln hier und dort die geschäftigen Beutelmeisen umher. Auch konnte man hin und wieder an den Bäumen die kleinen ussurischen Spechte erblicken. Von diesen fällt besonders der Grünspecht auf, mit seinem goldfarbigen Kopfe. Eifrig hämmert er die Bäume an und fürchtet nicht die Annäherung der Menschen.

An anderer Stelle scharkten im Laube einige dunkle Drosseln. Nebenbei auf den Zweigen lärmten zwei ussurische Holzhäher — Spottvögel. Einmal scheuchten wir einen Baumfalken auf. Über

dem Wasser schwebten die Libellen. Hinter einer solchen jagte eine asiatische Bachstelze her, um sie im Fluge zu erhaschen, aber diese entschlüpfte gewandt ihrer Verfolgerin.

Plötzlich schrie alarmierend irgendwo abseits ein Rußhäger — Verssu machte ein Zeichen stehenzubleiben.

„Warte, Kapitän,“ sagte er, „kommt hierher.“

Und wirklich, die Schreie näherten sich. Es war kein Zweifel, daß dieser wachsame Vogel jemanden durch den Wald begleitete. Nach fünf Minuten trat aus dem Walde ein Mann auf den Pfad heraus. Als er uns sah, blieb er stehen wie eingegraben, sein Antlitz drückte ängstliche Überraschung aus.

Ich erkannte sofort in ihm einen chinesischen Shenschenjucher. Geleidet war er in eine Hemdbluse und Beinkleider von dunkelblauem Kattun, dazu trug er lederne Sandalenschuhe und auf seinem Kopfe einen kegelförmigen Basthut. Born hatte er über der Kleidung eine geölte Schürze als Schutz gegen den Tau, hinten war am Gürtel ein Dachfell befestigt, welches ihm erlaubte, sich auf jedem feuchten Baumstamme niederzusetzen, ohne seine Kleider naß zu machen. Am Gürtel hing ihm ein Messer, ein Knochenstäbchen zum Ausgraben der Shenschenwurzeln und ein Säckchen mit Stahl und Feuerstein. In der Hand hielt der Chinese einen langen Stab zum Durchwühlen des Grases und Laubes vor seinen Füßen, irgendwelche Waffen trug er nicht bei sich.

Verssu rief ihm zu, daß er sich nicht fürchten möge, näher zu kommen. Er war ein Mann von ungefähr fünfundfünfzig Jahren und stark ergraut. Gesicht und Hände waren derart gebräunt, daß sie eine rötlich-olivbraune Farbe angenommen hatten.

Als der Chinese sich überzeugt hatte, daß wir ihm nichts Böses zufügen wollten, setzte er sich auf einen Steinblock, langte aus seiner Tasche einen Lappen hervor und trocknete sich damit den Schweiß vom Gesicht. Die ganze Gestalt des Alten drückte völlige Erschöpfung aus.

Das also war ein Shenschenjucher. — In seiner Art ein Einsiedler, der in die Berge gezogen und sich gänzlich unter den Schutz der Waldgeister gestellt hatte.

Durch Ausfragen erfuhren wir, daß er in den Berghöhen des Dinsache seine Hütte hatte. Auf der Suche nach dem wundertätigen Kraute entfernte er sich oft so weit von seiner Hütte, daß er ganze Wochen hindurch nicht dorthin zurückkam.

Er erzählte uns, wie wir seine Behausung finden könnten, und bat uns, dort bei ihm zu bleiben. Nachdem er ein Weilchen ausgeruht, verabschiedete sich der Alte von uns, nahm seinen Stab und ging weiter. Ich folgte ihm lange mit den Augen. Einmal bückte er sich zur Erde nieder, nahm ein Stückchen Moos und legte es auf einen Baumstamm. An einer andern Stelle drehte er eine Schleife in den Zweig eines Faulbaumstrauches. Es waren dies festgesetzte Zeichen, sie bedeuteten, daß der Platz bereits abgesehen sei und ein anderer Shenschenfucher hier nichts mehr zu tun hätte. Ein guter Sinn steckt in dieser Sitte, es wird dadurch verhindert, daß verschiedene Sucher ein und dieselben Stellen durchforschen und unnütz ihre Zeit vertun. Nach wenigen Minuten war der Alte unsern Blicken entschwunden, und auch wir zogen weiter.

Gegen Mittag hatten wir die Hälfte des Weges vom Tadaschu zum Passe zurückgelegt, gegen Abend gelangten wir an den Udagou, den obersten Nebenfluß des Dinsache. Dort fanden wir wirklich eine kleine Fanse, einer Eingeborenenjurte ähnelnd, mit einem Giebeldach, das sich unvermittelt auf die Erde stützte. Zwei Fenster, an der Türseite gelegen, waren mit Papier beklebt, das zerrissen und aufs neue mit Fegen verklebt war. Hier waren nicht mal Geräte für den Tierfang zu finden, dafür gab es Spaten, Schabeisen, kleine Schaufeln, Bastkörbchen verschiedener Größe und Knochenstäbchen zum Ausgraben des Shenschen.

Ungefähr fünfzig Schritt von der Fanse stand ein kleines Gebetshäuschen mit folgender Aufschrift: „Tschan schan lin wan si shi Chan tschao tshi go sjan sjan sjo shen sjan Fu Lu Men“, das heißt: „Dem in den Wäldern und Bergen lebenden Fürsten (dem Tiger)! Im Altertum hat er während der Chan-Dynastie das Kaiserreich gerettet — jetzt ist er der Geist, der den Menschen Glück bringt!“

Im Oberlauf besteht der Dinsache aus zwei Flüssen gleicher Größe: Siza und Tunza. Der erste führt an den Noto, der zweite an den Tjütiche, wohin wir ebenfalls unseren Weg richteten.

Von der Fanse des Shenschenfuchers ging ein kleiner Weg ab, der sich aber bald im Dickicht verlor, so daß wir wieder den ganzen Tag über geradeaus durch den Wald ziehen mußten. Das Tal des Dinsache verengt sich nach und nach wie alle tektonischen Täler. Im oberen Teile ist der Grund des Tales mit Schutt bedeckt, woraus man schließen kann, daß es in der Regenzeit vom Wasser überflutet wird. Der Bergrücken, der als Wasserscheide zwischen dem Dinsachetale und dem Tjütiche dient, stellt einen der Gebirgsausläufer des

Sichote-alin dar und besitz eine mittlere Höhe von 3320 Fuß. Der Ramm der Wasserscheide ist gleichförmig eben, ohne hervorragende Gipfel und tiefere Einsattelungen und besteht aus kaolifertem Quarzporphyr mit Einschluß von Feldspat-Kristallen.

Rückkehr zum Meere

Hinter dem Passe dem Wasserlaufe nach Osten folgend, kamen wir gegen vier Uhr an den Fluß Insalasangou (Tal der Silberfelsen) heraus. Dieser Fluß ist der größte und dem Meere zunächst gelegene Nebenfluß des Tjütiche.

Im Oberlaufe besteht der Insalasangou ebenfalls aus einem Siza und Tunza, von denen jeder wieder von einer Anzahl kleiner Bäche gebildet wird. An diesem Tage gelangten wir bis zur Stelle ihrer Vereinigung und blieben zum Bivakieren im dichten Walde.

Hier gab es viele Malmen, eine Forellenart (*Salvelinus alpinus malma*, Walb). Wir fingen sie in den kleinen Bächen einfach mit den Händen und ließen sie uns täglich zum Frühstück und zum Abendessen zubereiten. Dieses kleine Fischchen ist besonders im transsibirischen Gebiet verbreitet. Die Eingeborenen sagen, daß im Westen vom Sichote-alin die Lenok-Forelle (*Brachymystax lenok*. Pall) vorherrscht, die sich auf der Ostseite überhaupt nicht findet.

Die Schützen befaßten sich mit dem Fischfang, ich nahm die Büchse und machte mich zu einer Erkundung in die Berge auf. Nachdem ich bis zur Dämmerung umhergestreift und nichts als ein Rebhuhn erlegt hatte, kehrte ich zum Flußufer zurück.

Plötzlich hörte ich Geräusche, als ob etwas im Wasser plätscherte. Vorsichtig zum Abhang vorgehend, sah ich nach unten und gewahrte zwei Waschbärhunde. Sie waren derart mit dem Fischfang beschäftigt, daß sie meine Nähe gar nicht bemerkten. Mit den Vorderpfoten standen sie im Wasser und bemühten sich, die vorüberfließenden Fischchen mit den Zähnen zu erhaschen. Lange beobachtete ich die Tiere. Zuweilen drehten sie sich plötzlich nach hinten um, stürzten sich auf einige Wasserpißmäuse und machten sich daran, hastig die Erde aufzukrahen. Aber als dann eins der Tiere den Kopf hob und aufmerksam nach meiner Seite herüberäugte, stieß es einen eigentümlichen Laut aus, ähnlich einem Klaffen. Darauf verschwanden beide Waschbärhunde eiligst im Kraute und zeigten sich nicht mehr am Flußufer.

Im Bivak fand ich alles versammelt. Nach dem Abendessen beschäftigten wir uns noch eine Stunde lang jeder mit seiner Arbeit. Dann wurde noch Tee getrunken, und jeder legte sich schlafen, wo er für sich das beste Plätzchen fand.

Am nächsten Tage setzten wir unsern Marsch am Flusse Insalasagou weiter fort. Das Tal dieses Flusses verengert sich in seinem mittleren Theile, dann wird es wieder breiter. Die Berge an der rechten Seite sind steil und felsig. Hier haben die Chinesen in den Schluchten silber- und bleihaltige Adern gefunden, wovon das Tal auch seine jetzige Bezeichnung hat.

Das Tal des Insalasagou ist zumeist von Wald entblößt; da aber die Sohle steinig ist, so ist das Gebiet ungeeignet für Ackerbau.

Auf der ganzen Strecke nimmt der Fluß nur zwei Nebenflüsse in sich auf, beide von der rechten Seite. Es sind dies die beiden Gebirgsbäche: Tamtschafegou und Pantchangou. Von der Stelle ihres Zusammenflusses aus beginnt ein Pfad, von Tafenjägern und chinesischen Zobelgängern angelegt. Unterwegs bemerkte ich, daß an einigen Stellen die Erde zerstampft und aufgewühlt war. Ich glaubte, daß das von den Wildschweinen herrühre, aber Derffu wies auf verschiedene entwurzelte Bäumchen, die ihrer Rinde und Blätter beraubt waren, und sagte: „Bald anfängt schreien.“

Aus seinen Erklärungen entnahm ich, daß die Isjubrirsche, sobald die frischen Geweihe, die Panty, fest werden, sich bemühen, den Bast davon abzuschleuern, wozu sie sich gern kleine Bäumchen aussuchen. Der nächste Hirsch, der an solch eine Stelle kommt, wittert, was hier vor sich gegangen ist, er beginnt sich zu erregen, scharrt die Erde mit seinen Schalen auf und bearbeitet nun seinerseits den jungen Baum. Er legt das Geweih.

Der Insalasagou fließt in den Tjütiche, fünf Werst vor dessen Einmündung, in das Meer.

Der untere Teil des Tjütichetales stellt drei breite Kessel dar. An seiner linken Seite breiten sich Chinesensansen aus.

Zwei Werst vor der Mündung beginnt der Fluß zu versumpfen. Sandbänke und Tümpel stehenden Wassers zwischen ihnen zeigen die Stelle an, bis zu welcher früher das Meer heranreichte.

Zu dem Anwachsen des trockenen Landes haben verschiedene Faktoren beigetragen: Das Zurückweichen der Uferlinie, die Anschwemmungen des Flusses und die Meeresbrandung.

Naher der Meeresbucht selbst wendet der Fluß sich plötzlich nach links und fließt am Ufer des Meeres entlang, von diesem nur durch

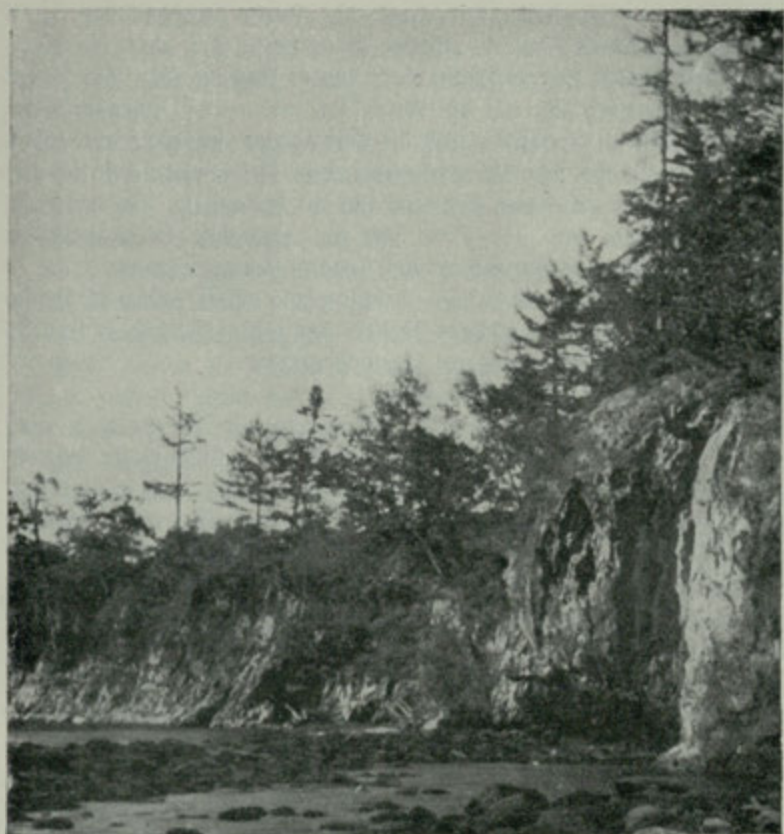
einen Sandstreifen getrennt. Früher befand sich die Tjütiemündung in der Nähe der nördlichen Landzunge. Während einer Überschwemmung im Jahre 1904 durchbrach der Fluß seinen Damm und floß geradeaus in die Bucht. Sobald in der alten Flußbette die Strömung schwächer wurde, versetzte das Meer die Mündung mit Sand. So bildete sich ein toter Wasserarm, der sich infolge der Versandung bald in Sumpf verwandelte. Der langgestreckte See, der zwischen den Sandwällen eine Werst vom Meere ab zurückblieb, war wahrscheinlich die tiefste Stelle der Bucht. Heutigentags ist dieser See beinahe ganz mit Kraut überwuchert.

Auf dem Sumpffee schwammen Enten in großer Zahl. Der Jagd wegen blieb ich mit Derßu zurück, während die Abteilung weiterzog. Die auf dem See schwimmenden Enten zu schießen, hatte keinen Sinn; ohne Kahn hätten wir sie keinesfalls holen können. Deshalb machten wir uns an die auffliegenden Enten. Ich schoß aus einer Schrotflinte, Derßu aus seiner Büchse, und selten machte er einen Fehlschuß. Seine Treffsicherheit beobachtend, mußte ich ihm unwillkürlich lautes Lob aussprechen.

„Früher gut geschossen,“ antwortete er, „Kugel ging niemals daneben, jetzt schon bißchen schlecht.“

In diesem Augenblick flog hoch über uns eine Ente dahin, Derßu hob rasch die Büchse und schoß. Der Vogel, von der Kugel durchbohrt, überstürzte sich in der Luft, plumpete wie ein Stein herunter und schlug schwer auf die Erde. Ich blieb stehen und sah in Verwunderung bald auf Derßu, bald auf den Vogel. Derßu freute sich unbändig, er schlug mir vor, Steine von der Größe eines Hühnereies in die Höhe zu werfen. Ich warf zehn Steine, acht davon zerschmetterte seine Kugel in der Luft. Derßu war zufrieden, aber es sprach keine Prahlerei aus ihm, er freute sich einfach nur darüber, daß er immer noch die Fertigkeit hatte, sich die Mittel zu seinem Lebensunterhalt durch die Jagd zu verschaffen. Lange schweiften wir am See umher und schossen verschiedene Wasservögel. Die Zeit verflog unbeachtet. Als das ganze Tal von den goldigen Strahlen der untergehenden Sonne erglänzte, merkten wir, daß der Tag zur Neige ging. Dem geschäftigen Tage folgte die Ruhe der Nacht, die ganze Natur machte sich zum Ausruhen bereit. Kaum hatte die Sonne sich hinter dem Horizonte verbergen können, als auch schon im Osten, von weit hinter dem Meere her, die Nacht heraufzuziehen begann.

Vor uns dehnten sich die Sandflächen in einem breiten Bande, sie zogen sich drei Werst weit hin. Weit voraus, wie eine Karawane



Am Tjütiche

in der Wüste, bewegte sich unsere Abteilung. Nachdem wir schnell die erlegten Vögel gesammelt, folgten wir den Unsrigen nach.

Die Soldaten hatten neben einer kleinen Ganse, die aus Treibholz am Uferhange errichtet war, halt für die Nacht gemacht. Hier wohnten zwei Chinesen, die sich mit dem Sammeln eßbarer Muscheln im Bereiche des seichten Wassers beschäftigten. Sie waren von großer Freundlichkeit und Gastfreundschaft und teilten mit uns ihr frisches Gemüse, das sie weiter flußaufwärts hergeholt hatten.

Nach diesem Marsche waren wir recht ermüdet. Da alle einer längeren Ruhe bedurften, beschloß ich, hier einen größeren Halt machen zu lassen und die Rückkehr Granatmans und Merslajows

abzuwarten. Ich hatte mir stark die Ferse durchgerieben, und während der Nacht erlaubte mir der schmerzende Fuß nicht, ein Auge zu schließen. Ich war unsäglich froh, als es Tag wurde. Am Feuer sitzend, beobachtete ich, wie die Natur sich mit neuem Leben erfüllte.

Zuerst von allen erhoben sich die Kormorane, bedächtig und ohne Eile flogen sie über das Meer hin nach einer Seite, wahrscheinlich auf Nahrungssuche. Auf dem See erwachte das Entenvolk. In der Luft, auf dem Meere und der Erde herrschte noch tiefe Stille. Derßu erhob sich früher als die andern und begann Tee zu wärmen.

Jetzt ging die Sonne auf — gleichsam als ob sie lebte, blickte sie mit einem Rändchen aus dem Wasser, dann stieg sie höher, trennte sich vom Horizont und begann ihren Tageslauf.

„Wie schön das ist!“ rief ich aus.

„Das allergrößter Hauptkerl!“ antwortete mir Derßu und wies auf die Sonne. „Sonne stirbt — alles ringsum stirbt.“ Er wartete eine Minute, dann fuhr er fort zu sprechen: „Erde auch so ein Kerl, Kopf ist dort,“ er zeigte nach Nordosten, „aber Füße dort!“ Er wies nach Südwesten. „Feuer und Wasser auch zwei starke Kerle — Feuer und Wasser stirbt — dann alles zu Ende.“ Derßus Worte entsprachen seiner animistischen Anschauung, und so naiv sie klangen — es lag auch viel Sinn darin.

Heute saß ich den ganzen Tag über an einer Stelle, auch die Soldaten ruhten aus und gingen nur von Zeit zu Zeit, nach den Pferden zu sehen, daß diese sich nicht zu weit vom Bivak entfernten.

Wir kamen auf den Gedanken, eine Feld-Badestube einzurichten. Hierzu wurde ein leeres Zelt verwendet. Dann wurden abseits im Feuer Steine erhitzt und bei den Chinesen in einem großen Kessel und zwei leeren Petroleum-Blechlisten Wasser gewärmt. Als alles fertig war, wurde das Zelt von außen mit Wasser begossen, die erhitzten Steine hineingetragen, ebenfalls mit Wasser besprengt und Dampf erzeugt. Freilich war es im Zelte etwas eng und die Leute konnten es nur der Reihe nach betreten. Während die einen sich wuschen, erhitzten die andern von neuem die Steine. Es gab viel Spaß und Gelächter dabei, aber alle konnten sich säubern und sogar ihre Wäsche reinigen.

Die nächsten Tage vergingen mit dem Flickn des Schuhzeuges und andern Arbeiten. Vor allem sorgte ich nun dafür, daß Paltschewski, der sich mit dem Einsammeln von Pflanzen an der Terneibucht befand, seinen Proviant bekam. Zu unserem Glücke entdeckten wir in der Mündung des Tjütiche ein großes Seegelboot, das nach Norden

fuhr. Derssu redete dem Besitzer, einem Mandschuren namens Chebatou, gut zu, so daß dieser es übernahm, in der Terneibucht anzulegen und Paltshewski einen Brief und zwei Kisten Lebensmittel zu überbringen.

In diesen Tagen hatte sich das Wetter verändert; scharfe Winde bliesen von Westen, die Nächte waren recht kühl. Der Herbst nahte.

Mein Fuß wurde bald besser und mir damit die Möglichkeit zur Fortsetzung des Marsches gegeben.

Dort, wo der Tjütiche in das Meer eintritt, ist weder ein Meerbusen noch eine Bucht. Die unbedeutende Einbiegung der Uferlinie in das Land hinein, gewährt den Schiffen keinen Schutz bei Unwetter. Deshalb beeilen sie sich, sobald der Wind auffrischt, die Anker zu lichten und ein Stück weiter vom Ufer abzugehen. Die Tjütichebucht (wir wollen sie so bezeichnen) ist im Norden und Süden von niedrigen Bergen eingefast, auf denen jeder Baumwuchs fehlt. Nur in den Schluchten und an einigen vor dem Seewinde geschützten Stellen wachsen hier und dort Gruppen von Eichen, Schwarzbirken und Linden, ausschließlich von baumartigem Charakter. Eine Erhebung im Süden bildet das großartige Beispiel eines Berges, der vom Fuße bis zum Gipfel durch Auswaschung entstanden ist, und endet in dem Kap Briener, einem einzelnen Felsen, der mit dem Festlande durch eine angeschwemmte Landzunge aus Sand und Schlamm verbunden ist. In der Mitte dieser Landzunge liegt eine nicht sehr große, aber ziemlich tiefe Lagune mit Salzwasser. Südlich vom Kap Briener, ungefähr 100 Sassen vom Ufer entfernt, ragen aus dem Wasser noch zwei Felsen empor, wie stets „Bruder und Schwester“ genannt. Früher war es ein Ufertor, der Torbogen stürzte ein und nur die Pfeiler blieben übrig. Wenn man vom Nordufer der Tjütichebucht nach dem Kap Briener hinübersieht, so scheint es, als ob diese Pfeiler auf dem sandigen Uferstreifen ständen.

Etwas südlicher an der Küste zeigt sich an den Uferabhängen vulkanischer Tuff, mit verbrannten Schwefel durchsetzt.

Die Berge an der Nordseite der Bucht endigen in Abhängen von 245 bis 280 Fuß Höhe mit einem schmalen, von der Brandung angespülten Bande, auf welchem das Meer eine Menge Seegras ausgeworfen hat.

Diese Seegrasanhäufungen dienen stets als Aufenthaltsort für verschiedene Arten von Schnepfen. Vor allem bemerkte ich die rasch über die Sandstreifen hineilenden ostibirischen Uferschnepfen. Sie liefen auch in das Wasser hinein, und wie es schien, schenkten sie den

Brandungswellen keinerlei Beachtung. Neben ihnen gab es kleine Schnepfenarten, rothfüßige, friedliche Vögelchen, die sich in kleinen Gruppen hielten, durch das Gras trippelten und sich daraus ihre Nahrung hervorsuchten. Bei Annäherung eines Menschen erhoben sie sich erschreckt mit Schreien von ihren Plätzen, flogen anfänglich ins Meer hinaus, wendeten dann plötzlich zur Seite und setzten sich wie auf Kommando mit einem Male wieder am Ufer nieder. Dort, wo das Seegras mit den Sandstreifen abwechselte, konnte man ussurische Strandläufer erblicken. Sie spähten unter das Geröll und zwischen die Steine, liefen geschäftig hin und her und in das Wasser hinein, und nur, wenn eine starke Brandungswelle weiter wie gewöhnlich auf das Ufer heraufstieß, flatterten sie hoch und hielten sich so lange in der Luft, bis das Wasser zurückgeflossen war. Unweit von ihnen stolzierten wichtig zwei Meerestern und pickten hier und dort herum. Nahe bei den Landzungen schwammen Seetaucherenten, weiß an den Seiten, mit grauem Rücken, und bunte Steinenten. Sie tauchten hier und dort nach Nahrung unter. Wenn sie sich wieder an die Wasseroberfläche erhoben hatten, sahen sie sich nach allen Seiten um und wackelten mit ihren kurzen Schwänzchen. Weiter hinaus im Meere hielten sich Pazifik-Kormorane. Sie tauchten sehr tief und kamen erst wieder in beträchtlicher Entfernung an die Oberfläche. Über dem Meerespiegel schwebten Möwen in großer Zahl. Unter ihnen traten besonders die ostsibirischen Lachmöwen hervor. Von Zeit zu Zeit ließen sie sich auf das Wasser herab und stießen dabei kreischende Schreie aus, die tatsächlich an menschliches Lachen erinnerten. Die Möwen erhoben sich der Reihe nach aus dem Wasser, überholten sich untereinander im Fluge und ließen sich wieder beisammen nieder, wobei eine die andere mit dem Schnabel zu hacken und ihr die ergatterte Beute streitig zu machen suchte. Über der Mündung des Tjütiche kreisten zwei weißschwänzige Adler. Lange und eingehend musterten sie die erwählte Jagdbeute und ließen sich dann beide gleichzeitig wie auf ein Signal am Ufer nieder. Raben, Möwen und Schnepfen überließen ihnen kampfslos ihre Plätze.

Das reichlich vorhandene und teilweise sehr schmackhafte Wasser-geflügel bot uns während dieses Aufenthalts an der Küste eine willkommene Abwechslung unseres Küchenzettels.

An den nächsten zwei Tagen gab es Gewitter. Das stärkste war am 23. August abends. Schon vom Morgen an war ersichtlich, daß sich etwas Besonderes in der Natur vorbereitete, den ganzen Tag

über war es sehr schwül, in der Luft lag Dunst. Dieser verstärkte sich nach und nach, und am Nachmittage verdichtete er sich derartig, daß selbst die nächsten Berge undeutliche, verschwommene Formen annahmen. Der Himmel wurde weißlich, man konnte mit ungeschütztem Auge in die Sonne sehen, deren dunkelrote Scheibe von einer gelben Krone umgeben war.

„Wird Gewittersturm,“ sagte Derffu, „fängt immer so an!“ Gegen zwei Uhr drang von Westen her dumpfes Donnerrollen an unser Ohr. Sämtliche Vögel waren plötzlich verschwunden. Es wurde



Kap Briener mit den Klippen „Bruder“ und „Schwester“

dämmerig, gleichsam als ob von oben ein dunkles Leichengewand auf die Erde herabsank, darauf folgte ein kräftiger Regenguß. Plötzlich erschütterte ein mächtiger Schlag die Luft, starke Blitze zuckten auf, bald hier, bald dort, und nun folgte ein Donnerkrachen unvermittelt dem andern. Das Echo der Berge verdoppelte das Rollen, und die Schläge hallten aus allen Himmelsrichtungen. Dem Regen gesellte sich ein Wirbelwind hinzu, er zerbrach die kleinen Zweige, riß das Laub von den Bäumen und trug es hoch in die Luft. Dann fiel ein starker Plahregen. Dieser Wettersturm hielt bis gegen acht Uhr abends an.

Am andern Tage waren gleich zwei Gewitter auf einmal. Ich bemerkte, daß die Gewalt der Gewitter nachließ, je mehr sie sich dem Meere näherten, über dem Wasser zuckten die Blitze nur in den

obersten Schichten der Atmosphäre zwischen den Wolken auf. Wie man erwarten mußte, ging der letzte Wolkenbruch in einen feinen Regen über, der die ganze Nacht und noch die folgenden zwei Tage hindurch anhielt.

Am 26. abends ließ der Regen nach, und der Himmel hellte sich etwas auf. Am nächsten Morgen ging die Sonne in ihrer ganzen strahlenden Schönheit auf, aber die Erde trug noch ringsumher die Spuren des Unwetters an sich. Überall rann das Wasser, alle kleinen Bäche hatten sich in reißende Ströme verwandelt; von ihren Schlammfluten war das Meer weithinaus gelb gefärbt.

Am 25. August waren Granatman und Mersljakow am Tjütiche angekommen. Aus ihrem Berichte entnahm ich folgendes: Ihr Weg bis zur Fasse Tadjansa hatte sie anfänglich am Tadjuschu entlang geführt, dann an seinem linken Nebenflusse, dem Zimuche, aufwärts. Dieser besteht aus zwei Flüsschen, die untereinander durch eine nicht sehr große Erhebung, mit schwachem Wald und Strauchwerk bewachsen, getrennt sind. Das eine Flüsschen kommt von Norden, das andere von Osten her. Der Uferweg ist von den Chinesen sehr geschickt angelegt. Er hält sich überall an diejenigen Täler, welche längs des Meeresufers verlaufen. Die Übergänge sind an den niedrigsten Stellen gewählt, da, wo die Auf- und Abstiege möglichst allmählich steigen und fallen. Die Höhe des Paßüberganges zwischen den beiden erwähnten Flüsschen beträgt 660 Fuß. Alle umliegenden Berge bestehen hauptsächlich aus Quarzit. Weiter führt der Weg am Flusse Wandagou entlang, der in den Tjütiche kurz vor dessen Mündung eintritt. Er hat eine Länge von 20 Werst, ist im Oberlaufe von Wald umgeben, im Unterlaufe versumpft. Der Wald ist spärlich und zeigt die Spuren häufiger Waldbrände.

Bei der letzten Aderbauersfasse teilt sich der Weg, ein Pfad geht an den Tjütiche, 5 Werst vor dessen Mündung, der andere verläuft unten an den Sümpfen entlang, unmittelbar zum Meere.

Auf diesem Pfade waren Granatman und Mersljakow zurückgekehrt.

Am Tjütiche aufwärts

Am 26. August ruhten wir noch aus, der 27. war den Vorbereitungen zum Marsche gewidmet, am 28. zogen wir von neuem weiter. Ich ging mit Derssu und vier Kosaken am Tjütiche auf-

wärts, Granatman begab sich zum Flusse Jodshche, und Merlsjakow war die Erforschung des Gestades bis zur Bucht Dschigit übertragen.

Der Tjütiche (udehesisch: Nogule), ist nach seinem Flußtale zu rechnen der größte von allen Flüssen des südlichen Küstengebietes, er hat eine Länge von ungefähr 80 Werst. Sein Name ist aus einem verstümmelten chinesischen Worte „Tschu-tschiche“ gleich „Bildschweinsfluß“ gebildet. Diese Bezeichnung erhielt er, weil an ihm einstmals zwei Jäger von Bildschweinen zerrissen wurden. Die Russen gingen in der Verstümmelung des Wortes noch weiter und sagten „Tetjucha“, was bereits gänzlich ohne Sinn ist.

Wenn man das Tal vom Meere aus betrachtet, so scheint es, als ob der Tjütiche von Westen herkommt. Der Fehler klärt sich bald auf — das gesehene Tal ist das uns bereits bekannte des Insalagou.

Das Tal des Tjütiche ist durch Denudation entstanden, es setzt sich aus einer ganzen Reihe von Talkesseln zusammen, die von Bergen umschlossen sind. Die Durchbrüche von einem Kessel zum nächsten sind so eng, daß man schwer übersehen kann, woher der Fluß eigentlich fließt. Oft nahmen wir irgendeinen Nebenfluß für den Tjütiche selbst, gingen lange an ihm weiter und erkannten dann erst an der Richtung unsern Fehler.

An der Stelle der Vereinigung des Tjütiche und des Insalagou leben Chinesen und Eingeborene.

Ich zählte 44 Fansen, von denen sechs von Tafen bewohnt waren. Diese unterscheiden sich etwas von jenen Tafen, die wir in der Nähe der St. Olga-Bucht getroffen hatten, auch der physische Gesichtsausdruck ist ein anderer. Infolge der Bedrückung der Chinesen und des Alkoholmißbrauchs, befinden sie sich in schrecklicher Armut. Nachdem sie das eine oder andere von der chinesischen Kultur entlehnt, haben sich ihre Bedürfnisse vergrößert, aber die Grundlagen ihrer Lebensweise nicht verändert. Infolgedessen ging ihr wirtschaftliches Wohlbefinden schnell dem Verfall entgegen. Bei den Alten unter ihnen ist die Erinnerung an jene Zeiten noch wach, da sie unter sich lebten und ein zahlreiches Volk bildeten. Damals gab es hier noch keine Chinesen, und erst mit deren Auftreten erschienen auch die schrecklichen Krankheiten, unter denen die Eingeborenen zu Tausenden dahinstarben. Ich fand in ihren Fansen keine Familie, in der nicht das Gerät zum Opiumrauchen vorhanden war. Besonders waren dieser verderblichen Leidenschaft die Frauen ergeben.

Eine Alte traf ich hier, die sich noch ihrer angeborenen Muttersprache entsinnen konnte. Ich bestimmte sie durch Zureden, mir ihre Kenntnisse mitzuteilen. Mit Mühe konnte sie noch elf Worte zusammenfinden. Ich schrieb diese auf — sie erwiesen sich als der udehesischen Sprache zugehörig. Vor fünfzig Jahren hatte die Alte nicht ein Wort chinesisch verstanden, damals war sie wohl zwanzig Jahre alt, jetzt hatte sie gänzlich ihre eigene Stammesangehörigkeit und Selbständigkeit in dieser Hinsicht, sogar ihre Muttersprache, eingebüßt.

An diesem Tage gelangten wir zur Fasse des Tafen Lai-Eserl. Hier nimmt der Tjütiche von links zwei kleine Nebenflüsse in sich auf, den Syfenurl und Sybegou.

Wir gelangten an den Tjütiche zu der Zeit, da der Keta-Lachs (*Oncorhynchus keta*. Walb.) aus dem Meere in die Flüsse aufwärts steigt, um zu laichen. Man stelle sich Tausende und aber Tausende von Fischen vor, je von acht bis zwölf Pfund Gewicht, alle in einem Zuge stromaufwärts strebend und den Fluß überfüllend. Eine unwiderstehliche Kraft bestimmt sie dazu, den Stromschnellen entgegen zu ziehen und alle Hindernisse zu überwinden. In dieser Zeit frist der Keta überhaupt nichts und erhält sich nur durch den Vorrat an Lebenskraft, den er im Meere erworben hat. Von der Höhe der Flußterrassen herab war das eigenartige Schauspiel, welches diese Fischwanderungen bieten, deutlich zu überblicken. Die Fische waren so zahlreich, daß sie stellenweise das ganze Flußbett buchstäblich ausfüllten und wie eine geschlossene Masse vorwärtsrückten.

Es ist sehr unterhaltsam zu beobachten, wie der Keta die starke Strömung überwindet. Er bewegt sich im Zickzack, wendet sich von einer Seite zur anderen, überschlägt sich und kommt dennoch vorwärts. Dort, wo Wasserfälle ihn aufhalten, springt er aus dem Wasser und versucht, sich an den Steinen anzuklammern. Abgetrieben, zerschunden und verwundet, findet er zu unzähligen Tausenden im Oberlaufe der Flüsse sein Ende, und an ihre Stelle ziehen aus dem Meere neue Scharen heran, wie zum Ersatz.

Anfänglich machten wir uns gierig über die Fische her, aber da es morgens, mittags und abends Fischsuppe gab, hatten wir sie uns bald übergegessen, und sie wurden uns widerlich.

Nach der langen Ruhepause am Meeresufer drängte nun alles zum Weiterziehen, selbst die Pferde gingen fast ungeduldig vorwärts.

Die fernen Berge hatten sich in blauen Nebeldunst gehüllt, der Abend nahte. Bald mußte ringsum Stille herrschen. Dessenungeachtet bemerkte ich, daß mit zunehmender Dunkelheit das Tal

sich mit unbestimmten Lauten erfüllte. Bald unterschieden wir menschliche Rufe und das Zusammenschlagen von Eisen. Einige Töne kamen von weit her, die anderen klangen ganz nahe.

„Derßu, was ist das?“ fragte ich den Golden.

„Mansjen treiben Schweine!“ antwortete er.

Ich verstand ihn nicht und meinte, daß die Chinesen ihre Schweine wohl nachts weitertrieben.

Derßu widersprach dieser Annahme und sagte, daß niemand seine Schweine aus den Verschlügen läßt, solange der Mais noch auf den Feldern steht und das Gemüse auf den Beeten.

Wir zogen weiter, nach zwanzig Minuten sah ich mehrere Feuer, aber nicht bei den Fansen, sondern abseits von ihnen.

„Mansjen treiben Schweine!“ sagte Derßu wieder, und ich verstand ihn auch diesmal nicht.

Endlich hatten wir das Gehölz umschritten und kamen auf die Fläche heraus. Sogleich wurden die Töne deutlicher. Ein Chinese schrie mit einer Stimme, als ob er sich mit dem Teufel herumzankte, und rührte von Zeit zu Zeit mit einem Eisenstab eifrigst in einem Messingkessel herum. Als er in einer kleinen Pause das Geräusch der herannahenden Abteilung vernahm, schrie er noch lauter, seine Stimme schnappte über vor Anstrengung, er sprang wie besessen hin und her und begann die Reißighaufen anzuzünden, die neben dem Wege aufgestapelt waren.

„Warte, Kapitän,“ sagte Derßu, „so schlecht gehen, Manse kann schießen, denkt, unsereins Schweine!“

Ich begann zu begreifen, der Chinese hielt uns für Wildschweine und konnte wirklich schießen. Wir hielten an, Derßu rief dem Mansen etwas zu, sofort antwortete dieser und lief uns entgegen. Es war zu sehen, daß er gleichzeitig sehr erschreckt und doch über unser Kommen erfreut war.

Ich beschloß, hier zu übernachten. Die Kosaken machten sich daran, die Pferde abzuladen und die Zelte aufzustellen, während ich in die Fanse ging und die Chinesen auszufragen begann. Sie haberten mit ihrem Geschick und sagten, daß ihnen schon drei Nächte hindurch die Wildschweine die Äcker und Gärten verwüsteten. Innerhalb von zwei Tagen hatten diese fast alles Gemüse vernichtet, nur der Mais war noch übrig. Auch bei diesem hatten die Chinesen schon tagsüber Wildschweine bemerkt, und es war kein Zweifel, daß sie nachts wieder erscheinen würden. Der Chinese bat mich, mein Gewehr in die Luft abzuschießen, wofür er mit Geld bezahlen wollte.

Darauf lief er wieder aus der Fasse und begann von neuem zu schreien und den Kessel zu schlagen. Von weit hinter den Bergen antwortete ihm ein anderer Chinese, noch weiter weg ein dritter. Diese unregelmäßigen Töne schwebten alarmierend durch das sonst so stille Thal und verklangen in der stillen Nachtluft. Nach dem Essen beschloßen wir, auf die Jagd zu gehen. Als das Abendrot am Himmel verloschen war, lief der Chinese zum Maisfelde und zündete neben ihm ein neues Feuer an. Die Büchsen zur Hand nehmend, begab ich mich mit Derßu auf die Jagd. Auch der Chinese ging mit uns, er hörte nicht auf zu schreien.

Ich wollte ihm schon Einhalt gebieten, aber Derßu sagte, daß es nicht weiter störe, die Schwarzröcke kämen deshalb doch auf die Ader. Nach einigen Minuten waren wir in der Nähe des Maisfeldes. Ich setzte mich auf einen Baumstumpf an der einen Seite, Derßu an der anderen, und wir begannen zu warten.

Von den Feuerhaufen stieg der Rauch in Säulen auf, das rote Licht hüpfte in unregelmäßigen Flecken über die Erde und beleuchtete den Mais, das Gras, die Steine und alles, was sich in der Nähe befand.

Wir hatten nicht lange zu warten — hinter dem Ader, gerade der Stelle gegenüber, wo wir saßen, entstand ein Geräusch, das sich bald merklich verstärkte. Die Wildschweine zerstampften das Gras mit ihren Läufen und drückten durch Grunzen ihren Unwillen über die Nähe der Menschen aus, die sie witterten. Ungeachtet des Höllenspektakels des Chinesen, der seine Anstrengungen wieder verdoppelte, ohne Scheu vor den Funkengarben der lodernden Schußfeuer kamen die Schweine geradeswegs auf uns zu. Nach einer Minute oder zwei erblickten wir sie, die vordersten begannen schon den Mais zu verwüsten. Wir schossen beinahe gleichzeitig, Derßu erlegte das eine Tier, ich das andere. Die Wildschweine stoben zurück, um bereits nach einer Viertelstunde wieder im Maisfelde zu erscheinen. Von neuem zwei Schüsse, und wiederum zwei Schweine auf der Strecke. Ein Keiler stürzte sich uns entgegen, die Hauer wehend, aber ein Schuß Derßus warf ihn auf der Stelle nieder. Der Chinese warf Feuerbrände zwischen die Schweine, die Schüsse trachten einer nach dem anderen, aber es half gar nichts, sofort traten neue Schwarzröcke in die Fußstapfen der getödeten. Ich wollte an die erlegten Tiere herantreten, aber Derßu ließ es nicht zu und sagte, daß es sehr gefährlich sei, da sich unter ihnen noch ein verwundetes Tier befinden könnte. Nachdem wir noch über eine Stunde

geßnallt und gewartet hatten, gingen wir zur Farnse zurück, tranken uns satt an Tee und legten uns schlafen. Aber es gelang mir nicht einzuschlafen, die Chinesen lösten sich ab, schrien die ganze Nacht hindurch und paulten auf ihre Messingkessel.

Erst bei Tagesanbruch wurde es ruhiger, und wir fielen in tiefen Schlaf. Gegen neun Uhr erwachte ich und fragte nach den Wildschweinen. Derßu teilte mir mit, daß wir acht Stück erlegt hätten. Nach unserem Fortgang waren die Schweine dennoch in das Maisfeld eingedrungen und hatten dieses vollständig erledigt. Der Chineser war ganz verzweifelt. Wir nahmen nur ein Wildschwein mit uns, das übrige Wildbret verscharrten wir an Ort und Stelle.

Nach den Worten der Eingeborenen war hier früher das Schwarzwild selten gewesen. Es hatte sich aber in den letzten zehn Jahren sehr stark vermehrt, und wenn die Tiger nicht dazwischen aufräumten, würde bald die ganze Taiga davon voll sein.

Wir verabschiedeten uns von den Chinesen und zogen unsern Weg am Tjütiche aufwärts.

Je weiter wir kamen, desto malerischer wurde das Tal. Bei jeder Biegung eröffneten sich uns neue überraschende Bilder. Einige dieser Ausblicke waren so wirkungsvoll, daß sogar die einfachen Soldaten, sonst ziemlich unempfänglich für Naturschönheiten, in Bewunderungsrufe ausbrachen und sich nicht satt daran sehen konnten.

Ringsum türmten sich die Kämme der Berge in wunderlichen Formen. Ihre Felsgebilde ähnelten oft menschlichen Figuren, als hätte sie ein großer Zauberer hierher gesetzt und ihnen befohlen, die Bergwelt zu bewachen. — Andere Felsen erinnerten an Tiere und Vögel; die Vorsprünge, die in das Tal hinausragten, glichen Schloßruinen und Tempelhallen oder langen Kolonnaden. Sie waren mit Girlanden von Schlingpflanzen verziert, deren Blätter bereits in herböftlich bunten Farben prangten.

Die Mehrzahl der Berge im Tale des Tjütiche besteht aus grauem Granit, Porphyr und Kalkstein. Der Waldbestand ist hier außerordentlich mannigfaltig; näher dem Meere wächst vorzugsweise die Eiche und Schwarzbirke, im Mittellaufe: Esche, Ahorn, Ulme, Linde und im Aberfluß Weide und Erle. Oftmals steht man wahrhaftig ganz ungläubig vor so einem Baume, der buchstäblich aus den kahlen Felsen herauszuwachsen scheint. Es sieht aus, als ob nicht einmal eine Spalte für das Wurzelwerk vorhanden wäre, aber der

Baum steht fest. Seine Wurzeln haben den Stein von allen Seiten umklammert und sich unten im Schutt befestigt.

Im Mittellaufe nimmt der Fluß von links die Gorbuschä als Nebenfluß auf. Von weitem hält man sie unwillkürlich für den Tjütiche selbst, der sich in Wirklichkeit mehr links durch eine schmale Felsenspalte hervordrängt.

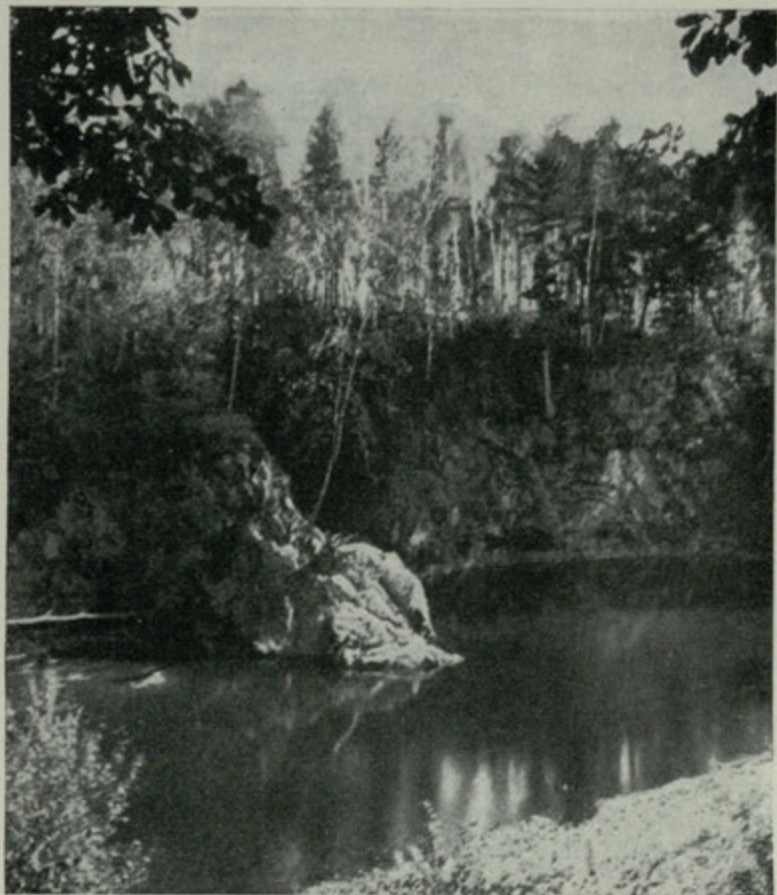
Zwei Werst vor der Gorbuschä teilt sich der Weg. Der Reitweg geht zur Furt durch den Fluß, der Fußpfad schlängelt sich zwischen den Felsenhängen hindurch und hängt sich an die Felskanten. Diese Stellen sind gefährlich zu gehen, da der Boden unter dem Drucke der Füße leicht abstürzt.

An diesem Tage gelangten wir bis zu einem verlassenen Silber- und Bleibergwerk. Hier war nur eine Fäns, in welcher als Wächter ein Koreaner lebte. Er beklagte sich ebenfalls über die Wildschweine und dachte daran, an das Meer überzusiedeln. Der Platz war als Bergwerk vor vierzig Jahren von Chinesen entdeckt worden. Sie versuchten, Silber aus dem Erz zu schmelzen, was aber erfolglos blieb. Später ließ sich der Großkaufmann Briener aus Wladiwostok diesen Platz zuteilen.

Mit jedem Tage hatten die Mücken abgenommen. Jetzt erschienen sie nur noch vor Sonnenuntergang und bei Tagesanbruch. Das erklärt sich wahrscheinlich durch den starken Tau und das rasche Sinken der Temperatur nach Sonnenuntergang.

Die Nächte wurden bedeutend kühler. Die beste Zeit des Jahres zum Wandern brach an. Dafür wurde es in anderer Hinsicht schlechter für die Pferde. Das Gras, von welchem sie sich unterwegs ernährten, vertrocknete allgemach. Da Hafer fehlte, so kauften die Kosaken bisweilen, wenn wir gerade zu Ackerbauansässen kamen, Hirse und fütterten ein wenig damit am Morgen vor dem Ausbruch und abends im Biwak.

Der Koreaner hatte so viele Wanzen in seiner Fäns, daß er sogar selbst gezwungen war, im Freien zu schlafen, bei Regen kroch er in einen kleinen Schuppen, der aus dünnen Latten errichtet war. Wir bedankten uns für diese Auskunft, zogen noch eine Werst weiter und ließen uns zum Biwak am Flußufer nieder. Abends saßen wir nach dem Essen alle um das Feuer herum und unterhielten uns. Plötzlich flog etwas Weißliches an uns vorüber, lautlos und ohne Hast. Die Schützen hielten es für einen Vogel, ich glaubte aber, daß es eine große Fledermaus wäre. Nach einigen Minuten erschien das sonderbare Wesen wiederum. Es bewegte keine Flügel und



Am mittleren Tjütiche

strich beinahe horizontal, etwas nach unten zu, durch die Luft. Das Tier setzte sich an einer Espe nieder und kletterte dann am Baume aufwärts; seine Färbung war der Baumrinde so ähnlich, daß man es, wenn es unbeweglich stillhielt, gar nicht erkennen konnte. Nachdem es drei Sassen hinaufgekrochen war, blieb es unbeweglich sitzen, wie erstarrt. Ich nahm die Schrotflinte und wollte schießen, aber Derssu ließ mich davon abstehen. Schnell hatte er einige dünne Zweige abgeschnitten und sie wie einen Wedel an einem langen Stoc befestigt, dann ging er leise zu dem Baume und hob den Stoc so auf, daß er das Licht des Feuers nicht verdeckte. Vom Lichtscheine

geblendet, blieb das Tier an seinem Plage sitzen. Als der Bedel in genügender Höhe aufgerichtet war, lehnte ihn Derjssu an den Baum, dann winkte er einem der Kosaken und ließ ihn den Stod halten. Er selbst erstieg leise den Ast eines benachbarten Baumes, setzte sich auf ihn, nahm den Stod und erhaschte mit dem Blätterwedel, wie mit einem Lappen, seine Beute. Das geängstigte Tierchen piepste und zappelte. Es erwies sich als ein Flughörnchen (*Sciuropterus russicus*. Tied.), gehört zu den Nagern (Rodentia) und zur Familie der Eichhörnchen (Sciuridae). An den Seiten des Körpers, zwischen den Vorder- und Hinterfüßen, besitzt es eine elastische Spannhaut, die ihm gestattet, von einem Baume zum andern zu segeln. Der Körper des Flughörnchens ist mit seidiger hellgrauer Behaarung bedeckt und mit einer Schwanzquaste geziert.

Das Flughörnchen findet sich im ganzen Ussurigebiet und lebt in Mischwäldern, wo Birken und Eschen wachsen. Das von uns gefangene Exemplar hatte eine Länge von 8 Zoll und eine Breite mit den ausgespannten Flughäuten von 6 Zoll. Die Soldaten drängten sich hinzu und besahen sich den fliegenden Nager. Besonders eigenartig erschien sein Kopf mit langen Schnurrhaaren und riesigen schwarzen Augen, die dem Sehorgan den Zutritt einer möglichst großen Menge von Lichtstrahlen bei der Nacht ermöglichen. Als alle das Tierchen genügend betrachtet hatten, hob Derjssu es am Kopfe auf, sagte etwas zu ihm mit lauter Stimme und entließ es in die Freiheit. Das Flughörnchen strich über die Erde hin und verschwand in der Dunkelheit. Ich fragte den Golden, warum er das Tierchen freigelassen hätte.

„Kein Vogel, keine Maus“, antwortete er, „darf nicht totgemacht werden!“

Dann erzählte er mir, daß es die Seele eines gestorbenen Kindes sei; eine Zeit lang schweift sie auf der Erde umher in Gestalt eines solchen Flughörnchens, und dann erst geht sie in die Unterwelt ein, die sich dort befindet, wo die Sonne untergeht.

Lange unterhielt ich mich mit ihm über dieses Thema. Er erzählte mir auch von anderen Tieren. Jedes war in seiner Art menschenähnlich und hatte eine Seele. Er hatte für sie sogar eine eigene Einteilung, indem er nicht nur die großen Tiere von den kleineren, sondern auch die klugen von den unbeholfenen trennte. Der Zobel war für ihn das allerschlaueste Tier.

Auf meine Frage, welches Tier nach seiner Meinung das schädlichste sei, sagte Derjssu nach einigem Überlegen: „Die Kröte!“

„Warum gerade diese von allen Tieren?“ fragte ich.

Er antwortete: „So, niemand mag schießen und niemand mag essen!“ Mit diesen Worten wollte Derjssu ausdrücken, daß die Kröte ein unnützes und überflüssiges Tier sei.

Unsere Unterhaltung zog sich, wie so oft, noch längere Zeit hin, und als ich ringsum blickte, gewahrte ich, daß bereits alle schliefen. Ich wünschte Derjssu gute Nacht, wickelte mich in meine Bursa, legte mich näher am Feuer nieder und schlief bald ein.

Am nächsten Tage, dem 30. August, zogen wir weiter. Das Tal bog drei Berst von der Koreanerfense, hinter der Schlucht, nach Nordwesten ab. Von links, nach der Flußrichtung gerechnet, zieht sich eine nicht sehr hohe, aber ausgebreitete Flußterrasse entlang. Früher war hier wohl Hochwald, drei aufeinanderfolgende Waldbrände vernichteten ihn völlig, und es blieben nur einzelne verkohlte Stämme zurück. Gleichsam wie Finger wiesen sie den Menschen nach dem Himmel hin, daß er sich einstmals vor Gott wird verantworten müssen für die Bergewaltigung der Natur. Dieser abgebrannte Wald begleitete uns seitwärts ein langes Stück und bot, wie alle solche Brandstellen, einen überaus traurigen und öden Anblick dar.

Gegen Mittag gerieten wir in dichten Wald. Hier wurde eine kurze Rast gehalten. Die freie Zeit ausnützend, beschäftigte ich mich mit der Pflanzenwelt und merkte mir in meinem Tagebuch folgende Bäume und Sträucher vor: den weißen Ahorn (*Acer tegmentosum* Max.) mit glatter grünlicher Rinde und schwach eingesägten, zottigen, unterseitig weißlichen Blättern, den Maal-Faulbaum (*Prunus Maakii* R.) mit einer an Birke erinnernden Rinde und dunklen, zugespitzten und eingesägten Blättern, die Steinbirke (*Betula Ermani* Cham.) mit schmutziggelber, außerordentlich rissiger und in Felsen herabhängender Rinde, eine besondere Art Johannisbeere (*Ribes petraeum* Wulf.), kaum von der gewöhnlichen roten zu unterscheiden, doch jetzt im August fast noch ohne Früchte; dann einen dornenlosen Rosenstrauch (*Rosa acicularis* Lin.) mit rötlichen Zweigen, kleinen Blättchen und großen rosafarbenen Blüten und eine *Spiraea* (*Spiraea chamedrifolia* Lin.) mit keilförmig zugespitzten, feingezähnten Blättern und gelblichen Blüten.

Nachdem wir uns durch eine Mahlzeit gestärkt hatten, ging ich mit Derjssu vorwärts, während die Pferde zurückblieben. Unser Weg begann jetzt in die Berge anzusteigen. Ich glaubte, daß der Tjütiche hier durch eine Felsenschlucht fließt und der Weg nur die gefährliche

Stelle umgeht. Immerhin merkte ich bald, daß das nicht derselbe Weg war, den wir bisher benutzt hatten; es waren hier keine Spuren von Pferdehufen zu sehen, auch führte der Pfad bald an einem Bache aufwärts in die Berge, wovon ich mich durch einen Blick auf das rasch strömende Wasser überzeugen konnte. Nun beschloffen wir, kehrtzumachen und quer hindurch nach dem Flusse zu gehen, in der Hoffnung, daß wir irgendwo den richtigen Weg überschneiden würden. Es zeigte sich, daß uns dieser Pfad weit abseits geführt hatte. Wir gingen auf das linke Bachufer hinüber und gelangten an den Fuß eines Hügels.

Ehrwürdige Eichen, mächtige Kiefern, Schwarzbirken, Ahorne, Kralien, Fichten, Pappeln, Hornbäume, Tannen, Lärchen und Taxus wuchsen hier in buntem Durcheinander und gaben diesem Walde ein besonders malerisches Aussehen. Unter den Bäumen herrschte Halbdunkel. Derßu ging langsam weiter und schaute gewohnheitsmäßig zu Boden. Plötzlich blieb er stehen, ließ die Augen nicht von einer Stelle, legte das Felleisen ab, die Büchse und den Stock zur Erde nieder und warf das Beil von sich. Dann legte er sich selbst lang auf die Erde und begann jemand nach etwas zu fragen.

Ich glaubte, er habe den Verstand verloren — „Derßu! was ist los mit dir?“ rief ich ihn an.

Derßu erhob sich, wies mit der Hand auf die Pflanzen am Boden und sprach nur das eine Wort: „Panzui!“ (Shenschen.)

Es wuchsen hier viele Kräuter; welches von ihnen Shenschen war, wußte ich nicht. Derßu zeigte es mir, ich sah eine kleine krautartige Pflanze von $1\frac{1}{2}$ Fuß Höhe, mit vier Blättern, jedes Blatt bestand aus fünf kleinen Blättchen, von denen das mittlere länger war, zwei etwas kürzer, die zwei äußersten am kürzesten. Die Pflanze war schon abgeblüht und trug kleine Samenfrüchte. Es waren kleine, rundliche Kapselchen, die schirmförmig ausgebreitet standen. Diese Früchte hatten sich noch nicht geöffnet und ihren Samen noch nicht verstreut. Derßu reinigte rings um die Pflanze den Boden von Gras und Moos, dann sammelte er alle Früchte ein und wickelte sie in ein Lappchen. Darauf bat er mich, die Pflanze von oben mit der Hand festzuhalten, und machte sich selbst daran, die Wurzel auszugraben. Er verfuhr hierbei sehr vorsichtig und verwendete alle Aufmerksamkeit darauf, die zarten Wurzelfasern nicht zu beschädigen. Dann trug er die Wurzel zum Wasser und spülte vorsichtig die Erde ab. Ich half ihm so gut, wie ich es verstand. Nach und nach löste sich die anhängende Erde, und nach einigen

Minuten konnte man die Wurzel betrachten. Sie war $3\frac{1}{2}$ Zoll lang, mit zwei Enden, was eine „männliche Wurzel“ bedeutete.

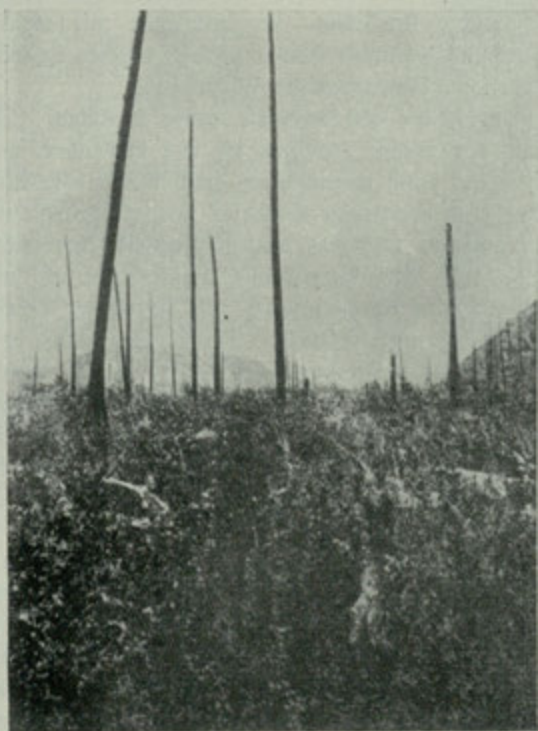
Das war also das gepriesene Shenschen, das alle Gebresten heilte und dem alternden Körper jugendliche Lebenskraft zurückgab. Derßu schnitt die Blätter ab, legte sie zusammen mit der Wurzel zwischen Moos und wickelte alles in ein Stück Birkenbast. Dann murmelte er ein Gebet, nahm sein Bündel über die Schulter, Stock und Büchse zur Hand und sagte:

„Kapitan, wirst glücklich werden!“

Unterwegs fragte ich den Golden, was er mit dem Shenschen machen wolle. Derßu sagte, daß er es verlaufen würde, um für den Erlös Patronen zu bekommen. Nun beschloß ich, das Shenschen selbst zu kaufen und dafür mehr Geld als die Chinesen zu zahlen. Ich sprach meine Absicht aus, aber ich rief damit ein ganz unerwartetes Ergebnis hervor.

Derßu langte sofort in sein Bündel, reichte mir die Wurzel und sagte, daß ich sie als Geschenk nehmen solle. Ich lehnte ab, aber er bestand darauf, daß ich sie annähme. Meine Ablehnung schien ihn gleichzeitig zu verwundern und zu kränken. Erst später begriff ich, daß es Eingeborenen-sitte sei, seinen Freunden Geschenke zu machen, und daß es angebracht ist, sich dem Geber durch ein gleichwertiges Gegengeschenk erkenntlich zu zeigen.

In der Unterhaltung hierüber gelangten wir bald an den Tjütiche



Nach dem Waldbrand

und fanden hier den verlorenen Pfad. Auf den ersten Blick erkannte Derssu, daß unsere Abteilung bereits voraus war.

Wir beschleunigten unsere Schritte. Nach ungefähr zwei Werst verengte sich das Thal plötzlich, Tonschiefer zeigte sich, ein sicheres Anzeichen für die Nähe des Sichote-alin. Der Fluß fließt hier in einem engen Bett, der Grund des Flusses ist mit großen Steinen angefüllt, über die sich die Wassermassen tosend stürzen. Überall schäumten Kaskaden, sie wechselten mit tiefen Wasserbeden, von durchsichtig klarem Wasser gefüllt, welches in seiner stillen Tiefe eine herrliche, smaragdgrüne Farbe hatte.

Im Flusse gab es viele große Malmen. Derssu wollte auf sie mit der Büchse schießen, ich riet ihm aber, mit den Patronen zu sparen. Auch wünschte ich, bald wieder die Abteilung zu erreichen, um so mehr, als die Soldaten mich mit Derssu voraus auf dem Wege vermuteten und sich dementsprechend ihrerseits beeilten, uns einzuholen. Auf diese Weise mußten sie uns weit voraus kommen. Gegen fünf Uhr gelangten wir zu einer Jägerfanse, und bei dieser sahen wir unsere Leute. Die Pferde waren bereits abgefattet und freigelassen. In der Fanse war außer unsern Leuten noch ein Chineser. Da die Soldaten hier erfahren hatten, daß ich mit Derssu noch nicht vorübergekommen sei, so vermuteten sie ganz richtig, daß wir zurückgeblieben seien, und erwarteten uns hier. Der Chineser hatte einen guten Vorrat an Fleisch vom Moschustiere und in Neusen gefangenen Fischen.

Die chinesischen Fischfallen sind auf folgende Weise gebaut. Der Fluß wird durch Steine von einem Ufer zum anderen verbarrikadiert und in der Mitte ein nicht sehr großer Durchgang gelassen. Das Wasser strömt zwischen den Steinen hindurch, zum größten Teil aber durch den Durchlaß in der Mitte und fällt in eine Neuse, die aus Weidenzweigen geflochten ist. Zwei- oder dreimal am Tage besichtigt der Chineser die Neuse und sammelt reichen Fang ein.

Von dem Besitzer der Fanse erfuhren wir, daß wir uns am Fuße des Sichote-alin befänden, der hier einen großen Knick macht, während der Tjütiche an ihm entlang fließt. Dann teilte uns der Chineser mit, daß weiterhin von seiner Fanse aus zwei Wege führten, einer nach Norden, geradeaus zur Wasserscheide auf den Kamm, der andere nach Westen, am Tjütiche entlang, bis zu dessen Quellen es noch 12 Werst waren.

Abends nach dem Essen hielten wir Rat ab. Es wurde beschlossen, daß ich morgen mit Derssu und dem chinesischen Jäger am Tjütiche

aufwärts gehen, den Sichote-alin überschreiten und am Flusse Ljantschichesa zurückkehren sollte. Diese Wanderung würde drei Tage erfordern. Die Schützen und Kosaken blieben mit den Pferden hier an dieser Stelle zurück und warteten unsere Rückkehr ab.

Am anderen Tage nahmen wir drei zeitig früh unser Felleisen auf den Rücken, die Gewehre zur Hand und machten uns auf den Weg.

Je weiter wir kamen, desto schlechter und beschwerlicher wurde der Weg. Das Tal verengte sich ganz und gar zu einer Schlucht. Man mußte von einem Felsvorsprung zum andern klettern und sich mit den Händen an dem Wurzelwerk der Bäume festhalten. Von den scharfen Kanten unter den Füßen begannen die Sohlen zu schmerzen. Wir bemühten uns, die steinigen Abhänge zu umgehen und uns moosige oder weiche, erdige Stellen auszusuchen, aber es half uns wenig.

Die Quellen des Tjütiche werden von zwei Bächen gebildet. An dem kleineren entlang, der von Süden herkommt, kann man zum Noto gelangen, am größeren in nordwestlicher Richtung zum Iman. Der Punkt ihrer Vereinigung liegt in Höhe von 2135 Fuß über dem Meeresspiegel. Wir wählten den Weg nach Nordwesten als den weniger bekannten.

Von dieser Seite her erschien der Sichote-alin drohend und unzugänglich. Infolge der Auswaschungen, vielleicht auch aus anderen Ursachen haben sich hier schmale, tiefe Abgründe gebildet, ähnlich wie Cañons.

Der Gebirgszug des Sichote-alin im Quellgebiet des Tjütiche



PASS RICHY (DZENZAR)
(ÜBERGANG ZUM
SICHOTE-ALIN
(ÜBERGANG IM NOTO))

FELSMASS DER CHALTSCHIKHA
(ÜBERGANG IM NOTO)

ÜBERGANG IM NOTO

Es schien, als ob der Berg Sprünge bekommen hätte, die sich dann weiter geöffnet hatten. Auf dem Grunde dieser Schluchten stürzten Bäche dahin, sie waren zwar nicht zu sehen, man hörte nur aus dem Dunkel der Tiefen ihre Kaskaden rauschen. Der untere Lauf dieser Gewässer wurde dann ruhiger, und dort konnte man in ihren stillen Winkeln flinke Forellen fangen.

Diese verlorenen Felsenberge, die jedes Pflanzenwuchses entbehren, erschienen mir ganz besonders einsam.

Kurz vor Anbruch der Dämmerung erklimmen wir den Paß, der sich in Höhe von 4970 Fuß befindet. Ich nannte ihn „Stalifty“ (Felsenpaß). Von hier oben aus zeigte sich alles unter uns im winzigen Maßstabe — der vielhundertjährige Wald, der das Tal bedeckt, erschien wie struppige Borsten, die Tannen und Fichten wie dünne Nadeln. Da die Nacht hereinbrach, mußten wir uns mit dem Abstieg beeilen und übernachteten auf der anderen Seite des Sichote-alin, an der Grenze des Baumwuchses. Die Nacht war feucht und kühl, wir schliefen fast gar nicht. Ich wickelte mich immer wieder fest in meine Decke, konnte aber nicht warm werden. Gegen Morgen umzog sich der Himmel, und bald rieselte ein feiner Regen herab.

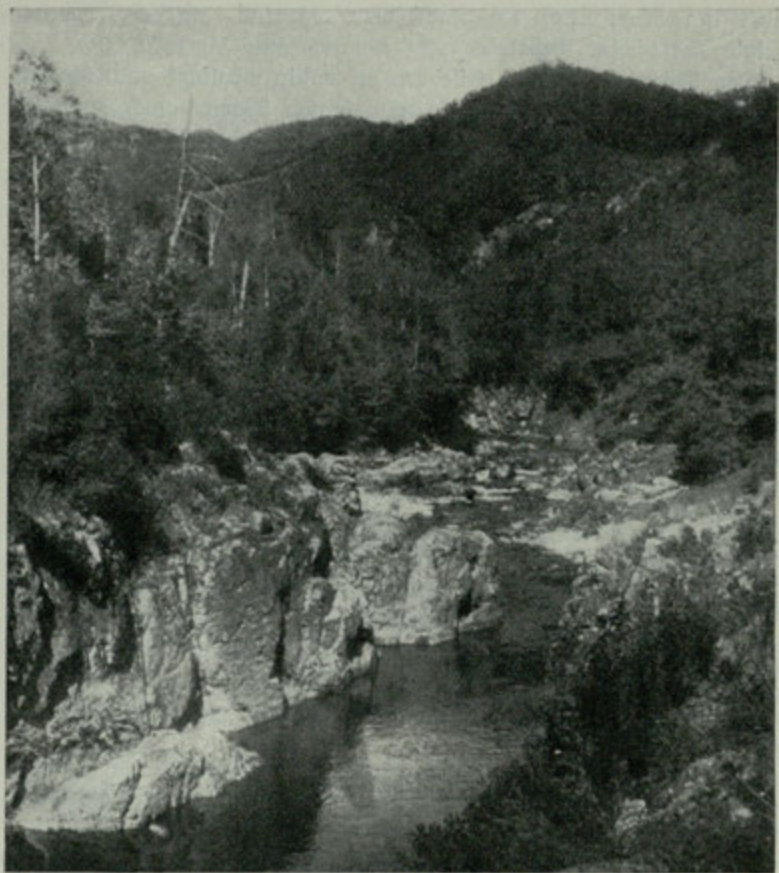
Heute war der erste richtige Herbsttag, trübe und windig. Schnell, ohne Zaudern packten wir unsere Sachen zusammen und begannen nach dem Flußneß des Iman hinabzusteigen. So steil der Aufstieg von der Seite des Tjütiche her gewesen war, umso sanfter geneigt war er nach dem Iman zu. Lange glaubte ich, daß wir uns noch auf einem Hochplateau befänden, und erst als ich Wasser erblickte, merkte ich, daß wir längst vom Kamme herunter waren.

Der Wald an den Westabhängen des Sichote-alin besteht aus niedrigen, von Moos und Flechten überwachsenen Lärchen, Tannen und Fichten mit geringer Beimischung von Erlen und Birken.

Im Oberlaufe bildet sich der Iman aus zwei Flüssen, die von Süden herkommen. Wir gerieten an das rechtsliegende Flüsschen, welches von den Chinesen „Chanichesa“ genannt wird. Vom Sichote-alin bis zur Vereinigung der beiden Gewässer sind nicht weniger als 30 Werst.

Alte Wegzeichen an den Bäumen führten uns zu einer Fallstellerfanse. Aus den in ihr aufgestapelten Lebensmittelvorräten war zu ersehen, daß die Pelzjäger vom Iman sich bereits auf den Zobelfang einrichteten.

Der Chinese führte uns nicht weit am Iman entlang und wandte



Tal des oberen Tjüttiche

sich dann nach Osten zum Flusse Djantschichesa. Hier verirrte sich unser Führer etwas und suchte lange nach dem Wege.

Gegen Mittag wurde das Wetter noch schlechter. Die Regenvolken eilten von Südosten heran und verhüllten die Gipfel der Berge. Ich sah oft auf den Kompaß und erstaunte, wie unser Begleiter ohne jedes Instrument die gerade Richtung einhielt. In einem Bachbette fanden wir einen trockenen Erlenstamm. Obgleich es noch früh am Tage war, so wußte ich doch, was ein trockenes Stück Brennholz bei schlechtem Wetter zu bedeuten hat, und riet daher, zum Biwakieren anzuhalten. Meine Angstlichkeit erwies sich

aber als überflüssig, die Nacht war regenfrei, nur am Morgen zeigte sich dichter Nebel.

Der Chineser trieb zur Eile an, er wollte möglichst bald bis zur nächsten Fasse vordringen, die nach seinen Worten noch 12 Werst entfernt war. Tatsächlich fanden wir um die Mittagszeit diese kleine Fasse. Ich fragte unsern Führer, wem sie gehöre. Er erzählte, daß sich in den Höhen des Iman Chinesen mit dem Fohlfang beschäftigten, die am Meere wohnen; weiter unten am Flusse sind die Fohlfängerfassen von Leuten vom Flusse Jodsche besetzt; noch weiterhin folgt in bedeutender Ausdehnung ein wüstes, leeres Gebiet, das sich erst wieder am Flusse Kulumbe belebt.

Nachdem wir hier eine Weile geruht, ging es aufs neue dem Sichte-alin zu. Je mehr wir uns dem Kamme näherten, desto sanfter ansteigend wurde die Erhebung. Ungefähr eine Stunde lang gingen wir wie auf einer Hochebene dahin. Dann trafen wir am Wege ein Göztempelchen — es diente als Merkmal für die Passhöhe. Ich nannte die Stelle „Kudny“ (Erzpaß), die Höhe betrug 4200 Fuß. Unweit von hier beginnt in steilen Stufen der Abstieg zum Tjütiche.

Wir hielten zum Ausruhen, Derffu stellte sein Gewehr an einen Baum, ging zum Tempelhäuschen, ließ sich vor ihm auf die Knie nieder und neigte sich zweimal zur Erde. Ich wunderte mich, daß er vor einem chinesischen Gözenbilde betete.

„Derffu,“ wandte ich mich an ihn, „warum betest du hier? Es ist doch ein chinesischer Gott!“

„Nitschewo, Kapitän,“ antwortete er mir, „was mal für ein Gott ist, euer Gott, unser Gott, chinesischer Gott — ganz gleich — ist nur ein Gott, drei sind nicht!“

Ich erstaunte über Derffus Antwort und schämte mich meiner Frage. Sein Verstand war durch keinerlei theosophische Grübeleien belastet — die Frage, welche seit Jahrtausenden die Weisen aller Völker beschäftigt und die zu nie versiegendem Streit und zu den blutigsten Kriegen geführt hat — hier der unwissende Wilde entschied sie so einfach nach seinem kindlichen, ursprünglichen Herzen. — Es ist nur ein Gott, nur daß jeder Mensch Gott sich in seiner Art vorstellt und nach seiner Sprache benennt. — Von jetzt an verbot ich den Kosaken, jemals wieder den Zunder fortzunehmen, der oft als Opfergabe vor den chinesischen Gözenbildern lag, damit die Leute sich nicht von Derffu beschämen lassen mußten.

Nachdem wir ausgeruht, machten wir uns von der Wasserscheide aus an den Abstieg, der zum Tale des Tjütiche, wie schon erwähnt,

stufenweise abfällt. Auf dieser Seite wuchs ebenfalls Nadelwald, aber von unvergleichlich besserer Beschaffenheit als nach dem Tman zu.

Vom Pässe aus führte der Weg unmittelbar nach jener Fasanse, bei der wir unsere Leute mit den Pferden zurückgelassen hatten. Die Kosaken langweilten sich und waren über unsere Rückkehr sehr erfreut, sie hatten inzwischen einen Hirsch erlegt und viele Fische gefangen.

Ehe es Abend wurde, klärte sich der Himmel auf. Die Regenwolken, die bis dahin wie eine unbewegliche gleichmäßige Decke über der Erde gelegen hatten, begannen zu zerreißen, bekamen ein zerzaustes Aussehen und bewegten sich regellos durcheinander, eine der andern entgegen. Plötzlich erhob sich ein so starker Wind, daß die hundertjährigen Bäume wie schwaches Schilfrohr schwankten. Durch die Luft wirbelte dürres Laub, Gras und von den Bäumen gerissene Zweige. Ein paar Vögel versuchten wohl hier und dort gegen das entfesselte Element anzukämpfen, bald verloren sie ihre Kraft, wurden vom Sturme nach unten gedrückt und fielen mehr zur Erde, als daß sie flogen. Unweit der Fasanse legte sich eine Kiefer auf die Seite und begann langsam zu fallen — mit fürchterlichem Krachen stürzte sie an die Erde, die benachbarten jüngeren Bäume mit sich reisend. Dieser Wirbelwind dauerte fast eine Stunde und verstummte dann ganz ebenso unerwartet, wie er entstanden war. Im Walde wurde es wieder still wie zuvor. —

Ich kleidete mich an, nahm die Büchse, pfiß dem Hunde und ging am Flusse abwärts. Ein Stück von der Fasanse entfernt setzte ich mich auf einen Stein und begann zu lauschen.

Das eintönige Rauschen des Wassers, gewöhnlich tagsüber gar nicht beachtet, scheint am Abend stärker zu sein. Unten am Abhänge plätscherten Fische, auf der anderen Seite des Flusses rief im Walde ein Uhu, in den Bergen rörten die Hirsche, und irgendwo in der Nähe klagte ein Moschustier. Ich war so den Eindrücken der Natur hingegeben, daß ich nicht merkte, wie die Zeit verrann. Meine Kleider wurden feucht vom Tau; ich wandte mich zurück zur Fasanse, lagerte mich auf dem warmen Rang und schlief ein wie erschlagen.

Die nächsten Tage (3. und 4. September) entfielen auf den Weg vom Sichote-alin zur Mündung der Gorbuschka. Ich beabsichtigte, zuerst an dieser entlang zum Paßübergang zu gehen und dann am Nochobe zum Meere hinabzusteigen.

Brunstzeit der Isjubrhirsche

Die Gorbuschka (auf chinesisich: Dunmaza) hat eine Länge von acht Werst. Ihr Lauf beschreibt einen Bogen von Osten nach Süden. Unweit ihrer Mündung nimmt sie von der rechten Seite her einen namenlosen Zufluß auf, an welchem sich ziemlich geräumige Höhlen befinden. Diese verteilen sich in zwei Stockwerken und gehen spiralig nach unten. Tiefe Brunnen und Verbindungsgänge, von säulenförmigen Stalaktiten erfüllt, lassen diese Höhlen höchst merkwürdig erscheinen. An den Wänden hängen wie Vasreliefs die Tropfsteine herab, und neben ihnen blitzen Drusen von Bergkristall und außerordentlich große Kristalle von Kalkspat. Eine andere Höhle von geringerer Größe befindet sich an der linken Seite der Gorbuschka, der Mündung des namenlosen Flusses gerade gegenüber. Hier lagen auf dem weichen angeschwemmten Grunde viele Knochen herum, und es zeigten sich frische Tigerspuren. Nachdem wir beide Höhlen besichtigt, zogen wir weiter.

Im Tale der Gorbuschka sind Flußterrassen entwickelt, die sich abwechselnd bald an der rechten, bald an der linken Seite hinziehen. Früher war hier guter Mischwald, der aber dann durch Waldbrände zerstört wurde. Bald war zu erkennen, daß der Fluß Gorbuschka am Sichote-alin entlang fließt und mit seinen Quellen ganz dicht an ihn herantritt.

Am Nachmittage ging ich wieder mit Derßu voraus. Hinter dem Flusse hob sich der Pfad etwas steil bergan. Wir setzten uns hier zum Ausruhen nieder. Ich begann mein Schuhwerk umzuwechseln, während Derßu sein Pfeifchen hervorholte. Gerade wollte er sie an den Mund führen, als er plötzlich anhielt und scharf nach einer Stelle im Walde hinspähte. Nach einer Minute lachte er und sagte: Ei, wie schlau, was alles alles versteht!“ — „Wen meinst du?“ fragte ich. Schweigend wies er mit der Hand in den Wald vor uns. Ich blickte nach jener Richtung, konnte aber nichts Besonderes erkennen. Derßu riet mir, nicht auf die Erde, sondern auf die Bäume zu sehen. Nun bemerkte ich, daß der eine Baum geschüttelt wurde, was sich dann noch mehrere Male wiederholte. Wir erhoben uns und pirschten uns leise näher heran. Bald klärte sich alles auf, im Gezweige einer alten Eiche saß ein weißbrüstiger Bär und labte sich an Eicheln.

Dieser Bär (*Ursus tibetanus*. F. Cuv.) bleibt an Größe bedeutend hinter dem gewöhnlichen braunen Bären zurück. Er erreicht

eine Körperlänge von 5 Fuß bei einer Höhe an den Schultern von $2\frac{1}{2}$ Fuß und allerhöchstens 10 Pud Gewicht. Die Färbung seiner Behaarung ist glänzend schwarz, aber an der Brust befindet sich ein weißer Fleck, der auch den unteren Teil des Halses umfaßt. Zuweilen finden sich einzelne Tiere, bei denen die ganze Kehle und der Bauch, sogar die Tazhen weiß sind. Der Kopf des Raubtieres ist kegelförmig, mit kleinen Augen und großen Ohren. Um den Kopf herum wachsen die Haare lang, so daß sie hier das Aussehen eines lockeren Kragens haben.

Die weißbrüstigen Bären richten sich ihre Höhlen mit Vorliebe in den hohlen Stämmen alter Pappeln ein. Infolgedessen ist ihr Verbreitungsgebiet eng mit der mandschurischen Flora und deren Laubwäldern verbunden. Die nördliche Grenze dieses Gebietes führt ungefähr von der Ussurimündung zu den Zmanquellen und von dort an der Meeresküste bis zum Kap Olympiada. — Als Hauptnahrung dienen ihnen wie ihren Artgenossen im Frühling die Wurzelsprossen und Knospen des Huslattichs, im Sommer die verschiedenen Beerenarten, Faulbaumfrüchte und Eicheln, im Herbst Haselnüsse, mandschurische und Zedernüsse und die Früchte des wilden Apfelbaumes.

Dieser Bär beginnt zeitig den Winterschlaf. An einem hierzu gewählten hohlen Stamme macht er sich oben ein kleines Luftloch, um welches herum sich der Raufreif ansetzt. An diesem Merkmale erkennen die Jäger, daß „der Tolpatsch“ zu Hause ist.

Wir gingen an den Bären auf ungefähr 100 Schritt heran und blieben stehen, um ihn weiter zu beobachten. Er kletterte bis in den höchsten Wipfel des Baumes hinauf und hatte sich dort eine Art Auslug eingerichtet. An den Enden der Zweige hingen noch viele Eicheln, zu denen er nicht gelangen konnte. Aber er wußte sich zu helfen, er machte sich daran, den Baum kräftig zu schütteln, und äugte dann schief auf die Erde herunter. Seine Berechnung erwies sich als richtig, die angereiften Eicheln fielen in Massen zur Erde nieder. Nach einiger Zeit ließ er sich vom Baume herab und begann die Eicheln im Grase zu suchen.

„Du was für Kerl?“ schrie Derßu zu ihm hinüber.

Der Bär stuzte, richtete sich rasch auf, spitzte die Gehöre und windete stark in unserer Richtung herüber. Wir bewegten uns nicht, der Bär beruhigte sich und wollte sich eben wieder an seine Speise machen, als Derßu pfiß. Der Bär erhob sich auf die Hintertagen, dann versteckte er sich hinter einen Baum und blinzelte von dort mit einem Auge hervor. Jetzt blies uns der Wind in den Rücken, der Bär

hatte uns eräugt, legte die Gehöre an und verschwand, ohne sich umzusehen, im Dickicht.

Nach einigen Minuten kamen die Kosaken mit den Pferden heran.

Die Erhebung zum Kamme, dessen Höhe 2520 Fuß beträgt, ist sowohl von der Seite der Gorbuschja her als auch von der des Sinanza gleicherweise sanft ansteigend. Die nächstliegenden Berge bestehen aus Quarzporphyr. Von hier aus fällt der Sichote-alin allmählich nach Nordosten zu ab.

Vom Kamme aus stiegen wir zum Papiougouja hinab, welcher von rechts und links zwei Nebenflüßchen aufnimmt. Von diesem Zusammenflusse aus beginnt der Fluß Sinanza. Weiterhin verbreitert sich das Thal merklich und verläuft zum Sichote-alin in einem Winkel von 10 Grad. Nachdem wir vier Werst in diesem Tale zurückgelegt, ließen wir uns zum Biwakieren am Flußufer nieder.

Ende August und Anfang September sind die allerschönsten Tage in der Taiga. In dieser Zeit beginnt die Brunst der Isjubrhirsche und der Kampf um den Besitz des weiblichen Wildes. Um den Hirsch herbeizulocken, bedient man sich gewöhnlich einer Art Flöte aus Birkenrinde, wozu diese in Streifen von zwei Werchow Breite abgeschält wird. Spiralig zusammengedreht, erhält man daraus eine zwei Fuß lange Röhre. Der Ton entsteht durch Einziehen der Luft in diese.

Einen Hirsch in dieser Zeit zu erlegen, ist sehr leicht. Er ist blind vor Wut und Leidenschaft, achtet überhaupt auf keine Gefahr und kommt ganz nahe an den Jäger heran, wenn er ihn mit der Birkenflöte herbeilockt. Seinen schlimmsten Feind sieht er jetzt in jedem Artgenossen; ihn zu besiegen und zu vernichten oder mindestens zu verjagen, ist ihm fast noch wichtiger als die Paarung selbst.

Wir waren mit Fleisch reichlich versehen, deshalb ließ ich die Kosaken nicht jagen, beschloß aber, die Hirsche selbst aus der Nähe zu beobachten.

Mit einem solchen Lockhörnchen versehen, ging ich gegen Abend mit Verssu in den Wald. Ungefähr eine Werst vom Biwak trennten wir uns und gingen nach verschiedenen Seiten weiter. Einen Platz wählend, wo das Strauchwerk nicht so dicht stand, setzte ich mich auf einen Baumstumpf und begann zu warten.

Je tiefer die Sonne sank, desto stiller wurde es ringsum. Der Übergang vom Tage zur Nacht bildet die Feierstunde der Taiga. Das Verlöschen des Tages läßt in der Seele einen bangen und schwer-

mütigen Ernst zurück, das ungestörte Alleinsein verleitet zum Grübeln und Nachdenken, und die eingetretene Ruhe läßt alte Erinnerungen in uns aufleben. —

Ich war so mit mir beschäftigt, daß ich fast darüber vergessen hätte, wo ich mich befand und wozu ich hierher in dieser Stunde der Dämmerung gekommen war.

Plötzlich schrie irgendwo im Süden ein Hirsch. Sein herausfordernder Kampfesruf schwebte durch den ganzen Wald, und sofort antwortete ihm ein anderer, gar nicht weit von mir entfernt. Dieses mußte ein alter Bursche sein, sein Orgeln begann in tiefen Tonlagen, ging dann allmählich höher und endigte in einer dicken Oktave. Ich antwortete ihm mit dem Birkenhörnchen. Es dauerte nicht länger als eine Minute, bis ich das Knacken der dünnen Zweige vernahm und gleich darauf einen schlanken Hirsch erblickte. Er schritt mit selbstbewußtem, stolzem Gebaren daher, den Kopf schaukelnd und das Geweih, das sich in den Zweigen der Bäume verfangen hatte, schüttelnd. Unbeweglich saß ich an meinem Platze. Der Isjubr blieb stehen, senkte den Kopf und bemühte sich, nach dem Geruch zu erwittern, wo sich sein Gegner befände. Seine Lichter glühten, und die Lauscher waren aufgerichtet. Wohl zwei Minuten lang weidete ich mich an dem Anblick des prächtigen Tieres und ließ die Versuchung nicht in mir aufkommen, ihm das Lebenslicht auszublafen. Die Nähe des Feindes spürend, ereiferte sich der Hirsch immer mehr. Er stampfte mit den Läufen und schlug mit dem Geweih die Erde auf. Dann hob er den Kopf, legte das Geweih etwas nach hinten und stieß einen mächtigen Schrei aus. Leichter Dampf entströmte seinem Geäse. Ehe noch das Echo geantwortet hatte, wurde schon von der Seite des Flusses her ein anderer Brunstschrei hörbar. Der Hirsch schüttelte sich und schrie in kurzen Zwischenräumen — immer stärker. In diesem Moment war er wunderbar schön anzusehen.

Nun hörte ich links von mir ein schwaches Geräusch. Ich blickte mich um und sah ein weibliches Stück. Als ich mich von neuem dem Hirsch zuwandte, war inzwischen sein Gegner herangekommen, und der Kampf hatte bereits begonnen. Mit erstaunlichem Grimme stürzten die Raufbolde aufeinander los. Deutlich hörte ich das harte Aneinanderschlageln ihrer Geweihe und das schwere Keuchen, das sich ihrer Brust entrang. Sie standen sich mit weit ausgestreckten Hinterläufen gegenüber; die Vorderläufe unter der Brust angezogen, stürzten sie aufeinander. Schließlich hatten sie sich so fest mit ihren Geweihen ineinander verstrickt, daß sie lange nicht voneinander los-

konnten. Unter starkem Hin- und Herschütteln des Kopfes brach ein Hirsch dem andern ein oberes Ende des Geweihs ab und konnte sich nur dadurch von seinem Gegner freimachen. Das Ringen dauerte bereits eine Viertelstunde. Endlich zeigte es sich deutlich, daß einer der beiden Kämpfer nachgeben mußte, er atmete schwer und wich etwas zurück. Diesen Rückzug des Gegners bemerkend, ging der andere nur um so grimmiger mit seinen Angriffen vor. Bald waren mir beide Hirsche aus dem Gesichtskreise entschwunden.

Ich erinnerte mich des weiblichen Stüdes und begann es mit den Augen zu suchen. Es stand noch auf demselben Fleck und sah gleichgültig zu seinen beiden Bewerbern hinüber, die in den tödlichen Zweikampf verwickelt waren.

Der Kampflärm entfernte sich nach und nach. Mutmaßlich jagte der Sieger den schwächeren Hirsch vor sich her. Das weibliche Stück folgte in einiger Entfernung. Plötzlich drang durch den Wald der ferne Ton eines Schusses, wahrscheinlich aus Derffus Büchse. Jetzt bemerkte ich, daß nicht nur diese beiden Hirsche allein miteinander kämpften, das Orgeln drang von überall her, und im Walde begann ein richtiger Lärm.

Schnell wurde es dunkler, und bald verglomm am westlichen Himmel der letzte Schimmer der Abendröte.

Nach einer halben Stunde langte ich im Bivak an. Derffu war bereits da, er saß am Feuer und reinigte seine Büchse. Er hätte verschiedentlich auf Isjubri zum Schusse kommen können, hatte sich aber mit zwei Rebhühnern begnügt.

Noch lange saßen wir am Lagerfeuer und lauschten dem Konzert im Walde. Die Hirsche ließen uns die ganze Nacht nicht schlafen, im Schummer noch hörte ich ihre Schreie, bis ich endlich darüber einschlief. Am Lagerfeuer saßen noch ärgerlich die Kosaken und schimpften auf die Störung der Nachtruhe. Die Funken tanzten wie Feuerwerk mit dem Rauch in die Höhe und verloschen abseits in der Finsternis. Endlich begann es zu tagen, das Rören der Isjubri ließ nach. Nur einzelne besonders mutige Hirsche konnten sich lange nicht beruhigen, sie zogen an den dunklen Berghängen hin und krakeelten, aber ohne noch Antwort zu erhalten. Dann stieg die Sonne auf, und es trat Ruhe ein.

Alle Leute im Lager zurücklassend, zog ich mit Derffu nochmals zum Sichote-alin. Wir stiegen an einem der Quellbäche aufwärts, die von der Wassertheide dem Sinanza zuströmen. Der Aufstieg war anfänglich allmählich steigend, dann wurde er steiler. Wir mußten

geradeswegs durch dichtes Gestrüpp und Unterholz dringen, das mit den Resten verbrannter Stämme durchsetzt war.

Es nahte der Herbst. Das Laub begann von den Bäumen zu fallen; tagsüber raschelte es trocken unter unseren Füßen, abends wurde es vom Tau durchfeuchtet und weich. Dieser Umstand gestattet dem Jäger, geräuschlos ganz nahe an das Wild heranzukommen.

Gegen Mittag kamen wir zu den Gipfeln des Sichote-alin. Hier wiederholte sich ein oft geschautes Bild, nach Osten Brandfelder, nach Westen samtgrüner Nadelwald. Der Ostabhang des Sichote-alin ist steil, der westliche sanft geneigt. Derſſu fand die Fährten eines Elentieres und sagte, daß der Schausler in diesen Gegenden nur bis zum Notoflusse anzutreffen sei, südlicher steigt er nicht hinab.

Gegen sechs Uhr nachmittags lehrten wir ins Biwak zurück. Es war noch ziemlich hell, als bereits die mutigsten Hirsche zu schreien begannen, zuerst in den hohen Bergen, dann auch in den Tälern.

Der Kampf der Isjubri am gestrigen Abend hatte auf mich einen starken Eindruck gemacht. Ich beschloß, nochmals in die Taiga zu gehen, und lud Derſſu dazu ein. Wir überschritten den Fluß und drangen in den Wald ein, der von grünlicher Dämmerung erfüllt war. 1½ Werst vom Biwak entfernt, machten wir an einem stillen Bache halt, um zu lauschen. Als sich die Sonne hinter dem Horizonte verborgen hatte und es dunkler in der Taiga wurde, begann wieder das Orgeln. Diese Zaubermusik erfüllte bald den ganzen Wald. Wir versuchten, uns den Hirschen zu nähern, diesmal aber ohne Erfolg. Verschiedentlich sahen wir wohl das Wild, aber stets nur undeutlich; entweder zeigte sich nur der Kopf mit dem Geweih oder nur der hintere Teil mit den Läufen. An einer Stelle bemerkten wir einen kapitalen Hirsch, um den sich drei Tiere zusammengesunden hatten. Die Isjubri blieben nicht an einer Stelle stehen, sondern zogen langsam weiter. Wir folgten ihren Fährten. Ohne Derſſu hätte ich sie bald aus dem Gesicht verloren. Der Hirsch zog voraus, er fühlte sich stärker als die andern Rivalen und antwortete daher auf jede ihm entgegengeschickte Herausforderung. Plötzlich blieb Derſſu stehen und lauschte. Er wandte sich um und verharrte in unbeweglicher Haltung. Von rechts her war der Schrei eines alten Kämpen zu hören, nur waren die Noten seiner Stimme nicht in der Reihenfolge gesetzt wie sonst gewöhnlich bei den Isjubrhirschen.

„Hm! verstehst du, Kapitän, was für Kerl das?“ fragte mich Derſſu leise.

Ich antwortete ihm, es sei wohl ein ganz besonders alter Hirsch.

„Ist Amba!“ sagte er flüsternd. „Amba verflucht schlau, betrügt Isjubr immer so — jetzt Isjubr nicht verstehn, was für Kerl schreit, Isjubr jetzt dumm — Amba wird bald Mutterwild holen!“ Wie zur Bestätigung dieser Worte antwortete der Hirsch mit lauter Stimme auf das Brüllen des Tigers. Sofort ahmte dieser wieder ziemlich gut den Hirsch nach, nur die Schlusstöne gingen in ein kurzes Anurren über.

Der Tiger näherte sich und mußte wahrscheinlich nahe bei uns vorüberkommen. Derssu erschien sehr aufgereggt, auch mir schlug das Herz stärker, ich ertappte mich dabei, wie ein Gefühl der Furcht mich beschlich. Plötzlich machte sich Derssu daran, laut in den Wald zu schreien: „a ta ta! ta ta ta! ta ta ta! . . .“ Darauf schoß er zweimal seine Büchse in die Luft ab. Dann stürzte er auf eine Birke zu, riß eiligst den Bast davon los und zündete ihn mit einem Streichholze an. Mit greller Flamme brannte der trockene Bast, und sofort schien sich die Finsternis um uns herum zu verdoppeln. Die aufgeschreckten Hirsche flüchteten seitwärts ab, dann verstummte jedes Geräusch. Derssu nahm einen Stock und wickelte den brennenden Bast herum. Nach einer Minute gingen wir zurück, den Weg mit der Fackel erleuchtend. Wir überschritten den Fluß, stießen bald auf den Pfad und gelangten auf ihm zum Bivak.

Die Bärenjagd

Am anderen Tage (7. September) setzten wir unsere Wanderung weiter fort. Von einer chinesischen Jagdhütte aus führten zwei Pfade, der eine unten am Flusse Sinanza, der andere nach rechts an den Aochobe (udehesisch: „Ché“ gleich Teufel). Der Weg am Sinanza entlang hätte uns unvermittelt zur Bucht Dschigit geführt, und das Küstengebiet zwischen den Flüssen Tjütihe und Jodjche wäre somit unbesichtigt geblieben. Deshalb entschied ich mich, am Flusse Aochobe zum Meere hinabzuziehen, den Sinanza aber später zu besuchen.

Anfänglich verlief unser Weg nach Süden, als kleiner Pfad zwischen dem obersten und dem rechten Nebenflusse des Sinanza hindurchführend.

Hier bestehen die Berge aus Porphyrr, Kalkstein und Felsarten; häufig bemerkte ich Andern von Silber- und Bleierzten sowie Zinkblende und Kupferkies.

Einen Paß von 940 Fuß Höhe ersteigend, überblickte ich die Umgebung. Im Nordosten zog sich als hoher Grat der kahle Sichote-alin, im Süden zeigte sich der Tjütiche, im Osten der Mutuche und geradeaus im Westen floß der Dunza, ein Nebenfluß des Nochobe. Überall auf den Bergen war der Wald durch Brände vernichtet, nur in den Tälern war er hier und da wie in vereinzeltten Oasen oder Inseln erhalten geblieben.

Nach kurzer Ruhepause auf dem Bergwall stiegen wir am Dunza hinab. Dieser durchfließt hier ein kleines, geschlängelttes Tal, mit Birken, Korkholz und Pappeln bewachsen. Bald stießen wir auf eine Art Einzäunung. Sie erwies sich als eine „Ludewa“ zum Fangen von Hirschen, durchschnitt quer das Tal des Nochobe und ging noch in einer Ausdehnung von 14 Werst am rechten Nebenflusse weiter.

Bei der Ludewa befand sich eine Fanse mit einem Hofe, der von hohen Latten umzäunt war. Hier wird gewöhnlich die Operation der Pantygewinnung an lebenden Hirschen durch Abfägen der Geweihe vorgenommen. Hinter der Fanse, nahe dem Hofe, war eine Art Käfige errichtet, ähnlich wie Stallverschläge. In diesen Käfigen halten die Chinesen gefangene Hirsche so lange, bis ihr Geweih den höchsten Wert erreicht hat. Rechts vom Zaune stand ein Schuppen auf Pfählen. In diesem waren Hirschhäute, trockene Geweihe und mehr als zehn Pud Sehnen, die den Hinterläufen der Tiere entnommen waren, aufbewahrt. Abgekochte Panty und getrocknete Hirschwedel hingen in Reihen unter den Balken oben am Dache. In der Fanse trafen wir vier Chinesen an. Anfänglich schienen sie erschrocken — bis sie begriffen, daß wir keine feindseligen Absichten hatten, und sich beruhigten. Ihre Unterwürfigkeit verwandelte sich dann bald in normale Dienstbereitschaft.

Abends erschienen noch drei Chinesen in der Fanse. Sie erzählten etwas Besonderes und schimpften fürchterlich, aber Derssu lachte dazu.

Ich konnte lange nicht verstehen, um was es sich handelte. Es erwies sich, daß in eine ihrer Fallgruben ein Bär geraten war. Natürlich war er sofort wieder herausgeklettert und hatte sich daran gemacht, die Umzäunung zu demolieren und die Laubbedeckung der Gruben, womit diese maskiert waren, auseinanderzureißen. Um alles wieder in Ordnung zu bringen, war den Chinesen viel Arbeit entstanden.

Die Ludewa-Fanse war klein, und es hatten sich viele Chinesen

dort zusammengefunden. Daher beschloß ich, noch einige Werst weiterzuziehen und unter freiem Himmel zu übernachten.

Weiterhin führte der Weg durch das Tal des Aohobe, sich an seiner linken Seite haltend. Hier ist die Bildung von Flußterrassen besonders deutlich, mit massivem, kristallinischem Untergrund und bis zu zwei Sassen Höhe. Der mittlere Teil des Aohobetales ist waldfrei, trotzdem aber völlig ungeeignet für Ackerbau. Eine dünne Erdschicht bedeckt kaum die harte, felsige Sohle und wird leicht vom Wasser abgespült. An den schattigen Bergeshängen wächst ein spärlicher Mischwald, bestehend aus Zedern, Korkeichen, Linden, Eichen, Pappeln, Birken und Nußbäumen. An den sonnigen Plätzen verschiedene Straucharten, hauptsächlich: Haselnuß, Schneeball und Spierstrauch. Am Flusse, an Stellen mit größerer Feuchtigkeit wachsen dünnstämmige Weiden und Erlen.

Am unteren Aohobe haben sich viele Chinesen angesiedelt. Sie sind erst seit ungefähr zwanzig Jahren an diesem Flusse erschienen. Früher lebten hier Udehesen, die in der Folge ausstarben oder häufig an andere Plätze übersiedelten.

Wenn man das Tal von der Gegend des Meeres her übersieht, so erscheint es sehr kurz. Einstmals war es eine tief einschneidende Meeresbucht, und die Aohobemündung befand sich dort, wo sich das Tal verengt. Schrittweise ist das Meer zurückgewichen und machte dem Festlande Platz.

Werkwürdig ist, daß der Fluß selbst, ungefähr fünf Werst vor dem Meere, in seinem Flußbett versickert und unter den Steinen weiterfließt. Nur zur Regenzeit tritt er an die Oberfläche und eilt dann schäumend dahin.

Vom Tjütiche aus kann man auch auf einem anderen Wege an den Aohobe gelangen. Die Entfernung zwischen diesen beiden Flüssen beträgt stellenweise nur 7 Werst. Ein Pfad beginnt in der Nähe des kleinen Sees, an dem ich mit Verssu gejagt hatte, dann geht er am Quellsbache zum Passe hinauf, der in Höhe von 1015 Fuß liegt. Spärlicher Wald an den Bergeshängen, einzelne alte Eichen in den Tälern und dichtes Gestrüpp in den Bodenfalten — das ist das gewöhnliche Bild des Küstengebietes. Der Abstieg an den Aohobe ist doppelt so weit als der Aufstieg vom Tjütiche her. Der erwähnte Pfad verläuft auch noch weiter an der Küste entlang.

Zwischen dem obengenannten Sinanza und dem Aohobe erstreckt sich ein nicht sehr hoher Gebirgskamm, der aus Quarzporphyr besteht. Von ihm aus streichen einige Ausläufer zum Meere hin, zwischen

welchen kleine Bergwasser fließen, mit den häufig wiederkehrenden Zahlennamen: Turldagou, Erldagou, Sandagou und Sydagou. Der Pfad überschneidet diese an ihren Quellen. Der erste Paßübergang liegt 490 Fuß hoch, der zweite 420, der dritte 430, der vierte 360.

Am Nachmittag waren wir irgendwie vom Wege abgekommen und gerieten auf einen Wildpfad, der uns weit abseits führte. Einen Bergausläufer überschreitend, der mit Geröll bedeckt und fast ganz von Pflanzenwuchs entblößt war, gelangten wir zufällig an ein Flüsschen heraus. Es erwies sich als Nebenfluß des Mutuche, sein Lauf war an vielen Stellen von Bruchholz gänzlich verschüttet, nach welchem man die Größe der Überschwemmungen ermessen kann, die hier zur Regenzeit herrschen. Am Mutuche sind sie zwar von kurzer Dauer, aber äußerst heftig, was sich aus der Nähe der Berge und ihrer steilen Abhänge erklärt. Solange der Boden noch mit Rasen bedeckt ist, kann er dem Wasser Widerstand leisten und es teilweise in sich aufnehmen; sobald aber diese Erdschicht verlegt ist, beginnt die Auswaschung. Das rasch dahinschießende Wasser führt die leichteren Bodenbestandteile mit sich fort und läßt nur Kies zurück. Von dem Schlamm, der mit dem Süßwasser der Flüsse heraufgetragen wird, nimmt das Meer eine schmutziggelbe Färbung an, die sich in einem oft mehrere Werst breiten Streifen vom Ufer aus scharf gegen die dunkelgrüne Färbung der Hochsee abhebt.

Das Tal des Mutuche kann man noch heute als das wildreichste des ganzen Küstengebietes bezeichnen. Aus dem Unterholz der Haselnußbüsche sah man häufig Hirsche heraustreten, auch Rehe und Schwarzwild zeigten sich vielfach. Die Kosaken stöhnten vor jagdlicher Erregung, und es kostete mich nicht wenig Mühe, sie vom Schießen und unnützen Vernichten der Tiere zurückzuhalten. Gegen drei Uhr gab ich das Zeichen zum Lagern.

Ich hatte längst den geheimen Wunsch, allein einen Bären zu erlegen. Wenn andere den Bären „Einer gegen Einen“ bekämpften, warum sollte ich das nicht ebenfalls können? — Die Jagdlust entzündete in mir einen Zustand prahlerischer Selbstüberschätzung und trieb mich dazu, mein Glück zu versuchen. —

Viele Jäger schildern, wie sie „ihre“ Bären ohne jedwede Furcht erlegt haben, und geben dieser Jagd oft einen komischen Anstrich. Nach ihren Erzählungen ergreift der Bär nach dem Schusse die Flucht oder er richtet sich auf die Hinterfüße und geht so dem Jäger entgegen, wobei man ihn gemächlich mit mehreren Kugeln spicken kann. Versu pflichtete dieser Ansicht nicht bei. Wenn er

solche Erzählungen hörte, ärgerte er sich, spuckte aus, aber niemals ließ er sich auf längeres Widersprechen ein.

Als er erfuhr, daß ich allein gegen den Bären ziehen wollte, riet er mir, sehr vorsichtig zu sein, und bot mir seine Dienste an. Sein Zureden entfachte meinen Ehrgeiz nur noch mehr und befestigte in mir den Entschluß, auf jeden Fall dem „Tolpatsch“ allein zu Leibe zu gehen, koste es, was es wolle. — Ich ging vom Bivak aus nicht weiter als eine halbe Werst, und schon hatte ich zwei Rehe und ein Wildschwein aufgeschauht. Hier war so viel Wild, daß man den Eindruck eines Wildparks bekam, wo die Tiere an einem Platze gesammelt sind und frei umherlaufen dürfen.

Einen Bach überquerend, machte ich inmitten des lichten Waldes halt und begann zu warten. Nach einigen Minuten sah ich einen Hirsch, der über eine Lichtung zog. Nebenbei bliesen Wildschweine im Haselnußgebüsch und quiekten die Frischlinge.

Plötzlich war vor mir das Knacken des dürren Holzes zu hören, und darauffolgend vernahm ich langsames Tapsen. Es kam etwas in abgemessenem, schwerem Gange daher. Ich erschrak und wollte mich bereits zurückziehen, kämpfte aber das Furchtgefühl in mir nieder und blieb an meinem Platze. Gleich darauf sah ich in den Sträuchern eine unbestimmte, dunkle Masse. Es war ein großer Bär, er trottete quer durch die Bodenfurche und befand sich etwas höher als ich. Oft hielt er an, scharrte in der Erde,kehrte einen gestürzten Baumstamm zur Seite und suchte eifrig etwas darunter. Nachdem ich abgewartet hatte, bis das Tier auf etwa vierzig Schritt herangekommen war, zielte ich bedächtig und drückte ab. Durch den Pulverdampf hindurch sah ich, wie der Bär mit Gebrüll herumfuhr und mit gefletschten Zähnen nach der Stelle biß, wo die Kugel getroffen hatte. Was darauf geschah, dessen kann ich mich schlecht entsinnen, alles ging so schnell, daß ich die Einzelheiten nicht mehr auseinanderhalten kann. Sofort nach dem Schusse stürzte sich mir der Bär in voller Fahrt entgegen. Ich spürte einen starken Stoß, und in diesem Augenblick krachte mein zweiter Schuß. Wann und wie es mir gelungen war, wieder zu laden, das ist mir selbst rätselhaft. Ich fiel auf die linke Seite, der Bär überkugelte sich und plumpste rechts am Abhange herab. Ich kam wieder auf die Beine und hatte auch die Büchse in der Hand behalten. Nun lief ich in der Senke entlang und hörte dabei hinter mir den Bären. Er folgte meinen Sprünge war von einem schweren Stöhnen und Röcheln begleitet.

In dem Gedanken, daß meine Büchse ungeladen sei, blieb ich stehen und lud schnell von neuem.

„Du mußt schießen, von einem guten Schuß hängt jezt dein Leben ab“ — blipte es mir durch den Kopf.

Ich riß den Gewehrkolben an die Schulter, sah aber weder Korn noch Rinne. Ich erblickte nur den zottigen Kopf des Bären vor mir, seinen aufgerissenen Rachen und die boshafte Lichter. Wenn mich jezt jemand gesehen hätte — er hätte wohl festgestellt, wie mein Gesicht von höchstem Schreck verzerrt war.

Auf keinen Fall kann ich den Jägern Glauben schenken, die da versichern, daß sie auf ein Raubtier, welches sich ihnen entgegenstürzt, so ruhig schießen können wie nach einer leeren Flasche. Das ist nicht wahr! Es kann deshalb nicht richtig sein, weil der Selbsterhaltungstrieb jedem Menschen angeboren ist. Der Anblick des reißenden Tieres muß stets den Jäger erregen und sich unbedingt an der Schußsicherheit bemerkbar machen — die Handhabung der Waffe erfolgt dann völlig instinktiv.

Als der Bär ganz nahe an mich heran war, so daß ich ihn fast mit dem Gewehrlauf berührte, drückte ich los und sprang zur Seite. Er überfugelte sich, während ich Hals über Kopf aufs neue weiterlief. Als ich mich umblickte, sah ich, daß der Bär sich am Boden wälzte. In diesem Augenblick hörte ich von rechts her ein anderes Geräusch. Als ich mich dorthin wandte, erstarrte ich fast vor neuem Schreck: aus dem Gebüsch zeigte sich hier der Kopf eines zweiten Bären, der aber sofort wieder im Gestrüpp verschwand. Ganz leise, jedes Geräusch vermeidend, lief ich nun nach links und gelangte an den Fluß. Wohl an zwanzig Minuten irrte ich hier ziellos umher, ehe ich mich etwas beruhigt hatte. Nach dem Bivak mit leeren Händen zurückzukehren, erschien mir beschämend; falls ich wirklich den Bären erlegt hatte, war es schade, ihn liegenzulassen. Aber es war ja noch ein zweiter Bär in der Nähe, ein gänzlich unverwundeter! . . . Was sollte ich machen? — Ich streifte unschlüssig die nächste Umgebung ab, bis die Sonne hinter dem Horizonte versunken war; ihre Strahlen hatten bereits die Erde verlassen und beleuchteten nur noch den Himmel. Nun entschloß ich mich, mich seitwärts heranzupirschen und von weitem den Bären zu beobachten. Je näher ich der gefährlichen Stelle kam, desto mehr beschlich mich wieder die Furcht. Meine Nerven waren bis zum äußersten angespannt. Jedes Rascheln ließ mich ängstlich Umschau halten, überall glaubte ich Bären zu erblicken, ringsum schien es mir, als ob sie hinter mir her wären.

Oft blieb ich stehen und lauschte, endlich sah ich den Baum, neben dem sich der Bär zuletzt gewälzt hatte. Der Platz schien mir besonders schrecklich, ich beschloß, ihn zu umgehen und von der Höhe des Abhanges zu besehen. Hierzu beschrieb ich einen großen Umweg. An verdächtigen Stellen blieb ich stehen und warf Steine in die Gebüsche. Plötzlich bemerkte ich, daß sich etwas in den Sträuchern bewegte. Der Bär! dachte ich und machte kehrt. Aber in diesem Augenblick hörte ich eine menschliche Stimme — es war Derßu.

Ich freute mich mächtig und lief zu ihm hin. Als er mich erblickte, setzte sich der Golde auf einen am Boden liegenden Baumstamm und begann sein Pfeifchen zu rauchen. Ich trat an ihn heran und fragte, wie er hierher geraten sei. Derßu erzählte mir, daß er im Bivak meine Schüsse gehört habe und mir zu Hilfe geeilt sei. Nach den Spuren habe er festgestellt, wo ich den Bären angeschossen und wie dieser sich mir entgegengeworfen hatte. Dann zeigte er mir die Stelle, an der ich niedergestürzt war. Weiterhin wiesen ihn die Spuren darauf hin, daß der Bär mich gejagt hatte. — Mit einem Worte, er schilderte mir ziemlich ausführlich den ganzen Verlauf des Kampfes.

„Der Angeschossene muß wohl entkommen sein“, sagte ich zu meinem Gefährten.

„Ist hiergeblieben!“ antwortete Derßu und wies auf einen großen Erdhaufen.

Ich begriff nicht sofort den Zusammenhang, erinnerte mich aber der Erzählungen der Jäger, wonach die Bären die Gewohnheit haben, jederlei tote Tiere, die sie finden, selbst in die Erde zu verscharren. Wenn dann das Fleisch zu zerfallen beginnt, delectieren sie sich daran. Daß ein Bär auch seine Genossen so behandeln würde, hätte ich allerdings nicht gedacht. Auch für Derßu war das neu.

Nach einigen Minuten hatten wir den Bären ausgegraben. Außer der Erde waren noch Steine und Bruchholz in großer Menge auf ihn gehäuft. Ich machte mich daran, ein Feuer anzuzünden, und Derßu begann den Bären auszuweiden. Es war ein starkes Tier von der schwarzbraunen Art (*Ursus arctos*. L.), seinem Aussehen nach dem amerikanischen Grisly ähnelnd. Die Länge des Körpers betrug 8, seine Höhe 4 Fuß, das Gewicht schätzte ich auf 18 bis 20 Pud. Er hat einen Stummelschwanz, kleine Gehöre und winzige Lichter. Zu seinen gigantischen Kräften kommt noch sein starkes Gebiß und Krallen von drei Zoll Länge. Diese Art ist im ganzen Ussurigebiet verbreitet, am häufigsten findet sie sich in der nördlichen

Hälfte und im Küstengebiet von der Halbinsel Giljak bis zur Mündung des Amur. Merkwürdig ist es auch, daß die Färbung des Bären im Süden schwärzer ist, weiter nach Norden aber immer hellbräunlicher wird. Das Wesen dieses Bären ist ziemlich gutmütig, solange man ihn zufrieden läßt, aber verwundet wird er entschieden furchtbar. Zur Paarungszeit sind die männlichen Tiere sehr böseartig; dann tummeln sie sich in der Taiga umher, überfallen jedes Tier und jagen sogar den Rebhühnern nach. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Pflanzenstoffen, aber wenn es die Gelegenheit bietet, verschmähen sie auch Fleisch und Fische nicht. Sein Lager richtet der braune Bär sich zwischen und unter den Wurzeln der Bäume her, in Felsenspalten und sogar einfach in flachen Bodenvertiefungen. In der Art seiner Verwandten liebt er es außerordentlich, Felsenhöhlen aufzusuchen und darin zu hausen, nicht nur im Winter, sondern auch in der warmen Jahreszeit. Den Winterschlaf beginnt der Braunbär ziemlich spät, einzelne Burschen treiben sich noch im Dezember in der Taiga umher. Bäume besteigt er nicht gern, als Hinderungsgrund kommt wohl sein großes Körpergewicht in Frage.

Der Bär war von allen drei Kugeln getroffen; eine saß in der Seite, die zweite in der Brust, die dritte im Kopf. Als Derjssu seine Arbeit beendet hatte, war es bereits ganz dunkel. Nachdem wir noch feuchtes Holz ans Feuer gelegt, damit es bis zum Morgen vorhalte, gingen wir leise zum Lager zurück.

Der Abend war still und kühl. Der Vollmond stand am klaren, wolkenlosen Himmel, und je heller sein Licht wurde, desto kürzer und dunkler wurden unsere Schatten. Unterwegs scheuchten wir nochmals Wildschweine auf, mit großem Lärm stob die Rotte nach allen Seiten auseinander. Endlich zeigte sich Licht zwischen den Bäumen, es war unser Lager.

Nach dem Abendessen legten die Kosaken sich zeitig schlafen. Ich hatte so viel übermäßige Aufregung hinter mir, daß ich lange nicht einschlafen konnte. Daher stand ich wieder auf, setzte mich zum Feuer und begann über das Erlebte nachzudenken. Das rote Züngeln der Flammen, die schwarzen Schatten der Bäume und das zarte Mondlicht vereinigten sich zu einem stimmungsvollen Bilde. An den Abhängen des schlummernden Waldes streifte das Bild umher. Einige Tiere kamen ganz nahe an das Biwak heran, besonders neugierig waren die Rehe. Endlich fühlte ich den Schlaf nahen, legte mich neben den Kosaken nieder und schlummerte ein.

Vom Mutuche zum Sechobe

Derſſu erwachte bei Tagesanbruch früher als die anderen, dann ſtand auch ich vor den übrigen Leuten auf. Die Sonne ſtieg ſoeben herauf, die Gipfel der Berge ſchimmerten roſig über den dunklen Gründen. Gerade unſerm Biwak gegenüber, ungefähr zweihundert Schritt entfernt, trollte ſich ein Bär im Gebüſch herum. Eine Zeitlang bewegte er ſich an ein und deſſelben Stelle und wäre wahrſcheinlich noch lange hiergeblieben, wenn Murſin ihn nicht verſcheucht hätte. Er nahm ſein Gewehr und ſchoß auf den Bären. Dieſer wendete ſich kurz um, ſicherte nach unſerer Seite herüber und verſchwand ſchleunigſt im Walde.

Nachdem wir etwas gefrühſtückt, packten wir unſere Bündel und ſetzten uns in Marſch. Am Meere fand ich den Platz von Palſchewſkis Lager. Aus einem Briefe, den er mir in einer an einen Stoß gebundenen Flaſche zurückgelassen hatte, entnahm ich, daß er hier vor einigen Tagen gearbeitet und ſich dann nach Norden gewandt hatte, als äußerſten Punkt ſeiner Exkurfion die Terneibucht bezeichnend.

Der Fluß Mutuche (udecheſiſch: Ja-ugi) fällt in die Dprintschnibucht (44° 27' nördlicher Breite und 136° öſtlicher Länge von Greenwich), welche nach der Meeresſeite hin vollkommen offen und deshalb als Ankerplatz für Schiffe ungeeignet iſt. Das tiefe Flußbett, die unvermittelte Erweiterung des Tales und die niemals austrocknenden Sümpfe nahe dem Meere weiſen darauf hin, daß früher hier ebenfalls eine Bucht ziemlich tief in das Feſtland einſchnitt. An den Uferhängen nahe der Küſte wächst die dauriſche kriechende Wachholderbeere (*Juniperus daurica*. Pal.), in den Sümpfen die Strauchbirke (*Betula fruticosa*. Pall.) mit ſchmalgeflügelten Samenfrüchten.

Die Bezeichnung „Mutuche“ iſt ein verſtümmeltes chineſiſches Wort „Mu-Tſhu-Che“ (Mugu gleich „weiblich“, Tſhu gleich „Wildſchwein“, Che gleich „Fluß“, alſo „Fluß der Wildſauen“, nach anderen Angaben: „Mu-Tou-Che“ gleich „Fluß mit vielen Holzſchlägen“). Er fließt in einem tektoniſchen Tale am Meeresufer entlang und nimmt, abgesehen von kleinen Gebirgsbächen, drei Nebenflüſſe von rechts in ſich auf. Da dieſe Flüſſchen keine chineſiſchen Namen hatten, taufte ich den erſten „Olenja“ (Hirſchfluß), den zweiten „Medweſhja“ (Bärenfluß), den letzten „Ewerowaja“ (Bildfluß).

Dort, wo das Tal des Hirſchfluffes mit dem des Bärenfluffes

zusammentrifft, am Ende des Abhanges, hatte sich eine kleine Gans eingenistet; sie war leer. Als Versu sie besichtigt hatte, erklärte er, daß hier Koreaner wohnten, vier Männer, daß sie sich mit Zobel- fang befaßten und unlängst für den ganzen Winter auf die Jagd gezogen seien.

Wir trafen hier und dort an den Flüschen, den Sümpfen und im Sande am Meeresufer einige Zugvögel an. Nach der geringen Zahl der Exemplare wie der Arten zu urteilen, war zu sehen, daß an der Küste kein bedeutender Vogelzug stattfindet. Wir sahen einige amurische Kronschnepfen durch das Gras stolzieren. Bei unserer Annäherung blieben sie stehen, äugten aufmerksam zu uns herüber und erhoben sich dann mit einem heiseren Schrei von ihrem Platze. Ein Stück abgestrichen, fielen sie wieder im Grafe ein, blieben aber sehr vorsichtig. An anderer Stelle, am Wasser, kam die östliche Weißwangengans in Sicht. Anfänglich hielt ich sie für eine gewöhnliche Gans, und sie erschien mir größer, als sie in Wirklichkeit war. Murfin umging sie durch das Gebüsch und erlegte sie durch einen Kugelschuß. Häufig waren hier überall die kleinen Kriechenten, sie hielten sich in den Bächen, die mit Weiden- und Erlengebüsch umwachsen waren. Als ich ihnen ganz nahe kam, flogen sie nicht auf, sondern schwammen nur ein Stück weit ab und fürchteten sich augenscheinlich wenig vor den Menschen.

Von der Koreanerfause aus führt oberhalb ein Weg am Flusse Mutuche entlang. Eine Strecke weit hält er sich am rechten Fluß- ufer, und erst in den Höhen geht er auf das linke Ufer hinüber. Die das Tal des Mutuche umsäumenden Berge bestehen größtenteils aus Quarzporphyr. Zwischen dem Hirsch-, Bär- und Wildflusse endigen sie bei ihrem Austritte in das Tal in breiten Terrassen von 10 bis 12 Sassen Höhe. Links, in der Stromrichtung gerechnet, wächst Nadel- und Mischwald, rechts Laubwald. Der Mutuche bildet die dem Meere am nächsten gelegene Stelle, wo als Bauholz verwendbare Kiefern wachsen. Sie erreichen hier eine Höhe von 10 Sassen und bis zu 10 und 12 Fuß Umfang.

Am Oberlaufe des Flusses trifft man viele Eiben (*Taxus cuspidata*. S. et Z.). Dieser Baum wächst nirgends im ganzen Gebiete in waldähnlichen Siedlungen. Ungeachtet seines Alters, das man auf dreihundert bis vierhundert Jahre schätzen kann, erreicht er keine großen Ausmaße, und der Stamm wird sehr schnell hohl.

Der Weg vom Mutuche bis zum Passe ist außerordentlich steinig und erlaubt nur ein beschwerliches Vorwärtskommen. Felsenspalten

und Wurzelwerk bilden oft richtige Fallgruben, und die Gefahr ist groß, daß sich die Pferde hier die Beine brechen. Man muß sich wundern, wie geschickt die einheimischen Gänse ohne Hufbeschlag hier hindurchkommen, ungeachtet der schweren Lasten, die sie meist noch zu tragen haben.

Nachdem wir am Flusse ungefähr 5 Werst entlang gezogen, wandten wir uns nach Osten zum Meere. Bereits seit dem Morgen schien es mir, daß sich in der Atmosphäre eine Verschlechterung des Wetters vorbereite. In der Luft stand Dunst, die Färbung des Himmels war von Dunkelblau ins Weißliche übergegangen, die entfernteren Berge überhaupt nicht mehr zu erkennen. Ich machte Versu auf diese Erscheinung aufmerksam und begann alles zu erzählen, was mir aus der Meteorologie über den „trockenen Nebel“ bekannt war.

„Denke, ist Rauch“, antwortete er mir. „Wind keiner, welche Seite brennt, kann nicht wissen!“

Raum hatten wir die Höhe erreicht, als wir sofort sahen, um was es sich handelte. Hinter den Bergen, an der rechten Seite des Mutuche, erhob sich in dichten Schwaden weißer Dampf, weiterhin nach Norden zu rauchten ebenfalls die Berge. Augenscheinlich hatte der Waldbrand bereits ein großes Gebiet ergriffen. Nachdem wir einige Minuten das Schauspiel genossen, zogen wir zum Meere, und als wir die Uferabhänge erreicht, wandten wir uns nach rechts, indem wir die tiefen Abgründe und hohen Vorsprünge umgingen. Bei dieser Wanderung war es sehr auffällig, wie im Verbreitungsgebiet der Schallwellen die entgegenstehenden Hindernisse wirkten. Sobald wir uns auf irgendeiner freien Höhe befanden, verstummte das Tosen des Meeres, wenn wir uns aber den Erdspalten näherten, wurde es wieder deutlich.

Plötzlich trug uns der Wind von unten eigentümliche Laute zu, ähnlich einem heiseren, langgezogenen Bellen. Leise ging ich zum Rande des Abhanges vor und sah dort ein ebenso überraschendes wie fesselndes Bild. Unter mir am Meeresufer lagen Seelöwen in großer Zahl und in allen Größen.

Der Seelöwe (*Eumetopias stelleri*. Gray.) gehört zur Gattung der Flossenfüßer (*Pinnipedia*) und zur Familie der Ohrenrobben (*Otariidae*). Er ist ein recht starkes Tier und erreicht eine Länge von 2 Sassen und $1\frac{1}{2}$ Sassen Umfang an den Schultern, bei einem Gewicht von 80 bis 100 Pud. Das Tier hat kleine Ohrmuscheln, schöne schwarze Augen, große Kinnladen mit starkem Gebiß, einen verhält-

nismäßig langen Hals, an welchem die Behaarung etwas länger ist als am ganzen übrigen Körper, und große Flossenfüße mit nackter Sohle. Gewöhnlich sind die Männchen doppelt so groß wie die Weibchen.

Im Priamurgebiet sind die Seelöwen an der ganzen Küste des japanischen Meeres anzutreffen. Sie werden von den Eingeborenen hauptsächlich ihres dichten Felles wegen gejagt; aus der Haut werden Schuhwerk und Riemen für die Hundeschlitten gefertigt.

Sich auf den Steinen, die vom Schaume der Brandung umgeben waren, von der Sonne lieblosen zu lassen, bereitete den Seelöwen ersichtlich großes Vergnügen. Sie dehnten und streckten sich, wendeten den Kopf nach hinten, hoben die Hinterfüße so hoch, wie es irgend möglich war, und wälzten sich auf dem Rücken. Zuweilen glitten sie plötzlich und ganz unerwartet von den Felsen hinab ins Wasser. Aber der Stein blieb nicht leer, sofort zeigte sich neben ihm ein neuer Kopf und ein anderes Tier eilte herbei, um den freigewordenen Platz zu besetzen.

Am Ufer lagen die Weibchen und neben ihnen die Jungtiere, abseits bei den von der Brandung ausgewaschenen Höhlen träumten die großen Männchen. Die alten Tiere waren von hellbräunlicher Farbe, die jüngeren dunkler. Die jungen Männchen benahmen sich ganz besonders stolz. Den Kopf nach oben erhebend, wandten sie ihn langsam von einer Seite zur anderen, und ungeachtet ihres ungeschlachten Körpers konnte man ihnen eine gewisse Grazie nicht absprechen. Nach der Art ihrer Haltung, nach ihrer Größe und der Schnelligkeit ihrer Bewegungen verdienen sie durchaus den Namen „Seelöwen“, ebenso wie ihre Verwandten an der kalifornischen Küste.

Nach der eigentümlichen Gewohnheit der Rosalenzäger erhob Murfin sein Gewehr und zielte auf den uns am nächsten liegenden Seelöwen, aber Derjssu hielt ihn zurück und schob langsam seinen Gewehrlauf zur Seite.

„Nicht nötig schießen!“ sagte er, „kannst nicht wegtragen, umsonst schießen schlecht — Sünde!“

Jetzt gewahrten wir erst, daß es nicht möglich war, von irgendeiner Seite her an den Liegeplatz der Seelöwen heranzukommen. Von rechts und links wurde er durch weit in das Meer hinausragende Felsentanten abgeschossen, und nach dem Lande zu lagen die senkrecht abfallenden Steilwände von mindestens 25 Sassen Höhe. Der Platz war also nur mit einem Boote zu erreichen. Einen erlegten Seelöwen hätten wir auch nicht mitnehmen können, also, wir hätten

ihn nur im Vorbeigehen getötet und ihn dann verkommen lassen müssen.

Gleichzeitig verblüffte mich Derssu durch seine Worte: „Unnützes Schießen — ist Sünde“. Welch ein rechtschaffener, einfacher Gedanke. Warum mißbrauchen die Menschen so oft ihre Feuerwaffen und morden unterschiedslos alle Tiere, die ihnen vor die Büchse kommen, nur des Schusses, der Unterhaltung wegen!

Etwa zwanzig Minuten beobachteten wir die Seelöwen, ich konnte meine Blicke nicht von ihnen losreißen, bis ich fühlte, daß mich jemand an der Schulter berührte.

„Kapitan, müssen gehen!“ sagte Derssu.

Von allen in den letzten Tagen gesichteten Tieren hatten mir diese Flossenfüßer am besten gefallen.

Auf einem Bergkamme entlang zu gehen, ist immer leichter, als steil bergan, da man die hervortretenden Gipfel in horizontaler Richtung umgehen kann. Als wir wieder auf den Pfad herausgekommen waren, hatte sich bereits die Nacht auf die Erde herabgesenkt. Uns stand jetzt noch bevor, über einen hohen Berg hinweg in die Einsattelung hinabzusteigen. Die Paßhöhe zeigte sich gleich 2600 Fuß.

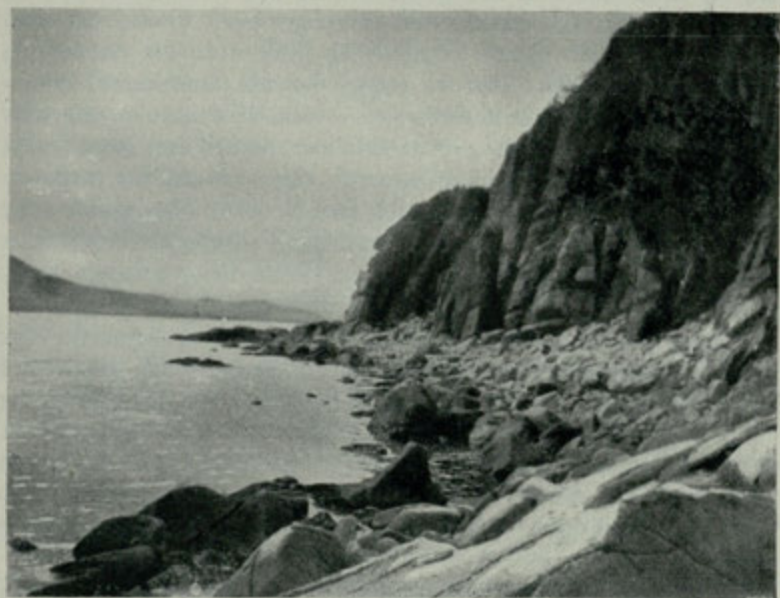
Das Bild, welches ich vom Bergesgipfel aus erblickte, überraschte mich derartig, daß ich unwillkürlich einen Ruf der Verwunderung ausstieß. Der Waldbrand kam: eine Feuerlinie umgürtete die Berge. Es war wie eine riesenhafte Illumination, ein gewaltiges und dabei trauriges Gemälde. Die Feuer fladerten und verlöschten, um sich sofort wieder mit größerer Stärke neu zu entfachen. Die Flammen waren bereits durch die Einsattelung vorgedrungen und stiegen jetzt in das Tal hinab; die höheren Gipfel waren noch nicht in der Gewalt des Feuers, das in einem regelmäßigen Ringe wie zum Angriff nach oben vorrückte. Am Himmel stand eine doppelte Röte, die eine im Westen, ruhig und heiter, die andere im Osten, zuckend und flackernd.

Der Mond ging auf, am Horizonte zeigte sich zuerst sein Rand, langsam, wie unschlüssig, entstieg er den Wassern, immer höher und höher, groß, matt und purpurrot.

„Kapitan, müssen gehen!“ mahnte Derssu wiederum.

Wir stiegen zu Tale, und sobald wir das Wasser erreicht hatten, machten wir in einem spärlichen Eichenwalde halt. Derssu riet uns, das Gras rings um das Biwak abzureißen und ließ dann selbst ein Gegenfeuer los. Wie Pulver — so flammte das trockene Gras und

abgefallene Laub unter seinen Händen auf. Das Feuer zog rasch mit dem Winde weiter und nach der Seite zu. Jetzt hatte der Wald ein märchenhaftes Aussehen. Ich folgte den Flammen mit den Augen. Durch das Laubwerk schritt das Feuer ziemlich langsam weiter, aber sobald es das Gras erreicht hatte, stürzte es sprungweise vor. Mit der Hitze wirbelten die trockenen Zweige hoch empor und flogen brennend durch die Luft. Auf diese Weise warf sich das



Lagerplatz der Seelöwen

Feuer immer weiter und weiter vorwärts, endlich gelangte es an die Sträucher. Mit starkem Zischen und Prasseln erhob sich eine riesige Flamme. Dort stand eine Goldbirke mit zottiger Bastrinde, im Augenblick war sie völlig in eine Fackel verwandelt — aber nur auf eine Minute, die Baststegen brannten ab, und die Flammen verloschen wieder. Alte Bäume mit trockenem, hohlem Kern brannten, auf ihren Wurzeln stehend, aus. Hinter uns, überall um uns herum, das Feuermeer; ringsum stiegen aus unzähligen Feuerstellen auf dem Waldboden die weißen Dampfsäulen in die Luft. Geängstigte Tiere und Vögel retteten sich durch die Flucht, neben mir lief ein Häschen vorbei, auf einem dürren Baume, der bereits zu brennen

begann, hüpfte ein Erdhörnchen herum, mit schrillum Schrei flatterte ein Buntspecht von Baum zu Baum.

Ich war aufgestanden und ging immer weiter und weiter hinter dem Feuer her, nicht darauf achtend, ob ich mich verirre — ging solange, bis mich mein Magen daran erinnerte, daß wohl endlich Zeit sei umzukehren. Ich setzte voraus, daß das Lagerfeuer mir den Weg zum Bivak zurück weisen würde. Als ich mich umwandte, sah ich rings um mich eine ganze Anzahl von Feuerstellen, überall brannte Bruchholz. Welches das unserige war, konnte ich nicht herausfinden. Ein Feuer erschien mir größer als die andern, ich wandte mich dorthin, aber es erwies sich als brennender Baumstumpf, ich ging auf ein anderes zu — dasselbe Ergebnis. So irrte ich von einer Feuerstelle zur andern und konnte das Bivak nicht finden. Nun machte ich mich daran zu rufen — von der entgegengesetzten Seite her erhielt ich endlich eine Antwort. Ich machte kehrt und gelangte schließlich zu den Unserigen. Meine Reisegefährten machten sich lustig über mich, und mir blieb nichts anderes übrig, als mitzulachen.

Die von Derſſu vorausgesehene Gefahr erfüllte sich. In der zweiten Hälfte der Nacht begann sich die Feuersbrunst gerade auf uns zuzubewegen — aber da sie in unserer Nähe keine Nahrung fand, zog sie seitwärts vorüber. Entgegen den Erwartungen war die Nacht warm, ungeachtet des herbstklaren Himmels. In solchen Fällen, wo ich etwas scheinbar Unerklärliches antraf, wandte ich mich an Derſſu, und stets erhielt ich von ihm eine glaubwürdige Auskunft.

„Frost kann nicht kommen“, antwortete er. „Siehe ringsum, zuviel Dampf.“ Nun besann ich mich darauf, daß die Gartenbauer mit Hilfe von Rauchfeuern ihre Gärten vor den Morgenfrösten schützen.

Am Tage erblickten wir einen Isjubrhirsch vor uns in der Nähe eines brennenden Baumstammes. Er schritt ohne Scheu zwischen den Brandstellen hindurch und verbiß äsend die Sträucher. Die häufigen Waldbrände schienen die Tiere augenscheinlich an das Feuer gewöhnt zu haben, und sie hatten aufgehört, es zu fürchten.

Der Sonnenaufgang traf uns bereits auf dem Wege. Nach dem Abstieg vom Passe führte der Pfad eine Strecke weit auf dem Uferwalle entlang, der, aus angespültem Sand und Schlamm gebildet, rechts von sich das Meer und links den Sumpf liegen hat. Dieser Wall und der Sumpf zeugen davon, daß sich auch hier früher eine Lagune befand. Am andern Abhang des Walles lagen riesige Haufen

von Kies aufgetürmt. Kein noch so starker Wellenschlag konnte sie so hoch aufgeworfen haben, man muß es vielmehr der Einwirkung der Eisschollen zuschreiben, die sich hier zur Winterszeit, von den Stürmen gepreßt, hinauffchieben und das Ufer aufspflügen.

Neben diesen Haufen vom Eise rundgeschliffener Steine lagen viele Walfischknochen, Schulterblätter, Rippen und Schädelteile umher. Wahrscheinlich war hier ein solcher Leichnam gestrandet. Wilde Tiere und Vögel hatten sich dann darum bemüht, das Fleisch wegzuräumen, und nur die blanken Knochen bleichten im Sande.

Nachdem wir eine Weile gerastet, führte uns nach einer Marschstunde der Pfad an Seen entlang. Es waren ihrer drei: „Maloje“, „Sfredneje“ und „Dolgoje“. Der letzte hatte eine Länge von drei Werst. An der Westseite tritt der Fluß „Seochobe“ (Fluß des ersten Schnees) in ihn ein. Auf den Seekarten ist er aus unbekanntem Grunde als „Jadichou“ bezeichnet.

Zwischen den Seen ist die Gegend völlig versumpft, und nur ein Wall aus Sand und Schlamm trennt sie vom Meere. Man erkennt hier wiederum das Zurückweichen der Bucht, einstmals war sie viel länger und bog nach Norden zu ein.

Bei den Sümpfen teilte sich der Pfad. Ein Weg lief nach links den Bergen zu, der andere auf dem von der Brandung angespülten Bande entlang. Dieser führte uns zu dem zwar kleinen, aber tiefen Flusse, der den Dolgoje-See mit dem Meere verbindet. Wir konnten nicht weiter, und es blieb uns nur übrig, hier-haltzumachen. Zum Glück mangelte es nicht an Feuerholz; das Meer hatte hier viel Treibholz ans Ufer geworfen, Wind und Sonne hatten es getrocknet. Eins nur war schlecht, das Wasser in der Lagune hatte einen salzigen Geschmack und unangenehmen Geruch. Unterwegs bemerkte ich am Strande eine Art Schnepfen, mit ihnen flog die ganze Zeit über ein großer Strandläufer. Er hatte einen weißen Brustlaß, graubraun gesprenkelten Rücken und dunklen Schnabel.

Während die Kosaten das Zelt aufstellten und Holz herbeitrugen, konnte ich noch etwas auf Jagd ausgehen. Zum ersten Male ließen mich hier die Vögel ganz nahe heran. Sie scheinen hier wenig von Menschen belästigt zu werden. Ich erlegte vier Schnepfen und begab mich zum Lager zurück.

Unser Bivak war diesmal recht unglücklich ausgefallen. Ein scharfer, kalter Wind blies die ganze Nacht hindurch von Westen her in das Tal wie in eine Röhre. Wir mußten uns hinter dem Walde an der Meeresseite verbergen. Im Zelte war es rauchig, draußen

kalt. Nach dem Abendessen eilten alle, sich schlafen zu legen; aber ich konnte nicht einschlafen, lauschte dem Tosen der Brandung und dachte über das Schicksal nach, das mich aus Petersburg hierher an die Küste des Stillen Ozeans verschlagen hatte.

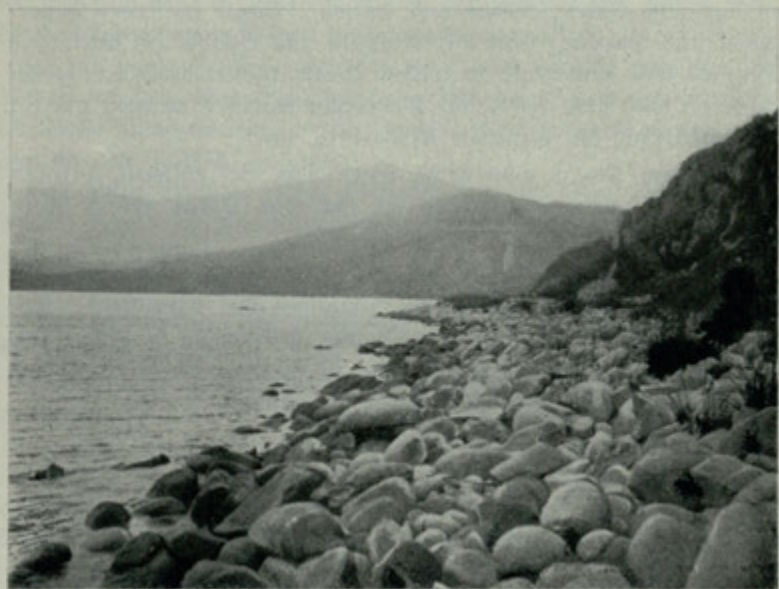
Am 20. September blieb das Wetter den ganzen Tag über warm und trocken. Ich beschloß, mich der Erforschung des Seochobe zu widmen. Zuerst stand uns die Überquerung des Sees bevor — bei dem Fehlen von Booten keine leichte Aufgabe. Es war nötig, entweder Stämme zu einem Floße zusammenzubinden oder eine Furt zu finden und zu versuchen, den See zu durchwaten. Ich entschloß mich zu diesem Mittel als dem schnelleren, und der Versuch brachte Erfolg. Der See erwies sich als seicht, seine größte Tiefe konnte kaum 3 Sassen betragen. Untiefen zogen sich in Krümmungen unter dem Wasser hin, wir watenen die ganze Zeit hindurch bis an den Gürtel im Wasser. Je mehr wir uns der Flußmündung näherten, desto merklich kälter wurde das Wasser.

Nachdem wir das Ufer erreicht hatten, stießen wir sofort auf einen Pfad.

Der Fluß Seochobe hat eine Länge von 22 Werst, seine Quellen liegen gegenüber dem Mittellaufe des Sinanza, den ich oben erwähnt hatte. Der Seochobe besteht eigentlich aus zwei Flüsschen von gleicher Länge, die sich 5 Werst vor der Mündung vereinigen. Etwas unterhalb nimmt er von rechts noch einen kleinen Nebenfluß auf. Hier trafen wir auf starke Rudel von Isjubrhirschen. Das Schreien war schon vorüber, die Hirsche hatten die Muttertiere um sich versammelt, bald mußten die Hirsche wieder einzeln auseinandergehen.

Das Seltenerwerden der Vögel war von Tag zu Tag zu bemerken. Während dieser Zeit kamen mir nur zu Gesicht: der ussurische langschwänzige Waldkauz, ein am Tage furchtsamer und nachts sehr kühner Vogel. An hellen sonnigen Tagen versteckt er sich in den Tiefen der Nadelwälder, deren Dunkelheit ihn anzieht. Dann der ussurische weißrückige Specht, der größte aus der Familie der Picidae. Dieser Vogel bevorzugt alten Mischwald, wo viele hohle und dürre Bäume stehen. Ferner der langschnäblige Bürger, ein gefräßiger und zankfüchtiger Räuber, der sogar solche Vögel überfällt, die ihn an Größe übertreffen. Häufig waren die schwarzköpfigen Haubenlerchen, niedliche, gelbbüßige Vögelchen mit schwarzen Schöpfchen auf dem Kopf. Sie ziehen die offenen Plätze den schattigen vor und sammeln sich in kleinen Gesellschaften.

Der Pfad, auf welchem wir dahinzogen, führte uns zu einem Fangzaun von 24 Berst Länge mit 74 fangbereiten Fallgruben. Größere Räuberei wie hier habe ich nirgendwo gesehen. Neben der Fange stand auf Pfählen ein Schuppen, der bis oben hin mit Hirschsehnen, in Ballen verpackt, vollgepfropft war. Wenn man sich klarmacht, daß zu dieser Menge ungefähr 6000 bis 8000 Hirsche ihr Leben lassen mußten, von denen das Fleisch überhaupt kaum für



Am Strande

die menschliche Ernährung zur Verwendung kommt — so erhält man ungefähr einen Begriff von der unglaublich rücksichtslosen Raubwirtschaft, die hier getrieben wird und der auch der größte Wildreichtum rapide zum Opfer fallen muß. Die Chinesen sagten aus, daß diese getrockneten Sehnen zweimal im Jahre nach Wladiwostok und von dort nach Tschifu geschickt werden. An den Wänden der Fange hingen an 100 Seelöwenfelle zum Trocknen, alle von jungen Tieren. Ohne Zweifel kannten die Chinesen den Liegeplatz der Seelöwen am Mutuche und hausten dort ebenso räuberisch wie unter den Hirschen am Seohobe.

Als wir zurückkehrten, fragte mich Derissu unvermittelt, wem das Ussurigebiet gehöre, den Chinesen oder den Russen, und falls die

Russen hier die Herren wären, warum sie die Chinesen nicht fortjagten.

„Bald Mansen ringsum alles alles weggeholt . . .“ sagte er. „Unsereins denkt so, nach zehn Jahren, dann hier alle Hirsche, Zobel, Eichhörnchen weg.“

Man konnte Derffus Worten beipflichten. Bei sich in ihrer Heimat haben die Chinesen alle Tiere ausgerottet. In ihrem Lande gibt es nur noch Raben, Hunde und Ratten. Sogar in ihrem Küstengebiet sind Trepang, Krabben, Muscheln und Seekohl verschwunden. Dem an Wild und Wald so reichen Priamurgebiet droht das gleiche Schicksal, falls nicht rechtzeitig Maßregeln ergriffen werden, um der Raubwirtschaft der Chinesen Einhalt zu tun.

Nahe dem Meere, eine halbe Werst vom See entfernt, befindet sich noch ein kleiner Fangzaun, er hat eine Länge von 3 Werst mit sieben Fallgruben.

In den Dolgoje-See tritt von rechts her ein kleines namenloses Flüsschen ein, welches vorher ein sumpfiges Tal durchfließt. Hier wird der Weg äußerst naß und sumpfig, stellenweise ist beim Überschreiten das Schwanken des Bodens zu spüren. Wahrscheinlich ist dieser Weg in der Regenzeit schwer zu begehen.

Begegnung mit Chunchusen

An diesem Tage fand Derffu auf dem Pfade menschliche Spuren, die er aufmerksam studierte. Einmal hob er einen Zigarettenstummel auf, sowie ein Stückchen blauen Stoff. Nach seiner Meinung waren hier zwei Männer gegangen. Das konnten aber keine Arbeitermansen gewesen sein, es waren sicher irgendwelche Taugenichtse. Denn ein arbeitender Mensch wirft in der Taiga kein Stoffläppchen fort, nur weil es beschmutzt ist — er wird auch einen alten Fehz noch so lange verwenden, bis er gänzlich aufgebraucht ist. Ferner raucht ein Arbeiter ebenso wie ein chinesischer Fansenbesitzer oder Bauer die Tabakpfeife, denn Zigaretten sind für sie viel zu teuer. — Seine Beobachtungen fortsetzend, fand Derffu eine Stelle, wo die beiden Chinesen geruht und ihr Schuhzeug gewechselt hatten. Eine fortgeworfene Patronenhülse zeugte davon, daß die Leute mit Gewehren bewaffnet waren.

Je weiter wir gingen, desto mannigfaltiger wurden die Funde. Plötzlich blieb Derffu stehen. „Hier noch zwei Leute gegangen,“ sagte er, „jetzt sind vier, glaube, sind schlechte Kerle!“

Wir beratschlagten und beschlossen, den Pfad zu verlassen und querfeldein zu gehen. Den nächsten ersten Hügel besteigend, hielten wir Umschau. Geradeaus, 10 Werst vor uns, war die Plastunbucht zu sehen, links ein hoher Berggrüden, hinter welchem wahrscheinlich der Sinanza lag, in unserem Rücken der Dolgoje-See, rechts eine Kette ausgewaschener Hügel, hinter diesen das Meer.

Da wir nichts Verdächtiges bemerken konnten, wollte ich eigentlich wieder auf den Pfad zurückkehren. Aber der Golde riet, an dem Quellbache hinabzusteigen, der hier nach Norden floß, und an ihm entlang an den Tchetibe zu gehen.

Nach einer Stunde Wegs gelangten wir zu einer Lichtung im Walde. Hier befahl uns Derffu, seine Rückkehr abzuwarten, und ging selbst auf Erkundung aus.

Der Tchetibe stellt ein kleines Gebirgsflüßchen dar, welches ein breites, versumpftes Thal durchfließt und mit Weiden, Erlen und Weißbirke umwachsen ist.

Die Dämmerung brach herein. Der Sumpf nahm eine gleichmäßige, gelbbraune Färbung an und hatte jetzt ein ödes, unbelebtes Aussehen. Die Berge waren in den blauen Dunst der Abendnebel gehüllt und zeigten sich trübe und finster. Je dunkler es wurde, desto greller leuchtete der Widerschein des Waldbrandes am Himmel auf. Eine Stunde verging, und Derffu war noch nicht zurückgekehrt — ich begann mich zu beunruhigen.

Plötzlich war aus weiter Ferne ein Schrei zu hören, dann krachten vier Schüsse, wiederum ein Schrei — noch ein Schuß. Ich wollte eigentlich sofort der Gegend zueilen, aus welcher die Schüsse herüberhallten, besann mich aber, da wir auf diese Weise voneinander getrennt gewesen wären.

Nach etwa zwanzig Minuten kam der Golde zurück, er hatte ein äußerst betroffenes Aussehen. Noch ganz außer Atem, erzählte er eiligst, was ihm zugestoßen war. Den Spuren der vier Chinesen folgend, war er zur Plastunbucht gelangt. Dort sah er ein Zelt und ungefähr zwanzig Mann bewaffnete Chinesen darum versammelt. Nachdem er sich überzeugt, daß es Chundusen waren, kroch er durch das Gebüsch zurück. Aber in diesem Augenblick hatte ihn ein Hund erwittert und, sich ihm nachstürzend, sogleich ein wütendes Gebell erhoben. Drei Chinesen ergriffen ihre

Gewehre und rannten Derssu nach. Davoneilend geriet er in einen Morast, wohin ihm die Chunchusen nicht folgen konnten. Sie riefen ihm zu stehenzubleiben, und begannen dann zu schießen. Sich auf einen trockenen Platz herausarbeitend, zielte Derssu kniend auf einen der Räuber und schoß. Er sah deutlich, wie der Chinese stürzte. Die beiden anderen Chunchusen blieben bei dem Verwundeten, während Derssu weiterlief. Um die Verfolger irrezuführen, lief er absichtlich zuerst nach der entgegengesetzten Seite und kehrte dann in einem großen Bogen zu unserm Versteck zurück.

„Mein Hemde haben Chunchusen kleines Loch gemacht!“ sagte Derssu und zeigte seine Jacke, die von einer Kugel durchlöchert war. „Müssen schnell weiter!“ beendete er seinen Bericht und nahm sein Felleisen über.

Leise bewegten wir uns vorwärts, jedes Geräusch vermeidend. Der Golde führte uns durch das Geröll und in einem trockenen Flussbett entlang und mied alle Fußpfade.

Gegen zehn Uhr abends erreichten wir den Jodsjche, gingen aber in keine Farnse, sondern blieben zur Nacht unter freiem Himmel. In der Nacht fror ich stark und wickelte mich in die Zeitbahn, aber die feuchte Kälte drang überall hindurch. Keiner schloß ein Auge, mit Ungeduld erwarteten wir den Tagesanbruch, die Zeit wurde uns außerordentlich lang.

Raum wurde es hell, als wir auch sofort weiterzogen. Es war wohl am besten, daß wir uns so schnell wie möglich mit Granatman und Mersljakow vereinigten. Derssu schlug vor, den Weg zu verlassen und über die Berge zu ziehen. So machten wir es dann auch; den Fluß durchwatend, gelangten wir auf einen Pfad und wollten uns gerade im Grase etwas niederlassen, als uns aus dem Gebüsch ein Tase entgegenkam, mit der Büchse in der Hand. Anfänglich erschraf er bei unserm Anblick und wir nicht minder über sein plötzliches Auftauchen. Als er aber meine Uniformmütze sah, legte er das Gewehr nieder, kramte in seinem Bündel und langte ein Paket daraus hervor. Es war ein Brief von Paltshewski. Dieser teilte mir mit, daß vom Flusse Sandhobe aus eine Abteilung Jäger unter der Führung des chinesischen Dorfältesten Tschanbao ausgezogen sei, um die Chunchusen aufzuspüren.

Während ich den Brief las, fragten sich Derssu und der Tase gegenseitig aus. Es stellte sich heraus, daß Tschanbao mit seinen dreißig Jägern unweit von uns übernachtet hatte und sich jetzt wahrscheinlich bereits dem Flusse Jodsjche näherte.

Tatsächlich begegneten wir dem Trupp bereits nach ungefähr einer Stunde.

Tschanbao war ein Mann von hohem Wuchse und ungefähr fünfundvierzig Jahre alt. Geleidet war er nach der bekannten Art der Chinesen, nur etwas sorgfältiger als die einfachen Arbeitermansen. Sein bewegliches Gesicht trug den Stempel erlittener Strapazen an sich. Er hatte einen schwarzen Schnurrbart, nach chinesischer Sitte herabhängend, bereits mit einigen grauen Haaren darin. Aus den dunklen Augen dieses Menschen sprach Verstand, auf seinen Lippen lag ein leichtes Lächeln, während doch gleichzeitig sein Gesicht keinen Augenblick den Ernst verlor. Ehe er etwas aussprach, überlegte er seine Rede, sprach ruhig und gemessen. Niemals war mir unter den Chinesen ein Mensch begegnet, in dem sich derartig Ernst, Gutmütigkeit, Willensstärke und diplomatisches Talent zu vereinigen schienen. Im ganzen Wesen Tschanbaos, seinen Bewegungen, seiner Figur und der Art sich zu halten lag etwas Gehobenes. Sein Verstand, Selbstbewußtsein und die Fähigkeit, sich die Menge unterzuordnen, zeugten davon, daß er kein gewöhnlicher Manse war. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er ein politischer Flüchtling aus China.

Die Freiwilligentruppe, welche Tschanbao befehligte, bestand aus Chinesen und Tafen. Es waren alles jüngere Leute, kräftige gesunde Gestalten und gut bewaffnet. Ich merkte sofort, daß in der Abteilung eine feste Disziplin herrschte, alle Anordnungen des Führers wurden schnell ausgeführt, und es gab keinen Fall, daß er seine Befehle etwa noch einmal wiederholen mußte.

Im ganzen Rayon, vom Kussun bis zur Bucht St. Olga, galt Tschanbao als autoritative Persönlichkeit. Chinesen und Tafen wandten sich an ihn um Rat, und wenn es galt, zwei hartnäckige Feinde zu versöhnen, gingen die Chinesen stets zu Tschanbao. Er trat gerecht für den Beleidigten ein und hatte aus diesem Grunde auch viele geheime Feinde. Einen besonderen Haß nährte er gegen die Chunchusen und übte auf sie durch seine Verfolgungen einen solchen Schrecken aus, daß sie es nicht wagten, sich weiter als bis zum Jodschestusse blicken zu lassen.

Die Bande, auf welche wir gestoßen waren, war eigens in Booten nach der Plastunbucht gekommen, um sich mit der Ausraubung der chinesischen Schiffe zu befassen, die hier bei Unwetter Schutz suchten.

Tschanbao begrüßte mich höflich, aber mit Würde. Als er erfahren, daß Derjssu ein Scharmüzel mit den Chunchusen durchgemacht, begann

er ihn ausführlich auszufragen, wo sich dieses zugetragen — wobei er mit einem Stäbchen einen Plan in den Sand zeichnete.

Auf Derffus Angaben hin, erklärte uns Tschanbao, daß er eilends weiter müßte und daß er nach zwei oder drei Tagen an den Sanchohe zurückkehren würde. Dann verabschiedete er sich von uns und zog mit seinen Jägern davon.

Jetzt hatten wir es nicht mehr nötig, uns vor den Chinesen zu verbergen; deshalb begaben wir uns in die erste Fasse, die wir antrafen, stärkten uns mit Tee und legten uns schlafen. Gegen Mittag standen wir auf, tranken nochmals Tee und gingen dann im Tale des Dungou (östlicher Grund) aufwärts.

Die Berge an der linken Seite sind steil, an der rechten sanft ansteigend und bestehen aus Feldspat-Porphyr. In der Einmündung in den Sanchohe, am Fuße der Flußterrassen, ist das Hervortreten von feinkörnigem Granit zu bemerken, der an den freiliegenden Stellen der Verwitterung unterliegt. Der Pfad führt anfangs an der rechten Flußseite entlang, geht dann bei dem Felsen Santunlaja auf das linke Ufer hinüber und windet sich von hier nach dem Passe von 650 Fuß Höhe hinauf.

Der Pflanzenwuchs im Tale des Dungou ist ziemlich spärlich. Der dünne Bestand von Eichen, Schwarzbirken, Lärchen und Linden, baum- und strauchartigen Charakters, kann kaum als Wald bezeichnet werden. Jungwald ist nirgends zu sehen, er wird regelmäßig zweimal im Jahre durch Waldbrände vernichtet. Die nach Süden gerichteten Abhänge der Berge sind mit Strauchwerk bewachsen, hauptsächlich mit Spierstrauch, Schneeball und Haselnuß. Der ganze übrige Grund ist wiesig und versumpft. Der Fluß hat eine Breite von zwei bis drei Sashen, er ist reich an Stromschnellen und seicht. Einige der Stromschnellen liegen sehr malerisch und haben fast das Aussehen kleiner Wasserfälle.

Während der zweiten Tageshälfte gelang es uns nur, bis zum Passe zu kommen. Als wir bemerkten, daß das Wasser im Flüsschen zu versiegen begann, gingen wir etwas seitlich ab und hielten zum Bivakieren unweit der Wasserscheide. Lustig prasselten die dürren Zweige im Feuer, wir wärmten uns auf, tranken Tee und besprachen nochmals unter uns die Eindrücke der letzten Nacht.

Ich bemerkte, daß Derffu mich irgend etwas fragen wollte, aber augenscheinlich nicht mit der Sprache herauskam; daher half ich ihm sich auszusprechen.

„Hab' gehört, russische Chunchusen sind auch, stimmt das oder nicht?“ fragte er mich ganz verlegen.

„Das stimmt!“ antwortete ich, „nur daß die Russen einzeln gehen, höchstens zu zweien, und sich niemals zu solchen großen Banden zusammenrotten wie die chinesischen Räuber, soweit lassen es die russischen Behörden nicht kommen!“

Ich glaubte, daß meine Antwort den Golden zufriedenstellen würde, jedoch bemerkte ich, daß seine Gedanken sich in anderer Richtung bewegten.

„Wie das?“ erwog er laut seine Meinung. „Zar ist da, viel allerhand Kapitäns sind da — und Chunchusen sind auch da. — Bei Chinesen auch so, ist Zar und Chunchusen auch. Wie da unferens leben — kein Zar, keine Kapitäns und keine Chunchusen!“

Anfänglich erschien mir Derffus Zusammenstellung „Zar und Chunchusen“ reichlich sonderbar, aber als ich tiefer in den Sinn seiner Worte eindrang, merkte ich, worauf er hinauswollte. — Überall, wo es Reiche und Arme gibt, Faulenzer und Arbeitende, müssen sich zwangsläufig die Standesunterschiede bis ins Extrem verschärfen und sich außerdem die Unehelichen von den Ehelichen trennen. — In seinem Volke gabe es allerdings weder Reiche noch Verbrecher.

In China neigt das verbrecherische Element sehr dazu, sich zu assoziieren und bildet eine Art besonderer Kaste, die man „Chunchusen“ nennt.

Unsere Unterhaltung währte nicht lange. Die morgendliche Ruhepause in der Farnse war zu kurz bemessen, der Körper verlangte mehr Schlaf. Nachdem wir an das Lagerfeuer feuchtes Holz gelegt hatten, damit es länger anhalten sollte, ließen wir uns im Grafe nieder und schliefen fest ein.

Als ich mich am andern Tage erhob, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Nachdem wir uns mit Tee gestärkt hatten, packten wir unsere Bündel und zogen dem Passe zu. Hier führt der Weg lange Zeit auf dem Kamme entlang, die Berggipfel bald von der einen, bald von der anderen Seite umgehend. Deshalb scheint der Pfad sich zu heben und zu senken und einige Vorsprünge zu durchschneiden.

Als wir die Paßhöhe (780 Fuß) erstiegen hatten, sah ich vor mir ein recht fesselndes Bild. Links von uns erhob sich der hohe Berg Chuntami, der das Aussehen eines stumpfen Kegels hat. Er gehört zu dem Gebirgszug, welcher das Bassin des Flusses Sandhobe vom Flusse Jodshche trennt. Von der Meeresseite her erscheint der

Chuntami doppelt gebuckelt. Wahrscheinlich ist er dieserhalb auf den Seekarten auch als „Dromedar-Berg“ bezeichnet. Die absolute Höhe der Einsattelung zwischen den Gipfeln, von Merisjatow festgestellt, erwies sich als 730 Fuß, der höchste Punkt aber 3600 Fuß. Im Osten von uns erhoben sich Berge mit spärlichem Baumwuchs, vor uns dehnte sich eine weite sumpfige Ebene, mit fahlbraunem Graswuchs bedeckt.

Vom Passe aus führt der Pfad an einem Quellbächlein hinab und kreuzt bald das kleine Gebirgsflüßchen Mulumbe (auf orotschonisch: Muli), welches in den Chutamisee eintritt. Die Chinesen erklären diesen Namen auf ihre Art und leiten ihn von dem Worte „Mu-Lu“ (Hirschkuh) ab.

Unzweifelhaft haben wir es auch bei diesem See mit einer alten Lagune zu tun, der Prozeß der Austrocknung ist längst noch nicht beendet. Viel tragen hierzu die Torffelder bei, welche die Lagune von oben bedecken und Sümpfe bilden. Näher dem Meere zu hat sich noch eine Stelle offenen Wassers erhalten, es ist der See Blagodati (44° 47' nördlicher Breite und 136° 24' östlicher Länge von Greenwich). Wahrscheinlich lag hier die tiefste Stelle der Bucht. Kleine Bäche, die von den Bergen durch schmale Schluchten herabfließen, versorgen den Sumpf mit Wasser. Zwischen ihnen haben sich nicht sehr umfangreiche trockene Inseln gebildet, die mit Erlen, Birken, Linden und an höherliegenden Stellen mit spärlichem Eichenwald bedeckt sind. Der Pfad führt zwischen den Abhängen hindurch, wendet dann aber scharf nach dem Sumpfe zu. Die Entfernung vom Mulumbe bis zum Kaembe beträgt nur fünf Werst, wir mußten aber auf diesen Übergang fast den ganzen Tag verwenden, denn der Pfad zeigte sich als sehr morastig. Endlich, kurz vor Einbruch der Dämmerung, war der Sumpf umschritten. Geradeaus vor uns, nahe dem Kaembeflüßchen, war eine Art Fausse zu sehen, dorthin lenkten auch wir unsere Schritte.

Der Fluß Kaembe (auf orotschonisch: Raja) ist auf den Karten mit „Kaembe“ bezeichnet. Er ist von gleicher Länge wie der Mulumbe, tritt aber unmittelbar in das Meer. An seiner linken Seite zieht sich eine lange und hohe Terrasse hin, bereits von Bitterungseinflüssen stark zerstört. Diese Terrasse erscheint als das uralte Ufer der Lagune und senkt sich allmählich zum See und mit ihrem Steilhange zum Meere hinab.

In der Fausse lebten zwei Chinesen. Weder Gärten noch Acker waren ringsum zu sehen, aber auch keine Fallen und Jagdgeräte in

der Hütte. Dafür sahen wir eine Baumsäge, Axte mit langen Stielen, aus Lindenbast geflochtene Körbe und vor allem langausgestreckte Rangs, die der Zahl der Fansenbewohner nicht entsprachen. Es erwies sich, daß sich die Chinesen mit dem Sammeln von Baumschwämmen und Pilzen sowie einer besonderen Art Flechten von den Steinen beschäftigten. Die ersten gehören zur Familie der Zitterpilze (Tremellinaceae) und werden ausschließlich von Eichenstämmen gesammelt. Sie riechen eigentümlich aromatisch und enthalten sehr viel Wasser (98%). Zu ihrer Kultivierung fällen die Chinesen Eichenstämmen in großen Mengen. Sobald das Eichenholz zu faulen beginnt, zeigen sich auf ihm die Pilze (*Tremella lutescens*), äußerlich an weiße Korallen erinnernd. Die Chinesen nennen sie „Mu-er“. Sie werden gesammelt und getrocknet, anfänglich an der Sonne, dann in der Fansen auf den stark erhitzten Rangs.

Die Flechten (*Parmelia centrifuga*), von den Chinesen „Schidui-pi“ (steinernes Leder) genannt, sind von dunkelolivgrüner Farbe und werden in getrocknetem Zustande fast schwarz. Man sammelt sie auf Kalkstein- und Tonstiefelfelsen, und sie werden in geflochtenen Behältern nach Wladiwostok versandt, von wo sie als Lederbissen nach China gehen.

Man muß immer wieder über den Unternehmungsgeist der Chinesen staunen. Die einen von ihnen jagen auf Hirsche, die anderen suchen Shenschen, die dritten betreiben den Zobelfang, die vierten sind mit der Erlangung des Rabargamoschus beschäftigt, an der Gewinnung des Trepang, Seekohls und der Krabben arbeiten Tausende, hier wird Mohn zur Opiumherstellung angebaut, dort Gold und Perlen gesucht, irgendein Pflanzenöl gewonnen, Chanschi-Schnaps gebraut — kurzum, man kann gar nicht alles aufzählen. Jede Fansen hat ihre besondere Spezialität als Erwerbszweig. Überall verstehen es die Chinesen, die Mittel für den Lebensunterhalt zu finden und die Naturschätze auszubeuten. Die Frage der Mühe und Arbeit kommt erst an zweiter Stelle, wenn nur die Erwerbsquelle möglichst reichlich und andauernd fließt. —

Wir waren von unserer Tagestour so ermüdet, daß wir nicht weiterzogen und hier zur Nacht blieben.

Das Innere der Fansen war sauber und ordentlich. Die gastfreundlichen Chinesen traten uns ihre Plätze auf den Rangs ab und bemühten sich überhaupt, uns in jeder Weise zu Diensten zu sein. Draußen war es dunkel und kalt, vom Meere her drang dumpf das Rollen der Brandung — in der Fansen war es gemütlich und warm.

Am Abend bewirteten uns die Mansen mit ihrem „Steinleder“. Die dunkelbraunen, klebrigen Flechten waren ohne besonderen Geschmack, blieben uns zwischen den Zähnen wie Fischleim und konnten wirklich nur chinesische Feinschmeyer zufriedenstellen.

Nach den Angaben der Chinesen war es bis an den Sandhobe nur noch ein Tagesmarsch. In dem Wunsche, möglichst noch bei Tageslicht dorthin zu gelangen, brachen wir am anderen Morgen sehr früh auf.

Von der Pilzjucherfanse aus führt der Pfad in den Bergen am Meeresufer entlang. Er gilt als beschwerlich, sowohl für Pferde als auch für Fußgänger, da er unterwegs fünf Bergrücken überschneidet. Diese bestehen aus Quarz-Porphyr und sind mit spärlichem Wald aus Eichen, Linden und Schwarzbirke bewachsen. Am fünften und letzten Abhange wendet sich der Pfad nach Westen und führt zum Passe hinauf, der in Höhe von 1150 Fuß liegt. Der Aufstieg vom Meere her ist steil, der Abstieg zum Sandhobe sanft abfallend.

Hinter dem Passe ändert sich das Bild. An Stelle des Porphyrs zeigt sich hier Granit, und als Ersatz für den dünnen Laubwald tritt gemischter Nadelwald von allerbesten Beschaffenheit hinzu. Ein kleines Flüsschen, an welchem der Pfad gelegen war, führte uns zum Flusse Sjanengou, der in den Sandhobe unweit des Meeres eintritt.

Hier liegen die Holzkonzessionen von Glässer und Chromanski, ein Unternehmen, das wie so manche schnell emporgeschossene russische Ausbeutungsprojekte großzügig angefangen — und dann wegen Kapitalmangels aufgegeben war.

Gefälltes Holz gab es in großen Mengen, ausgeführt wurde gar nichts. Zum größten Teile lagen die Stämme in der Taiga umher — und blieben als vorzügliches Material für Waldbrände an Ort und Stelle liegen.

Die Pilzjucherschinesen hatten die Wahrheit gesagt, erst gegen Abend gelangten wir an den Fluß Sandhobe. Der Pfad führte uns zu einer chinesischen Ansiedlung. In einer Fanse brannte Licht — durch die dünnen Papierfenster hörte ich die Stimme Baltšewskis und sah seinen Schattenriß.

Zu solcher Stunde hatte er mich wohl kaum erwartet. Granatman und Merfljakow befanden sich in der benachbarten Fanse. Als sie unser Eintreffen erfuhren, eilten sie sofort herbei. Das gegenseitige Befragen begann, ich erzählte von unseren Erlebnissen, und sie berichteten über ihre Arbeiten am Sandhobe. Aber wieviel es auch zu erzählen gab, die Ermüdung forderte ihr Recht, Baltšewski

bemerkte es bald und richtete mir meine Lagerstätte her. Ich legte mich auf den Rang und schlief wie ein Murmeltier.

Den nächsten Tag widmeten wir der Ruhe und der Unterhaltung. Der Fluß Sanhobe bildete den nördlichsten Punkt unserer Wanderung am Meeresufer. Von hier aus wollten wir zum Sichote-alin und weiter an den Imanfluß. Wir beschloßen, solange am Sanhobe zu bleiben, wie nötig war, um unsere Kräfte wieder aufzufrischen und uns für den Wintermarsch auszurüsten.

Mit Hinsicht auf die Nähe der Winterzeit bildete die Verpflegung der Pferde die schwierigste Frage. Deshalb ordnete ich an, alle Pferde mit Merfljakow und einem Teile der Leute zurück nach der St. Olga-Bucht zu schicken.

Infolge der völligen Erstarrung der Pflanzenwelt wünschte auch unser Botaniker nach Wladiwostok zurückzukehren. Hierzu beschloß er, den Glässnerschen Segelschoner zu benutzen, der in zwei Tagen von hier abgehen sollte.

Auf diese Weise blieben für den Wintermarsch über den Sichote-alin bei mir nur Granatman, Derffu, die beiden Kosaken Murfin und Koshewnikow und der Schütze Botschkaraw.

Am 25. September verabschiedeten wir uns von Paltshewski, am anderen Tage setzte sich auch Merfljakow in Marsch.

Im brennenden Walde

Der 27. September war der Besichtigung der Terneibucht gewidmet, die von dem berühmten Seefahrer Laperouse am 23. Juni 1787 entdeckt und damals nach ihm benannt wurde. Das benachbarte Kap Straschny liegt auf 45° nördlicher Breite und 136° 44' östlicher Länge von Greenwich.

Es ist klar ersichtlich, daß auch die Terneibucht früher bedeutend weiter in das Festland hineinreichte. Die Tiefe des einmündenden Flusses und zwei Seen, inmitten von Sümpfen, weisen darauf hin, wo früher die tiefsten Stellen dieser Bucht waren. Ein weit ausladender Golf zieht sich seitwärts von der Flußmündung hin.

Das Meer hat selbst daran gearbeitet, sich vom trockenen Lande abzudrängen. Der von der Brandung angespülte Landstreifen, welcher sich von dem einen flankierenden Kap zum andern erstreckt, hat die Bucht in eine Lagune verwandelt. Dann bildeten sich hier

Dünen, sie vergrößerten sich in ihrer Ausdehnung und begruben unter sich die Uferhänge.

In der Nähe solcher Lagunen halten sich stets zahlreiche Vögel auf. Die einen sind am Strande selbst zu finden, die andern ziehen den Aufenthalt im Flußgebiete vor. Am häufigsten waren die Möwen, sie ließen sich oft auf das Wasser nieder, um bald wieder aufzufliegen und die Luft mit ihren klagenden Schreien zu erfüllen. Die Jungvögel unter ihnen zeichneten sich durch eine hellblaugraue Färbung aus. Weiter draußen in den Wellen des Ozeans konnten wir große Pelikane beobachten. Hier und dort tauchten sie eifrig unter und schienen nicht genug ihren gefräßigen Leib füllen zu können.

Der Pflanzenwuchs im unteren Teile des Sanhobetales ist dürrig und niedrig. An der rechten Seite, in den Sümpfen, wächst in kleinen Gruppen die sibirische Lärche (*Larix sibirica* Lob.). Wahrscheinlich bildet der Sanhobe die nördliche Grenze für das Vorkommen der Maak-Flaxie (*Cladrastis amurensis* Benth.), jedenfalls trifft man sie dort sehr selten.

Die Bevölkerung am Flusse Sanhobe besteht aus Chinesen und Tafen. Die ersten wohnen näher zum Meere, die Eingeborenen tiefer in den Bergen. Chinesische Familien gibt es 38, in welchen ich 233 Menschen zählte. Die hier lebenden Chinesen sind gänzlich davon überzeugt, daß das Land hier ihnen gehört, und auf die Russen blicken sie wie auf Eindringlinge. Tafensfamilien traf ich 14, in welchen 72 Männer, 544 Frauen und 80 Kinder lebten.

Die Lage der hiesigen Tafen ist äußerst schwer. Sie zeigten ein durchaus gedrücktes und niedergeschlagenes Aussehen. Ich versuchte sie auszufragen, aber sie schienen sehr ängstlich und zurückhaltend, flüsternten unter sich und entfernten sich bald unter irgendeinem Vorwand.

Augenscheinlich fürchteten sie sich vor den Chinesen. Falls einer von ihnen sich unterstände, bei den russischen Behörden über die Willkür der Chinesen Klage zu führen und zu berichten, was hier im Sanhobetal vor sich geht, so wartete seiner eine schreckliche Strafe: im Flusse ertränkt oder lebendig begraben zu werden.

Die Sanhobe-Tafen unterscheiden sich fast gar nicht von den Tafen am Flusse Taduschu. Sie sind ebenso gekleidet, sprechen chinesisch und beschäftigen sich mit Ackerbau. Neben jeder Familie steht ein Schuppen auf Pfählen, in welchem verschiedenes Gerät aufbewahrt wird. Dieser Schuppen stellt einen typischen Eingeborenenbau dar.

Außerdem bemerkte ich bei den älteren Leuten krumme Tongusenmesser, welche sie sehr geschickt zu gebrauchen wissen. Die Messer ersetzten ihnen sowohl Ahle und Bohrer als auch Meißel und Hobel.

Nach den Erzählungen der Tafen wütete vor ungefähr dreißig Jahren am Sandhobe eine Podenepidemie. Es gab keine Fajse, die nicht von dieser schrecklichen Krankheit heimgesucht wurde. Die Chinesen scheuten sich, die Toten zu beerdigen, und verbrannten sie auf Scheiterhaufen, nachdem sie die Leichen mit großen Haken aus den Fajsen gezogen hatten. Es soll vorgekommen sein, daß mit den Leichen zusammen auch Erkrankte verbrannt wurden, die in Bewußtlosigkeit gefallen waren.

An diesem Tage gegen Abend kehrte Tschanbao zurück. Er teilte mir mit, daß er die Chunchusen nicht mehr an der Plastunbucht angetroffen habe. Nach der Schießerei mit Derßu waren sie auf Dschunken in See gegangen und hatten sich wahrscheinlich nach Süden gewandt.

Die folgenden drei Tage, 28. bis 30. September, verbrachte ich zu Hause. Ich arbeitete die Marschroute aus, vervollständigte die Eintragungen in das Reisetagebuch und schrieb Briefe. Die Kosaten erlegten einen Isjubr und dörreten das Fleisch, während Bottschlarew das Winterschuhzeug fertigstellte.

Ich wollte keinen von seiner Beschäftigung abhalten und zog allein mit Derßu auf meine Exkursionen in die Umgebung aus.

Der Fluß Sandhobe (auf den Karten „Satschenbeja“ und auf udehesisch „Sanke“) besteht aus zwei Flüssen gleicher Länge, dem Siza (chinesisch: westlicher Nebenfluß) und Dunza (östlicher Nebenfluß). Mein Weg an den Tman lag nach den eingeholten Erkundigungen am Dunza. Deshalb entschied ich mich, solange es die Zeit erlaubte, noch den Siza zu besichtigen. Hierzu brauchte ich genau sieben Tage. Am 1. Oktober brach ich mit Derßu, unsere Felleisen über der Schulter, aus meinem „Stabsquartier“ auf.

Die Vereinigung des Siza und Dunza erfolgt 10 Werst vor der Meeresküste. Hier gabelt sich das Tal des Sandhobe und verläuft teils nach Norden (Dunza), teils nach Westen (Siza). Der Blick in das Tal des Siza ist vom Meere her sehr malerisch. Die hohen Berge mit scharfen, markanten Gipfeln erscheinen gewaltig. Ich sah sie in der Folge noch mehrere Male, und stets fesselte mich ihre eigenartige, wilde Schönheit.

Auf halbem Wege vom Meere zur Vereinigung des Siza und Dunza trifft man von links auf den Felsen „Da-lasa“. Man erzählt

sich, daß einstmals ein alter Chinese dort in der Nähe eine Shenschenwurzel von außerordentlicher Größe gefunden habe. Als er die Wurzel in die Fasse getragen, sei ein Erdbeben erfolgt, und alle hörten, wie nachts der „Große Felsen“ stöhnte. —

Nach den Angaben der Chinesen bildet der Sandhobe nach der Küste zu die nördliche Grenze, bis zu welcher das Shenschen vorkommt, weiterhin nach Norden hat es niemand mehr angetroffen.

Der Fluß Siza fließt nach Südwesten. Seinen Anfang nimmt er am Sichte-alin (Paß am Flusse Iman) und empfängt nur zwei Nebenflüsse. Einer von diesen, der Nanza (südliche Abzweigung), von 20 Werst Länge, befindet sich auf der rechten Seite, mit dem Paßübergang zum Jodsische. Der Gebirgskamm, welcher das Bassin des Nanza vom Meere trennt, geht in einer Krümmung anfänglich nach Osten, dann nach Nordosten, und besteht aus den Bergen Chuntami von 3600 Fuß, „Sjacharnaja golowa“ (Zuckerhut) von 2380 Fuß, dem „Blagodati“ von 1920 Fuß und dem „Lesnaja“ (Waldberg) von 1370 Fuß Höhe. Zum Meere fließen von diesem Gebirgsrücken aus der Mulumbe und der Kaimbe, von welchen wir bereits früher gesprochen haben. Von den Quellen aus fließt der Nanza ursprünglich nach Norden, dann nach Nordost und schließlich nach Nordwest. Im allgemeinen ist die Hauptrichtung, wenn man das Flußtal aufwärts verfolgt, eine südliche.

Das Tal des Siza ist mit vorzüglichem Nadelmischwald bestanden. Eine Besonderheit des Tales liegt in seinen mächtigen Terrassen. An den entblößten Stellen ist zu sehen, daß diese Terrassen aus Schwemstoffen gebildet sind und aus Lehm, Ton und kantigen Steinen von der Größe eines Pferdekopfes bestehen. Es gab eine Zeit, wo irgendeine Gewalt diese Terrassen hervorgebracht hat, dann trat plötzlich Stillstand in der Bildung ein, und die Terrassen bedeckten sich mit Wald, den man jetzt ungefähr auf ein Alter von zweihundert Jahren schätzen kann.

Der untere Teil des Sizatales stellt sich als eine Reihe großer Kesselungen dar, die von hohen Bergen umgeben sind. Hier steht wundervoller Wald, in dem man besonders viele Federn findet. Nahe dem Flusse ist der Wald von einem Unternehmen aus Wladivostok gefällt worden. Aber nur etwa ein Viertel des geschlagenen Holzes ist ausgeführt, alles übrige an Ort und Stelle liegengelassen. Bei seinem Sturze hat jeder der Baumriesen eine Menge anderer Bäume umgebrochen, die nicht zum Fällen bestimmt waren. Im ganzen ist hier mehr verwüstetes, trockenes Holz als noch lebendes.



Schuppen der Eingeborenen zum Aufbewahren der Felle und Geräte

Einen solchen Wald geradeswegs zu durchqueren, ist unmöglich. Einmal versuchten wir es, vom Wege ab seitlich weiter zu kommen, aber nach einigen Schritten waren wir derartig in das Bruchholz geraten, daß wir überhaupt kaum zurückfanden. Der Platz dieses gefällten Holzes bedeckt eine Fläche von ungefähr 15 Quadratwerst, wovon fünf in der Länge und drei in der Breite zu rechnen sind. Der Pfad führt beinahe mitten durch diesen Teil des Waldes. Um diesen wieder gangbar zu machen, müßte manche Kraft aufgewendet werden, und es würden manche Säge und Axt dabei stumpf werden. Aber höchstwahrscheinlich wird man sich diese Mühe nicht machen.

Am folgenden Tage zogen wir am Siza aufwärts. Je weiter wir am Flusse kamen, desto dichter wurde die Taiga. Die zerstörende Hand des Holzfällers hat diesen jungfräulichen Wald noch nicht berührt.

Außer Kiefern, Pappeln, Fichten, Korkbäumen, Tannen und Nussbäumen wachsen hier noch: die chinesische Esche (*Fraxinus rhynchophylla*. Hanke.), ein schöner Baum mit grauer Rinde und ovalen, scharfgespitzten Blättern, die kleinblumige *Deutzia* (*Deutzia parviflora*. B.), ein kleines Bäumchen mit winzigen, schwarzen Früchten, sowie die Korbweide (*Salix viminalis*. L.), die im ganzen Ussurigebiet sehr verbreitet ist und gewöhnlich an den morastigen Sandbänken nahe den Flüssen wuchert.

Die Pflanzengemeinde an den Ufern der Nebenflüsse bestand aus Erlenbüschen (*Alnus fruticosa*. Rupr.) mit stark hervortretendem Geäder an den kräftigen Blättern, dem Mehlbeerbaum (*Crataegus pinnatifida*. Bunge.) mit grauer Rinde, keilförmigen Blättern und vereinzelt stehenden Dornen, holunderblättrigen Ebereschen (*Sorbus sambucifolia*. Trautv.) mit dunkelgrünem Laub und großen grellroten Früchten, der eßbaren Hedenfirsche (*Lonicera edulis*. Turcz.) mit bräunlicher Rinde, feinem Laubwerk und länglichen Beeren von dunkelblauer Färbung mit mattem Anflug und endlich dem daurischen Fischmondsamen (*Menispermum dauricum*. D. C.), der sich als Schlingpflanze zwischen den anderen Sträuchern rankte.

In dem Maße, wie die menschlichen Spuren abnahmen, begegneten wir immer häufiger solchen von Tieren. Tiger, Luchse, Bären, Isjubrhirsche, Rehe und Wildschweine — das sind hier die ständigen Bewohner der Taiga.

Der Fluß Siza hat ein reißendes Gefälle. Seine Stromschnellen sind denen der anderen Flüsse im Ussurigebiet nicht ähnlich, man kann sie eher als tosende und schäumende Kasladen bezeichnen. Im Mittellaufe hat der Fluß eine Breite von 5 Sassen und seine Strömung legt bei niedrigem Wasserstande 8 Werst in der Stunde zurück. Seine Quelle bildet einen einzelnen großen Bach, der eine Menge kleinerer Bäche in sich aufnimmt, die in kurzen Schluchten aus den Bergen herabstürzen.

Vom Kamme des Sichote-alin aus erblickten wir, wie es auch zu erwarten war, geneigte Abhänge nach Westen und steile nach Osten zu. Eben solche starke Verschiedenheit zeigt sich auch im Pflanzenwuchs. An der Westseite wächst Nadelwald, an der Ostseite

Mischwald, der weiter unten am Flusse bald durch Laubwald abgelöst wird.

Senseits der Wasserscheide stießen wir auf einen Bach, der uns zum Flusse Dananza führte, welcher seinerseits dem Kulumbe (oberem Nebenfluß des Iman) zuströmt. Nachdem wir ungefähr 10 Werst an ihm entlang gezogen waren, wendeten wir uns nach Osten, stiegen aufs neue zum Sidote-alin hinauf, dann zum Flusse Dalasagou (Nebenfluß des Siza) hinab. In geologischer Hinsicht ist zu sagen, daß das Tal des Dalasagou (chinesisch: „Tal der großen Felsen“) durch Denudation gebildet ist. Wenn man von den Quellen zur Mündung geht, teilen sich die Gebirgsbildungen in folgender Ordnung: Tonschiefer, von oxydiertem Eisenstein braun gefärbt, dann graue Granitarten und Quarzporphyr; im Mittellaufe: diabasischer Aphanit mit unregelmäßig klumpigen Bruchflächen und Geröll aus tuffartigem Quarzporphyr.

Die Gesteinsschwellen am Flusse Sinanza bestehen oberhalb aus sandigem Schiefer, unterhalb aus Mikropegmatit (Granophyr) mit Abweichungen von gelber und rötlicher Farbe.

Derßu zog schweigend neben mir her und blickte auf alles mit Gleichmut. Während ich im Anblick der schönen Landschaftsbilder schwelgte, betrachtete er jedes in Schulterhöhe eines Menschen geknickte Zweiglein und achtete darauf, wohin es gewendet war, um so die Richtung zu erkennen, in der hier jemand vor uns hindurchgegangen war. Nach der Frische der Bruchstelle bestimmte er die seitdem verflossene Zeit, aus den Fußstapfen erriet er das Schuhwerk des Betreffenden und sein Alter. Jedesmal, wenn ich etwas nicht verstand oder meinen Zweifel ausdrückte, sagte er mir: „Was das mit dir, so viel Jahre durch die Berge gehen, was nicht verstehen?“

Das, was für mich unverständlich war, erschien ihm ganz einfach und klar. Zuweilen bemerkte er dort Fährten, wo ich bei allem Bemühen, etwas zu sehen, nichts dergleichen entdecken konnte. Er aber wußte, daß hier ein Stück Mutterwild mit einem jährigen Kalbe hindurchgezogen war. Sie hatten das Laub des Spierstrauchs verbissen und waren dann eiligst davongeeilt, augenscheinlich von irgendwoher aufgeschreckt.

Das alles geschah bei Derßu nicht etwa, um sich wichtig zu machen. Dazu kannten wir einander zu gut, es war einfach seine eingewurzelte, vieljährige Gewohnheit, keinerlei Kleinigkeit unbeachtet vorüberzulassen und sich zu allem aufmerksam zu verhalten. Wenn er sich nicht von Kindesbeinen an mit dem Studium der Spuren und

Fährten beschäftigt hätte, so wäre er Hungers gestorben. Wenn ich irgendeine deutliche Spur übersah, lächelte Derſſu, wiegte den Kopf hin und her und sagte: „Hm! Ganz gleich wie Junge, gehst so und Kopf wackelt, Augen sind — sehen kannst nicht, verstehen auch nicht, richtig! — so Leute in der Stadt leben, Hirsch brauchen keinen suchen, wollen essen, dann alles kaufen — in den Bergen alleine leben können nicht — bald hin!“

Ja, er hatte recht. Tausenderlei Gefahren bedrohen den einzelnen Wanderer in der Taiga, und nur derjenige, der die Natur hier von Kindheit an kennt und ihre Zeichen und Winke versteht, kann aus dem dauernden Kampfe mit ihr als Sieger hervorgehen.

Unterwegs trat ich in einen zersplitterten Ast, der vom Sturme heruntergebrochen war. Ein scharfer Splitter drang mir durch den Schuh und spießte sich in den Fuß. Schnell zog ich das Stück heraus, aber wahrscheinlich war seine Spitze in der Wunde steckengeblieben, denn am anderen Tage begann der Fuß zu schmerzen. Ich bat Derſſu, sich nochmals die Wunde anzusehen, sie war ringsum bereits entzündet. An diesem Tage konnte ich noch gehen, aber in der Nacht schmerzte der Fuß so sehr, daß ich bis zum Tagesanbruch kein Auge schließen konnte. Am Morgen merkte ich, daß sich ein großes Geschwür am Fuße zu bilden begann.

Der knappe Vorrat an Lebensmitteln zwang uns, unverweilt vorwärts zu marschieren. Wir waren schon sowieso ohne Brot und nährten uns nur von dem, was die Jagd uns bot. Im Bivak hatten wir sowohl Verbandszeug als auch Medikamente, in der Taiga konnte uns ein Unwetter überraschen, und es war unbestimmt, wie lange Zeit ich in der Bewegung behindert sein würde. Deshalb, wie es auch wäre, entschloß ich mich, weiterzugehen. Tapfer humpelte ich einher, trat nur mit dem rechten Fuß fest auf und zog den linken hinterdrein. Derſſu nahm mein Bündel und Gewehr. Bei Abstiegen in den Schluchten stützte er mich und bemühte sich in jeder Weise, mir meine Leiden zu erleichtern.

Mit großer Mühe legten wir an diesem Tage nur 8 Werst zurück, bis zum Bivak waren es aber noch 24 Werst.

Nachts schmerzte der Fuß schrecklich. Die Geschwulst hatte sich über die ganze Ferse ausgebreitet. Ob es mir wohl gelingen würde, mich wenigstens bis zur ersten Tasenfasse zu schleppen? —

Dieser Gedanke beunruhigte augenscheinlich auch Derſſu, er blickte oft zum Himmel hinauf. Ich glaubte, daß er sehen wolle, ob es

vielleicht Regen gäbe, aber seine Besorgnis war anderer Art. Am Himmel zog sich ein eigentümlicher Dunst zusammen, der sich mehr und mehr verdichtete. Der Mond war soeben aufgegangen, sein Glanz war nicht hell wie sonst, sondern er zeigte sich dunkelrot und trübe, bald war er überhaupt nicht mehr zu sehen. Endlich stieg hinter den Bergen die Morgenröte auf. „Viel großer Rauch!“ sagte mein Gefährte.

Raum begann es Tag zu werden, als wir auch schon auf den Beinen waren. Schlafen konnte ich sowieso nicht, und solange noch die geringste Möglichkeit war, mußte marschiert werden. Diesen Tag werde ich niemals vergessen. Ich ging — und alle hundert Schritt weit mußte ich mich niedersetzen. Den Schuh hatte ich aufgetrennt, damit er nicht drückte.

Bald kamen wir indessen an die Stelle, wo der Dalasagou in den Siza eintritt. Wir traten jetzt in einen Wald ein, der von Bruchholz erfüllt war. Ringsum war alles in Rauch gehüllt, auf fünfzig Schritt war kein Baum zu erkennen. „Kapitan, müssen eilen!“ sagte Derßu. „Bißchen Furcht, Wald brennt, nicht Gras!“

Ich raffte die letzten Kräfte zusammen und schleppte mich weiter. Wo nur die geringste Erhebung war, kroch ich auf allen vieren. Jede Wurzel, Tannenzapfen, ein kleines Steinchen, ein Ast, der mir unter den Fuß geriet, ließ mich aufschreien, vor Schmerzen, und ich mußte mich niedersetzen.

Es wurde immer beschwerlicher, durch den Rauch zu gehen, er begann in der Kehle zu beißen. Wir merkten, daß wir nicht mehr durch den Wald hindurchkommen würden, der, von Bruchholz erfüllt, ausgetrocknet von Sonne und Wind, jetzt dem Feuer einen einzigen, riesigen Scheiterhaufen darbot. Bei einer stark brennenden großen Flamme bildet sich bekanntlich ein Luftwirbel — das geübte Ohr des Golden hatte bereits das Tosen dieses Wirbels aufgefangen. Wir mußten unbedingt auf die andere Seite des Flusses hinüber, es war die einzige Rettung. Aber um den Dalagasou zu durchwaten, hieß es fest auf den Beinen sein, für mich war das jetzt völlig undenkbar. Was war zu tun? — Plötzlich nahm mich Derßu, ohne ein Wort zu verlieren, auf den Arm und trug mich rasch durch das Wasser. Hier war eine breite Sandbank. Er ließ mich auf die Erde nieder und eilte zurück, um die Gewehre zu holen. In diesem Augenblick zog der Rauch nach uns herüber und hüllte mich völlig ein. Als ich die Augen wieder gebrauchen konnte, sah ich Derßu neben mir auf den Steinen liegen. Beide waren wir von einer

nassen Zeltbahn bedeckt, von oben stoben die Funken auf uns herab. Dicker, heißender Qualm erlaubte kaum zu atmen.

Zum ersten Male im Leben sah ich aus nächster Nähe solch einen schrecklichen Waldbrand. Die Hitze wurde fast unerträglich. Die riesigen Kiefern, von den Flammen ergriffen, loderten wie Fackeln auf. Unten nahe dem Erdboden war ein wahres Feuermeer. Hier brannte alles: das Gras, das dürre Laub und das Bruchholz. Es war zu hören, wie das frische Holz von der Hitze ächzte und barst. Gelber Qualm erhob sich in dicken Schwaden rasch in die Höhe. Über den Erdboden liefen die Feuerwellen, die Flammenzungen schlängelten sich um die Baumstämme und beleckten die glühend gewordenen Steine.

Jetzt sprang der Wind um, und der Rauch zog etwas zur Seite. Derßu erhob sich und stieß mich an. Ich wollte nochmals probieren, auf der Sandbank entlang zu gehen, aber schnell mußte ich mich überzeugen, daß es meine Kräfte überstieg, ich konnte nur noch liegen und stöhnen.

Da ich mich beim Gehen mehr auf die Ferse gestützt hatte, hatte ich auch diese stark überanstrengt. Der andere Fuß war ermüdet und schmerzte ebenfalls im Knie. Nachdem Derßu sich davon überzeugt hatte, daß ich nicht weitergehen könne, baute er das Zelt auf, schleppte Brennholz herbei und teilte mir dann mit, daß er versuchen wolle, eine Fasanse zu erreichen, um ein Pferd zu holen. Dies war das einzige Mittel, aus der Taiga herauszukommen. Derßu entfernte sich, und ich blieb nun allein.

Jenseits des Flusses tobten immer noch die Flammen. Am Himmel flogen mit den Rauchschwaden zusammen ganze Funkenhaufen dahin. Das Feuer zog weiter und weiter, einige Bäume brannten schneller, die anderen boten mehr Widerstand. Ich sah, wie ein Wildschwein durch den Fluß kam, dann schwamm eine große Ratter vorüber; wie wahnsinnig hüpfte ein Specht von Baum zu Baum, und ununterbrochen schrien die Eichelhäher. Ich antwortete ihnen mit meinem Stöhnen. Endlich begann es zu dämmern.

Ich begriff, daß Derßu heute nicht zurückkommen konnte. Der Schmerz bohrte stark in dem wunden Fuße. Ich zog mich aus und befühlte die Geschwulst, sie war mit Eiter gefüllt, aber die vom langen Gehen an der Fußsohle verhärtete Haut plakete nicht auf.

Nun dachte ich an mein Taschenmesser. Ich holte es hervor und schärfte es an einem Stein. Dann legte ich neues Holz an das Feuer, wartete, bis es gut brannte und Helligkeit verbreitete, und schnitt

das Geschwür auf. Vor Schmerz wurde mir dunkel vor den Augen, schwarzes Blut und Eiter quoll in dicker Masse aus der Wunde. Mit großer Anstrengung kroch ich an das Wasser heran, riß einen Armel von meinem Hemd und wusch die Wunde aus. Danach verband ich den Fuß und wandte mich zum Lagerfeuer zurück. Nach einer Stunde spürte ich die eintretende Erleichterung, der Schmerz im Fuße war längst nicht mehr so stark wie vorher.

An jener Seite, nach der das Feuer hingezogen war, zeigte sich der Himmel weithin gerötet. Im Walde flackerten noch an vielen Stellen einzelne Flammen, die gestürzten Baumstämme brannten langsam weiter. Lange saß ich am Feuer und strich mit der Hand den schmerzenden Fuß. Das Lagerfeuer wärmte mich, und ich versank ins Träumen. — Dann mußte ich wohl eingeschlafen sein, und als ich erwachte, sah ich neben dem Feuer Derffu und einen Chinesen. Ich war mit einem Mantel bedeckt, am Feuer wurde Tee gewärmt, abseits stand ein gesatteltes Pferd. Der Schmerz im Fuße hatte sich beruhigt, und die Geschwulst begann zu fallen. Mit warmem Wasser wusch ich nochmals die Wunde aus, dann stärkte ich mich mit Tee, aß chinesisches Hefebrot dazu und kleidete mich an. Derffu und der Chinesen halfen mir auf das Pferd, und wir setzten uns in Bewegung.

Während der Nacht war der Brand weit fortgezogen, aber die Luft war noch ganz von Rauch erfüllt.

Am Nachmittage gelangten wir zum Sandhobe. Granatman war nicht im Lager, er war auf Erkundung gezogen und kehrte erst nach zwei Tagen zurück.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als so lange an Ort und Stelle sitzen zu bleiben, bis die Wunde gehörig verheilt war.

Nach drei Tagen konnte ich bereits wieder gehen, und nach einer Woche war ich gänzlich hergestellt. Einige Male besuchte mich Tschanbao. Ich erfuhr viel Merkwürdiges von ihm. Er erzählte mir, wie vor einigen Jahren an der Küste nahe der Terneibucht das Schiff „Wiking“ gescheitert sei, dann schilderte er, wie die Japaner 1905 seinen Gehilfen getötet und wie er sich dafür gerächt habe. Weiter erzählte er von der Bande von Sträflingen, die im Jahre 1906 bei der Bucht Olympiada gelandet waren. Ihr Weg am Meeresufer entlang war von Raub und Mord begleitet. Tschanbao holte sie bei dem See Blagodati ein und vernichtete sie gänzlich. — Und vieles andere erfuhr ich noch von ihm, es waren meist alles fürchtbare, blutige Tragödien.

Die anderen Chinesen um uns beobachtend, überzeugte ich mich davon, welche Volkstümmlichkeit und Verehrung Tschanbao unter ihnen genoß. Seine Worte gingen von Mund zu Mund, alles, was er befahl, wurde gern und ohne Zaudern ausgeführt. Viele kamen zu ihm um Rat, und es schien keine noch so verwickelte Sache zu geben, die er nicht aufklären und den Schuldigen ausfindig machen konnte. Es gab auch Unzufriedene, in der Mehrzahl der Fälle waren das Leute niedriger Gesinnung, aber Tschanbao zügelte ihre Leidenschaften.

Dauernd sandte er Kundschafter aus, bald an den Jodtsche, bald an das Ufer des Meeres oder auf den nördlichen Pfaden. Abends hielt er Appell mit den Kundschaftern und teilte mir täglich die Ergebnisse mit. Auch führte Tschanbao einen großen Schriftwechsel, beinahe jeden Tag kam ein besonderer Bote zu ihm und brachte Briefe mit.

Diese ganzen Tage hindurch war Derßu irgendwo bei den Tafen verschwunden. Er fand unter ihnen alte Leute, die früher am Ullache gewohnt hatten und die er schon von klein auf kannte. Er hatte sich bald wieder mit allen angefreundet und war überall ein willkommener Gast.

Zwei Tage vor meiner Abreise kam Tschanbao, um sich von mir zu verabschieden. Unaufschiebbare Geschäfte erforderten seine persönliche Anwesenheit am Flusse Takema. Er ordnete an, daß sich mir zwei Chinesen zur Verfügung stellten, die mich bis zum Sichtealin begleiten sollten, um dann auf einem anderen Wege zurückzukehren und ihm über das unterwegs Gesehene zu berichten.

Der 15. Oktober war der letzte Tag unserer Reisevorbereitungen. Aus Buchweizenmehl buken wir einen Vorrat von kleinen Kuchen, die in Öl getränkt wurden. Kleider und Schuhwerk war in Ordnung, alles war durchgemustert, und nichts, bis zum trockenen feinen Heu für das Schuhzeug, wurde vergessen.

Der Wintermarsch

Am 16. kamen wir noch nicht zum Aufbruch. Die chinesischen Begleiter hielten uns auf und erschienen erst am andern Tage gegen Mittag. Die Tafen begleiteten uns von einer Fasse zur andern, fortwährend bittend, wenigstens auf einige Minuten bei ihnen ein-

zutreten. Derssu wurde mit Grüßen und guten Wünschen überschüttet. Die Weiber und Kinder winkten mit der Hand, und er antwortete ihnen gleicherweise. So ging es von einem zum andern, mit fortwährendem Aufenthalt, bis wir endlich zur letzten Tasenbehausung gelangt waren, worüber ich, offen gestanden, recht froh war.

Weiterhin überschritt der Pfad den Fluß und zog sich an seinem linken Ufer noch $2\frac{1}{2}$ Werst entlang, um dann nach der Paßhöhe anzusteigen. Im Unterlaufe fließt der Dunza in meridionaler Richtung, so lange, bis er sich mit dem Siza vereinigt. Dort beschreibt er eine Schlinge und umfließt einen Gebirgsvorsprung, welcher sanfte Abhänge zum Sandhobe und steile zum Dunza hin aufweist. An diesem Vorsprung führt auch unser Weg vorüber.

Die Dämmerung brach herein. Deshalb machten wir uns daran zu bivakieren, sobald wir nur Wasser erreicht hatten.

Tagsüber war mir nicht wohl gewesen, ich hatte starke Leibschmerzen. Einer der chinesischen Führer bot mir eine Medizin an, die aus einem Gemisch von Shenschen, Opium, Hirschpanty und einer Abkochung von Bärenknochen bestand. Da ich annahm, daß durch das Opium die Schmerzen nachlassen würden, war ich bereit, einige Tropfen dieses Gebräues einzunehmen, aber der Chineser drang darauf, daß ich einen großen Löffel voll davon hinunterschluckte. Er sagte, daß sich in dem Gemisch nur eine kleine Menge Opium befände und mehr von den andern Wundermitteln. Es kann wohl sein, daß er die Dosis nach seiner Natur abgemessen hatte, er selbst war ja an das Opium gewöhnt; für mich war aber auch diese kleine Menge bereits überreichlich.

Tatsächlich ließen die Magenschmerzen nach dem Einnehmen der Medizin bald nach, gleichzeitig damit fühlte ich aber eine große Schwäche im ganzen Körper. Ich legte mich zum Feuer nieder und verfiel in einen schweren Schlaf, einer Ohnmacht ähnlich. Nach einer halben Stunde erwachte ich und wollte mich erheben — aber ich konnte es nicht, ich wollte mich bewegen, es war mir unmöglich, wollte schreien — und blieb stumm. Ich befand mich in einem sonderbaren Zustande: Ich wandte alle Kraft auf und sah nichts, hörte nichts und fühlte nichts. Mit fast übermenschlicher Anstrengung konnte ich endlich die Hand erheben und berührte mein Gesicht. Aber wie erschraf ich — mir schien, es war nicht meine Hand, sondern eine fremde, nicht mein Gesicht, das ich berührte, sondern eine Maske. — Angst überfiel mich, und nach starkem inneren Kampfe riß ich mich auf, sprang auf die Füße — und sank sofort wieder zur Erde nieder.

Dann folgte ein starkes Erbrechen. Derſſu ſchließ noch nicht und brachte mir Waſſer. Ich trank einige Schlückchen und begann wieder zu mir zu kommen.

Mein Kopf drehte ſich mir ſo ſtark, daß ich meinen Blick nicht auf eine Stelle zu konzentrieren vermochte. Ich begriff, ich hatte mich vergiftet. Einigemal trank ich Waſſer in großer Menge und rief künstliches Erbrechen hervor, das rettete mich. So duſelte ich bis zum Morgen hin. Als es hell wurde, lief Derſſu in den Wald und brachte ein beſonderes Kraut mit. Er gebot mir, es zu kauen und den Saft herunterzuſchlucken.

Endlich wurde mir etwas freier um den Schädel, die Schwindelanfälle und Kopfschmerzen ließen nach, dafür zeigte ſich Schwäche und ſtarkes Durſtgefühl. Die Pflanze, welche mir Derſſu gebracht hatte, erwies ſich als *Polygonum amphibium* L. Die Eingeborenen verwenden ſie auch bei Dysenterie. —

Der Sandhobe durchfließt ein echtes Durchbruchstal, welches ſich ſtellenweiſe verbreitert und dann wieder ſo weit verengt, daß nur der Fluß ſich hindurchzwängt. Die breiteren Stellen befinden ſich dort, wo Nebenflüſſe hinzutreten. Von dieſen iſt der größte der Fatu, der von Norden her längs des Meeresufers fließt. Am Danza wächst ebenſo prächtiger Wald wie am Siza, von links her herrſcht in den Bergen Laubwald vor, von rechts Nadelwald.

Der Pfad läuft am linken Flußufer entlang, bald nahe am Rande, bald in einer Entfernung bis zu hundert Saſſen. An einer Stelle ſchmiegt ſich der Weg dicht an den Berg, der mit Geröllhalden bedeckt iſt. Dieſe gleiten langſam nach unten, von oben rieſeln beſtändig kleine Steinchen herab. Der einfache Verſtand der Chineſen ſieht hierin das Walten überirdiſcher Kräfte — daher ſtellte man hier ein Tempelchen des Berggottes Schan-siu-e auf. Unſere Begleiter verſäumten nicht, eine kurze Andacht zu verrichten, ohne im geringſten an unſerer Anweſenheit Anstoß zu nehmen.

Überall zeigt ſich die pantheiſtiſche Denkweiſe der Chineſen und Eingeborenen und das Beſtreben, ſich mit dem unfaßbaren Geiſte der Natur auseinanderzuſehen. —

Weiterhin führt der Weg über eine Brandſtelle, die ſich bis zum Fluſſe Fatu hinzieht. Dann folgen wieder Geröllhänge und ihnen gegenüber Flußterrassen, die einen ziemlich großen Raum an der rechten Flußſeite einnehmen.

Ungefähr ſieben Werſt weiter unterhalb fällt ein kleines, namenloſes Flößchen in den Sandhobe ein. An ihm entlang kann man

die Quellen des Bilembe erreichen, der sich ungefähr 40 Werst nördlich der Terneibucht in das Meer ergießt. Zwei Werst oberhalb der Mündung dieses unbenannten Flüsschens nimmt der Dunza noch einen Nebenfluß auf, welchen die Chinesen Sjaorza nennen. Hier teilen sich die Wege, ein Pfad führt am Dunza aufwärts, der andere wendet sich nach links.

Infolge der Erkrankung konnte ich nicht schnell gehen, mußte oft stehenbleiben und mich niedersetzen, um auszuruhen.

Derßu ging mit zwei Schützen fort, um das Flüsschen Sjaorza zu besichtigen. Seine Quellen liegen in der Nähe eines Gebirgsbaches, der in den Siza in seinem Mittellaufe einfällt. Der Paß selbst ist von dichtem Nadelwald bedeckt. Wie der Aufstieg, so ist auch der Abstieg vom Passe von mittlerer Steilheit.

Ungefähr drei Werst vom Dunza fand ich eine Fallensstellerfane, ihre Bewohner waren abwesend, nur ein Hund bewachte das Haus.

Gegen Abend war ich fast wieder ganz hergestellt, konnte aber noch nichts essen, da noch Brechreiz bestand. Deshalb legte ich mich etwas früher schlafen, in der Hoffnung, daß mir der morgige Tag vollständige Wiederherstellung bringen würde.

Gegen zwei Uhr erwachte ich. Am Feuer saß einer der chinesischen Führer. Der Mond schien, die Nacht war still und kalt. Ich blickte zum Himmel, er hatte sich verändert, und es schien, als ob er sich auf die Erde niedersenten wollte. Die Mondscheibe zeigte matte Flecke und war von einem großen, regenbogenfarbigen Kranz umgeben, die Sterne waren ebenfalls unter matten Schleiern verborgen. Ich schloß daraus, daß wahrscheinlich gegen Morgen starker Frost eintreten würde, wickelte mich fester in meine Decke, rückte näher an den neben mir schlafenden Kosaken und versank selbst wieder in tiefen Schlaf.

Am Morgen weckte mich ein feiner, dichter Regen. Mein Unbehagen war vorüber, ich fühlte mich völlig gesund. Ohne lange zu zaudern, nahmen wir unsere Bündel auf und zogen weiter.

Von der Mündung des Sjaorza aus verengt sich das Tal merklich. Von beiden Seiten rücken die Berge heran, mit Geröllhalden bedeckt. Von ihnen aus ziehen sich viele Felsrücken und Schluchten in das Tal hinein. Der Fußpfad klebt stellenweise an einer hohen Felskante, der Reitweg durchfurcht unten mehrmals den Fluß. Hinter dieser engen Stelle vereinigen sich beide Wege wieder. Etwas weiterhin teilt sich der Dunza in zwei Arme, das Tal des einen führt gradeaus, der eigentliche Dunza selbst wendet sich nach links. An

dieser Stelle gabelte sich auch unser Weg, ein Pfad führte am Dunza entlang, der andere geht, nach den Worten der uns begleitenden Chinesen, an den Armu, den größten Nebenfluß des Iman.

Am Nachmittag verstärkte sich der Regen, wir mußten zeitig das Biwak aufstellen.

Bis zum Abend blieb noch viel Zeit übrig, deshalb nahm ich mit Derffu die Büchse, und wir zogen auf Erkundung aus.

Im Herbst, bei schlechtem Wetter, bietet der Wald einen unwirthlichen Aufenthalt. Die kahlen Baumstämme, von kaltem Nebel umhüllt, das vergilbte Gras, das herabgefallene Laub und das frostgeschwärzte Farnkraut wiesen darauf hin, daß die Dämmerzeit des Jahres herangekommen war und der Winter sich nahte.

Als wir weiter in den Wald eindrangen, hörten wir einen unbestimmten Lärm von seitwärts her. Wir verließen den Weg und gingen nach dem Flußufer hinab. Dort bot sich unseren Augen ein eigenartiges Schauspiel. Der Fluß war buchstäblich von Fischen angefüllt, es waren Ketá-Lachse. Zu Tausenden drängten sie sich in den Nebenflüssen und Wasserarmen. Sie hatten jetzt ein widerwärtiges Aussehen, ihre Flossen waren abgeweht, der ganze Körper verwundet und zerschunden. Ein großer Teil der Fische war tot, viele lagen zappelnd auf dem Lande; aber einige von ihnen hatten noch nicht die Fähigkeit verloren sich zu bewegen. Immer noch bemühten sie sich, flusshaufwärts zu kommen, gleichsam, als ob sie dort Erlösung von ihren Leiden zu finden hofften. Stellenweise lagen ganze Haufen toter Fische am Ufer.

Die Natur hatte zur Beseitigung der Fischleichen vorsorglich ihren Sanitätsdienst bereitgestellt. Bären, Wildschweine, Füchse, Dachse, Waschbärhunde, Adler, Raben, Krähen und Elstern mästeten sich hier. Die verendeten Fische wurden hauptsächlich von den Vögeln gefressen, die Bierfüßler bemühten sich auch um die noch zappelnden Lachse. Am Ufer entlang waren hier von den Bären feste Pfade ausgetreten. An einer Stelle sahen wir den Peß selbst; er saß auf einer Sandbank und war eifrigst beschäftigt, sich durch Schläge mit den Lagen der Fische zu bemächtigen. Die braunen Bären und die ihnen verwandten Kamtschatka-Bären lieben es, den Fischen die Köpfe abzufressen, und lassen das Fleisch verkommen. Die weißbrüstigen Bären fressen umgekehrt das Fleisch und lassen die Köpfe übrig. An andern Stellen mästeten sich Wildschweine, noch etwas weiterhin sah ich einen Fuchs. Er sprang aus dem Gebüsch hervor, ergatterte

einen Fisch, aber vorsichtshalber fraß er ihn nicht sofort, sondern schleppte ihn in die Sträucher.

Vor allem hatte die Vogelwelt hierher ihre Vertreter entsandt. Die Adler saßen am Wasser, und saul, ohne sich zu beeilen, gleichsam, als ob sie sich ihrer Macht bewußt wären, hatten sie hier und dort in den Nesten des von den Bären übriggelassenen Mahles herum. Raben waren natürlich besonders zahlreich hier. Mit ihrem schwarzen Gefieder hoben sie sich grell von dem weißen, steinigen Sande ab. Sie bewegten sich hüpfend vorwärts und wandten ihre Hochachtung besonders den Fischen zu, die bereits zu verwesen begannen. In den Sträuchern strichen die Elstern umher, sie zankten sich mit allen Vögeln und schrien dabei durchdringend und ununterbrochen.

Die Nebenflüsse begannen sich bereits hier und dort mit Eis zu bedecken. Die im Eise eingefrorenen Fische bleiben den ganzen Winter über liegen. Im Frühling, sobald die liebe Sonne die Erde erwärmt und die Flüsse ihre Decke sprengen, werden die toten Fische mit den Eisschollen in das Meer hinausgetragen, und dort besaßt sich dann das Seegetier mit ihrer endgültigen Beseitigung. Es ist der ewige Kreislauf des Werdens und Vergehens. — Wie ist das alles wohlbedacht, nichts geht verloren! Selbst in der öden Taiga ist für die Beseitigung des Aases gesorgt.

„Ein Kerl frißt andern,“ so drückte Derffu laut seine Gedanken aus, „Fische fressen irgendwas — dann frißt Wildschwein Fische, jetzt muß unsereins Wildschwein essen!“ Indem er das sagte, zielte er und schoß auf einen der Schwarzkittel. Nöchelnd sprang das tödlich getroffene Tier in die Höhe, wollte sich wohl nach dem Walde zuwenden, stürzte aber auf der Stelle wieder hin, wühlte mit dem Gebrech in der Erde und begann zu jucken. Die durch den Schuß aufgeschreckten Vögel erhoben sich schreiend in die Luft und erschreckten ihrerseits die Fische, die, wie wahn sinnig geworden, vorwärts und rückwärts in die Nebenarme zu entkommen versuchten. —

Während der Dämmerung lehrten wir zum Bivak zurück. Der Regen hatte nachgelassen, und der Himmel wurde klar. Der Mond ging auf; deutlich waren die dunklen Stellen und die helleren Flecken auf ihm zu sehen. Die Luft war demnach rein und durchsichtig. Zeitig legten wir uns schlafen, um am andern Tage wieder früh auf zu sein.

Als die ersten Sonnenstrahlen die Berggipfel vergoldeten, hatten wir bereits drei oder vier Berge hinter uns. Jetzt wandte sich der Dunja scharf nach Westen, bog dann aber wieder nach Norden ab. Gerade an der Biegung tritt von links ein hoher Felsen in das Tal

hinaus, von einem wunderbar geformten scharfen Kämme gekrönt. Einige dieser bizarren Felsgebilde ähnelten menschlichen Figuren, andere erinnerten an Tiere.

Die chinesischen Begleiter erzählten mit abergläubischer Scheu, daß hier den Menschen sehr oft Unglück zustieße: bald bricht einer ein Bein, bald stirbt ein Jäger an dieser Stelle. — Zur Bekräftigung ihrer Worte zeigten sie auf zwei Gräber solcher Unglücklichen, die das böse Schicksal hier ereilt hatte — jedoch ereignete sich mit uns nichts dergleichen, und wohlbehalten kamen wir an dem „Verwunschenen Felsen“ vorbei.

Weiterhin traten wir in ein Gebiet von Nadelmischwald ein. Hier störten uns sehr die Dornen des Teufelsbaumes (Eleutherococcus), der als Unterholz vorherrschte. Im Winter werden diese Dornen lose und spröde. Wenn man dann mit der Hand in einen solchen Zweig gerät, wird man von den Stacheln gespickt, die beim Herausziehen leicht zerbröckeln.

Gegen Mittag erreichten wir eine kleine Jagdfanse, am Zusammenflusse dreier Gebirgsbäche gelegen. An dem mittleren führte unser Pfad entlang. Am Abend maß ich die Höhe dieser Stelle, das Hypsometer zeigte 2100 Fuß über dem Meerespiegel.

Alle diese Tage hindurch herrschte schönes und ruhiges Wetter. Es war so warm, daß wir in unsern Sommerblusen marschierten und uns nur am Abend wärmer anzogen. Ich war entzückt von dem Wetter, aber Derffu stimmte dem nicht bei. „Kapitan! Siehst nicht? Vögel schnell fressen, Vögel verstehen gut — wird schlecht!“

Das Barometer stand hoch — ich zweifelte lächelnd an der Prophezeiung des Golden; aber er erwiderte darauf nur: „Vögel verstehen gleich — unsereins nachher versteht!“

Von der letzten Fanse aus zum Sichote-alin sind acht Werst. Obgleich unsere Felleisen sich recht fühlbar machten, schritten wir fast ohne Pausen tapfer vorwärts. Gegen vier Uhr nachmittags waren wir am Fuß der Berge angelangt, und es blieb noch übrig, den Kamm zu ersteigen. Ich wollte eigentlich nach kurzer Rast weitergehen, aber Derffu hielt mich am Arme zurück.

„Warte, Kapitan,“ sagte er, „glaube, müssen hier übernachten.“ „Weshalb?“ fragte ich.

„Früh Vögel so mit Fressen geeilt, sieh herum — jetzt gar keine!“ Tatsächlich, während sonst vor Sonnenuntergang die Vogelwelt besondere Lebhaftigkeit entwickelt, herrschte heute im Walde tödliche Stille; ganz wie auf Befehl hatten sich alle Vögel irgendwo verborgen.

Derſſu riet, die Zelte feſter wie gewöhnlich aufzubauen und vor allem ſo viel wie nur irgend möglich Holz herbeizutragen, nicht nur für eine Nacht ausreichend, ſondern auch für den ganzen morgigen Tag. Ich verſuchte gar nicht erſt, mit ihm darüber zu ſtreiten, und ging mit in den Wald nach Brennholz. Nach zwei Stunden begann es zu dämmern. Die Soldaten hatten viel Holz zuſammengeſchleppt, wie es ſchien — mehr als nötig war; aber der Golde war nicht zufrieden — ich hörte, wie er zu den Chineſen ſagte: „Soldaten nicht verſtehen, muß unſereins ſelber arbeiten!“

Und von neuem machten ſie ſich daran. Ich ſchickte ihnen nochmals die beiden Koſaken zu Hilfe, und erſt als die letzten Spuren der Abendröthe am Himmel verlöſchten, ſtellten wir die Arbeit ein.

Der Mond ſtieg auf. Die Nacht ſchaute klar vom Himmel herab. Das Mondlicht drang in die Tiefen des dunklen Waldes und legte ſich mit breiten Bändern auf das trodne Gras. Am Himmel und auf der Erde — ringsum war es ruhig, und nichts kündigte ein nahendes Unwetter an. Am Feuer ſitzend, beim heißen Tee, ſpotteten wir über die Angſtlichkeit des Golden.

„Diesmal haſt du geſchwindelt!“ ſagten die Koſaken.

Derſſu antwortete nichts und arbeitete ſchweigend daran weiter, ſein Zelt recht gut zu befeſtigen. Er hatte ſich damit unter einen überhängenden Felsblock verkrochen, von der einen Seite einen großen Baumſtamm herangewälzt und den Zeltrand ringsum mit Steinen belegt, die Riſen dazwiſchen noch mit Moos ausgeſtopft. Von oben band er das Zelt noch beſonders feſt, und davor legte er einen großen Feuerhaufen an. Es erſchien mir recht gemütlich bei ihm, ſo daß ich ungeſäumt mit meinen Sachen zu ihm überſiedelte.

Die Zeit verging, und ringsum blieb alles ſtill wie bisher. Auch ich begann zu glauben, daß Derſſu ſich geirrt habe — als ſich plötzlich um den Mond herum ein matter Ring zeigte mit einem regenbogenfarbigen Strahlenkranz am äußerſten Rande. Nach und nach trübte ſich die Monſcheibe, ihre Umriſſe wurden verſchwommen, undeutlich, der matte Fleck auf ihr verbreiterte ſich und verſchlang den ganzen äußeren Ring.

Ein Dunſt ſchien ſchnell den Himmel zu überziehen, aber woher er kam und wie er ſich bewegte, war nicht feſtzuſtellen.

Ich nahm an, daß die Wetterlage in einen kleinen Regen übergehen würde, und ſchlieſ, gewiegt von dieſen Gedanken, ein. Wie lange ich geſchlafen, iſt mir nicht erinnerlich, ich wachte auf, als mich jemand weckte, Murſin ſtand vor mir, er hatte Wache gehabt.

„Es fällt Schnee!“ meldete er mir. Ich warf die Schlafdecke von mir. Ringsum war dunkle Nacht, der Mond war gänzlich verschwunden. Vom Himmel rieselte ein feiner Schnee. Das Feuer brannte grell und beleuchtete die Zelte, die schlafenden Leute und das aufgestapelte Holz. Nun weckte ich Derffu, er fuhr zusammen, halb im Schlaf blickte er zum Himmel und ringsum nach allen Seiten, dann zündete er sich sein Pfeifchen an.

„Ganz still,“ meinte er, „vielmals die Sonne, war kein Wind, aber jetzt wird Purga kommen.“

Es herrschte tatsächlich ringsum tiefste Stille, doch aus ihr machte sich etwas Drohendes fühlbar. Nach einigen Minuten fiel der Schnee stärker und mit einem gewissen Knistern zur Erde. Nun erwachten auch die andern und machten sich daran, ihre Sachen besser zu bergen.

Plötzlich begann der Schnee zu wirbeln.

„Purga geht los!“ sagte Derffu.

Und, gleichsam zur Bestätigung, war plötzlich aus den Bergen ein unheimliches Sausen zu hören; dann flog eine Windsbraut heran, mit einer Kraft, daß wir erschrafen — sie kam von einer Seite, von der wir sie gar nicht erwartet hatten. Das Holz leuchtete mit greller Flamme auf. Auf den ersten Windstoß folgte ein zweiter und dritter und so fort — jeder war heftiger und länger andauernd als der vorhergehende.

Wie gut, daß die Zelte fest angebunden waren, sonst hätte sie der Wind zerrissen. Ich sah auf Derffu, ruhig rauchte er sein Pfeifchen, und gleichmütig sah er ins Feuer. Der beginnende Schneesturm ängstigte ihn nicht, er hatte so viele solcher Stürme in seinem Leben durchgemacht, daß für ihn nichts Neues damit verbunden war. Derffu schien meine Gedanken zu erraten und sagte: „Holz genug da, Zelte stehen gut, nitschewo!“

Als Purga bezeichnet man in Sibirien einen Wirbelsturm mit starkem Schneefall, wobei die Temperatur oft plötzlich bis auf 20° Kälte fällt. Der Sturm ist so stark, daß er die Dächer von den Behausungen reißt und starke Bäume entwurzelt. Es ist völlig unmöglich, sich bei solchem Wetter auf den Füßen zu halten, die einzige Rettung ist, auf einer Stelle haltzumachen und Schutz zu suchen. Gewöhnlich fallen jeder Purga Menschen zum Opfer.

Rings um uns vollzog sich etwas Unglaubliches. Von der fürchterlichen Gewalt des Sturmes zerbrachen die Äste der Bäume und wirbelten wie leichte Flaumsfedern durch die Luft. Die riesigen alten Kiefern wankten ächzend wie schwaches Jungholz von einer Seite

zur andern. Weder die Berge noch Himmel und Erde waren zu unterscheiden, alles verschwand im Flockengewirbel. Durch die Schwaden des Schneetreibens zeigten sich bisweilen schwach die Umrisse der nächsten Bäume, nur stets auf einen Augenblick; ein neuer Windstoß, und das Rebelbild zerfloß wieder im weißen Chaos.

Wir verkrochen uns in unsere Zelte und verstummten vor Schrecken. Derffu sah zum Himmel auf und sprach etwas wie mit sich selbst. Ich erinnerte ihn an jene Purga, die uns am Chankasee im Jahre 1902 erfaßt hatte.

„Damals sehr fürchten,“ sagte er, „kein Holz, unsereins schnell zu Ende!“

Am Nachmittage schien die Gewalt des Sturmes sich zu verdoppeln. Obgleich wir unter den Felsen und in den Zelten geschützt waren, so war das doch ein recht unzuverlässiges Obdach. Bald wurde es zu heiß und rauchig, wenn uns der Wind ins Gesicht blies, bald wieder kalt, wenn die Flammen sich nach der entgegengesetzten Seite wandten.

Wasser brauchten wir nicht holen, wir füllten die Teekessel mit Schnee, ohne uns von den Zelten zu entfernen. Gegen die Zeit der Dämmerung erreichte die Purga ihre höchste Gewalt, und je dunkler es wurde, desto schrecklicher erchien uns das Toben und Heulen des entfesselten Elementes. Geschlafen wurde wohl nicht viel in dieser Nacht. Ich befand mich in einer Art Halbschlaf. Die ganze Sorge ging nur darauf, sich warm zu halten.

Auch am 21. wurden wir noch vom Unwetter festgehalten. Jetzt hatte der Wind sich gedreht und blies von Nordost, dafür aber wurden die Stöße noch stärker. Selbst nahe am Bivak war nichts von der Umgebung zu unterscheiden.

„Was ärgert denn so!“ sagte Derffu halb beklommen, halb unwillig. „Haben denn wirklich was Schlechtes gemacht?“

„Wer ärgert sich?“ fragten die Kosaken.

„Unsereins weiß nicht, wie auf russisch,“ antwortete der Golde, „ist bißchen Gott — bißchen Mensch, immer in den Bergen, kann Wind jagen und Bäume zerbrechen, unsereins sagt dazu ‚Rangu!‘“

„Ja, ja! Es wird schon so einer von deinen Waldteufeln sein!“ meinte Muršin.

Viele Mühe machte es uns, das Feuer zu unterhalten; jeder Windstoß riß die Holzstücke auseinander und verstreute sie im Schnee.

Am zweiten Tage, gegen Mittag, setzte der Wirbelwind wieder mit außerordentlicher Stärke ein. Er hob von der Erde ganze

Schneefelder auf und ließ sie wie weißen Staub auf uns niederfallen; er lauerte hinter den Felsen und stürzte sich von neuem heulend in den Wald. Jeder dieser Wirbelstöße ließ eine Bahn entwurzelter Bäume hinter sich. Zuweilen trat auf einen kurzen Augenblick Ruhe ein, und gleich darauf begann aufs neue der wilde Tanz der Schneegespenster.

Am Nachmittage begann sich der Nebel etwas aufzuklären, aber gleichzeitig damit fiel die Temperatur schnell noch tiefer. Durch den dichten Wolkenvorhang blinzelte wie ein undeutlicher Fleck ganz schwach die Sonne.

Es war nötig, sich um neues Brennholz zu kümmern. Wir liefen in den Wald, um das zunächst liegende Bruchholz heranzuholen, das in Mengen herumlag. Wir arbeiteten so lange daran, bis Derffu erklärte, daß es genug sei. Es brauchte niemand besonders überredet zu werden, mit der Arbeit aufzuhören und wieder in das Zelt zu kriechen oder sich die Hände am Feuer zu wärmen. So verbrachten wir noch eine Nacht. Um die Zelte herum hatten sich hohe Schneewehen gebildet.

Gegen Morgen wandte sich das Wetter etwas zum Besseren. Der Wind ging immer noch scharf und stoßweise. Es wurde im Rate beschlossen, den Übergang über den Sichote-alin zu versuchen, in der Hoffnung, daß es an dessen Westseite ruhiger wäre. Die entscheidende Stimme hatte Derffu.

„Glaube, bald vorbei“, sagte er und begann sich als erster auf den Weitermarsch zu rüsten.

Wir zauderten nicht lange mit dem Aufbruch. Nach zwanzig Minuten waren wir mit unseren Bündeln über der Schulter bereits auf dem Wege.

Von hier aus begann sogleich ein steiler Aufstieg. Während dieser zwei Tage war viel Schnee gefallen. Stellenweise lag er $1\frac{1}{2}$ Sassen hoch. Der Weg war überaus anstrengend, und wir brauchten fünf Stunden dazu. Auf dem Kamme machten wir halt zum Ausruhen. Die barometrischen Messungen ergaben eine Höhe von 3180 Fuß. Wir nannten die Höhe „Terpenija“ (Paß der Geduld).

Ein trauriges Bild bot sich uns von der Höhe aus. Ganze Waldstriche waren vom Sturme umgestürzt. Wir mußten oft weite Umwege um diese Stellen machen. Wie ich schon erwähnte, breiten sich die Wurzeln der auf den Felsenbergen wachsenden Bäume nur an der Oberfläche der Erde aus, von oben kaum durch Moos bedeckt. Viele Stämme waren ganz herausgerissen, andere schwannten zur Seite,

und ihr ganzes Wurzelwerk hatte sich losgelöst und ragte empor. Mit dem Schwanken der Bäume öffneten und schlossen sich wie Riesenrachen schwarze Spalten inmitten der Schneedecke. An einem schrägliegenden Stamme wollte Koshewnikow sich schaukeln — im selben Augenblick kam ein starker Windstoß, eine benachbarte Kiefer neigte sich, und kaum konnte noch der Kosak zur Seite springen, als der Baum mit fürchterlichem Krachen zur Erde stürzte, daß rings die gefrorenen Erdklumpen herumflogen.

Zum Iman

Der Abstieg vom Sichote-alin war sanft geneigt, teils mit Felsen-geröll bedeckt, teils von dichtem Walde bewachsen. Der kleine Bach, an welchem wir herabstiegen, führte uns an den Ranza. Dieser fließt von Nordost am Sichote-alin entlang und wendet sich allmählich nach Nordwesten. Das Tal des Ranza ist breit, sumpfig und mit dichtem Nadelwald bewachsen. Der Pfad, von chinesischen Jägern herrührend, ist teilweise am Rande dieses Tales gelegen, teils aber in den Bergen, die hier das Aussehen stark ausgewaschener Erhebungen haben.

Unterwegs stießen wir auf eine Jurte, aus Kiefernrinde zusammengefügt und mit spitzem Giebel. Von den beiden vorhergegangenen Nächten ermüdet, hielten wir unweit der Jurte zum Bivakieren an, und sobald wir unser Abendbrot gegessen hatten, legten wir uns schlafen.

Am 23. setzten wir unsern Marsch am Ranza abwärts weiter fort. Auf dem frischgefallenen Schnee war deutlich jede Spur zu sehen; am häufigsten waren die Fährten der Elentiere, Moschustiere, Zobel und Warder. Derffu ging voraus und betrachtete die Fährten aufmerksam. Plötzlich blieb er stehen, sah sich rings nach allen Seiten um und sagte: „Warum hat sich gefürchtet?“ — „Wen meinst du?“ fragte ich. — „Das Moschustier“, antwortete er.

Ich besah mir die Fährten, konnte aber nichts Besonderes an ihnen entdecken. Sie waren wie alle anderen, zierlich und häufig.

Derffu verstand es bewundernswert, aus den kleinsten Anzeichen seine Schlüsse zu ziehen, er erriet daraus sogar das seelische Befinden der Tiere. Es genügte die geringste Unregelmäßigkeit in den Spuren, um ihm zu zeigen, daß sich das Tier erregt hatte.

Ich bat Derſſu, mir ſeine Annahme, daß das Kabarga erſchreckt worden ſei, näher zu erklären.

Das, was er mir ſagte und zeigte, war natürlich wieder ganz klar und einfach. Das Moſchustier war mit gleichmäßigen Schritten vorwärts gezogen, dann war es ſtehengeblieben und vorſichtiger weitergeſchritten, darauf plötzlich zur Seite ausgebrochen und in langen Fluchten davongeeilt. Auf dem friſchgefallenen Schnee war das alles ſo deutlich zu ſehen wie auf der Handfläche. Ich wollte eigentlich weitergehen, aber Derſſu hielt mich zurück.

„Warte, Kapitän,“ ſagte er, „müſſen ſehen, was für Kerl Moſchustier verſcheucht hat.“ Nach einer Minute rief er mir zu, daß das Tier ſich vor einem Zobel gefürchtet habe. Ich ging zu ihm hin. An einem großen umgeſtürzten Baume, der halb vom Schnee verweht war, zeigten ſich tatsächlich Zobelſpuren. Es war zu ſehen, daß der kleine Räuber leiſe herangeſchlichen war, ſich hinter dem Baumſtamme verborgen hatte und von dort dem Moſchustier auf den Rücken geſprungen war. Dann fand Derſſu die Stelle, wo ſich dieſes am Boden gewälzt hatte. Friſcher Schweiß wies darauf hin, daß der Zobel ihm das Fell am Rücken durchgebissen hatte. Wie die Spuren weiter zeigten, war es dem Moſchustier geglückt, den Zobel von ſich abzuschütteln. Es war weitergeflohen, der Zobel hatte es wohl noch ein Stück gejagt, war aber dann zurückgeblieben und ſeitwärts an einer Eiche aufgebäumt.

Ich glaube, wenn ich länger mit Derſſu zuſammen durch die Wälder ziehen und wenn er ſich etwas mitteilſamer zeigen würde, ich würde wahrſcheinlich auch lernen, mich in den Fährten und Spuren zurechtzufinden; wenn auch nicht ſo gut wie dieſer alte Waldläufer, aber immerhin beſſer als andere Jäger. Es war wirklich wunderbar intereſſant, ſich in dieſer Kunſt zu üben.

Vieles ſah Derſſu und ſchwieg. Er ſchwieg deshalb, weil ihm manches zu geringfügig erſchien und er uns nicht aufhalten wollte. Nur in Ausnahmefällen, wenn ihm etwas beſonders Merkwürdiges in die Augen fiel, äußerte er ſich dazu, oft nur wie zu ſich ſelbſt ſprechend.

Ungefähr 25 Werſt vor dem Sichote-alin fließt der Ranza mit dem Beiza zuſammen, der von Norden herkommt. Von hier aus nimmt der Kulumbe ſeinen Anfang, der uns zum Iman führen ſollte. Das Waſſer im Fluſſe begann ſich bereits mit Eis zu bedecken, an den Ufern zeigten ſich breite Eisflächen. Ohne Mühe gelangten wir auf die andere Seite hinüber und zogen weiter.

Der Kulumbe fließt durch ein versumpftes Tal in der Richtung von Ost nach West. Der Pfad hält sich ununterbrochen an der rechten Talseite. Der an den Bergen wachsende Wald ist ausschließlich Nadelwald mit einem hohen Prozentsatz von Kiefern. In den sumpfigen Niederungen standen viele abgestorbene Stämme, mit Moos und Flechten bewachsen.

Am Nachmittage flaute der Wind gänzlich ab. Der Himmel war völlig wolkenlos, die grelle Sonne wurde von den Schneeflächen zurückgestrahlt, und dadurch erschien der Tag noch heller. Die Nadelbäume hatten ihren Winterschmuck angelegt, schneebelastet hingen die Zweige zur Erde herab. Ringsum war es jetzt windstill und lautlos. Es schien, als ob die Natur sich in dem Schlummerzustande befände, der als Rückwirkung stets nach überstandenen Aufregungen eintritt.

Aus dem Reiche der Vögel sah ich hier starkschnäblige Raben, rotköpfige Schwarzspechte, Buntspechte und Meisen. Verschiedentlich trafen wir weiße Tauchergänse mit schwarzem Kopf und roter Nasenwurzel. Diese Vögel bleiben zum Über-

wintern im Ussurikreise und nehmen dabei eine weiße Schutzfärbung an. Allerorts bemerkten wir sie erst dann, wenn wir dicht an sie herangekommen waren. Sie hielten sich paarweise, wahrscheinlich je ein Männchen und Weibchen.

Noch ein sympathisches Vögelchen muß erwähnt werden, welches sich durch sein spielerisches Gebaren bei den Kosaken den Namen „Wessjoluschka“ (das Lustige) verdiente. Dies ist der Wasserstar, der die Größe einer Drossel hat und sich stets in der Nähe des Wassers aufhält. Einer von ihnen ließ mich ganz nahe an sich herankommen. Ich blieb stehen, um ihn zu beobachten. Der Vogel war sehr wachsam, häufig wendete er sich nach allen Seiten, schrie



Udeheje vom Kulumbe

und wippte im Takte seiner Stimme mit dem Schwänzchen dazu, dann plötzlich stürzte er sich ins Wasser und tauchte unter. Die Eingeborenen sagen, daß er frei auf dem Grunde des Wassers laufen kann, ungeachtet der Strömung. An die Oberfläche emporgetaucht und die Menschen erblickend, flog der Wasserstar mit lautem Schrei nach der nächsten Lache, dann nach einer dritten. Ich folgte ihm so lange, bis der Fluß seitwärts abbog.

An anderen Stellen sahen wir daurische Bekassen. Sie hielten sich am Wasser auf, dort, wo noch kein Schnee lag. Ich vermutete, daß es zurückgebliebene Vögel wären, aber ihr Aussehen war lustig und lebhaft. In der Folge traf ich noch öfter diese Vögel am Ufer eisfreier Flußläufe. Hieraus ist zu schließen, daß die Bekassen sich im Ussurigebiet mindestens bis in den halben Winter hinein halten und erst nach dem Dezember in südlichere Gegenden übersiedeln.

An diesem Tage legten wir 12 Werst zurück und machten bei der Fpanse Siufu halt. Die Höhe dieses Platzes über dem Meeresspiegel beträgt 1850 Fuß. Die Bewohner der Fpanse beschäftigen sich mit dem Fang von Elentieren in Fallgruben. Am Morgen standen die Chinesen zeitig auf und gingen auf die Jagd, wir zogen unsern Weg weiter. Die mitgenommenen Lebensmittelvorräte gingen zu Ende und mußten wieder aufgefüllt werden. Ich kaufte bei den Chinesen 25 Pfund Mehl und bezahlte dafür 8 Goldrubel. Nach ihren Worten kostet in dieser Gegend das Mehl 16 Rubel, Graupe 12 Rubel das Pud. Hierbei wird nicht so sehr das Produkt selbst bewertet als vielmehr der Transport in die abgelegenen Gegenden. Gewöhnlich nimmt ein Träger 1,50 Rubel pro Tag und für jedes Pud.

In der Nacht froh der Kulumbe so fest zu, daß sich die Möglichkeit bot, auf dem Eise weiterzugehen. Dieses erleichterte unsere Wanderung sehr. Durch den starken Wind war der Schnee vom Eise fortgefegt, es wurde von Tag zu Tag fester. Dessenungeachtet fanden sich noch viele offene Stellen im Flusse, die sich schon von weitem durch das Aufsteigen dichter Nebelwolken anzeigten.

Nach ungefähr 5 Werst gelangten wir zu zwei Koreanerfansen. Ihre Bewohner, zwei alte und zwei jüngere Koreaner, befaßten sich mit Jagd und Tierfang. Die kleinen Fansen waren neu und sauber, sie gefielen mir so, daß ich hier zu rasten beschloß.

Am Nachmittag machten sich zwei Koreaner in die Taiga auf, um die Mofchustier-Fangzäune nachzusehen. Ich begleitete sie auf ihrem Wege.

Die Fangzäune lagen ungefähr eine halbe Werst von der Fpanse. Sie waren in 4 Fuß Höhe aus Bruchholz aufgeführt. Damit die Stöcke nicht auseinandergerissen werden konnten, hatten sie die Koreaner durch Pflöcke befestigt.

Solche Fangzäune werden oft in den Bergen auf den Wechfeln der Mofchustiere aufgestellt. Im Zaune sind stellenweise Durchgänge gelassen und in diesen Rehe aus Bindfaden angebracht. Wenn das gängstigte Kabarga mit dem Kopf in die Schlingen gerät, beginnt es sich hin und her zu werfen, und je mehr es schlägt, desto mehr verwickelt es sich.

In dem besichtigten Fangzaune waren zweiundzwanzig Schlingen angebracht. In vieren von ihnen fanden sich tote Tiere, drei Weibchen und ein Boß. Die Koreaner schleppten die Weibchen bei Seite und warfen sie den Raben zum Fraße vor. Auf meine Frage bestätigten die Koreaner, daß nur die Männchen die wertvollen Mofchusbeutel liefern, welche die chinesischen Kaufleute von ihnen für drei Goldrubel das Stück aufkauften. Was das Wildbret anbelangt, so genügt das Fleisch von einem Männchen reichlich für sie — morgen fangen sie wieder ebenso viele.

Nach den Worten der Koreaner erlegten sie in einem Winter bis 125 Mofchustiere, von denen 75 Prozent Weibchen sind.

Ich nahm einen traurigen Eindruck von dieser Exkursion mit. Wohin man sich wendet, überall stößt man auf räuberische Ausbeutung der Taiga. Wo bleiben die russischen Behörden, wo der Schutz der Wälder? Das Gesetz? — In naher Zukunft wird das an Wild und Naturschätzen so reiche Ussurigebiet in eine Wüste verwandelt sein. Entsprechende Jagdgesetze zum Schutze der Wälder werden erst dann in Kraft treten, wenn es bereits viel zu spät ist.

Am folgenden Tage brachen wir absichtlich früher auf, um die durch den Aufenthalt versäumte Zeit wieder einzuholen. Eins der von den Koreanern beiseite geworfenen Mofchustiere nahmen wir mit uns.

Von den Koreanerfansen fließt der Kulumbe in Richtung des Breitengrades mit einer geringen Neigung nach Süden. Gleich hinter den Fansen zeigte sich eine Brandstelle, die sich weit über das Tal und die Berge hin erstreckte. Die Berge begannen merklich höher und ihre Abhänge steiler zu werden.

Der dichte Buchs des Nadelwaldes blieb jetzt hinter uns, und an seine Stelle traten Pappeln, Ulmen, Birken, Espen, Eichen, Erlen

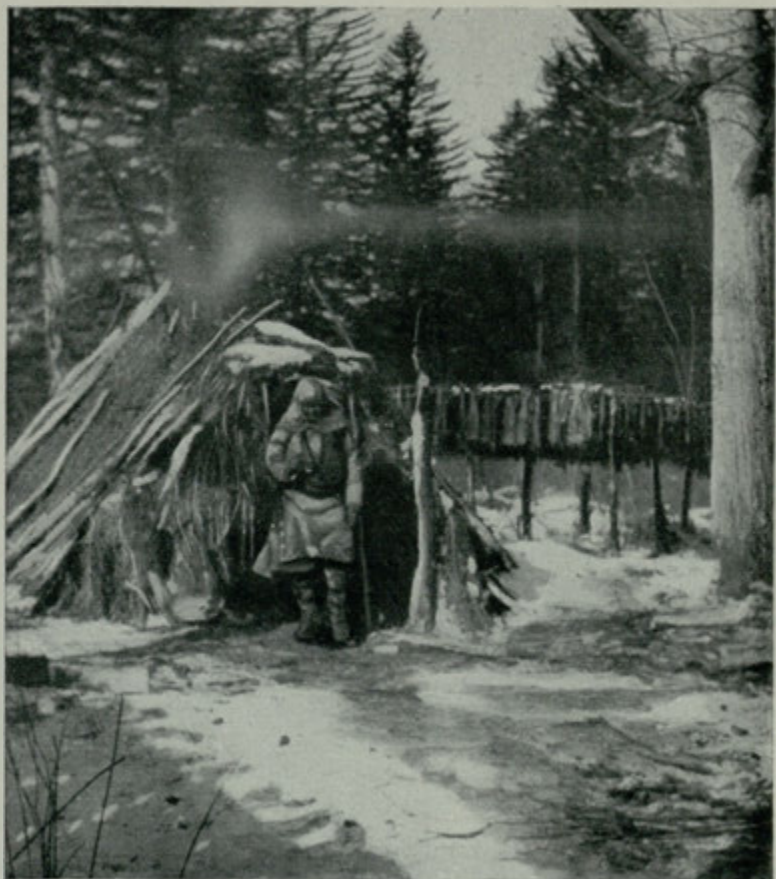
und Ahorne; in den Bergen flechtenbehängene Tannen und Fichten, abwechselnd mit wundervollen Zedernwäldern.

Am diesem Tage konnten wir fast 15 Werst zurücklegen. In der Dämmerung bemerkten die Schützen eine seitlich an einem Nebenflusse gelegene einzelne Eingeborenenjurte. Der aus einer Öffnung im Dache aufsteigende Rauch erwies, daß sie bewohnt war; neben ihr waren große Mengen Fische auf Hürden zum Trocknen ausgelegt. Die Jurte war aus Zedernrinde errichtet und mit trockenem Schilf gedeckt. Sie hatte eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Sassen, bei nur einem halben Sassen Höhe. Der Eingang war mit einem Vorhang aus geflochtenem Birkenbast verhängt. Am Ufer lagen zwei mit dem Boden nach oben gekehrte Rähne, einer davon größer mit einer eigentümlichen Nase in Form einer großen Kelle, der andere leichter mit spitz zulaufenden Enden vorn und hinten. Als wir näher herankamen, sprangen uns bellend zwei Hunde entgegen.

Aus der Jurte kam ein menschenähnliches Wesen hervor, das wir anfangs für einen Knaben hielten, aber die Ringe in den Nasenflügeln deuteten auf eine Frau. Sie war von sehr kleinem Wuchs wie ein zwölfjähriges Mädchen, gekleidet in ein ledernes Hemd mit schönen bunten Überärmeln, das bis zu den Knien reichte, Beinkleider, aus gegerbtem Hirschleder genäht, Lederstrümpfe, mit farbiger Stickerei verziert, und ebensolche Sandalen. Um den Kopf trug sie eine weiße Binde.

Die braunen Augen, die horizontal lagen, waren von stark ausgeprägtem mongolischen Typ; die stark hervortretenden Backenknochen, die breite Nasenwurzel, die eingedrückte Nase und die schmalen Lippen — alles das gab dem Gesicht einen dem Europäer fremdartig erscheinenden Ausdruck. Es erschien flach, fünfeckig und war tatsächlich breiter als der Schädel.

Die Frau blickte voller Verwunderung auf uns, und plötzlich zeigte sich Schreck in ihrem Antlitz. Was für Russen konnten das sein, die da kamen? Ordentliche Leute verliefen sich doch nicht in die Taiga. — Es sind „Tscholdoni“, wie die Udehesen die Räuber bezeichnen, dachte sie wahrscheinlich und verkroch sich eilig in die Jurte. Um ihren Verdacht zu zerstreuen, sprach Verssu mit ihr udehesisch und stellte mich als Führer der Expedition vor. Darauf beruhigte sie sich. Die Sitte erforderte, daß sie als Frau ihre Neugier nicht zu stürmisch zeigte, sie hielt sich zurück und betrachtete uns vorsichtig und scheu. Die Jurte, schon von außen klein, war im Innern noch



Fallenstellerhütte. Im Hintergrund zum Trocknen aufgehängte Lachse enger. Man konnte in ihr nur sitzen oder liegen. Ich ließ die Kosaken in der Nähe die Zelte aufschlagen.

Der Unterschied zwischen den „zu Chinesen verdorbenen Tassen“ an der Meeresküste und den Eingeborenen hier, welche sich noch ihre Ursprünglichkeit bewahrt haben, war sehr auffallend.

Die Frau machte sich schweigend daran, das Abendessen zu bereiten. Sie hängte einen Kessel über das Feuer, kochte Wasser und warf zwei große Stücke Fisch hinein; dann holte sie ihre Tabakpfeife hervor, stopfte sie und begann zu rauchen, ab und zu Fragen an Derffu richtend.

Als das Abendessen fertig war, erschien auch der Hausherr. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, hager und mittelgroß. Ge- kleidet war er ebenfalls in ein langes Lederhemd, von einem Gürtel so gehalten, daß es um die Hüfte etwas darüber fiel. An der ganzen rechten Seite des Oberkleides, um den Hals und unten herum zog sich ein breiter Streifen, mit einem Muster bestickt. An den Beinen hatte er Hosen und Knieschützer aus Hirschleder und Strümpfe aus Fischhaut, um den Kopf eine weiße Binde und über dieser ein kleines Mützchen aus Rehfell, mit einem aufragenden Eichhornschwänz- chen verziert. Das rötliche, wetterverbrannte Gesicht, die bunte Kleidung, der Eichhornschwanz als Kopfschmuck, Ringe und Arm- bänder an den Armen und Handgelenken ließen diesen Wilden einer Indianer-Rothhaut sehr ähnlich erscheinen. Dieser Eindruck wurde noch durch sein Wesen verstärkt. Er setzte sich, fast ohne uns Beachtung zu schenken, zum Feuer und begann schweigend seine Pfeife zu rauchen.

Zur Einleitung einer Unterhaltung erforderte die Etikette, daß die Gäste zuerst das Schweigen unterbrächen. Derssu unternahm es und fragte den Mann nach dem Wege und wie hoch der Schnee gefallen sei. Es entspann sich ein Gespräch. Als der Udehese hörte, wer wir wären und woher wir kämen, sagte er, es wäre ihm bereits bekannt, daß wir am Iman entlang ziehen wollten. Er hatte es von seinen Stammesgenossen erfahren, die weiter unterhalb am Flusse lebten und bei denen man uns längst erwartete. Diese Nachricht setzte mich höchlichst in Erstaunen.

Am Abend besah sich die Frau unsere Kleider, besserte sie aus, wo es nötig war, und gab uns für die abgetragenen Sandalen neue. Der Wirt überließ mir zum Schlafen sein Bärenfell, von oben deckte ich mich mit meiner Schlafdecke zu und schlummerte bald ein.

Nachts erwachte ich von der grimmigen Kälte. Die Decke vom Kopf streifend, gewahrte ich, daß kein Feuer in der Jurte war. In der Asche glommen nur einige Kohlenstücke. Durch die Öffnung im Dache sah ich den dunklen Himmel, mit Sternen übersät. Von der anderen Seite der Jurte her tönte Schnarchen. Augenscheinlich hatten die Udehesen der Feuersgefahr wegen das Feuer absichtlich ausgelöscht. Ich versuchte, mich fester in meine Decke zu wickeln, aber nichts half, die Kälte drang in jede Falte.

Ich erhob mich, zündete ein Streichholz an und sah nach dem Thermometer, es zeigte — 17°. Nun riß ich ein Stück von der Bast- matte unter mir los, legte es ans Feuer und blies kräftig in die



Eingeborener mit „Laika“ (Wolfshund)

Kohlen. Nach einigen Minuten züngelte die Flamme auf. Nachdem ich die verstreuten glimmenden Kohlenstückchen gesammelt hatte, zog ich mich an und ging hinaus. Abseits schliefen die Leute unter den Zelten, dort brannte ein Lagerfeuer. Ich erwärmte mich daran und wollte eigentlich schon zurück in die Jurte gehen, als ich unweit vom Flusse noch ein anderes Feuer gewahrte. Hier fand ich Derßu unter der Bergwand liegen. Das Ufer war vom Wasser ausgewaschen, von oben hing eine große Baumwurzel herab, unter ihr hatte sich eine Art Nische gebildet. In dieser Vertiefung hatte der Alte sich sein Lager aus trockenem Gras hergerichtet, davor brannte das Feuer. Die Tabakpfeife hatte er im Munde, neben ihm lag seine Flinte. Als ich kam, sprang er auf und dachte, er habe die Zeit verschlafen. Schnell wollte er sein Bündel schnüren. Als er erfuhr, um was es sich bei mir handelte, trat er mir sofort seinen Platz ab und legte sich daneben. Nach einigen Minuten befand ich mich hier im Schutze des Abhanges in voller Wärme und schlief bei weitem besser als in der Jurte auf dem Bärenfell.

Ich erwachte erst, als bereits alle anderen auf den Beinen waren, Bottschkarew briet uns ein Stück von dem Moschustiere. Als wir aufbrechen wollten, kleidete sich der Udehese ebenfalls an und erklärte uns, daß er uns bis zum Sidatun begleiten wolle.

Während des Morgentees stritt sich Granatman mit Koshewnikow, von welcher Seite nachts der Wind hergeweht hätte. Koshewnikow wies nach Osten, Granatman nach Süden, und mir schien, der Wind habe von Norden her geblasen. Wir konnten es nicht feststellen und wandten uns daher an Derßu. Der Golde sagte, daß die Windrichtung während der Nacht von Westen her gewesen sei. Dabei wies er auf die Blätter des Schilfrohres (*Phragmites communis*). Am Morgen bei Sonnenaufgang war der Wind abgeflaut, die Schilfblätter waren aber in der Richtung erstarrt, nach der sie der Nachtwind gedreht hatte.

Von der Jurte aus wandte sich der Pfad nach der rechten Talseite und ging steilaufwärts nach Norden, um dann nach Südwesten abzubiegen. Nach ungefähr 10 Werst gelangten wir wieder an den Kulumbe, der sich hier in verschiedene Nebenarme teilt und eine Breite von 12 Sassen erreicht bei einer Tiefe des Fahrwassers bis zu 6 Fuß.

An diesem Tage kamen wir nur wenig weiter. In dem Maße, wie sich unsere Lebensmittel verringerten, wurden zwar die Felleisen leichter, aber sie trugen sich sonderbarerweise immer schlechter; die

Tragriemen schnitten stark in die Schultern ein, und ich bemerkte, daß nicht etwa ich allein, sondern alle das empfanden.

Von dem kalten Winde wurde der Schnee trocken und stäubend, wodurch sich das Vorwärtskommen bedeutend erschwerte. Besonders schwierig war das Aufwärtssteigen in den Bergen: die Leute fielen öfters und rutschten zurück. Unsere Kräfte waren nicht mehr die gleichen wie früher, es begann Ermüdung einzutreten, und der Wunsch nach einer längeren Ruhepause machte sich fühlbar.

Nahe dem Flusse fanden wir wieder eine leere Jurte. Die Kosaken und Botshkarew richteten sich darin ein, den Chinesen blieb es überlassen, im Freien am Feuer zu schlafen. Derßu wollte anfänglich bei ihnen bleiben; als er aber sah, daß sie das Holz so wahllos zurechtlegten, wie es ihnen unter die Hände kam, beschloß er allein zu schlafen. „Nichts verstehen!“ sagte er, „will nicht mein Hemde anbrennen, muß gutes Holz gesucht werden.“

Die leere Jurte diente augenscheinlich häufig vorbeikommenden Jägern als Nachtquartier. Ringsum war das trockene Holz längst abgehauen, gesammelt und verfeuert. Derßu ließ sich dadurch nicht abschrecken, er ging tiefer in den Wald hinein und schleppte von weit her trockenes Eschenholz heran. Bis in die Dämmerung war er damit beschäftigt, und ich half ihm dabei, soviel ich konnte. Dafür schliefen wir die ganze Nacht hindurch gut, ohne für das Zelt und unsere Kleider fürchten zu müssen.

Das purpurne Abendrot und am Morgen der Dunst am Horizonte waren sichere Anzeichen für eintretenden Frost. Blaß und undeutlich stieg die Sonne herauf, ihr Licht gab keine Wärme. Von ihrer matten Scheibe gingen nach oben und unten gelbe Lichtstrahlen aus, an den Seiten zeigten sich Flecke, in den Regenbogenfarben leuchtend, von den Polarvölkern „Sonnenohren“ genannt.

Der uns begleitende Udehese kannte die Gegend. Er fand dort Pfade, wo es galt, den Weg abzukürzen. Zwei Werst vor der Mündung des Kulumbe bogen wir in den Wald ein und gingen darin noch eine Stunde weiter. Plötzlich hörte der Wald auf und der Pfad brach ab — vor uns lag der Iman.

Werfen wir jetzt noch einen flüchtigen Blick auf den Kulumbe zurück. Seine Länge beträgt ungefähr 50 Werst, er verläuft genau in der Richtung des Breitengrades. In seinem Oberlaufe setzt er sich aus drei Flüsschen zusammen: dem Beiza, Nanza und Sanzasj. Am Beiza entlang kann man in zwei Tagen den Übergang zum Armu erreichen, am Sanzasj jedoch kommt man in drei Tagen zum

Sandhobe. Von rechts nimmt der Kulumbe den Janchu in sich auf, von links den Dananza, an dem sechs Jägerfansen liegen. Von der letzten aus gelangen die Chinesen in drei Tagen zu den Quellen des Sandhobe. Noch weiter unterhalb kommt von rechts der Dabeiza („großer nördlicher Nebenfluß“) mit dem Paßübergang zum Neikulja (Nebenfluß des Armu). Dieser Weg erfordert zwei Tage-reisen. Als letzte Nebenflüsse im Unterlaufe des Kulumbe sind zu nennen: der Sjaobeiza und der Sjaonanza. Das Tal des Kulumbe besteht fast ausschließlich aus Ton-schieferbildungen, die sich auch weiterhin am Iman fortsetzen. Das ganze Bett des Urstromes mit seinen Terrassen zeigt jedenfalls diese Gesteinsart, welche wahrscheinlich als archaische Bildung anzusehen ist.

Die Wälder am Kulumbe gleichen denen auf den Höhen des Iman. In den Bergen wächst Zedernwald, mit starkem Einschluß von Tanne, im Tale Laubwald: weiße Birke, Espe, Weide, Erle, Ahorn, Tanne, Linde, Esche, Pappel, Ulme und Faulbaum. Man trifft auch Taxus in einzelnen Bäumen an.

Der Iman

Auf alten Karten, im Jahre 1854 unter dem ersten Gouverneur des Küstengebietes, General Tichmenew, zusammengestellt, ist dieser Fluß mit dem Namen „Niman“ bezeichnet. Das Wort ist ein mandschurisches und bedeutet „Bergziege“. Leicht konnte daraus das neuere Wort „Iman“ entstehen. Die Udehesen nennen den Fluß verkürzt „Ima“, die Chinesen fügten zu dieser Bezeichnung noch das Wort „Che“ (Fluß) hinzu, und so entstand der chinesische Name „Imache“.

Bei seinem Zusammentreffen mit dem Kulumbe ist der Iman bereits ein großer Fluß von 50 Sassen Breite, einer Tiefe bis zu 2½ Sassen und mit 8 Werst Strömungsgeschwindigkeit in der Stunde bei niedrigem Wasserstand. Das Tal des Iman setzt sich aus tektonischen und Denudationsgebieten zusammen, die miteinander abwechseln. Die ersten verlaufen in Richtung des Breitengrades, die andern meridional. Fortsetzungen des Denudationstals des Iman bilden die Täler der Nebenflüsse Tchetibe, Armu und Kulumbe.

Als wir den Iman erreichten, war er noch nicht zugefroren und zeigte nur an den Uferändern Eisansätze. Am gegenüberliegenden Ufer wimmelten einige kleine menschliche Gestalten herum. Wie es

sich erwies, waren es Udeheseninder. Etwas weiterhin, halb im Weidengebüsch versteckt, war eine Jurte zu sehen und neben ihr ein Schuppen auf Pfählen. Derſſu schrie den Kindern hinüber, daß sie ein Boot schicken sollten. Die Jungen blickten erschreckt nach uns hin und liefen fort. Darauf trat aus der Jurte ein Mann mit einer Büchse in der Hand ans Ufer. Er wechselte mit Derſſu einige Worte und kam dann mit einem Rahne zu uns herüber.

Ein udehesisches Boot gleicht einem langen, flachen Rachen und ist so leicht, daß ein Mensch es ohne Mühe ans Ufer ziehen kann. Sein Vorderteil ist stumpf, aber der Boden wölbt sich nach vorn, ist verbreitert und nach oben gebogen, so daß etwas in Art einer Kelle oder Schaufel herauskommt, wovon das ganze Fahrzeug ein plummes, unförmliches Aussehen erhält. Infolge dieser Bauart durchschneidet es nicht das Wasser, sondern gleitet gewissermaßen über dieses hin. Da der Schwerpunkt hoch liegt, erscheint das Boot sehr schwankend. Als wir es bestiegen, schaukelte es derartig, daß wir uns mit den Händen am Bordrande festhielten. Sobald wir uns aber ruhig hingesezt hatten und vom Ufer abgestoßen waren, überzeugte ich mich davon, wie widerstandsfähig das Fahrzeug immerhin war. Darin aufrecht stehend, bewegte der Udehese es mit Hilfe einer langen Stange vorwärts. Mit kräftigen Stößen fuhr er durch die Strömung, welche das Boot von der Seite faßte und allmählich an das gegenüberliegende Ufer hinüberführte.

Endlich legten wir vor der Jurte an und stiegen auf das Eis. Eine Frau kam uns entgegen, mit drei Kindern, die sich ängstlich hinter der Mutter versteckten. Als sie uns an sich vorbei gelassen, folgte sie uns ebenfalls in die Jurte nach, sezte sich kauern am Feuer nieder und rauchte ihr Pfeifchen; die Kinder blieben draußen und trugen die Fische vom Flusse nach dem Schuppen. In den Wänden der Jurte waren viele Spalten, durch die der Wind blies. In der Mitte brannte ein Feuer. Von Zeit zu Zeit kamen die Kinder in die Jurte und wärmten ihre erstarrten Hände am Feuer. Ich wunderte mich, wie leicht sie belleidet waren, sie arbeiteten mit offener Brust ohne Armschüzer und Kopfbedeckung, und es schien, als ob sie dabei nicht im geringsten vom Froste litten. Wenn eins von ihnen länger am Feuer blieb, jagte es der Vater schimpfend hinaus. „Der Bengel ist durchgefroren!“ lenkte ich ein und ließ Derſſu meine Worte auf udehesisch übersetzen.

„Soll sich daran gewöhnen,“ antwortete der Vater, „damit er nicht einmal Hungers stirbt!“

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Wer darauf angewiesen ist, ausschließlich in der freien Natur zu leben und sich ihre Gaben unvermittelt zunutze zu machen, muß mit ihr auch in engster Verbindung bleiben, selbst wenn sie sich rauh und abwehrend zeigt.

Ich machte mich daran, den Udehesen über den Fluß und die Gegend auszufragen, und er bestätigte mir, daß der Iman im Oberlaufe eine dem Sichote-alin parallele Richtung hat, während seine Quellen auf den gleichen Höhen wie die Tjütichequellen liegen. Eine eigentümliche Erscheinung: das Wasser dieses Flusses stürzt nur etwa 50 Werst vom Meere entfernt von der Wasserscheide herab, fließt nach Westen, beschreibt in seinem Laufe einen großen Bogen und ergießt sich dann endlich (mit dem Ussuri und Amur) in dasselbe Meer, an dem seine Quellen liegen.

Die Höhen am Iman sind mit dichtem Mißwalde bedeckt. Man kann sich schwer eine unzugänglichere und wildere Gegend vorstellen. Nur im Anfange des Winters belebt sich hier die Taiga etwas. Dann streifen die Chinesen des Küstengebietes hier zum Jobelfang umher; aber lange verweilen sie nicht, sie fürchten, vom tiefen Schnee erfaßt zu werden und gehen daher zeitig zurück.

Nachdem uns der Udehese den Weg beschrieben, zogen wir weiter und gelangten bald an die Stelle, wo der Iman nach Nordwesten abbiegt. Hier im Winkel tritt von links eine große Lichtung an den Fluß, von 5 Werst Länge und ungefähr 2 Werst Breite. An ihrem Rande stehen vier Fansen. Es ist dieses die chinesische Jägerkolonie Sidatun (Si-za-tun, das ist „Soldaten-Siedelung der westlichen Gemeinde“). An der anderen Seite des Iman wohnen in drei Jurten Eingeborene (fünf Familien). Bei diesen machten wir unseren Halt.

Bei Sidatun blieben wir vom 27. bis 30. Oktober. Während dieser Zeit hatte ich genügend Gelegenheit, die Siedelung zu besichtigen und mich mit allen ihren Bewohnern bekannt zu machen. Es waren zum größten Teile verschiedenartige Verbrecher, Entflozene, die sich den Gerichten entzogen hatten und Händelsucher, deren wilde Leidenschaften keine Grenze kannten. Sie arbeiteten nicht, rauchten Opium, tranken Schnaps und spielten Würfel, stritten, schimpften und rauchten miteinander. Die Bewohner jeder Fanse teilten sich in drei Gruppen: Die Wirte, deren Angestellte und die Richtstuer, die ihre durch Raub und Mord erbeuteten Mittel verpraßten.



Udehesensiedelung am Iman

Ich erinnerte mich Tschanbaos, er hatte mich vor den Chinesen von Sidatun gewarnt.

Wie überall, so befand sich auch hier die Eingeborenenbevölkerung in völliger Versklavung. Des Lesens und Schreibens vollkommen unkundig, wußten die Udehesen gar nicht einmal, welchem Chinesen jeder einzelne von ihnen verschuldet war, auch natürlich nicht die Summe. Denn die Chinesen verkauften die Schuldforderungen wieder unter sich weiter. Auch an Kopfszahl waren die Chinesen den Eingeborenen weit überlegen.

Hier konnte man Sklaverei im schlimmsten Sinne des Wortes sehen. So war der Udehese Sibajun dafür, daß er zur festgesetzten Zeit nicht die erforderliche Zahl von Zobelfellen abgeliefert hatte, derartig mit Knüppeln geschlagen worden, daß er für sein ganzes Leben ein Krüppel blieb. Seine Frau und Kinder hatte

man ihm weggenommen, ihn selbst aber für 400 Rubel als „unbezahlten Arbeiter“ einem anderen Chinesen verkauft.

Dieses alles beobachtend, brannte ich mit meinen Leuten vor Unwillen. Aber was konnten wir sechs inmitten dieser zahlreichen und gut bewaffneten Räuberbande ausrichten. — Ich versprach den Udehesen sofortige Hilfe, sobald ich nur nach Chabarowsk zurückkommen würde.

Am 31. dieses Monats wurde der Frost merklich stärker. Auf dem Flusse schwammen Eischollen. Dessenungeachtet beschloßen die Udehesen, uns so weit, als es möglich wäre, in ihrem Boote flußabwärts zu bringen.

Am 1. November zeitig früh verließen wir Sidatun und fuhren den Iman abwärts, von zwei Udehesen begleitet.

Die Eingeborenen sind hier von Kindheit an gewöhnt, mit ihren leichten Booten die Bergflüsse zu befahren. Es gehört viel Erfahrung und Übung dazu, man muß aufmerksam weit vorausschauen, muß wissen, wo das Fahrzeug zurückzuhalten ist, wo man es in die Strömung zu führen und aufs äußerste anzutreiben hat. Geistesgegenwart und rasche Maßnahmen sind erforderlich, um über die gefährlichen Stellen hinwegzukommen; der kleinste Fehler — und das Boot, erfaßt von der reißenden Strömung, kann im Augenblick an den Felsen zerschellen. An den Biegungen und Stromschnellen stehen Strudel und Wellengang, das Boot schwankt unregelmäßig hin und her, und es ist schwer, das Gleichgewicht zu behalten.

Für uns vergrößerten sich die Schwierigkeiten noch durch das Treibeis und durch die seitlichen Eisfelder, die das Fahrwasser einengten. Das Eis zwang uns, dort zu fahren, wo es noch eben möglich war, hindurchzukommen. Je mehr sich die Eisflächen am Ufer entlang verbreiterten, desto reißender wurde die Strömung in der Mitte des Flusses.

Von Sidatun aus trägt das Tal des Iman stark das Gepräge der Denudation. Von den kleinen Nebenflüssen sind an dieser Stelle bemerkenswert, von rechts: der Dundagou (mit Übergang zum Armu), der Mischanzigou (mit Übergang zum Waku), dann der Chuansegou und Supigou, weiterhin der Moguzigou und der Tufangou.

Etwas unterhalb Sidatun kommen hohe Flußterrassen in Sicht, aus stark verworfenen Tonschieferlagen bestehend, mit Strichen von rotbraunem Sandstein und Quarzadern. Hinter den Terrassen, 10

Berft vom Fluffe ab, erhebt ſich der Berg Zammudinfy. Nach den Erzählungen der Udehefen, waſchen die Chineſen dort heimlich Gold.

Unterwegs ſah man an den Mündungen der Flüſſe Mazangou, Sjangou und Gadala leere udehefiſche Sommerhütten. An einigen Stellen waren die erbeuteten Fiſche noch nicht fortgebracht und lagen in Haufen geſtapelt am Ufer. Zu ihrer Bewachung gegen die Raben und Krähen hatten die Eingeborenen Hunde zurückgelaffen, die ihren Wachtdienſt ſehr ſorgſam verſahen. Jedesmal, ſobald ſich nur einer der geflügelten Diebe näherte, ſtürzten die Hunde ſich auf ſie mit Gebell und jagten ſie fort.

Die Wälder im Tale des Zman ſind von vorzüglicher Beſchaffenheit. In den Bergen herrſcht Zedern- und Tannenwald vor, in den Tälern überwiegen die Laubholzarten.

Der Zman iſt wie alle Gebirgsflüſſe reich an Stromschnellen. Eine von dieſen, die ſich auf dem halben Wege zwiſchen Sidatun und der Armumündung befindet, wird als beſonders gefährlich angeſehen, ihr Toſen iſt bereits aus weiter Entfernung zu hören. Das ſtarke Gefälle des Fluffes iſt hier ſehr augenfällig. Am gegenüberliegenden Ufer erhebt ſich ein Felsen, unter dem das Waſſer ſchäumend brandet und der von dem aufſprühenden Schaume ganz mit Eis bedeckt war.

Die Udehefen hielten das Fahrzeug zurück und berieten untereinander, dann richteten ſie es in die Mitte des Fluffes und ließen ſich vorſichtig mit der Strömung treiben. In dem Augenblicke, als der ſtarke Strom das Boot zu dem Felsen trug, trieben ſie es mit einem geſchickten Stoße wieder in eine neue Richtung. An den Augen der Udehefen ſah ich, daß wir einer großen Gefahr entgangen waren. Der ruhigſte von allen blieb Derſſu. Als ich meine Eindrücke ihm mittheilte, antwortete er mir: „Nitſchewo, Kapitan! Udehé ganz gleich wie Fiſch, verſteht verdammt gut Boot fahren, unſereins kann ſo nicht!“

Dieſer ganze Teil des Zmantales iſt mit Nadelmifchwald bedeckt, auf den Inſeln überwiegt Laubholz, mit Einſchuß von ſchlanken Zedern; an den Flußufern, auf den Sandbänken und Anſchwemmungen wächst die Weide, die den Eingeborenen ein unerſetzliches Material für ihre Fiſchreusen, Surten, Einzäunungen und Rarten (Schlitten) liefert.

Je weiter wir kamen, deſto ſchwieriger wurde die Fahrt, die Eiſſchollen wurden größer und die Eiſfelder an den Ufern breiter.

Die Udehesen lavierten sehr geschickt zwischen den Schollen hindurch, indem sie diese mit den Stangen beiseite stießen.

Es sollte uns aber nicht beschieden sein, eine verhältnismäßig größere Strecke auf dem Iman zurückzulegen.

Hinter dem Nebenflusse Gadala macht der Iman eine scharfe Wendung. Hier hatte sich eine Menge Treibeis gestaut, in der Mitte nur einen schmalen Durchgang freilassend. Ob dieser noch passierbar war oder sich schließen würde, wußten unsere Führer auch nicht. Die Udehesen hielten das Boot an und wandten sich an mich mit der Frage: wagen oder an Land gehen? — Die Fußwanderung mit den Bündeln auf der Schulter war uns derart schwer, daß ich beschloß, die Durchfahrt zu versuchen. Wohl riet Derßu ab, aber ich verpflichtete ihn nicht bei und dachte, daß wir im Falle des Mißlingens immer noch an das Ufer gelangen könnten. An einer Stelle lange stillzuhalten, war nicht möglich. Wir bewegten uns vorwärts und hatten kaum 20 Sassen zurückgelegt, als wir sahen, daß der Durchgang verschlossen war. Vor uns lagen dichte Eismassen. An diese gänzlich heranzufahren, war gefährlich, denn wenn die Strömung unser schwer beladenes Boot an das Eis preßte, wäre es im Nu voll Wasser gewesen. Es war nötig, eiligst zurückzufahren, aber das erwies sich als gar nicht so einfach. Das Boot umzuwenden, war in der engen Fahrinne nicht möglich, es blieb nur übrig, mit dem Heck gegen das Wasser zu fahren.

Zum Unglück befanden wir uns mitten im Strom und die Stangen erreichten kaum den Grund. Mit großen Anstrengungen legten wir die Hälfte der Strecke zurück. Plötzlich stieß einer der Udehesen einen Ruf aus. Am angstvollen Tone seiner Stimme merkte ich, daß uns Gefahr drohte und drehte mich um. Eine riesige Eisscholle trieb uns entgegen, sie mußte den Eingang verschließen, ehe es uns gelingen konnte herauszukommen. Die Udehesen spannten alle Kräfte an, aber die Eisscholle wartete nicht. Mit Krachen stieß sie von einem Rande des Eises zum andern. In diesem Augenblick wurde die Lage so schlimm, wie wir gar nicht erwartet hatten: von den starken Stößen geriet das ganze Eis in Bewegung, und die Durchfahrt wurde von Sekunde zu Sekunde enger.

„Eis gleich Boot zerbricht!“ schrie Derßu mit veränderter Stimme, „müssen ganz schnell machen!“

Er sprang aus dem Boot, und über das schwimmende Eis zum Ufer laufend, schleppte er einen Strick hinter sich her. Zweimal

stürzte er, aber immer geriet er wieder auf das Eis. Glücklicherweise war es nicht weit bis zum Ufer. Seinem Beispiel folgend, sprangen nun auch Granatman und die Kosaken heraus. Koshewnikow und Botschkarew erreichten wohlbehalten das Ufer, aber Murfin brach ein. Er begann sich auf eine Eisscholle herauszuarbeiten, aber sie kippte um. Je mehr er sich mühte, desto tiefer geriet er ins Wasser. Noch eine Minute — und er wäre zwischen den Schollen versunken. Da warf sich ihm Derffu zur Hilfe entgegen, von einer größeren Eisscholle aus gelang es ihm, Murfin den Strick zuzuwerfen. Es war ein Augenblick, der auch Derffu selbst zum Verhängnis werden konnte, aber es glückte, er zog den Kosaken ans Ufer. Inzwischen hatte ich mich mit den Eingeborenen von einer Eisscholle zur anderen weitergearbeitet, wir schleppten das Boot mit, uns gleichzeitig daran festhaltend. Aber es begann zu sinken, es stand quer im Flusse und wurde mit dem Eise zusammen von der Strömung weitergetrieben. Nun warfen wir die Bündel ans Ufer und kletterten dann selbst nach. Nach einigen Minuten wurde das Boot an den Felsen gepreßt. Gleichsam wie ein lebendes Wesen stemmte es sich noch einige Male dem Eise entgegen und brach dann krachend in der Mitte durch. Es gab noch ein Knirschen, aus dem Wasser bäumten sich die Trümmer auf — dann war alles verschwunden.

Nachdem hiermit unsere Flußfahrt ein so jähes Ende genommen, war nun das erste, ein Lagerfeuer anzuzünden, um uns zu trocknen. Auch wollten wir Tee bereiten und etwas essen.

Wir begannen den Sack mit den Lebensmitteln zu suchen, aber der war nicht mehr zu finden. Ebenso fehlte ein Gewehr. Es ließ sich nichts ändern, wir mußten davon zehren, was jeder zufällig in der Tasche hatte. Wir gaben jedem der Udehesen fünfundzwanzig Patronen, ein Messer und etwas Tabak. Sie sagten, daß wir am Abend zu der Fajse Sechogousa gelangen würden, und wir konnten hoffen, dort im Schuppen gefrorenen Fisch zu finden. So zogen wir weiter.

In der Dämmerung erreichten wir wirklich die verlassene Fajse. Im Schuppen fanden die Kosaken zwei große Stücke Fischfleisch. Wir mußten uns mit diesem kargen Abendbrot zufrieden geben.

Von der Bergquelle Tauchomigou aus wendet sich der Iman nach Nordwesten und beschreibt eine große Schlinge. Hier nimmt er von rechts einen seiner größten Nebenflüsse auf, den Armu. Dieser hat eine Länge von mehr als 160 Werst, seine Quellen liegen in den Bergen des Sichote-alin in Höhe des Raps Arka. Im Oberlaufe

setzt er sich aus drei Fließchen zusammen, die je ungefähr 30 Werst lang sind. Von der Stelle ihrer Vereinigung aus wendet sich der Armu nach Westen; darauf biegt er plötzlich nach Norden, dann nach Südwesten, um schließlich in seinem Unterlaufe wieder die Breitengradrichtung anzunehmen. Bereits aus diesem Schema ist ersichtlich, daß das Tal des Armu aus einer Reihe von Längs- und Quertälern besteht. Diese letzteren zeigen sich besonders reich an Krümmungen, von denen einige beinahe völlige Kreise beschreiben. Bei Ortskenntnis kann man im Winter über die Landengen den Weg bedeutend abkürzen.

Die Breite des Armu beträgt in seinem Unterlaufe an 40 Sassen bei einer Tiefe von 8 bis 9 Fuß und einer Schnelligkeit der Strömung von 10 Werst in der Stunde. Das Tal des Armu zeigt stark ausgebildete Flußterrassen. Besonders zahlreich sind diese in seinem Mittellaufe, vorzugsweise an der linken Seite, wo sie eine Höhe bis zu 5 Sassen erreichen. Ihr Untergrund ist massiv und besteht aus festem Tonschiefer, auf welchem eine mächtige Schicht angeschwemmter Bruchmassen liegt.

Zwei Werst vor der Einmündung des Armu in den Iman leben an der rechten Seite von alters her Udehesen. Im Jahre 1906 waren es nur noch 15 Menschen beiderlei Geschlechts, die in vier Fansen lebten. Einen Tagemarsch von der Armumündung entfernt liegt am Iman noch eine kleine udehesische Ansiedlung „Laolju“, von acht Eingeborenen bewohnt. Laolju stellt eine offene Ebene an der rechten Flußseite dar, von 4 Werst Länge und $1\frac{1}{2}$ Werst Breite.

Nachdem der Iman den Armu in sich aufgenommen, verengt er sich plötzlich und fließt ohne Stromschnellen in einem einzigen Flußbett von 40 bis 50 Sassen Breite weiter, wobei sich die Schnelligkeit seiner Strömung bedeutend vergrößert. Hier treten die Berge dicht an den Fluß heran und bedrängen ihn bald von der einen, bald von der anderen Seite. Auf dieser ganzen Strecke ist als Material der Gebirgsbildungen stets Tonschiefer vorherrschend.

Von der Stelle unserer unfreiwilligen Landung aus bis zum Armu waren es nach den Worten unserer Führer noch drei Tagemärsche. Man konnte jedoch die Entfernung verkürzen, wenn man die Iman-schlinge abschnitt und geradeaus über die Berge ging. Dann konnte man zu der Ortschaft Sjanschichefa gelangen, die etwa 50 Werst stromabwärts am Armu liegt. Mit Hinsicht auf die Knappheit

der Lebensmittel war jetzt die Abkürzung des Weges sehr wichtig. Die Udehesen entschlossen sich, uns noch bis zu der Stelle zu begleiten, wo wir vom Iman abschwenken mußten, weiterhin waren wir ohne Führer uns selbst überlassen.

Bei Chinesen und Udehesen

Am Mittag des folgenden Tages (2. November) gelangten wir bis zum Flüsschen Chutado, das in einem Bogen von Westen nach Süden fließt. An ihm sollten wir uns aufwärts begeben bis zum Paßübergang über den Gebirgskamm, der hier die Ursache für die Schlinge des Iman bildet. Der Aufstieg nach dem Kamm sowohl wie der Abstieg ist von gleicher Steilheit, von ungefähr 30 Grad; die Paßhöhe, vom Iman aus gerechnet, beträgt 1250 Fuß.

Nun lagen vor uns zwei Quellbäche, der eine ging nach Norden, der andere nach Westen. Wir hätten wahrscheinlich nach rechts abbiegen sollen, fälschlicherweise nahm ich aber die nördliche Richtung. Gleich hinter dem Passe hielten wir an zum Biwakieren, sobald wir nur Holz und einen mehr oder weniger ebenen Platz gefunden hatten. Am Morgen des 3. November aßen wir unsere letzten Krumen auf und setzten uns mit leichtem Gepäc in Marsch. Unsere einzige Hoffnung blieb nunmehr auf die Jagd gestellt. Diefierhalb wurde beschlossen, daß Derffu vorausginge, während wir, um das Wild nicht zu vergrämen, ihm in einiger Entfernung folgten.

Unser Weg lag an einem uns unbekanntem Flüsschen, das, soviel man vom Passe aus erkennen konnte, nach Westen zu floß.

Wir hofften immer, daß Derffu etwas erlegen würde, aber vergeblich; kein Schuß fiel. Am Nachmittage erweiterte sich das Tal. Wir fanden hier einen kleinen, kaum erkennbaren Pfad; er führte nach Norden, einen schwankenden Sumpf durchschneidend.

Der Hunger machte sich fühlbar. Alle gingen schweigfam weiter, keiner hatte Lust, sich zu unterhalten. Vor uns sah ich Derffu, er ging still von einem Fleck zum andern, bückte sich und hob etwas von der Erde auf. Ich rief ihn an und er winkte mit der Hand.

„Was hast du gefunden?“ fragte ihn Granatman. „Vär Fische gefressen!“ antwortete er, „hat Köpfe liegen lassen, sammelt unser-eins jetzt!“ Tatsächlich lagen hier auf dem Schnee viele Fischköpfe umher, es war ersichtlich, daß Vären hier noch nach dem Schneefall gewesen waren.

„In der fischlosen Zeit ist der Krebs auch ein Fisch“, sagt ein russisches Sprichwort. In der Not muß man sich schließlich auch mit den Überresten des Bärenmahles begnügen. — Alle machten sich friedlich an die Arbeit und nach einer Viertelstunde hatten wir die Taschen mit gefrorenen Fischköpfen vollgepfropft.

Von dieser Arbeit in Anspruch genommen, hatte uns das kleine Tälchen fast unbemerkt an einen ziemlich großen Fluß herangeführt. Es war der Sinanza, mit den Nebenflüssen: Dajagou, Majagou und Piligou. Wenn den Udehesen zu glauben war, dann hätten wir morgen gegen Mittag den Iman wieder erreichen müssen.

Den Fluß überschreitend, richteten wir uns am andern Ufer im dichten Nadelwalde ein Bivak her. Wie schmachhaft erschienen uns die Fischköpfe! An einigen saß noch viel Fleisch, diese Stücke galten als Glücksfunde. Wir teilten alles gleichmäßig untereinander, und so aßen wir wohl ganz gut, wurden aber nicht satt. Die Nacht war eisig, aber an Holz war kein Mangel. Darum schliefen wir gut und träumten von Pasteten und dergleichen Delikatessen.

Am Morgen des 4. November standen wir hungrig auf. Unser Weg lag jetzt stromabwärts am Sinanza. Dieser durchfließt ein breites Felsental in meridionaler Richtung, mit etwas Neigung nach Osten. Der Fluß ist sehr gewunden, oft teilt er sich in Nebenarme und bildet zahlreiche Inseln, die mit Weiden bewachsen sind. Seine Breite beträgt 20 bis 25 Sassen, die mittlere Tiefe 12 bis 15 Fuß. Der Baumbestand an beiden Flußufern ist Mischwald, mit vielen Nadelbäumen durchsetzt.

Hier lag bedeutend mehr Schnee als am Kulumbe, stellenweise ging er bis an die Knie, und es war schwer, darin zu marschieren. Im Laufe einer Stunde konnten nur etwa 2 Werst zurückgelegt werden.

Auf die Jagd zu rechnen war vergeblich, ebenso auch die stille Hoffnung, noch weitere Fischköpfe zu finden. Der Kosak Koshewnikow sah einmal in großer Entfernung ein Moschustier und schoss danach, fehlte aber.

Der Zeit nach zu urteilen, mußten wir den Iman bereits erreicht haben. Bei jeder Wendung des Pfades rechnete ich darauf, die Mündung des Sinanza zu erblicken; aber es folgte nur wieder Wald, eine neue Biegung des Tales — und wiederum Wald und so fort.

In der Dämmerung erreichten wir eine kleine Hütte, aus Rinde aufgebaut. Ich freute mich dieser Entdeckung, aber Derffu blieb unzufrieden. Er wies darauf hin, daß rings um die Hütte die Spuren zahlreicher Lagerfeuer waren. Diese und das völlige Fehlen

irgendwelcher Gegenstände für den Gebrauch in der Taiga zeugten davon, daß diese Hütte den Wanderern nur als Platz zum Übernachten diente und es folglich bis zum Iman nicht weniger als mindestens noch ein Tagemarsch sein mußte.

Der Hunger quälte die Leute sehr, mürrisch saßen die Kosaken am Feuer, seufzten und sprachen wenig untereinander. Ich versuchte mehrere Male, Derßu darüber zu befragen, ob wir uns verirrt hätten oder ob wir richtig gingen; aber er war in dieser Gegend



Am Einanza

selbst zum ersten Male, und alle seine Ansichten beruhten nur auf Mutmaßungen. Um den Hunger etwas zu beschwichtigen, legten sich die Kosaken bald schlafen. Auch ich legte mich nieder, fand aber keinen Schlaf. Unruhe und Zweifel quälten mich die ganze Nacht hindurch. Falls wir morgen nicht etwas erlegten und den Iman nicht erreichten, mußte es schlimm werden. Im Sommer kann man sich einige Tage ohne Nahrung halten, aber im Winter erfriert ein Hungriger leicht.

Am Morgen erhob sich Derßu früher als die andern und weckte mich. Von neuem stiegen vor uns die Gefahren des bevorstehenden Weges auf. Es mußte marschiert werden, solange noch die Möglichkeit bestand und die Beine sich noch heben ließen. Aber kaum

hatten wir uns in Bewegung gesetzt, als ich fühlte, daß die Kräfte schon nicht mehr die früheren waren; die Bündel drückten doppelt so schwer wie gestern, nach jeder halben Werst setzten wir uns und ruhten aus. Man hatte den Wunsch zu liegen und nichts weiter zu tun — ein schlechtes Anzeichen. So schleppten wir uns bis zur Mittagsstunde weiter und kamen nur wenig vorwärts. Es war kein Zweifel, unter diesen Bedingungen konnten wir auch heute den Zman nicht erreichen. Unterwegs schossen wir zweimal auf kleine Vögel und erlegten drei Meisen und einen Specht — aber was bedeutete das für sechs Menschen?

Inzwischen begann sich das Wetter zu trüben, der Himmel hüllte sich wieder in Wolken. Scharfe Windstöße segten den Schnee von der Erde auf, die Luft war von Schneestaub erfüllt, auf dem Flusse tanzte er in Wirbeln. An einzelnen Stellen war das Eis vom Winde blank gefegt, an anderen hatte er große Schneewehen zusammengetrieben. Wir waren alle stark durchgefroren, unsere Kleider waren abgetragen und schützten uns nicht mehr vor der Kälte.

Von links ragte ein felsiger Hügel auf, der an den Fluß mit senkrechten Abhängen herantrat. Hier fanden wir eine nischenartige Vertiefung und zündeten ein Feuer an. Derssu hängte ein Kesselfchen über das Feuer und machte Wasser heiß. Dann langte er aus seinem Felleisen ein Stück Hirschleder, fengte es am Feuer an und begann es dann mit dem Messer in kleine Streifchen zu zerschneiden wie Rudeln. Als das Leder zerschnitten war, schüttete er es in den Kessel und kochte es lange. Dann wandte er sich an uns mit folgenden Worten: „Jeder Kerl jeßt essen, Bauch betrügen, stärkt klein wenig Kräfte, dann schnell gehen, nicht mehr schlafen, dann, wenn Sonne fort, finden Zman!“

Es war nicht nötig, jemandem von uns lange zuzureden. Jeder war bereit, alles zu verschlingen, was da war. Obgleich das Leder lange gekocht hatte, war es noch immer so hart, daß es den Zähnen nicht nachgab. Derssu riet, nicht viel zu essen und hielt die Gierigen zurück, indem er sagte: „Darf nicht viel essen — schlecht!“

Nach einer halben Stunde erhoben wir uns von der Lagerstelle. Obgleich das verzehrte Leder nicht den Hunger stillen konnte, gab es aber tatsächlich dem Magen mechanische Arbeit. Jedesmal, wenn jemand zurückblieb, fing Derssu an zu schimpfen.

Der Tag ging zur Reige, wir marschierten immer noch weiter. Es schien, als wenn der Fluß Sinanza überhaupt kein Ende hätte.

Bei jeder Wendung öffneten sich nur neue und neue Flächen. Wir konnten kaum die Beine heben, gingen wie Betrunkene, und ohne Zureden Derffus hätten wir längst zum Biwakieren haltgemacht. Gegen sechs Uhr abends zeigten sich die ersten Anzeichen der Nähe menschlicher Behausungen: die Spuren von Schlitten und Karten, frische Holzschläge, zerfägtes Holz.

„Sman nicht weit!“ sagte Derffus mit zufriedener Stimme.



Brandfeld im Winter

Alle fühlten einen Zustrom von neuer Spannkraft und beschleunigten ihre Schritte. Plötzlich, wie zur Bestätigung von Derffus Worten, war entferntes Hundegebell zu vernehmen. Noch eine Biegung, und wir sahen einen Feuerschein. Es war die chinesische Ansiedelung Sjangschichesa.

Nach einer Viertelstunde waren wir im Dörfchen. Niemals war ich so erschöpft wie an diesem Tage. Als wir die erste Fasnse erreicht hatten, traten wir ein und warfen uns, wie wir waren, auf die Rangs. Man wollte nichts essen, nichts trinken, nichts reden — nur liegen.

Natürlich rief unser Erscheinen unter den Chinesen die übliche Bestürzung hervor. Der Wirt der Fasnse regte sich am meisten auf. Er schickte heimlich zwei Arbeiter irgendwohin fort. Nach einiger

Zeit erschien noch ein Chinese in der Fange, dem Aussehen nach ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, von mittlerem Wuchs, stämmig gebaut und mit den typischen Gesichtszügen der mongolischen Rasse. Unser neuer Bekannter war merklich besser gekleidet als die anderen Mansen, sein Benehmen gewandt, aber er hatte eine unangenehm freischende Stimme. Er wandte sich an uns auf russisch und begann uns auszufragen, wer wir wären und woher wir kämen. Seine Sprechweise war rein, richtig und ohne Kauderwelsch, seine Worte mischte er oft mit russischen Sprichwörtern, er hörte sich selbst gern sprechen. Dann begann er uns zu überreden, in seine Fange überzusiedeln, und nannte sich Litankui, Sohn des Litschinfu. Er setzte hinzu, daß sein Haus das beste von allen in der Siedlung sei, die Fange, in der wir waren, gehöre einem armen Manne usw. Darauf ging er hinaus und flüsterte lange mit dem Wirt der Fange. Dieser kam dann herbei und redete uns ebenfalls zu, doch lieber bei Litankui zu übernachten.

Schließlich mußten wir nachgeben. Arbeiter wurden geholt, die bald unsere Sachen nach dem neuen Quartier getragen hatten. Als wir auf dem Wege dorthin waren, zupfte mich Derßu am Armel und sagte:

„Verflucht schlaue Kerle! — denke, wollen unsereins betrügen, werde heut nicht schlafen!“

Mir erschien dieser Litankui ebenfalls verdächtig und gefiel mir ganz und gar nicht mit seiner Phrasendrescherei und plumphen Vertraulichkeit.

Die Siedlung Sjanschichesa lag am rechten Ufer des Iman. Sie bestand aus 22 Fangen mit einer Kopfzahl von 196 Mansen. Am anderen Ende der Lichtung nahe dem Walde befand sich eine verlassene udehesische Wohnstätte, bestehend aus 8 Jurten. Alle Eingeborenen, an Zahl 65 Köpfe (21 Männer, 12 Frauen und 32 Kinder), hatten ihren Wohnsitz aufgegeben und waren an den Bagunbe gezogen.

Nach wenigen Minuten gelangten wir zum Hause Litankuis. Es war von einigen Arbeiter- und Jägerfangen umgeben, hinter welchen Schuppen, Schmiede, Scheune und Pferdeställe lagen. Als wir eintraten, wollte der Wirt mich und Granatman allein in seiner Stube unterbringen. Ich bestand aber darauf, zusammen mit Derßu und den Kosaken zu übernachten. Danach machte sich Litankui daran, uns zu bewirten. Wie mundete uns der Tee und die Kuchen, in Bohnenöl gebacken! Zeitweilig vergaßen wir darüber sogar unsern



Litantui (rechts) und sein Nachbar

Verdacht gegen den Gastgeber. Als ich den ersten Hunger gestillt hatte, stieg das Gefühl der Unbehaglichkeit von neuem in mir auf. Obwohl Litantui uns reichlich bewirtete, so lag doch keine rechte Aufrichtigkeit in seinem Wesen; mit jeder seiner Maßnahmen und Reden schien ein Hintergedanke verbunden. Derßu beobachtete ihn unauffällig die ganze Zeit hindurch. Auch ich beschloß, nicht zu schlafen, war aber nicht imstande, meine Abspannung zu besiegen. Nach dem Abendessen fühlte ich, wie mir die Augenlider von selbst zufielen — und unversehens lag ich im tiefsten Schlaf.

In der Nacht erwachte ich dadurch, daß mich jemand an der Schulter rüttelte. Rasch setzte ich mich auf, neben mir war Derßu. Er bedeutete mir durch Zeichen, mich ganz ruhig zu verhalten, und erzählte mir dann folgendes: Vitankui habe ihm Geld angeboten und ihn gebeten, mich zu einer Änderung meiner Marschrouten zu überreden. Wir sollten nicht zu den Udehesen an den Wagunbe gehen, man wollte uns besondere Führer und Träger mitgeben, die uns auf Umwegen an den Jurten der Eingeborenen vorbeiführen sollten.

Derßu antwortete, daß er in dieser Hinsicht kaum etwas bei mir ausrichten könne und daß er keinen Einfluß auf die Marschrouten habe; dann hatte er sich ruhig auf den Rang gelegt und sich schlafend gestellt. Vitankui war dann nach einiger Zeit, als er Derßu eingeschlafen glaubte, leise aus der Fasse gegangen und in unbekannter Richtung fortgeritten. „Unsereins müssen morgen Wagunbe gehen, denke dort irgendwas schlecht!“ beendete Derßu seine Erzählung.

Jetzt hörten wir draußen Pferdegetrappel. Wir nahmen unsere Plätze wieder ein und stellten uns schlafend. Vitankui kam herein, er blieb an der Tür stehen, horchte, und nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß alle schliefen, kleidete er sich leise aus und legte sich an seinen Platz. Bald schlief auch ich wieder ein und erwachte erst, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand.

Ein unbestimmter Lärm hatte mich geweckt, und ich fragte, was denn los sei. Die Kosaken meldeten mir, daß einige Udehesen gekommen wären, die mit den Chinesen verhandelten. Ich zog mich an und ging zu ihnen hinaus, die Eingeborenen musterten mich mit Mißfallen, worüber ich mich sehr wunderte.

Nach dem Tee erklärte ich, daß wir weiterziehen würden. Vitankui versuchte, mich zu überreden, doch noch einige Tage hierzubleiben, er wolle ein Schwein schlachten. Ich dankte aber und erklärte, daß wir weiter müßten. Auch Derßu zwinkerte mir mit den Augen zu, daß ich nicht etwa zusagen solle. Nun wollte der biedere Vitankui uns einen von seinen Leuten als Führer aufdrängen, ich verzichtete aber auch auf diese Freundlichkeit. Wie schlau Vitankui es auch anstellte, es gelang ihm nicht, uns hinters Licht zu führen.

Von Sjanſchichesa führt der Pfad am rechten Flußufer entlang, am Fuße hoher Berge. Nach ungefähr zwei Werst tritt er dann wieder auf das freie Feld hinaus, welches die hiesigen Chinesen Chosengou nennen. Diese freie Fläche hat eine Länge von fünf Werst, bei einer Breite von einer bis zwei Werst. Auf Chosengou zählte ich 19 Fassen, in denen ungefähr 200 Chinesen wohnen.



Der Udehese Gulunga mit seiner Schwester

Alle Iman-Chinesen sind gut bewaffnet und leben sehr auskömmlich. Sie verhielten sich uns gegenüber äußerst feindselig. Auf Fragen nach dem Wege und der Anzahl der Einwohner antworteten sie grob: „Bu-tschj-das!“ (Weiß nicht!), und einige sagten geradezu: „Weiß es, aber es geht euch nichts an!“

Etwas weiterhin und ein wenig abseits lag die utedjesische Wohnstätte Bagunbe, bestehend aus vier Fansen und Jurten. Wir hörten, daß hier 85 Eingeborene lebten, und zwar 29 Männer, 19 Frauen und 37 Kinder.

Als wir uns ihren Behausungen näherten, kamen uns alle Udehesen einzeln entgegen. Sie zeigten sich dabei durchaus nicht freundlich und luden uns auch nicht in ihre Jurten ein.

Die erste Frage, die sie mir stellten, war die: warum ich im Hause Litankuis übernachtet hätte. Ich antwortete ihnen meinerseits mit der Frage, warum sie sich so feindselig gegen uns zeigten. Die Udehesen erzählten nun, daß sie lange auf mich gewartet hätten, und plötzlich mußten sie zu ihrem Arger erfahren, daß ich angekommen und bei den Chinesen in Sjanschichesa ins Quartier gegangen sei.

Bald klärte sich alles auf: Es erwies sich, daß hier eine ganze Tragödie vor sich ging. Der Chinese Litankui war der „Zaitun“, der mächtigste Mann und Besitzer im Tale des Iman. Er nutzte die Eingeborenen unmenschlich aus und bestrafte sie grausam, wenn sie nicht zur festgesetzten Frist die vorgeschriebene Anzahl Felle abliefern. Viele Familien hatte er völlig ruiniert, die Frauen vergewaltigt, die Kinder fortgenommen und für die Schuldsomme verkauft. Endlich hatten zwei Udehesen, Massenda und Somo, aus dem Geschlechte des Sjalondig, Mut gefaßt, sie machten sich auf und gingen zum Gouverneur nach Chabarowst mit ihrer Klage. Dieser versprach ihnen Hilfe und sagte ihnen nebenbei, daß ich vom Meere aus an den Iman kommen würde. Er trug ihnen auf, sich an mich zu wenden, und nahm dabei an, daß es mir an Ort und Stelle leichter sein würde, die schwebenden Fragen zu lösen. Als die Udehesen aus Chabarowst zurückkehrten, teilten sie den Stammesgenossen das Ergebnis ihrer Reise mit und warteten geduldig auf meine Ankunft. Litankui erfuhr von der Klage des Somo und Massenda. Darauf ließ er als abschreckendes Beispiel für die andern die beiden Ankläger binden und mit Stöcken prügeln. Der eine von ihnen starb während der Vollstreckung dieser Strafe, der andere überlebte sie zwar, blieb aber ein Krüppel für sein ganzes

Leben. Nun wollte sich der Bruder des Getöteten, Gulunga, nach Chabarowß aufmachen. Litankui befahl, ihn zu ergreifen und im Flusse dem Erfrieren auszusetzen. Als die Udehesen dieses erfuhren, beschloßen sie, mit den Waffen in der Hand ihren Gefährten zu schützen. Es entstand ein Belagerungszustand. Zwei Wochen saßen die Udehesen bereits auf ihrem Platze, gingen nicht auf die Jagd und begannen wegen Knappheit der Lebensmittel bereits Not zu leiden. Plötzlich drang zu ihnen die Nachricht, daß ich nach Sjanschichesa gekommen und im Hause Litankuis abgestiegen sei.

Ich erklärte den Udehesen, daß mir von den Zuständen am Iman bisher nichts bekannt gewesen und daß ich, in Sjanschichesa halbverhungert und übermüdet angekommen, ohne zu wählen, die erste beste Furse betreten hätte.

Am Abend versammelten sich alle alten Männer in einer Jurte. Im Rate wurde beschloßen, daß ich nach meiner Ankunft in Chabarowß über alles Borgefallene dem Generalgouverneur Meldung machen und ihn bitten sollte, eine Abteilung Kosaken nach Sjanschichesa zu schicken.



Udehesischer Schamane

Als die Alten auseinandergegangen, zog ich mich an und ging ins Freie. Ringsum war es so dunkel, daß man auf zwei Schritte keinen Menschen erkennen konnte. Die Lage der Udehesenjurten konnte man nur an den Funken erkennen, die mit den Rauchschwaden zusammen aus den Öffnungen in den Dächern stiegen. Plötzlich tönten durch die Nachtluft sonderbare Klänge. Erst waren es Schläge auf den Gong oder die Schellentrommel, dann hörte man feierlichen Gesang, ähnlich wie Stöhnen und Wehklagen. Es lag etwas ungemein Trauriges und Banges in diesen fremdartigen Tönen, lang aushallend schwebten sie vorüber und zerflossen in der kalten Nachtluft. Ich rief Derssu herbei. Er kam heraus und erklärte mir, daß in der letzten Jurte am Waldrande der Schamane durch Austreibung der bösen Geister ein krankes Kind heile. Ich begab mich dorthin, stieß aber am Eingang der Jurte auf ein altes Weib, das mir den Weg versperrte. Ich begriff, daß dem Zauberpriester meine Anwesenheit bei der Beschwörung unerwünscht sei, und ging auf dem Pfade zurück.

An der anderen Seite der Lichtung, dort, wo die chinesischen Fansen lagen, war eine Reihe kleiner Wachfeuer zu sehen.

Die Luft war klar, aber eisig. Als ich fühlte, daß mich fröstelte, wandte ich mich den Jurten zu und wärmte mich am Feuer.

Von Wagunbe bis Parowosi

Am folgenden Tage (8. November), frühmorgens, begaben wir uns weiter. Alle Udehesen kamen, uns zu begleiten. Bunt gekleidet, mit sonnenverbrannten Gesichtern und den Eichhörchenschweifen als Kopfschmuck, machten diese Eingeborenen einen merkwürdigen Eindruck. In ihrem Wesen und allen ihren Bewegungen lag etwas wild Naives und absonderlich Fremdartiges. Auf den Gesichtern der Männer schien die Schwermut des aussterbenden Volkes zu lasten, das sich in seinen letzten Resten gegen die grausamen Unterdrücker wendet, ohne seinen tragischen Untergang aufhalten zu können.

Wir gingen in der Mitte des Zuges, die Alten neben uns, die Jugend lief an den Seiten und ließ sich oft ablenken von den Fahrten der Füchse, Fischottern und Hasen.

Am Ende der Lichtung blieben die Eingeborenen stehen und ließen mich hindurch. Aus der Menge trat ein kahlköpfiger Alter hervor. Er übergab mir feierlich eine Luchskrallen und bedeutete mir, sie in

meine Tasche zu stecken, damit ich die Bitte bezüglich Litankuis nicht vergäße. Darauf verabschiedeten wir uns, die Udehesen gingen zurück, wir zogen unseren Weg weiter.

Von der Mündung des Sinanza aus ändert der Iman seine Richtung und fließt so weit nach Norden, bis er den Fluß Tchetibe erreicht. Dieser Nebenfluß hat drei Bezeichnungen, die Golden nennen ihn „Tekibira“, die Udehesen „Tegibjasa“, die Russen „Tajziberi“. Von hier aus wendet sich der Iman wieder nach Westen, und diese Richtung behält er dann bis zu seinem Eintritt in den Ussuri bei. Dieser Teil des Imantales besteht ebenfalls aus einer Reihe von Denudationstälern, die mit tektonischen Talbildungen abwechseln, wie das im Priamurgebiet besonders häufig ist. Zwischen den Flüssen Sinanza und Tchetibe nimmt der Iman der Reihe nach von links folgende Nebenflüsse in sich auf: den Taschidoche (Länge etwa 50 Werst) und den Cheisngou (Länge 10 Werst), zwischen ihren Mündungen liegt der Berg Lomasajsun; weiterhin folgen: das Flüsschen Mydagousa (Länge 6 Werst) und der Berg gleichen Namens und endlich das Flüsschen Sjaschibache (Länge 25 Werst.) Von der rechten Seite kommen in der gleichen Reihenfolge: die Flüsse Bagunbe (Länge 40 Werst) mit dem Nebenflusse Taingou (Länge 6 Werst) und der Zuzuwaija (Länge 15 Werst).

Der Fluß Tajziberi hat eine Länge von ungefähr 100 Werst, ist reich an Stromschnellen und häufig mit Treibholz angefüllt. Im Oberlaufe fließt er von Osten nach Westen und erst nahe der Mündung biegt er nach Süden zu ab. Das ganze Tal ist mit dichtem Mißwald und Nadelhölzern bewachsen. Im Unterlaufe gehören zum Tajziberi folgende Nebenflüsse: von rechts der Zologousa (12 Werst), der Tschanzuisu mit dem gleichnamigen Berge und der Sibitscha; dann folgt: der Chanhesa, Beilasa und Sunnanza. Der Sibitscha bildet sich aus dem Zusammenflusse des Sjaosibitscha und Santschasi und fließt mit einer Schnelligkeit von 9 Werst in der Stunde bei einer Tiefe von ungefähr 5 Fuß und einer Breite an der Mündung von 25 Sassen. Wenn man am rechten Flüsschen aufwärts geht, kann man in zwei Tagen zum Beizuche gelangen, am anderen Flüsschen in vier Tagen zum Schitoch (oberer Nebenfluß des Bikin). Von links treten in den Tajziberi die Nebenflüsse: Nanza (25 Werst), Tjapigou (20 Werst), Zamzagousa (30 Werst), Poumasngou (12 Werst) und Talingousa (40 Werst). Zwischen den Mündungen des dritten und vierten Flusses liegt ein ziemlich hoher Berg, den die Chinesen Logosuija nennen.

Unterhalb der Mündung des Taißiberi wendet sich der Iman nach Westen. Er hat hier eine Breite von ungefähr 70 Sassen und eine Tiefe von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Sassen. Weiterhin fließen in ihn von links zwei kleine Flüsschen: Schandapoussa (8 Werst) und Kaulantun (15 Werst). Den letzten nennen die Chinesen auch Dinsache (Goldener Fluß).

Wenn man zur Sommerzeit durch den Wald zieht, ist es oft schwierig, den Pfad nicht zu verlieren, und man muß angestrengt darauf achten. Im Winter dagegen, bedeckt mit Schnee, ist er zwischen den Sträuchern viel deutlicher sichtbar. Dieser Umstand erleichterte mir in bedeutendem Maße meine Arbeit bei der Wegaufnahme.

Der Pfad hält sich die ganze Zeit über an den Flüssen und schlägt sich nur dort in die Berge, wo die Uferhänge nicht zu begehen sind. Das Tal des Iman ist nicht überall von gleicher Breite, bald verbreitert es sich auf drei und mehr Werst, bald verengt es sich so, daß nur der Fluß einen Durchgang findet.

Das Strombett des Iman teilt sich in Nebenarme, einige von diesen sind mehrere Werst lang und gehen weit seitwärts ab. Von ihnen sind zu nennen: der Tagoussa, der Kallü und die Kartunstaja.

Wir waren nach den letzten Tagen sehr ermüdet und bedurften alle einer längeren Ruhe. Nach den Schilderungen der Udehesen lag vor uns die große chinesische Siedlung Kartun. Dort gedachten wir zu übernachten, neue Kräfte zu sammeln und, falls möglich, Pferde zu mieten. Aber unseren Hoffnungen war keine Erfüllung beschieden.

Im Raume zwischen den Flüssen Dinsache und Kartun nimmt der Iman mehrere große und kleine Nebenflüsse auf, von denen zu erwähnen sind, von rechts: Saumuga (25 Werst), Logosuisa (20 Werst) und Wambalasa gleich „Schildkröten-Felsen“ (25 Werst). Die Felsenberge bei Kartun tragen dieselbe Bezeichnung, und, vom Iman aus betrachtet, erinnern ihre Umrisse tatsächlich an eine Schildkröte. Nach den Erzählungen der Udehesen wird in den Bergen zwischen Tagoussa und Wambalasa Gold gefunden. — Von links fallen in den Iman ein: der Kaulentun (10 Werst), Sjadopoussa (15 Werst), Tschulgou (40 Werst), Tundagou (50 Werst), Tasygou (15 Werst), und Choamichesa (12 Werst).

Kartun selbst stellt eine große Kesselsenke dar von 6 Werst Länge und ungefähr 3 Werst Breite. Es werden hier 43 Chinesenfanfen

gezählt mit einer Besiedlung von 575 Männern, 3 Frauen und 9 Kindern.

Die Gegend von Kartun kann man als Grenze rechnen, an welcher der Mißwald aufhört und der reine Laubwald beginnt. Die Berge an den Flußseiten sind mit Föhrenwäldern bedeckt, die sich im Winter scharf mit ihrem dunklen Grün von der Umgebung abheben.

Als wir uns Kartun näherten, ging der Tag zu Ende. Die Sonne hatte sich soeben hinter dem Horizont verborgen, ihre Strahlen



Ussurischer Luchs im Fangeisen

spielten noch in den Wolken, und der schwache Widerschein lag fahl über der Erde. Abseits am Flusse waren die Chinesenfansen zu sehen. Sie verbargen sich hinter den Fichten, gleichsam als wollten sie sich den Augen der Vorübergehenden entziehen.

Das Wort „Kartun“ (wahrscheinlich „Gao-li-tun“) bedeutet „koreanische Siedlung“. Man erzählt, daß früher hier die Koreaner und Chinesen Perlen gefunden haben. Nach einer anderen Auslegung bedeutet Kartun „Tor“. Tatsächlich verengt sich im Westen hinter Kartun das Tal wieder sehr. Von links treten an den Fluß die Berge Chynchuto, von rechts der lange Gebirgsvorsprung des Wambalasa heran.

Wohlhabendere Fansen als hier in Kartun habe ich nirgends gesehen. Sie waren am rechten Flußufer gelegen und ähnelten in ihrer Größe eher Fabriken wie Wohnbauten.

Ich trat in eine der Fansen ein. Die Chinesen begegneten mir feindselig. Offenbar war die Nachricht, wer wir waren und weshalb uns die Udehesen begleitet hatten, von Sjanschichesa bereits bis hierher gedrungen. Es ist nicht angenehm, in einem Hause zu verweilen, wo die Wirte unliebenswürdig sind; ich ging in eine andere Fanse hinüber — dort trat man uns noch schlechter entgegen, an der dritten ließ man uns vergeblich klopfen, und überall wurde uns derselbe Empfang zuteil.

„Gegen einen Pfahl kann man nichts ausrichten“ — sagt ein russisches Sprichwort. Ich schimpfte, die Kosaken schimpften, selbst Derßu ärgerte sich, aber es war nichts zu ändern, wir mußten abziehen. In der Nähe der Fansen zu übernachten, hatte ich keine Lust. Deshalb beschlossen wir weiterzugehen, bis wir einen zum Winkieren geeigneten Platz gefunden hätten. Die prächtige Abendröte verblaßte am Himmel, hier und dort leuchteten die Sterne auf, die Nacht brach herein. Die Chinesenfansen lagen längst hinter uns, wir zogen immer weiter. Plötzlich blieb Derßu stehen und, den Kopf wendend, begann er in die Luft zu schnuppern.

„Warte, Kapitän!“ sagte er, „riecht nach Rauch, sind Udeche!“

„Wie weißt du das?“ fragte ihn Koschewnikow, „vielleicht ist es auch eine Chinesenfanse.“

„Nein!“ sagte Derßu, „sind Udehesen, Chinesenfansen hohen Schornstein, Rauch geht hoch, Jurte keinen Schornstein, Rauch geht niedrig, Udeche braten Fische!“

Indem er dies sagte, ging er überzeugt weiter. Zeitweilig blieb er stehen und zog kräftig die Luft in die Nase. So gingen wir an 50 Schritt weiter, dann 100, 200 — aber die versprochene Jurte zeigte sich nicht. Unsere ermüdeten Leute begannen den Alten schon auszulachen.

Derßu fühlte sich gekränkt: „Kosaken wollen hier schlafen, Derßu will Jurte gehen, Fische essen!“ antwortete er ruhig.

Ich folgte ihm weiter nach, hinter mir die Kosaken. Und nach fünf Minuten kamen wir wirklich zu einer Udehesenniederlassung. Hier lebten 9 Männer und 3 Frauen mit 4 Kindern in 2 Jurten. In die eine der Jurten eintretend, gewahrten wir eine Frau am Feuer, die Fische briet. Es war ersichtlich, der Geruchssinn war bei

Derſſu bedeutend beſſer entwickelt als bei uns, er hatte den Rauch und den Fiſchgeruch bereits auf eine Entfernung von 250 Schritt, wenn nicht mehr, geſpürt.

Nach einigen Minuten ſaßen wir am Feuer, aßen Fiſche und tranken Tee. Nach dem heutigen Marſche war ich ſo ermüdet, daß ich kaum meine notwendigſten Tagebucheintragungen machen konnte. Ich bat die Udecheſen, in der Nacht das Feuer nicht verlöſchen zu laſſen. Sie verſprachen, abwechſelnd zu wachen und machten ſich ſofort daran, Holz zu hauen.

In der Nacht war ein froſtiger Nebel. Offen geſtanden, ich wäre ganz froh geweſen, wenn am Morgen ein Unwetter aufgezogen wäre. Schlimmſtenfalls hätten wir uns ordentlich ausgeruht und einmal gehörig ausgeſchlafen. Aber kaum ging die Sonne auf, als ſich der Nebel zerteilte. Die Sträucher und Bäume am Flußufer waren mit Raufreif überzogen und ähnelten Korallen. Auf dem blanken Eiſe hatte ſich der Reif in Roſetten niedergeſchlagen, die in den Sonnenſtrahlen glitzerten, es ſchien, als ſei der Fluß mit Brillantſternen überſät.

Ich merkte, daß es die Koſaken heimwärts trieb, und kam ihren Wünſchen entgegen. Einer der Udecheſen erbot ſich, uns bis Mjaolin zu begleiten. So nennt ſich die große Chanschi- (Branntwein-) Brennerei, die ſich am rechten Ufer des Iman etwa 7 Werſt von Kartun ſtromabwärts befindet.

Heute erſchien mir der Weg noch viel beſchwerlicher. Hinter dem „Tore von Kartun“ verbreitert ſich das Tal wiederum. Ich erſtieg einen der Hügel, und meinen Blicken bot ſich ein eigenartiges Bild. Das Tal des Iman verlief nach Oſten und verlor ſich irgendwo in den Bergen. Aber nach Weſten, Norden und Süden, ſoweit das Auge reichete, breitete ſich vor mir eine rieſige, ſchwach gehügelte Niederung aus, nur mit kleinen Gruppen ſpärlichen Laubwaldes bedeckt, zwiſchen denen ſich in unendlicher Weite die weißbeſchneiten Flächen dehnten, mit Gras und Strauchwerk bewachſen. Die Chineſen nennen dieſe weite Ebene Loſanſa. Sie hat eine Länge von 70 Werſt und mindedeſtens 50 Werſt in der Breite und ſcheint auf den erſten Blick für Landwirtschaft ſehr geeignet; indeſſen waren nirgends Fanſen zu erblicken. Die Chineſen meiden die Gegend, wahrſcheinlich nicht ohne Grund; entweder iſt der Boden hier ſchlecht oder er iſt den Uberschwemmungen des Iman zu ſehr ausgeſetzt. Gerüchtweiſe hörte ich nur, daß in der Gegend Tſchinguiſa noch eine Furte ſteht, in der zwei einzelne Udecheſen leben.

Gegen zwei Uhr kamen wir nach Mjaolin. Es ist dies eine der ältesten Fanse im Imangebiet. Hier lebten 16 Chinesen und eine Goldin. Der Besitzer der Fanse hatte sich vor etwa fünfzig Jahren hier angesiedelt, noch als junger Mensch, jetzt zählte er bereits über siebzig. Entgegen den Erwartungen zeigte er sich gastfreundlich. Wenn er auch nicht gerade übermäßig liebenswürdig war, so gab er jedenfalls Anweisung, uns zu essen zu bringen, und erlaubte uns, bei ihm in der Fanse zu übernachten. Abends betrank er sich aber und brach einen Streit vom Zaune. Er fragte uns irgend etwas, ging aber sofort in einen gereizten Ton über und begann zu lärmern und zu schimpfen. „Mjaolin ist nicht von heute und gestern!“ sagte er. „Mjaolin ist so alt wie ich selbst, und ihr seid gekommen, um mich zu verjagen. Aber ich werde euch Mjaolin nicht geben — wenn ich hier fortgehn muß, zünde ich alles an!“

Dann erklärte er, daß er überhaupt sofort die Fanse in Brand stecken werde, ging auf den Hof hinaus und schleppte ein großes Bündel Stroh herbei. Alles endete damit, daß Derssu ihm bis zur Bewußtlosigkeit zu trinken gab und ihn dann auf dasselbe Strohbündel zum Schlafen niederlegte. Die Streichhölzer nahmen ihm keine eigenen Leute aus der Tasche.

Am Morgen brachen wir zeitig auf. Wir ließen den Alten in der Fanse schlafen, die er uns nicht geben wollte und die ihm auch niemand streitig machte.

Es war eine eigentümliche Erscheinung, je mehr wir uns dem Ussuri und damit dem Ende unserer Reise näherten, desto schlechter wurde unser körperliches Befinden. Unsere Felleisen waren fast gänzlich leer, aber sie erschienen uns beschwerlicher zu tragen als am Anfang des Marsches, da sie noch ihr Pud wogen. Die Tragriemen schnitten derartig in die Schultern, daß schon die Berührung dieser Stellen schmerzte. Von den Anstrengungen bekamen wir Kopfschmerzen und Schwindelanfälle, es stellte sich eine allgemeine Schwäche ein.

Je näher wir der Bahnlinie kamen, desto unfreundlicher zeigte sich uns gegenüber die Bevölkerung. Unsere Kleider waren abgerissen, das Schuhwerk abgetreten. Die Bauern sahen auf uns wie auf Landstreicher.

Von Mjaolin aus führte der Pfad über eine stopplige Wiese, den Sumpf und den Nebenfluß umgehend. Nach zwei Stunden kamen wir an nicht sehr hohe Hügel, die mit spärlichem Eichenwald bewachsen waren. Sie stellen einzelne Massiv dar, die sich inmitten von Lofansa erheben und die Bezeichnung Kouzyschan tragen. An

ihrem Fuße schlängelt sich das kleine Flüsschen Chuannicheja, das eine Länge von 10 Werst hat.

Die Leute marschierten träge und ruhten öfters aus. Kurz vor Einbruch der Dämmerung kamen wir bis zu einem Landstück, welches die sonderbare Bezeichnung „Parowosi“ gleich „die Lokomotive“ trägt. Woher dieser Namen entstanden ist, das konnte ich auch nicht ergründen. Hier lebt ein Ältester der Udehesen, namens Carl



Udehesen vom Iman

Kimunka, mit seiner Familie, bestehend aus 7 Männern und 4 Frauen. Im Jahre 1901 hatte er den Beamten des Ansiedlungsamtes am Iman aufwärts bis zum Sichote-alin geführt. Als Belohnung dafür hat man ihm das Landstück hier als Farm zugesprochen. Carl Kimunka kannte also aus eigener Erfahrung die Beschwerlichkeiten, welche ein Forschungsreisender im Sichote-alin zu ertragen hat; deshalb fanden wir auch in seiner Familie die herzlichste Aufnahme und ein reichliches Abendessen aus Tschumisa-Hirse und geräuchertem Fisch.

Abends erzählte uns der Alte von seinem Leben und Treiben hier und von der Expedition, die er begleitet hatte. Wir erfuhren auch,

daß 4 Werst weiter der Iman noch einen großen Nebenfluß, den Keizuche, in sich aufnimmt. Fast die Hälfte seines Laufes liegt in der Ebene Lofansa, inmitten stoppliger Sümpfe, die mit hohem Gras und dürftigem Strauchwerk bedeckt sind. Er fließt sehr gewunden dahin, seine Strömung ist schwach. An der Mündung beträgt seine Breite ungefähr 50 Sassen, die Tiefe 20 Fuß. Dichte Mißwälder beginnen 40 Werst vor dem Iman, dann folgen Brandstellen und waldige Sümpfe. Von den Nebenflüssen des Keizuche ist der Chaineto zu nennen, dessen Gebiet als reich an Shenschen bezeichnet wird.

Die letzte Wegstrecke

Am andern Tage standen wir früh auf, frühstückten etwas Fisch und zogen weiter. Carl Kimunka begleitete uns bis zu den Koreanern, die sich unlängst in der Nähe von Parowosi angesiedelt hatten. Der Iman war hier in seinem Unterlaufe noch nicht zugefroren — wir brauchten einen Kahn, um über den Fluß zu setzen. Wir gingen um alle Fansen herum, fanden aber keinen einzigen der männlichen Bewohner vor. Die Frauen schauten ängstlich auf uns und versteckten ihre Kinder hinter sich. Endlich gaben wir das Suchen und Verhandeln auf und gingen zum Flusse. Der Udehese fand dort im Gebüsch versteckt einen kleinen Kahn. In diesem fuhr er uns einzeln über den Fluß und kehrte dann nach seiner Behausung zurück.

Am linken Ufer des Iman, am Fuße eines einzelstehenden Hügels, trafen wir auf vier Erdhütten, es war die russische Siedlung Kotelnoje. Die Auswanderer waren erst vor kurzem aus Rußland hier angekommen und hatten noch nicht Zeit gehabt, sich feste Häuser zu bauen.

Wir traten in eine der Lehmhütten ein und baten um Nachtquartier. Die Wirte dieser Hütte zeigten sich sehr freundlich. Sie fragten uns aus, wer wir wären und wohin wir wollten, dann begannen sie mit ihrem Schicksal zu hadern und zu klagen.

Am Abend versammelten sich alle Bauern in der Hütte. Sie erzählten von ihrem Leben und Treiben in dem neuen Lande und seufzten viel dabei. Die Ubersiedlung war ihnen wohl nicht sehr leicht gemacht worden. Wenn der Lachs nicht gewesen wäre, sie



Udechesenfrau in Nationaltracht (mit russischem Kopftuch)

wären vielleicht vor Hunger umgekommen, nur die Fische gewährten ihnen vorläufig hier eine Lebensmöglichkeit. Wir ließen uns endlich einmal wieder das frische, echte Bauernbrot schmecken.

Vom Dorfe Kotelnoje aus beginnen die Werstpfähle. Auf dem ersten Pfahle, nahe dem Dorfe, fand ich die Zahl 74 angegeben. Um Pferde zu mieten, war kein Geld mehr da. Auch wollte ich durchaus meine Kartenaufzeichnungen bis zum Ende der Reise durchführen, was nur unter der Bedingung möglich war, daß wir zu Fuß weitergingen. Außerdem zwang uns schon unsere durchlöcherterte Kleidung dazu, uns durch Bewegung warm zu halten.

Wir brachen zeitig früh auf, beinahe bei Tagesanbruch.

Sogleich hinter dem Reizuche steigt der Weg nach dem Passe zu aufwärts und geht auf einer Strecke von 9 Werst steil bergan. Die sumpfigen Ebenen des Iman bleiben links, rechts hat der Weg die Höhen, mit altem, dünnem Laubwald bedeckt, neben sich. Er führt anfänglich nach Norden und biegt dann bei der 57. Werst wieder nach Westen ab.

Das nächste Dorf war Gontscharowka. Es ist größer als Kotelnoje, aber sein Zustand war auch nicht gerade verlockend. Die Armut schaute zu jedem Fenster heraus, man konnte sie sowohl von den Gesichtern der Bauern als aus den Augen der Weiber und der Kleidung der Kinder ablesen.

Am Nachmittag kamen wir bis zum Koreanerdörfchen Lufjanowka, welches aus 52 Hütten besteht, die untereinander weit entfernt über eine bedeutende Strecke verstreut liegen. Hier ruhten wir ein wenig und zogen weiter. Die Dämmerung traf uns noch unterwegs, wir waren stark ermüdet, durchgefroren und hungrig. Ich konnte in der zunehmenden Dunkelheit bald die Zahlen auf dem Meßinstrument nicht mehr ablesen, aber der Weg war noch zu erkennen. Nun begann ich mit Beleuchtung zu arbeiten. Auf mein Signal hielt einer der Kosaken ein brennendes Zündholz an das Instrument. Bei der minutenlangen Beleuchtung stellte ich die Ziffer des Nonius-Maßstabes fest, trug sie auf der Planchette ein und ging weiter. Endlich blinkte ein Feuerschein vor uns auf.

„Ein Dorf!“ riefen alle wie aus einem Munde. „Nachts Feuer immer betrügt!“ sagte dazu Derßu. Tatsächlich, in der Dunkelheit ist ein Feuer von weit her zu erblicken. Zuweilen erschien es bereits ganz nahe, beinahe dicht vor uns, aber während wir weitergingen, war es, als ob das Feuer vor uns sich ebenfalls entfernte. Ich wollte eigentlich schon eine Ruhepause machen lassen, aber nun

zeigte sich plötzlich ganz in der Nähe ein Haus, es war das Dorf Werbowka. Viele der Muschiks waren nicht zu Hause, sie waren auf Arbeit aus und in der Stadt. Die erschreckten Weiber hielten uns für Chunchusen und wollten die Türen nicht aufmachen. Wir mußten uns an den Dorfsältesten um Unterstützung wenden. Er brachte mich, Derssu und Botschtarew bei sich unter, Granatman, Mursin und Koshewnikow bei einem Nachbarn.

Wir hatten an diesem Tage 33 Werst zurückgelegt und waren schrecklich müde. Infolge der Überanstrengung konnte ich lange nicht einschlafen und wälzte mich von einer Seite auf die andere. Jede neue Körperlage gewährte zwar eine wohlige Entspannung der Muskeln, aber als Folge davon trat stets ein ziehender Schmerz in den Gelenken ein.

Am nächsten Morgen brachen wir noch früher als gewöhnlich auf. Bis zur Bahnlinie waren es noch 42 Werst. Nachdem ich mich mit den Reisegefährten besprochen hatte, beschlossen wir, diese Entfernung in einem Tagesmarsche zurückzulegen. Noch war es dunkel, ungefähr eine Stunde lang arbeitete ich wieder mit Hilfe des Lichtes von Streichhölzern. Als die Sonne aufging, näherten wir uns bereits dem nächsten Dorfe Gogolewka. Der Morgen war frostig, das ganze Dorf lag im Rauch; aus den Schornsteinen stieg er in Säulen hoch, verflüchtigte sich in der klaren Luft und nahm eine goldrosige Farbe an.

Ich wollte hier nicht haltmachen, aber einer der ansässigen Krämer hörte, wer wir wären, und lud uns zu sich zum Tee ein. Die freundliche Einladung konnte man nicht abschlagen. Der Besitzer des Kramladens, ein russischer Bauer, erwies sich als ein sehr liebenswürdiger Mensch. Er bewirtete uns mit Milch, Weißbrot, Honig und Butter. Aber damit noch nicht genug, unser Wohlthäter versah uns für den Weg noch mit Lebensmitteln und gab den Leuten Tabak und Brezel. Leider entsinne ich mich seines Namens nicht mehr, danke ihm aber heute noch herzlich für seine Gutherzigkeit und Gastfreundschaft. Bei ihm am Teetisch sitzend, blickte ich zum Fenster hinaus und erkundigte mich nach der Umgegend.

Das Dorf Gogolewka ist am linken Ufer des Iman, eine halbe Werst vom Flusse ab, gelegen. Das gegenüberliegende Ufer ist bergig. Diese Berge tragen folgende Namen: Schanguatschin, Chouschi, Wambabosa und Sjaoschanzunzjn. Bei dem ersten Berge (Schanguatschin) tritt in den Iman der große Fluß Weizuche ein, der ihm streckenweise parallel fließt und sich erst in den Niederungen etwas

nach Süden wendet. Die Länge des Flusses beträgt an 156 Werst bei einer Breite von 20 Sassen, einer Tiefe von 7 Fuß und Gefälle von 3 Werst in der Stunde. An seinen Quellen befindet sich der Paßübergang zum Schituche (Nebenfluß des Bilin). Der Beizuche ist außerordentlich gewunden, besonders in seinem Unterlaufe. In den letzten Jahren sind hier große Holzschläge ausgeführt worden. Von den Nebenflüssen des Beizuche verdienen Erwähnung: von links (von der Quelle aus abwärts) der Dunnanza, Chaiche, Satoche und Sitfunda; von rechts der Sjauchesa, Chonichesa, Uschlanka und der kleine Beizuche. Zwischen der Mündung des Beizuche und dem Iman hat sich das Koreanerdörfchen Sarowka eingemischt und weiter unterhalb, dort wo die Berge beginnen, gegenüber der 13. und 14. Werst, noch zwei Koreanerdörfer, Ombor und Sambor.

Brot und Tee hatten unsere Kräfte gehoben. Mit bestem Dank für die gastfreundliche Bewirtung zogen wir weiter und gelangten bald zum Dorfe Swenigorodka. Bis zur Eisenbahn waren es von hier aus nur noch 22 Werst. Und was bedeutet solche Entfernung nach einem reichlichen Frühstück, wenn man weiß, daß es die letzten Werst sind, und in dem Gefühle, heute die Wanderung womöglich gänzlich zu beendigen!

Der Tag war klar und sonnig, aber kalt. Die Wegaufzeichnungen waren mir schrecklich langweilig geworden, und nur der feste Wille, sie bis zu Ende durchzuführen, ließ mich die Arbeit weiterbetreiben. Jedesmal, wenn ich den Azimut genommen hatte, beeilte ich mich, das nächstliegende Relief aufzuzeichnen und pustete mir dann in die Hände zur Erwärmung. Nach einer Stunde Wegs überholten wir einen Bauern, der Fische zur Bahnstation fuhr.

„Wie können Sie so arbeiten?“ fragte er mich. „Ist Ihnen denn gar nicht kalt?“

Ich antwortete ihm, daß ich unterwegs meine Handschuhe gebraucht hätte.

„Na! — dann nehmen Sie meine!“ sagte der Bauer. „Ich habe noch ein anderes Paar!“

Indem er das sagte, holte er von seiner Fuhre ein Paar warme, gestrickte Handschuhe herunter und überreichte sie mir. Ich nahm sie gern und fuhr mit meiner Arbeit fort. Wir gingen an zwei Werst zusammen; ich machte meine Aufzeichnungen, und der Bauer erzählte mir von seinem Leben und schimpfte dabei ununterbrochen und auf all und jeden. Er pustete seine Dorfgenossen herunter und nahm sie

alle der Reihe nach vor, vom Dorfältesten bis zum Ansiedlungsbeamten, dem Lehrer und dem Geistlichen. Schließlich wurde mir dieser Krakeel langweilig. Das Pferdchen schritt langsam vorwärts, und ich sah, daß ich bei diesem Tempo nicht mehr bis zum Abend zur Station Iman kommen würde. Ich zog die Handschuhe wieder ab, gab sie dem Bauern mit Dank zurück, wünschte ihm allseitig viel Erfolg und beschleunigte meine Schritte.

„Wie?“ schrie er hinter mir her. „Wollen Sie mir denn gar nichts bezahlen?“ „Wofür?“ fragte ich. „Na, für die Handschuhe!“ „Aber du hast sie doch zurückbekommen“, antwortete ich ihm. „Na, da haben wir's nun!“ fuhr der Bauer mit Unwillen fort. „Ich hab' mit Ihnen Mitleid gehabt, und Sie wollen nichts dafür ausgeben!“

Ich wußte nicht, ob ich mich ärgern oder lachen sollte. „Du hast ja ein gutes Mitleid!“ mischten sich die Kosaken ein.

Am meisten von allen ärgerte sich Derffu, er spuckte aus im Gehen und schimpfte ununterbrochen auf den Bauern mit verschiedenen Worten, russisch und in allen Eingeborenen Sprachen.

„So schädliche Kerle!“ sagte er, „solche will gar nicht ansehen, haben gar kein Gesicht!“ (Nach der Sprechweise des Golden bedeutete „das Gesicht verlieren“ soviel wie „kein Gewissen haben“). Und man konnte sich dem nicht verschließen, daß der Bauer wohl in der Tat kein Gewissen hatte. Welch ein Unterschied lag zwischen dem Dorfkrämer, der uns in Gogolewka so gut gepflegt hatte, und diesem Troglodyten, der mir „aus Mitleid“ seine Handschuhe geliehen hatte. Diese Geschichte verdarb mir doch für den ganzen Tag die Stimmung.

„Gott mit ihm! — Aber man müßte ihn verhauen!“ meinten die Kosaken.

„Wie Kerl überhaupt leben?“ ließ Derffu nicht nach zu schimpfen. „Denke, nicht lange leben, verkommt bald von selber!“

Am Nachmittage gelangten wir zum Flusse Waku und machten halt am Wege. In gerader Linie waren es von hier aus bis zur Bahnlinie nur noch zwei Werst, aber an den Werstpfehlen stand noch die Zahl 6. Das kommt daher, daß der Weg hier einen großen Bogen um einen Sumpf beschreibt. Der Wind trug das Pfeifen der Lokomotiven zu uns herüber, und man konnte bereits das Stationsgebäude sehen.

Insgesamt nährte ich in mir den Gedanken, daß Derffu diesmal mit mir nach Chabarowik fahren würde. Es tat mir sehr leid, mich von ihm trennen zu müssen. Ich bemerkte, daß er in den letzten

Tagen ganz besonders aufmerksam zu mir war, er wollte etwas sagen, irgend etwas fragen und traute sich augenscheinlich nicht damit heraus. Endlich überwand er seine Verlegenheit und bat um Patronen. Hiernach verstand ich, daß er beschlossen hatte, sich fortzumachen.

„Derßu, geh nicht fort!“ sagte ich ihm. Er seufzte und begann davon zu sprechen, daß er sich vor der Stadt fürchte und daß er dort nichts zu suchen hätte. Nun schlug ich ihm vor, mit mir zur Eisenbahnstation zu gehen, wo ich ihn mit Geld und Lebensmitteln für die Reise versehen könne.

„Nicht nötig, Kapitän,“ antwortete er, „werde Zobel finden, ebenso gut wie Geld!“

Bergeblich redete ich ihm zu, er blieb auf seinem Entschluß bestehen. Er sagte, daß er am Flusse Waku aufwärtsziehen wolle, um dort im Quellengebiete Zobel zu jagen. Später, wenn der Schnee zu tauen beginne, würde er an den Fuß Daubische hinübergehen. Dort wohnte in der Nähe der Ansiedlung Anutschina ein ihm bekannter alter Golde. Bei diesem wollte er dann zwei Frühlingsmonate verbringen.

Wir machten aus, daß Anfang des Sommers, falls ich eine neue Expedition unternähme, ein Kosak ihn abholen oder ich selbst zu ihm kommen würde. Derßu war einverstanden und versprach zu warten. Danach gab ich ihm alle Patronen, die übriggeblieben waren. Wir saßen und sprachen immerfort das gleiche. Ich hatte schon dreimal mit ihm abgemacht, wo wir uns aufs neue treffen wollten, und bemühte mich nach allen Kräften, den Augenblick der Trennung noch hinauszuschieben, es war mir schwer, den Alten ziehen zu lassen.

„Nun, muß gehen!“ sagte Derßu und nahm sein Bündel über.

„Lebe wohl, Derßu!“ sagte ich und drückte ihm kräftig die Hand. „Ich danke dir dafür, daß du mir geholfen hast. Ich werde niemals vergessen, wieviel du für mich getan hast; lebe wohl!“ —

Die große rote Sonnenscheibe war soeben untergegangen, am Horizonte ein mattes Leuchten hinterlassend. Als erster Stern ging wie stets die Venus auf, dann Jupiter und die anderen großen Sternbilder. Derßu wollte noch etwas sagen, aber verlegen wischte er mit dem Armel den Kolben seiner Büchse ab. Eine Minute standen wir noch schweigend, dann drückten wir einander nochmals die Hände und gingen auseinander. Er ging am Nebenflusse nach links, wir zogen den Weg geradeaus. Ein Stück weiter wandte ich mich um und sah dem Golden nach. Er schritt auf einer Sandbank entlang

und schien irgendwelche Spuren im Schnee zu betrachten. Ich rief hinüber und winkte mit der Mütze, Derffu gab Antwort mit der Hand.

„Lebe wohl, Derffu!“

Ich zog weiter, die Kosaken hinter mir her. Jetzt breitete sich eine Ebene vor uns aus, mit gelbbraunem Grase bedeckt und von Schnee überweht. Der Wind tanzte darüber und schüttelte die trockenen Stengel. Hinter den nebligen Bergen im Westen verlosch das Abendrot, und von Osten her nahte sich die kalte, dunkle Nacht. Von der Bahnlinie flammten weiße, rote und grüne Lichter auf.

Dieser Tag hatte uns mehr ermüdet als irgendeiner während der ganzen Zeit unserer Wanderung. Die Leute trotteten schweigend in weiten Abständen hintereinander her. Bis zur Eisenbahn blieben noch 2 Werst, aber diese kurze Strecke wurde uns beschwerlicher als 20 Werst am Anfang unseres Marsches.



Derffu im Lager

Den letzten Rest unserer Kräfte zusammennehmend, schleppten wir uns zur Station, aber ungefähr 200 bis 300 Schritte vor dieser setzten wir uns nochmals auf einen Holzstapel, um auszuruhen. Die vorübergehenden Arbeiter wunderten sich nicht wenig, daß wir so nahe vor der Station noch haltmachten. „Es muß doch wohl noch sehr weit sein bis zur Bahn“, sagte spöttisch lachend einer der Werkleute zu seinen Genossen. Uns war wirklich nicht nach Scherzen zumute.

Die Gendarmen blickten uns auch recht mißtrauisch an und hielten uns wohl für Landstreicher.

Endlich hatten wir uns bis zur Ansiedlung geschleppt und machten im ersten Gasthause halt, das uns in den Weg kam.

Ein ortskundiger Stadtbewohner hätte wahrscheinlich an der fehlenden Sauberkeit und der dürftigen Ausstattung des Gastzimmers Anstoß genommen — die teuren Preise standen allerdings nicht im Einklang damit. Uns Hinterwäldlern erschien alles gut und schön. Wir mieteten zwei Zimmer und machten es uns bequem — wie vornehme Weltreisende. Alle Beschwerlichkeiten und Entbehrungen lagen nun hinter uns, wir brauchten uns kein Wildbret mehr zu erjagen, keine Fische mehr zu fangen, geschweige von den Resten einer Bärenmahlzeit zu zehren oder geflochte Lederriemen zu schluden — ein „Kellner“ brachte uns die bestellten Beefsteaks!

Zu den langentbehrten Genüssen gehörte auch das Zeitunglesen, dem wir uns eifrig hingaben. Das Allerschönste aber war, daß wir wieder in richtigen Betten schlafen konnten.

Ich dachte viel an Derjssu. Wo mochte er jetzt weilen? Wahrscheinlich machte er sich ein Biwak zurecht, irgendwo unter dem Uferhange, schleppte Holz herbei, zündete sich ein Feuer an und träumte mit der Pfeife im Munde. — Mit diesen Gedanken schlief ich ein.

Am Morgen wachte ich zeitig auf. Mein erster Gedanke war, daß ich kein Gepäc mehr zu tragen brauchte, und dieses Bewußtsein bereitete mir großes Wohlbehagen. Lange dehnte und streckte ich mich auf dem Lager. Dann zog ich mich an und ging, um dem Kommandeur des Iman-Bezirktes des ussurischen Kosakenheeres meinen Besuch abzustatten. Er empfing mich sehr liebenswürdig und half mir mit Geld aus.

Am Abend ging ich mit den Leuten in die Badestube! Eine neue, köstliche Wohltat für uns! Dann tranken wir Tee, es war das letzte mal, daß wir alle zusammensaßen. —

Bald traf der Zug ein, und wir verteilten uns auf die Wagen.

Am 17. November abends trafen wir in Chabarowsk ein. Die Kosaken machten sich vom Bahnhof geradeswegs in die Kasernen auf, Granatman blieb bei Mersljakow und ich im Regiment bei meinen Kameraden.

Am anderen Tage meldete ich mich beim Generalgouverneur Unterberger und erstattete ihm ausführlich Bericht. Er gab mir Ratschläge für die Verarbeitung des gesammelten Materials und sprach die Hoffnung aus, daß ich im Anfang des nächsten Jahres meine Erforschung des Berggebietes des Sichote-alin weiter fortsetzen könne.

Anhang

Der Fluß Waku und seine Nebenflüsse

Der Fluß Waku, auf alten chinesisch-mandschurischen Landkarten als „Akuli“ bezeichnet, kann als größter Nebenfluß des Iman gelten. Er umfaßt ein riesiges Bassin, dessen Grenzen fast bis an den Sichotelin im Osten und bis an die Flüsse Uache und Noto im Süden reichen. Dieses Bassin besteht aus drei Flüssen: Tudawaku, Eldawaku und Sandawaku. Der Zusammenfluß dieser drei bildet 50 bis 60 Werst vor dem Iman den Waku.

Wenn man am Sandawaku aufwärtsgeht, so kann man nach Sidatun am Iman gelangen. Der Fluß Eldawaku führt zu den Höhen des Tudawaku. Unweit der Vereinigung dieser beiden ersteren befindet sich die chinesische Jägersiedlung Taingou.

Im Oberlaufe des Sandawaku sind drei seiner Nebenflüsse bemerkenswert, an denen in der Nähe ihrer Mündungen große Jagdfansen stehen. Es ist dies der Jandungou, Dunbeiza und Tatschinguan. Von der Stelle der Vereinigung der beiden Wakuflüsse bis zur Einmündung des Jandungou rechnen die Eingeborenen bei niedrigem Wasserstand drei Tage Fahrt. Stromabwärts fallen in den Sandawaku nur zwei Nebenflüsse: der Taingou und Sandachesa.

Der Fluß Eldawaku hat zwei Nebenflüsse: Nanza und Jandsingou. Mitten zwischen diesen befindet sich der Berg Tudinsa und nahe bei diesem eine chinesische Jägeransiedlung von ebender Art wie Sidatun am Iman. Von der Mündung des Sandawaku bis zur letzten Fasse am Nanza fährt man mit dem Boot drei Tage.

Von allen Flüssen ist der Tudawaku der größte. Seine Länge beträgt an 300 Werst, die Tiefe bis 3 Sassen, die Breite 30 Sassen und die Schnelligkeit seiner Strömung 9 Fuß in der Sekunde. Der Fluß teilt sich oft in Nebenarme und bildet große Inseln, mit sumpfigen Wäldern bewachsen. Als obersten Nebenfluß dieses Waku ist das Gebirgsflüßchen Tschajuntscha anzunehmen, welches nahe dem Berge Laochatun vorbeifließt. Hier gibt es viele Höhlen, in welchen sich dauernd Tiger halten.

Weiter stromabwärts kommen von rechts zwei Flüsschen, der Tantschalasa und Schaktoma, jedes ungefähr von 8 Werst Länge. Die Gegend am Fuße der Berge Tschansyschan und Schaktoma trägt die Bezeichnung Pouschigou.

Von links fallen drei Flüsschen in den Tudawaku: Pouschigou, Chantschingou und Tassndagou; der letzte hat eine Länge von 15 Werst. Zwischen ihnen befinden sich die Berge Tschautin und Chantigoutinsa. Wenn wir den Fluß weiter hinabfahren, so treffen wir von links noch auf einen Nebenfluß, Sjaossndagou (10 Werst), und neben ihm den Berg Daschigou. Dann folgen von beiden Seiten zwei Berge, die beide die gleiche Benennung Schitomjauša haben. Etwas weiter unterhalb, beinahe einander gegenüber, zwei Flüsschen, von links Tschuananhesa, von rechts Dundagou. Von hier aus führt ein Fußpfad über die Berge an den Fluß Eldawaku und zur Ortschaft Tudinsa. Etwa 15 Werst unterhalb treten von rechts in den Tudawaku noch zwei Flüsschen nebeneinander ein: der Dadungou und Sjadungou, der erste von 20 Werst, der andere von 10 Werst Länge. In ihren Tälern liegen Wege, die an den Sandawaku und die Gegend von Taingou heranzuführen. Hier an den kahlen Stellen des rechten Bergufers, das zwei verschiedene Bezeichnungen trägt, Chuntalasa und Moschisuisa, ist das Zutagetreten von Steinkohlen zu bemerken. Das linke Ufer ist zwar eben, aber wenig zur Ansiedlung geeignet. Weiter unterhalb nimmt der Tudawaku den Chuannichesa auf (Länge an 80 Werst). Nahe der Mündung hat er eine Breite von ungefähr 40 Sassen, eine Tiefe von $1\frac{1}{2}$ Sassen und eine Strömung von drei Werst in der Stunde. Von der Mündung des Chuannichesa bis zur Stelle des Zusammenflusses des Tudawaku mit dem Sandawaku, sind in gerader Linie 20 Werst, aber der Fluß ist derartig gewunden, daß die Entfernung sich um das Doppelte, wenn nicht noch mehr, vergrößert. An der Stelle der Vereinigung der Flüsse steht die große Jägerfanse Zuajen. Sogleich hinter dem Chuannichesa wird das Tal des Tudawaku, welches bis dahin eine Breite von 8 Werst hat, von den Bergen Tschantschinlasa und Schanzuisa eingeengt. Unterhalb dieser Berge treten noch drei Gebirgsflüsschen hinzu: von links der Malugou (10 Werst) und Tschintschagou (3 Werst); von rechts Chaušsžsžüan (20 Werst). Etwas weiter im Winkel, zwischen dem Tudawaku und Sandawaku, befindet sich die zweite chinesische Jägerfiedlung Tschenwaisha, aus drei Fansen bestehend.

Von der Stelle der Vereinigung dieser genannten zwei Flüsse aus beginnt der eigentliche Waku. Er hat eine Breite bis zu 100 Sassen

und eine Tiefe bis 20 Fuß bei einer Schnelligkeit der Strömung von 5 Werst in der Stunde bei niedrigem Wasserstand. Das Tal des Waku erscheint als eine Fortsetzung des Sandawaku-Tales und hat mit diesem die Richtung nach Nordnordwest gemeinsam. In dem Maße, wie der Waku wasserreicher wird, teilt er sich öfter in Nebenarme und wird gewundener. Ungefähr 7 Werst von der Stelle des Zusammenflusses des Tudawaku und Sandawaku verengt sich das Tal nochmals. Von rechts und links treten an den Fluß die Berge Wambananzsy und Chaizalynzsa heran. Dann verbreitert sich das Tal wieder, der Fluß wendet sich nach Norden, und die Berge, die hier die Bezeichnung Taiwalasa tragen, beginnen nach rechts abzuweichen und verlieren sich irgendwo in der Ferne hinter der Ebene Lofansa. Hier macht der Fluß nochmals eine Wendung nach Nordwesten und nimmt die beiden letzten Nebenflüsse, den Daljansuiche und den Sjaoljansuiche, in sich auf. Der erste hat eine Länge von 20 Werst und der zweite von 8 Werst. Hinter der letzten großen Insel, die von den Nebenarmen gebildet wird, beschreibt der Waku noch vier Windungen und tritt in den Zman ein, 9 Werst vor dessen Einmündung in den Ussuri.



Bilderverzeichnis

Bild des Autors	Titel
Panorama vom Gläsernen Grund	25
Bergkuppe im Dadjanschan	27
Mandschurischer Panther	29
„Panty“, Geweih des Isjubthirsches im Bast	31
Derfsu Usala	37
Rast bei den Jägerhütten	45
Am oberen Lesu	47
Koreanischer Knecht mit russischem Fuhrwerk	53
Alter Koreaner	55
Am Mittellauf des Lesu	59
In den Sümpfen am Lesu	67
Am Chantasee	69
In der Umgebung des Chantasees	73
Tagesbeute einer Jagd am Chantasee	79
Die Expeditionsteilnehmer und eine Goldin	93
Im Tal des Ussuri	107
Lagerplatz am Daubiche	109
Goldenfischer	119
In der Taiga	127
Windbruch	131
Überquerung eines von Bruchholz erfüllten Waldbaches	135
Rast im Walde	149
Chinesisches Gebetshäuschen	159
Am Waldbach	163
Nach der Überschwemmung	167
Alter Chinese (Ehensuchender)	169
Junger Adler	179
Sibirischer Tiger	191
St. Olga	195
Insel Tschichatschew mit Signalstation	197
Chinesische Siedlung Schimyn bei St. Olga	199
Auf den Höhen am Sydagou	209
Höhlenberg an der Arsamasowka	217
Eingang zur ersten Höhle	219
Blick aus der zweiten Höhle	221
Brack des russischen Kreuzers „Isumrud“ in der St. Wladimir-Bucht	231
Eurebe Seekrabbe	235

Chinesische Krabbenfischerhütte an der St. Wladimir-Bucht	237
Chinesische „Küche“ zum Abkochen der Seepolypen	239
Der Gebirgszug des Sichote-alin vom Felsen Jantunlasa aus	253
Jagdhütte bei Kwardagou	261
Derfsu vor einer Fallenstellerhütte	269
Udehesische Sommerjurten aus Birkenrinde	277
In der Taiga. Im Hintergrunde eine Bärenfalle	289
Am Tjütiche	297
Rap Briener mit den Klippen „Bruder und Schwester“	301
Am mittleren Tjütiche	309
Nach dem Waldbrand	313
Der Gebirgszug des Sichote-alin im Quellgebiet des Tjütiche	315
Tal des oberen Tjütiche	317
Lagerplatz der Seelöwen	339
Am Strande	343
Schuppen der Eingeborenen zum Aufbewahren der Felle und Geräte	357
Udehese vom Kulumbe	377
Fallenstellerhütte. Im Hintergrund zum Trocknen aufgehängte Lachse	381
Eingeborener mit „Laika“ (Wolfshund)	383
Udehesensiedelung am Iman	389
Am Sinanza	397
Brandfeld im Winter	399
Pitankui und sein Nachbar	401
Der Udehese Gulunga mit seiner Schwester	403
Udehesischer Schamane	405
Ussurischer Luchs im Fangeisen	409
Udehesen vom Iman	413
Udehesenfrau in Nationaltracht (mit russischem Kopftuch)	415
Derfsu im Lager	421

Register

Personen

- Anofrijew, Expeditionsteilnehmer 1906 91. 146
- Bjelonoschkin, Expeditionsteilnehmer 1906 168. 170
- Potschikarew, Expeditionsteilnehmer 1906 353. 355. 384 f. 393. 417
- Briener, Großkaufmann aus Wladiwostok 308
- Budischtschew, Erforscher des Ussurigebiets in den Jahren 1857—1869 17. 173. 181. 243
- Bunin, B. J., Forschungsreisender, Kenner des südlichen Ussurigebiets 198. 202
- Chromanski, Holzunternehmen am Sanchoke 352
- Derfsu Usala, Oberussurischer Golde 18. 33. 36 ff. 41 ff. 48 ff. 58 f. 60 ff. 64 ff. 68 f. 71 ff. 77 ff. 85. 134. 208. 246. 249 ff. 255 ff. 262 ff. 268 ff. 272 ff. 281 f. 285 ff. 296. 298. 303. 305 ff. 309 ff. 318 ff. 325 f. 332. 337 f. 344 ff. 349. 353. 359 ff. 369 ff. 375 f. 380 ff. 391 ff. 410. 417. 419 ff.
- Epow, Expeditionsteilnehmer 1906 215. 229
- Glässer, Holzunternehmen am Sanchoke 352 f.
- Granatman, G. G., Expeditionsteilnehmer 1902 und 1906 18. 91. 103. 130. 132. 156. 168. 177. 190. 215. 230. 243. 288. 297. 302 f. 346. 352 f. 363. 384. 393. 395. 400. 417. 422
- Gulunga, Udehese aus Wagunbe am Iman 403. 405
- Hamow, Forschungsreisender 110
- Kapka Bel dai, Oberussurischer Golde 18
- Kaschlew („Tigertod“), russischer Jäger am Waifudin 190. 215
- Kintschu, Mandschu am Laduschu, Besitzer der Fasanse Sijan 246
- Koschewnikow, Expeditionsteilnehmer 1906 108 f. 215. 353. 375. 384. 393. 397. 410. 417
- Lai-Serl, Tase am Tjütiche 304
- Laperouse, Jean François de Galaup Graf von, französischer Seefahrer, geb. 1741, gest. 1788 353
- Litanhui, Jaitun („Despot“) im Imantal 400 ff.
- Makischew, russischer Bauer am Waifudin 189
- Martschenko, Expeditionsteilnehmer 1902 und 1906 60. 62. 66. 68. 70. 72. 75. 84. 87
- Massenda, Udehese aus Wagunbe am Iman 404
- Maksimowitsch, Karl Johann, Botaniker, geb. 1827, gest. 1891, erforschte 1859/60 das Ussurigebiet 173. 176. 243
- Mersljakow, M. J., Expeditionsteilnehmer 1902 und 1906 18. 91. 103. 119 f. 124. 131. 168. 181. 215. 230. 243. 288. 297. 302 f. 346. 350. 352 f. 422
- Mursin, Expeditionsteilnehmer 1906 111 f. 215. 223. 229. 334 f. 337. 353. 371. 373. 393. 417

- Nekrassow, Nikolaj Alegejewitsch, russischer Dichter, geb. 1821, gest. 1888 189
 Olo Beldai, Oberrussischer Golde 18
 Olientjew, Expeditionsteilnehmer 1902 26 ff. 35 ff. 42 f. 53 f. 60. 62. 65 f. 68. 74 f. 84. 87
 Paltschewski, Expeditionsteilnehmer 1906 91. 103. 298 f. 334. 346. 352 f.
 Panatschew, Altgläubiger aus dem Dorfe Sagornaja 123 ff. 127 ff.
 Pjatischkina, russischer Bauer am Waifudin 189 f.
 Prshewalski, Nikolai von, russischer Forschungsreisender, geb. 1839, gest. 1888, Erforscher des Ussurigebiets in den Jahren 1867—1870 24. 59. 243
 Rutkowski, Expeditionsteilnehmer 1906 91. 101. 103. 132. 170. 196
 Sagurski, Expeditionsteilnehmer 1906 202. 205 ff. 214. 248
 Carl Kimunka, Udehesenältester in Parowost 413 f.
 Schkurkin, P. B., Sinologe 18
 Sibajun, Udehese am Iman 389
 Silin, russischer Bauer am Waifudin 189
 Somo, Udehese aus Bagunbe am Iman 404
 Tichmenew, erster Gouverneur der russisch-sibirischen Küstenprovinz 1854 386
 Tschanbao, chinesischer Dorfältester am Sanchohe 346 ff. 355. 363 f. 389
 Tschefan, Chinesin an der Arfamafowka 216 ff.
 Turtygin, Expeditionsteilnehmer 1906 114 f. 202. 205 ff. 212. 214. 248 f.
 Unterberger, P. F., zur Zeit der Expeditionen Priamurischer Generalgouverneur in Chabarowsk 17. 91. 422
 Wenjukow, M., Erforscher des Ussurigebiets in den Jahren 1857 bis 1859 17. 138. 242 f. 254 f.
 Worow, russischer Bauer am Waifudin 189

Völker und Stämme

- Chinesen (s. auch Mansen) 41 f. 46. 108. 115 f. 120 f. 133. 137 f. 140 ff. 153 ff. 157. 160 ff. 169 ff. 180. 183. 186. 188 f. 194. 199 f. 215 ff. 232 f. 236 ff. 242 f. 245 ff. 250 ff. 270. 273 f. 277. 288 f. 292. 295. 297 f. 302 f. 305 ff. 314. 318. 327 f. 343 ff. 347. 350 ff. 354. 356. 363 ff. 370. 375. 378. 386. 388 ff. 399 ff. 412
 Golden, Reste eines alten Volkes aus dem tungusischen Zweig der Altaier im unteren Amurgebiet, insbesondere am Ussuri und Sungari, der Sprache nach unter den tungusischen Dialekten dem Mandchu am nächsten verwandt 18 f. 37 f. 93. 116 ff. 250. 270. 313. 412. 419 f.
 Koreaner 53 ff. 153. 308. 335. 378 f. 414. 416. 418
 Mandchu, Hauptzweig der tungusischen Stämme 246. 299
 Mansen, Bezeichnung für die

Chinesen im Ussurigebiet 57. 138. 145 f. 154. 169. 172 f. 186 f. 233. 236 ff. 252. 255. 270. 276 f. 305. 344. 347. 352. 400

Tafen, chinesisch: Dazfi „Eingeborene“, durch Vermischung mit Mansen vollständig zu Chinesen gewordene Ureinwohner im Süden des Ussurigebiets, ursprünglich zum Volksstamm der Drottschen gehörig, dem südlichen Zweig der Tungusen 154 ff. 160. 165 f. 188. 241. 245 ff. 273. 287. 295. 303. 346 f. 354 f. 364 f. 381

Tscholdoni, uralische Bezeichnung für chinesische Räuber 380

Udehesen, „Udehe“, in ihrer Eigenart noch erhaltene Reste der zu den Tungusenstämmen gehörigen Ureinwohner des Ussurigebiets im zentralen Teil des Sichote-alin und im Küstengebiet nördlich bis zur Usspenjebucht 154. 270. 277 f. 304. 328. 380 ff. 387 ff. 400 ff. 410. 413 ff.

Zukamila, ein Goldenstamm, ursprünglich am Amur in der Gegend von Chabarowff 116

Berge, Flüsse, Ortschaften

Amur, Hauptstrom der russisch-sibirischen Küstenprovinz 116. 333. 338

Anjui, Nebenfluß des Amur 50. 208

Anutschina, Siedlung am Darbiche 420

Aochobe, uralisch: Ché „Teufel“, Fluß vom Sichote-alin zum Meere, südwestlich der Oprintschnit-Bucht 319. 326. 328

Arka, Kap, etwa 45° 45' nördl. Breite, 137° 45' östl. Länge von Greenwich 393

Armu, größter Nebenfluß des Iman 368. 385 f. 391. 393 f.

Arsamasowka, chinesisch: Dadungou, Nebenfluß des Waifudin 188. 192. 196. 198. 215 ff. 221 f. 229 f. 240. 244 f.

Awakumowka f. Waifudin

Barabasch, Ort westlich von Bladiwestof 28

Beizuche, Nebenfluß des Iman 407. 417 f.

Bikin, großer Nebenfluß des Ussuri 50. 407. 418

Bilembe, Küstenfluß zwischen Kap Widny und Kap Masolow 367

Bjellina, Kap, etwa 45° 50' nördl. Breite, 137° 50' östl. Länge von Greenwich 114

Blagodati, Berg zwischen dem Ranza, Nebenfluß des Siza, und dem Meere, 1920 Fuß 356

Blagodati-See, 44° 47' nördl. Breite, 136° 24' östl. Länge von Greenwich 350. 363

Briener, Kap, an der Mündung des Tjütiche 299. 301

Chabarowff, Hauptstadt der russisch-sibirischen Küstenprovinz, an der Mündung des Ussuri in den Amur 91. 98. 116. 218. 390. 404 f. 419. 422

Chaldikon, Dorf an der Überquerung des Lesu durch die Ussuri-bahn 65. 76

Chanka-See, chinesisch: Chinka Chinkai oder Sinkaidu, früher Beizinchai, goldisch: Kenta 23. 48. 59. 65. 69 f. 73 ff. 76 ff. 250. 373

Chor, großer Nebenfluß des Ussuri 50

Chosengou, chinesische Siedlung am Iman 402 ff.

Chuluchai, Fluß an der St. Bladimir-Bucht 216. 220. 240 ff. 244

- Ch ung a r i, Nebenfluß des Amur 56. 208
 Ch un t a m i, Dromedar-Berg, auf der Wasserscheide zwischen Jodtsche und Sanchobe, 3600 Fuß 349 f. 356
 D a d j a n s c h a n, Gebirgszug nord-östlich von Bladiwostok 23. 26 f. 31. 48. 110
 D a l i s s j a g o u, Nebenfluß des Tadschu 244
 D a l j a n s u i c h e, Nebenfluß des Waku 425
 D a n a n z a, Quellfluß des Roto 254. 276 f. 280. 282. 284
 D a u b i c h e, mandtschurisch: Chue-bira, Quellfluß des Ussuri 23. 31. 48. 86. 109 f. 125. 420
 D i n s a c h e, Nebenfluß des Tadschu 244. 247 f. 251. 277. 283. 288 ff. 292 f.
 D i n s a c h e, Nebenfluß des Iman 408
 D i t a g o u s a, Nebenfluß des Tadschu 244
 D i t a s c h a n, udehesisch: Ditaljamoni, Berg am Tadschu 245
 D m i t r o w k a, Dorf an der Ussuribahn 85 f.
 D o l g o j e - S e e, an der Küste im Gebiet des Sanchobe 341. 344 f.
 D s c h i g i t - B u c h t, etwa 44° 45' nördl. Breite, 136° 25' östl. Länge von Greenwich 97. 303. 326
 D s u b - g y n s. Sichote-alin
 D u n b e i z a, Nebenfluß des Ussuri 229. 254 f.
 D u n d a g o u, Nebenfluß des Iman 390
 D u n g o u, Nebenfluß des Tadschu 244
 D u n z a, Nebenfluß des Sanchobe 355. 365 ff.
 E l d a w a k u, Quellfluß des Waku 423
 E r l d a g o u, Nebenfluß des Waisudin 182 f. 188. 214
 F a t u, Nebenfluß des Sanchobe 366
 F u d i n, auch Fudsin, Nebenfluß des Ullache 86. 117. 125. 138. 140. 146 f. 153 ff. 180. 250. 272 f.
 F u d i n, auch Wjettino, Dorf an der Mündung der Arsamafowka in den Waisudin 188 ff. 192
 G a d a l a, Nebenfluß des Iman 391 f.
 G i l j a k, Kap, etwa 46° 55' nördl. Breite, 138° 35' östl. Länge von Greenwich 208. 245. 333
 G i r m a - b i r a, kleiner Nebenfluß des Ussuri 110
 G l ä s e r n e r G r u n d, Tal nord-östlich von Schlotowo 24 f.
 G o g o l e w k a, russisches Dorf am unteren Iman nahe der Mündung des Weizsche in den Iman 417. 419
 G o n t s c h a r o w k a, russische Siedlung am unteren Iman 416
 G o r b u s c h a, chinesisch: Dunmaza, Nebenfluß des Tjütiche 308. 319 f. 322
 I m a n, chinesisch: Imache, udehesisch: Ima, großer Nebenfluß des Ussuri 91. 182. 315 f. 318 f. 321. 353. 355. 359. 376. 382. 385 ff.
 I m a n, Station, Stadt an der Ussuribahn, nahe der Mündung des Iman in den Ussuri 419 ff.
 I n s a l a s a g o u, Nebenfluß des Tjütiche 294 f. 303
 I w a n o w k a, Nebenfluß des Lefu 57
 I w a n o w s k o j e, auch Iwanowka, Dorf am Lefu 57. 59
 J a n t u n l a s a, Felsen am Dunggou, Nebenfluß des Jodtsche 348
 J a n t u n l a s a, Felsen an der Mündung des Wangou in den Tadschu 251 ff.
 J o d s c h e, Fluß vom Sichote-alin in die Plastunbucht 303. 318. 326. 346 f. 349. 356. 364

- Solaisa, Fanse, chinesische Siedlung am Fudsin 153 ff. 160. 273
- Zuschangou, Nebenfluß des Taduschu 244. 248
- Rabarga, Kleiner Nebenfluß des Ussuri 101
- Rambe, orotschisch: Raja, auch Raembe, Flüsschen vom Ranza-Bassin zum Meere zwischen Blagobati-See und Ternei-Bucht 350. 352. 356
- Ramen-Ribolow, chinesisch: Choutunaisa, Ansiedlung am Chanta-See 77
- Ranchesa, Nebenfluß des Taduschu 244
- Rangoufa, Fluß an der Maitun-Bucht 24
- Kartun, Nebenfluß des Iman 408
- Kartun, große chinesische Siedlung am Iman 408 ff.
- Kartunskaja, Nebenarm des Iman 408
- Rasakewitschewa, Koreanerdorf am Lefu 53 ff.
- Kaulantun, chinesisch: Dinsache, Nebenfluß des Iman 408
- Kolschmarowka, Dorf an der Ussuribahn 117. 123. 125. 127. 129. 133. 137. 140
- Kopi, Fluß vom nördlichen Sichote-alin zum Meere, etwa unter 48° 30' nördl. Breite 50
- Kotelnoje, russische Siedlung am Unterlaufe des Iman 414. 416
- Krestowajagora, Berg an der St. Olga-Bucht 194. 196
- Krylowka, Dorf am Schituche, kleinem Nebenfluß des Ussuri 113
- Kuandinsa, Nebenfluß des Waijudin 181
- Kulumbe, Nebenfluß des oberen Iman 359. 376 ff. 385 f.
- Kurma-bira, kleiner Nebenfluß des Ussuri 110
- Rusun, Fluß vom Kamme des Sichote-alin zum Meere bei Kap Maximow 347
- Rwandagou, Nebenfluß des Taduschu 244
- Rwandagou, Nebenfluß des Lifudsin 260 f. 266
- Laolin s. Sichote-alin
- Laolju, kleine uralische Ansiedlung am Iman 394
- Lefu, Fluß vom Dadjanschan zum Chantasee 23. 34. 39. 43. 45 f. 48. 53. 57 ff. 76 ff. 84 f. 110. 250
- Lefu, Kleiner, Nebenfluß des Lefu 57
- Lehnaja, Berg zwischen dem Ranza, Nebenfluß des Siza, und dem Meere, 1370 Fuß 356
- Libagoufa, Nebenfluß des Taduschu 244
- Lifudsin, auch Lifudin, Quellfluß des Fudsin 156. 178. 181. 229 f. 243. 245. 252. 255 f. 266 f. 271 f. 274. 283. 290
- Lindapau, Fanse am Zusammenfluß von Ullache und Daubiche 110
- Lisjagou, Nebenfluß des Waijudin 187
- Lisjagou, Nebenfluß des Taduschu 241. 245
- Liswenitschnaja, chinesisch: Sjaodungou, Nebenfluß der Arsamasowka 216. 218. 220 f. 223
- Ljalitschi, Dorf am Lefu 59 f.
- Ljantschichesa, Nebenfluß des Tjütiche 315. 317
- Lofansa, Ebene am Iman 411 f. 425
- Lukjanowka, Koreanerdörfchen am unteren Iman 416
- Maihe, Fluß vom Dadjanschan in die Maitun-Bucht 23 f. 31. 48
- Maitun-Bucht, nördlicher Teil der Ussuri-Bucht 25 f.
- Maloje-See, an der Küste im Gebiet des Seochobe 341
- Marmor-Kap, an der St. Olga-Bucht 198

- Meer, Japanisches 192 ff. 232 ff. 296 ff. 302. 319. 335 ff. 345. 353. 388
- Meschgornaja, Dorf östlich der Vereinigung von Daubiche und Ulache 113
- Mjaolin, alte Siedlung, Branntweinbrennerei am Zman 411 f.
- Monastirka, Nebenfluß des Lesu 65
- Mucheno, Nebenfluß des Amur 208
- Mulumbé, orotschisch: Muli, Flüsschen vom Chuntamiberge zum Meere 350. 356
- Murawiew Amurski, Halbinsel zwischen Ussuri-Bucht und Amur-Bucht mit Wladiwostok 23
- Mutsche, udehesisch: Ja-ugi, Fluß an der Dpritschnik-Bucht 327. 329. 334 ff. 343
- Neizuche, Nebenfluß des Zman 414. 416
- Nikolajewka, Dorf am Lesu 53
- Nikolajewsk, Hafenstadt an der Mündung des Amur 173
- Nisne-Michailowstkoje, Siedlung am Oberlauf des Ussuri 101
- Nisne-Romanowstkoje, auch Usspenka, Dorf am Oberlauf des Ussuri 101. 105 f.
- Noto, auch Notoche, udehesisch: Njntu, Nebenfluß des Ulache 117. 138. 186. 243. 250 ff. 255. 273. 276 f. 283. 293. 315. 325. 423
- Notohousa, Chinesendorf an der Mündung des Noto in den Ulache 138
- Nowoneshina, Dorf am Kanguisa an der Bahn Wladiwostok—Sutschan-Kohlengruben 24
- Noworossisk, Dorf am Zimuche, östlich von Schlotowo 24
- Nowotaduschinskaja, Dorf an der Mündung des Taduschu 244
- 28 Arjenujew, Ostsibirien I
- Olga, Flüsschen am nordöstlichen Ufer der St. Olga-Bucht 194. 197. 230. 233
- Olympiada, Kap, etwa 46° 15' nördl. Breite, 138° 15' östl. Länge von Greenwich 33. 321. 363
- Ombor, Koreanerdorf am unteren Zman 418
- Dpritschnik-Bucht, etwa 44° 25' nördl. Breite, 136° östl. Länge von Greenwich 334
- Drehowo, Halbinsel an der St. Wladimir-Bucht 234. 236
- Parowosi („Lokomotive“), Gegend und Siedlung am Zman 413 f.
- Pässe über den Sichote-alin:
- Magimowitsch-Paß, vom Sinanza, Nebenfluß des Fudsin, nach dem Waifudin, 2610 Fuß 176
 - Rudny-Paß („Erzpaß“), von den Quellen des Tjütiche zu den Quellen des Zman, 4200 Fuß 318
 - Sabjty-Paß („Paß der Vergessenheit“), vom Wangou, Nebenfluß des Taduschu, zum Dananza, Quellfluß des Noto, 2740 Fuß 282
 - Skalisty-Paß („Felsenpaß“), von den Quellen des Tjütiche zu den Quellen des Zman, 4970 Fuß 316
 - Terpenija-Paß („Paß der Geduld“), vom Dunza, Nebenfluß des Sandhobe, zum Ranza, Nebenfluß des Kulumbe, 3180 Fuß 374
 - Benjukow-Paß, vom Taduschu zum Lifudin, 1340 Fuß 254 f.
- Permstkoje, Dorf an der Mündung der Arsamafowka in den Waifudin 190 ff. 203. 215 f.
- Pichna, Nebenfluß des Amur 208
- Plastun-Bucht, etwa 44° 40' nördl. Breite, 136° 30' östl. Länge von Greenwich 345. 347. 355

- Podgornaja, Dorf an der Mündung des Schituche in den Ussuri 110
- Posjet, Hafenort an der Expeditionsbucht 28
- Psuchun, Fluß vom Sichote-alin zum Meere am Kap Arasnaja-Stala 186. 210
- Rudanowski, Halbinsel an der St. Wladimir-Bucht 234
- Rudny-Paß s. Pässe
- Sabyty-Paß s. Pässe
- Sacharnaja golowa, Berg zwischen dem Ranza, Nebenfluß des Siza, und dem Meere, 2380 Fuß 356
- Sagornaja, Dörfchen im Tal des Wangou, Nebenflusses des Ulahe 117. 122. 127. 133
- Sambor, Koreanerdorf am unteren Iman 418
- Sanchobe, auch Satschenbeja, uralte, udehesische: Sanke, Fluß vom Kamm des Sichote-alin zur Ternesbucht 346. 348f. 352ff. 363. 365f. 386
- Sandagou, Nebenfluß des Waifudin 187. 191. 196. 211. 213 f.
- Sandawaku, Quellfluß des Waku 423 ff.
- Sandugan, Nebenfluß des Lefu 62
- Sarowka, Koreanerdörfchen an der Mündung des Weizuche in den Iman 418
- Schimyn, russisch: Roschka, chinesische Ansiedlung am Ostufer der St. Olga-Bucht 194. 199. 250
- Schituche, kleiner Nebenfluß des Ussuri 108 ff. 113. 117
- Schituche, Nebenfluß des Wikin 407. 418
- Schlota, Landzunge an der St. Olga-Bucht 231
- Schlotoowo, Kirchdorf an der Waitun-Bucht an der Bahnlinie Wladiwostok — Sutschankohlengruben 23 ff.
- Schmakowka, Station an der Ussuri-Eisenbahn 98. 102. 105
- Sebutschara, Nebenfluß des Roto 138. 276
- Sechogouja, Fasse am Iman 393
- Seochobe, auch Jadicou, Fluß an der Küste zwischen Oprintschnit-Bucht und Plastun-Bucht 341 ff.
- Seusgu, Nebenfluß des Lefu 70
- Sibegou, Nebenfluß des Laduschu 221. 230. 244. 247 f.
- Sichote-alin, chinesisch: Si-chota-lin („Paß der großen Westflüsse“) oder Bao-lin („uralter Paß“), goldisch: Dsub-gyn, udehesisch: Adu-sololi 86. 91. 138. 154. 165. 169 ff. 175 ff. 223. 229. 243. 251 ff. 270. 273. 280 f. 283 f. 293 f. 314 ff. 318 ff. 322. 324 f. 327. 353. 356. 358 f. 364. 370. 374 ff. 388. 393. 422
- Sidatun, chinesische Jägerkolonie am Mittellauf des Iman 276. 384. 388 ff. 423
- Sijan, Fasse an der Mündung des Lifjagou in den Laduschu 245
- Sinanza, Nebenfluß des Fudsin 157. 160. 166 f. 271 f.
- Sinanza, Nebenfluß des Jodsyche 322. 324. 326. 328. 345
- Sinanza, Nebenfluß des Iman 396 ff. 407
- Sinkwandagou, Quellfluß des Waifudin 177. 181
- Siu-fu, Fasse am Kulumbe, 1850 Fuß über dem Meerespiegel 378
- Siza, Nebenfluß des Sanchobe 355 f. 358. 365 ff.
- Sjaenlaja, Gegend am Lifudin 181. 250. 271. 273
- Sjainja, Tafelfasse am Laduschu 248
- Sjanschichesa, chinesische Siedlung am Iman 394. 399 ff. 410
- Sjaolifjagou, Nebenfluß des Laduschu 244
- Sjaoljansuiche, Nebenfluß des Waku 425

- Sjaotſchinsa, Siedlung an der Mündung des Chuluchai 240
- Skalisty-Paß s. Pässe
- Sredneje-See, an der Küste im Gebiet des Seochobe 341
- St. Olga, russische Siedlung an der St. Olga-Bucht 195 ff. 202 f. 215. 230 f. 235 f.
- St. Olga-Bucht, ehemals Port Seymour, etwa 43° 30' nördl. Breite, 135° 20' östl. Länge von Greenwich 91 f. 138. 157. 173. 188. 190. 192 f. 194 ff. 216. 230. 347. 353
- St. Wladimir-Bucht, auch Faluai, chinesisch: Chuluwai, etwa 43° 50' nördl. Breite, 135° 35' östl. Länge von Greenwich 216. 230 f. 234 ff. 241 f.
- Straschny, Kap, 45° nördl. Breite, 136° 44' östl. Länge von Greenwich 353
- Suisun, Fluß aus dem mandſchurischen Berglande in die Amurbucht 28. 77
- Sungatſcha, chinesisch: Sunatſchan, Nebenfluß des Ussuri aus dem Chantasee 23. 76. 110
- Sutſchan, Fluß vom Zamodnyzſy zur Amerika-Bucht 23 f. 31. 110. 203
- Swenigorodka, russisches Dorf am unteren Iman 418
- Sydagou, Nebenfluß des Waifudin 192. 198. 201 ff. 210 f.
- Tadjansa, Fanse am Taduschu 302
- Taduschu, auch Lifule, Leifünche, chinesisch: Dazſo-ſchu, udeheſiſch: Uſi, Fluß vom Kamm des Sichotealin zum Meere bei Kap Iushni 97. 157. 215. 230. 241 ff. 250 ff. 279. 284. 289 f. 293. 302. 354
- Taïngou, Chinesische Jägersiedlung nahe der Vereinigung von Eldawaku und Tudawaku 423
- Taizſiberi, Nebenfluß des Iman s. Tchetibe 23*
- Takema, Fluß am Kap Widny 364
- Tangouſa, Fluß an der Waitun-Bucht 23 f.
- Tapouſa, chinesisch: Dapao-ſſy, taſiſch: Kaija, Fluß vom Sichotealin zum Meere nördlich der St. Wladimir-Bucht 240 ff. 244
- Taſchidoche, Nebenfluß des Iman 407
- Taſenberg, am Waifudin 187 f. 202. 210 f. 214
- Tchetibe, goldiſch: Tetibira, udeheſiſch: Tegibjaſa, ruſſiſch: Taizſiberi, Nebenfluß des Iman 386. 407 f.
- Tchetibe, Küſtenfluß an der Waſtun-Bucht 345
- Terneï-Bucht, etwa 45° 5' nördl. Breite, 136° 50' östl. Länge von Greenwich 97. 182. 298 f. 334. 353. 363. 367
- Terpenija-Paß s. Pässe
- Tichaja priſtan, nordöſtlicher Teil der St. Olga-Bucht 194
- Tjütiche, aus Chinesisch: Tſchu-ſchi-che, ruſſiſch: Tetjuſcha, udeheſiſch: Rogule, Fluß vom Kamm des Sichotealin am Skaliſty-Paß zum Meere 97. 243 f. 283. 288. 293 ff. 297 ff. 302 ff. 318. 326 ff. 388
- Tſhamigouſa, auch Kaſſa-ſunow-Grund, Nebenfluß des Waifudin 187 f. 215
- Tſchernigowka, Nebenfluß des Leſu 65. 68
- Tſchernigowka, Dorf an der Uſſuribahn 60 f. 84 f.
- Tſchichatſchew-Inſel, Felsen an der Einfahrt zur St. Olga-Bucht 194. 197 f.
- Tſchingouſa, Nebenfluß des Taduschu 247. 251
- Tſchumtaiſa, Nebenfluß des Ulaſche 117
- Tudawaku, Quellfluß des Waku 423
- Tudinsa, Berg am Leſu 46. 48. 53

- Tudinsa**, Bergkuppe am Sa-byty-Paß 282 f.
Tumnina, Fluß vom nördlichen Sichote-alin zum Meere etwa unter 49° nördl. Breite 50
Tur, chinesisch: Beiminche, Fluß am Nordwestufer des Chantasees 76
Turirog, Ansiedlung am Nordwestufer des Chantasees 77
Ulache, Quellfluß des Ussuri 31. 86. 110. 113. 115 ff. 125. 134. 137 f. 140. 157. 165. 167. 250. 276. 364. 423
Usspenje, Halbinsel an der Usspenje-Bucht 50
Usspenje-Bucht, etwa 42° 45' nördl. Breite, 133° 40' östl. Länge von Greenwich 154
Usspenka, Usspenstoje, auch Nishne-Romanowstoje, Dorf am Oberlauf des Ussuri 101. 105 f.
Ussuri, Nebenfluß des Amur 76. 91. 101 f. 106 ff. 110. 116. 321. 388
Ussuri-Bai, Bucht östlich von Bladiwostok 23
Ussuri-Eisenbahn, Bahnlinie Chabarowst—Bladiwostok 23. 61. 85. 98. 100. 102. 105. 422
Wagunbe, Nebenfluß des Zman 400. 402. 407
Wagunbe, uralische Siedlung an der Mündung des Wagunbe in den Zman 404 ff.
Waifudin, russisch: Awatumowka, Fluß vom Ramm des Sichote-alin nach der St. Olgabucht 172 f. 176 f. 181 ff. 187 ff. 196. 198. 202 f. 215 f. 222. 283
Waku, auch Akuli, Nebenfluß des Zman 155. 276. 419 f. 423 ff.
Waljuset, Halbinsel an der St. Wladimir-Bucht 234
Wambalasa, Nebenfluß des Zman 408
Wandagou, Nebenfluß des Tjütiße 288. 302
Wangou, Nebenfluß des Ulache 117. 121. 125
Wangou, Nebenfluß des Taduschu 251 f. 273. 277. 283. 285. 287. 290
Watowski, Landzunge an der St. Wladimir-Bucht 231. 234
Wenjukow-Paß s. Pässe
Werbowlka, russisches Dorf am unteren Zman 417
Wjettino, Dorf an der Arfama-sowka s. Fudin
Wladimir Alexandrowski, Kirchdorf am Sutschan 203
Wladimirowka, Flüsschen an der St. Wladimir-Bucht 230. 233. 235
Wladiwostok („Beherrscher des Ostens“), chinesisch: Hai-tan-wai, früher Port Man, Kriegshafen der russisch-sibirischen Küstenprovinz 23. 85. 87. 173. 194. 196. 230. 236. 343. 351. 353. 356
Zimuche, Fluß an der Waitun-Bucht 23 f. 31
Zimuche, Nebenfluß des Taduschu 244. 302
Zozogoussa, chinesische Fallentellerfelse am Wangou, Nebenfluß des Taduschu 283
Zuschungou, Jagdfelse am Lifudsin 269

Tiere

- Adler** 63. 74. 179. 368 f.
Adler, weißschwänziger 300
Bachstelze, kamtschattische 221. 292
Bär 113. 126. 158. 162 f. 180. 189. 222. 242. 327. 329 ff. 334. 358. 368. 395
Bär, brauner (*Ursus arctos* L.) 320. 330 ff. 368

- Bär, Kamtschatka- 368
 Bär, weißbrüstiger (Ursus tibetanus F. Cuv.) 320 ff. 368
 Bekasse, ostsibirische (daurische) 201. 378
 Bergdoppelschnepfe 201. 221
 Bienenfalte, amurischer 103
 Blattwanze (Pentatoma metalliferum) 179
 Buckellachs 244
 Buntspecht, ussurischer 148. 339. 377
 Burunduf f. Erdhörnchen
 Dachs (Meles amurensis Schrenckii, nach Büchner: M. anakuma amurensis) 72. 161. 204. 274. 368
 Damwild f. Hirsch, gefledter
 Eichelhäher, sibirischer 52. 139. 150 f. 166. 362
 Eichhörnchen 46. 310
 Eisvogel 71
 Elchwild f. Elentier
 Elentier 325. 375. 378
 Erdhörnchen, „Burunduf“ (Eri-tamias asiaticus orientalis Bon-hot.) 128. 161 f. 180. 339
 Eule, ussurische 167
 Fasan, ussurischer 185
 Feldmaus, japanische (Apodemus agrarius manshuricus Thomas) 193
 Fischotter 72. 406
 Fledermaus (Myotis ikonnikovi Ogn.) 218
 Flughörnchen (Sciuropterus ruscicus Tied.) 310
 Flußmuschel, Perlmuschel (Margaritana margaritifera L.) 153. 155 f. 351. 409
 Forelle, Zenoß- (Brachymystax lenok Pall.) 294. 316
 Fuchs 72. 86. 274. 368. 406
 Glühwürmchen (Luciola mongolica) 184
 Goldamfel, chinesische 128. 149
 Goldhähnchen, japanisches 185. 201
 Goral f. Waldziegenantilope
 Gase 72. 406
 Gase, mandchurischer (Lepus manshuricus Pall.) 114 f.
 Gase, schwarzer (Caprolagus Sp.) 114
 Gase, weißer (Lepus timidus Subsp.) 114
 Hirsch (f. auch Jesubr, Elentier) 86. 166. 180. 201. 204. 223. 252. 287 f. 319. 327. 329 f. 343. 351
 Hirsch, gefledter 214. 220. 241 f. 245
 Holzhäher, ussurischer 291
 Jitis 72
 Jesubr (Cervus canadensis Lüh-dorfi Bolau) Edelhirsch 31 ff. 220. 260. 262 ff. 287. 295. 322 ff. 340. 342. 355. 358
 Kabarga f. Moschustier
 Kammuschel (Pecten maximus) 236 f. 297
 Käuzchen, ostasiatisches, chinesisches: Si-u 103. 266
 Ketá-Lachs (Oncorhynchus keta Walb.) 244. 304. 368. 414
 Kormoran, Pazifit- 298. 300
 Kronschnepfe, amurische 64. 335
 Lachmöwe, ostsibirische 300
 Lachsforelle 244
 Laufkäfer (Carabus canaliculatus) 179
 Lerche, mandchurische 118. 139. 185. 201
 Libelle (Libellula Sp.) 139. 179. 291
 Luchs 46. 204. 358. 409
 Malme (Salvelinus alpinus malma Walb.) 214. 294. 314
 Marder 46. 375
 Maulwurf, ussurischer (Sorex Tscherskii Ogn.) 72. 103
 Motreß f. Mücke

- Mofchustier, russisch: Kabarga 204. 314. 319. 375 f. 378 f. 397
 Mücke, ussurische Stech. 66. 92. 95 f. 136. 139 f. 147. 158 f. 164 f. 174. 183 ff. 214. 255. 260. 263. 266. 290. 308
 Mücke, kleine Nacht-, „Mokrez“ 164 f. 168
 Mücke, weiße, langbeinige (Tipula Sp.) 218
 Murmeltier 35
 Nachtigall, sibirische 149
 Ratter, giftige (Ancistrodon Blomhoffii Boie) 102
 Ratter (Coluber rufodorsatus Cantor) 102
 Ratter (Coluber Schrenckii Str.) 119 f.
 Rußbohrer (Sipalus hypocrita) 179
 Ohreule, asiatische 220
 Panther, mandchurischer (Felis pardus orientalis Schleg.) 28 f.
 Pelikan 354
 Pfeifhase (Lagomys hyperborea Pall., nach Büchner: Ochotona alpinus) 161
 Rebhuhn 166. 284. 294. 324
 Rehwild 64. 72. 180. 201. 204. 223. 274. 288. 329 f. 333. 358
 Reiher, weißer 70
 Rotwild f. Isjubr
 Sandläufer (Cicindela gemmata Fald.) 179
 Schnepfe 70. 201. 299 f. 341
 Schwan 63. 68 f. 75
 Schwarzwild f. Wildschwein
 Seegurke, Seetier aus der Klasse der Stachelhäuter, im Handel unter dem Namen Trepanng 351
 Seekrabbe (Paralithodes camtschatica Tilesius) 236. 351
 Seeöwe (Eumetopias Stelleri Gray) 336 ff.
 Seepolyp (Octopus Sp.) 238
 Specht, amurischer 284
 Specht, grüner 201. 291
 Specht, kahlköpfiger 150
 Specht, kleiner ussurischer 185. 291
 Specht, schwarzer 377
 Specht, weißrückiger ussurischer 342
 Strandläufer, ussurischer 300. 341
 Taime, Lachsart 244
 Tiger, ussurischer (Felis tigris longipilis Fitz.) 39. 115. 126. 166. 180. 189 ff. 204. 206 ff. 215. 223. 256. 258 ff. 264 f. 293. 307. 320. 325. 358. 423
 Totengräber (Necrophorus concolor) 179
 Uferschnepfe, ostsibirische 299
 Wachtel, ussurische 185
 Waldkauz, langschwänziger ussurischer 342
 Waldschnepfe 148
 Waldtaube, ostsibirische 150. 252
 Waldwühlmaus (Evotomys rutilus Pall.) 103
 Waldziegenantilope, „Goral“ (Nemorhaedus caudatus M-Edw.) 181 f.
 Waschbärhund (Nyctereutes procyonoides Gray) 72. 279. 294. 368
 Wildente 63 ff. 68 f. 74 f. 78. 83. 296. 298. 300. 335
 Wildgans 63 f. 68 f. 74 f. 78. 83. 335. 377
 Wildschwein (Sus leucomystax continentalis Nehring) 44. 46 f. 49 ff. 166. 180. 189. 204. 215. 220. 223. 240. 279 f. 285 f. 303. 305 ff. 329 f. 333. 358. 362. 368 f.
 Wildziege 204. 220. 260. 262
 Wolf 72
 Wurzelmaus (Microtus oeconomus Pall.) 103
 Zobel 41. 46. 86. 133 f. 140. 310. 375 f. 420

Lateinische Tiernamen

- Ancistrodon Blomhoffii* Boie 102
Apodemus agrarius manshuricus Thomas 193
Brachymystax lenok Pall. 294. 316
Caprolagus Sp. 114
Carabus canaliculatus 179
Cervus canadensis Lühdorfi Bolau 31 ff. 220. 260. 262 ff. 287. 295. 322 ff. 340. 342. 355. 358
Cicindela gemmata Fald. 179
Coluber rufodorsatus Cantor 102
Coluber Schrenckii Str. 119 ff.
Eritamias asiaticus orientalis Bonhot. 128. 161 f. 180. 339
Eumetopias Stelleri Gray 336 ff.
Evotomys rutilus Pall. 103
Felis pardus orientalis Schleg. 28 f.
Felis tigris longipilis Fitz. 39. 115. 126. 166. 180. 189 ff. 204. 206 ff. 215. 223. 256. 258 ff. 264 f. 293. 307. 320. 325. 358. 423
Lagomys hyperboreus Pall. (nach Büchner: *Ochotona alpinus*) 161
Lepus manshuricus Pall. 114 f.
Lepus timidus Subsp. 114
Libellula Sp. 139. 179. 291
Luciola mongolica 184
Margaritana margaritifera L. 153. 155 f. 351. 409
Meles anakuma amurensis f. folg.
Meles amurensis Schrenckii 72. 161. 204. 274. 368
Microtus oeconomus Pall. 103
Myotis ikonnikovi Ogn. 218
Necrophorus concolor 179
Nemorhaedus caudatus M.-Edw. 181 f.
Nyctereutes procyonoides Gray 72. 279. 294. 368
Ochotona alpinus f. *Lagomys*
Octopus Sp. 238
Oncorhynchus keta Walb. 244. 304. 368. 414
Paralithodes camtschatica Tilesius 236. 351
Pecten maximus 236
Pentatoma metalliferum 179
Salvelinus alpinus malma Walb. 214. 294. 314
Sciuropterus ruscicus Tied. 310
Sipalus hypocrita 179
Sorex Tscherskii Ogn. 72. 103
Sus leucomystax continentalis Nehring 44. 46 f. 49 ff. 166. 180. 189. 204. 215. 220. 223. 240. 279 f. 285 f. 303. 305 ff. 329 f. 333. 358. 362. 368 f.
Tipula Sp. 218
Ursus arctos L. 320. 330 ff. 368
Ursus tibetanus F. Cuv. 320 ff. 368

Pflanzen

- Abies nephrolepis* Max. (Amur-Fichte) 115. 126. 140. 159. 280. 380
Acer barbinerve Max. (Ahorn) 266
Acer mono Max. (feinblättriger Ahorn) 203
Acer pseudo-Sieboldianum Max. (Ahorn) 222
Acer tegmentosum Max. (weißer Ahorn) 311
Acer urkurunduense Trautv. et Mey. (gelber Ahorn) 42. 62. 115. 177. 200. 278
Aconitum kusnezovi Rehn. (Eisenhut) 135
Actinidia kolomieta Max. (Siane, „Risch-misch“) 127. 174. 203
Alnus fructicosa Rupr. (Erlenbusch) 358

- Alnus hirsuta* Turcz. (Erle) 59. 62 f. 68. 102. 220. 235. 335. 345
Alnus japonica Sieb. et Zucc. (japanische Erle) 192. 198
Angelica daurica Max. 150
Aralia manshurica R.M. (Teufels-
 holz) 126. 200. 312
Artemisia vulgaris L. (Bermut)
 63. 102. 220. 287
Arundinella anomala Steudel
 63
Atragene ochotensis Pall. (ochot-
 tischer wilder Hopfen) 175. 290
Berberis amurensis Rupr. 174
Betula costata Trautv. (gelbe
 Birke) 266
Betula daurica Pall. (schwarze
 Birke) 57. 102. 115. 126. 181. 192.
 200. 203. 218. 240. 244. 260. 278.
 289. 299. 307. 312. 348. 352
Betula Ermani Cham. (Goldbirke,
 Steinbirke) 208. 311. 339
Betula fruticosa Pall. (Strauch-
 birke) 334
Betula japonica H. Winke (weiße
 Birke) 33. 42. 62. 102. 105. 200.
 220. 240. 290
Betula latifolia Tausch. (weiße
 Birke) 63. 252. 255. 289 f.
Calamagrostis villosa Mutel.
 (Besenraut) 63
Caltha palustris L. (Sumpfbotter-
 blume) 74. 178
Campanula glomerata L.
 (Glockenblume) 178
Caragana arborescens Lam.
 (gelbe Akazie) 150
Carpinus cordata Blume (Horn-
 baum) 266. 312
Centaurea monanthos Georgi
 (rosarote Kornblume) 178
Chamaedaphne caliculata
 Mönch (Moos-Nyrt) 175
Cladrastis amurensis Benth.
 (Maak-Akazie) 354
Clematis manshurica Rupr.
 (mandschurische Baldrebe, Brenn-
 oder Barzenkraut) 275
Clintonia udensis Fr. et Mey.
 175
Convallaria mayalis L. (Mai-
 glöckchen) 102. 178
Corylus heterophylla Fisch.
 (Haselstrauch) 33. 134. 203. 220.
 287. 321. 328 ff. 348
Corylus manshurica Max. (man-
 dschurische Nuß) 174. 321
Crataegus pinnatifida Bunge
 (warziger Dornbaum, Mehlbeer-
 baum) 203. 358
Crataegus sanguinea Pall.
 (Mehlbeerstrauch) 177
Cypripedium ventricosum
 Sw. (Frauenschuh) 135. 178
Daphne camtschatica Max. (Kam-
 tschatka-Daphnie) 222
Deutzia parviflora B. 358
Dianthus barbatus L. (rote
 Nelke) 178
Dictamnus albus L. (Diptam)
 135. 208
Dioscorea quinqueloba L. 222 f.
Eleutherococcus sencicosus
 Max. (Teufelsbaum) 127. 172. 203.
 370
Euonymus alata Thumb. 177
Euonymus macroptera Rupr.
 (Spindelbaum) 267
Euonymus pauciflora Max.
 (Spindelbaum) 290
Fragaria elatior Ehrh. (Bald-
 erdbeere) 178
Fraxinus manshurica Rupr.
 (mandschurische Esche) 126. 307. 310
Fraxinus rhyneophylla Hanke
 (chinesische Esche) 358. 385 f.
Iris uniflora L. 178
Iris uniflora Pall. 74. 102
Juglans manshurica Max. (man-
 dschurischer Nußbaum) 50. 62. 127.
 203. 266. 328. 358
Juniperus daurica Pall. (trie-
 chende Wacholderbeere) 334

- Laminaria saccharina* (Meer-
fohl) 236. 351
- Larix daurica* Turcz. (daurische
Lärche) 126
- Larix Olgae* (Olga-Lärche) 192
- Larix sibirica* Ldb. (sibirische
Lärche) 203. 220. 280. 354
- Lespedeza bicolor* Turcz. 102.
134. 200. 220. 287
- Lilium dauricum* Gawl. 178
- Lonicera chrysantha* Turcz. (gel-
bes Weißblatt) 127
- Lonicera edulis* Turcz. (essbare
Sedentirische) 358
- Lonicera Maakii* Max. (Weiß-
blatt) 174. 177 f.
- Lychnis fulgens* Fisch. (Feuer-
nelke) 135
- Menispermum dauricum* D. C.
(daurischer Fischmond samen) 358
- Miscanthus sacchariflorus* Hac.
63
- Osmunda cinnamomea* L. (Farn-
kraut) 204
- Paeonia albiflora* Pall. 175
- Panax Ginseng* C. A. Mey. (Ehen-
schen-Ginseng. Wundertätige Wur-
zel aus der Gattung der Ara-
liaeae; goldische Panzui) 26. 39.
42. 138. 140. 154. 169. 171. 194.
243. 246. 292 f. 312 f. 351. 356.
365. 414
- Paris quadrifolia* Led. (Krähen-
auge) 150
- Parmelia centrifuga* (Flechte,
chinesisch: Schichui-pi, „steinernes
Leder“) 351
- Petasites palmata* Asa Gray
(Sulfattich) 204. 321
- Phellodendron amurense* Rupr.
(Korkbaum) 126. 200. 266. 278.
290. 327. 358
- Philadelphus temifolius* Rupr.
et Max. (Jasmin) 267
- Phragmites communis* Trinius
(Schilfrohr) 63. 70 f. 74 f. 78 ff.
81 f. 102. 220. 287. 384
- Picea ajanensis* Fisch. (spig-
wipflige Fichte) 150. 280
- Picea obovata* Leb. (sibirische
Fichte) 48. 115. 126. 128. 140. 203
- Pinus coraiensis* Sieb. et Zucc.
(Zeder) 25. 50. 115. 126. 150. 203.
218. 267. 278. 280. 290. 321. 328.
356. 380. 386. 391. 409
- Pirus baccata* L. (sibirischer Apfel)
222. 321
- Pirus sinensis* Linde 245
- Polygonum amphibium* L. 366
- Populus suaveolens* Fisch.
(Pappel) 33. 42. 126. 200. 222
- Populus tremula* L. (Zitter-
pappel) 33. 42. 63. 69. 206. 222.
309. 379. 386
- Prunus glandulifolia* Max. et
Rupr. (japanischer Faulbaum) 222
- Prunus Maakii* R. (Maak-Faul-
baum) 311
- Prunus manshurica* Koehne
(Apritosenbaum) 290
- Prunus Maximoviczii* Rupr.
(Faulbaum) 203. 267. 290. 293
- Pteridium aquillinum* Kuhn
(Adlerfarnkraut) 150. 260
- Quercus mongolica* Fisch. (mon-
golische Eiche) 25. 47. 50. 57. 59.
62. 86. 105. 115. 126. 138. 140.
177. 181. 192. 200. 203. 208. 218.
220. 242. 244
- Rhamnus dauricus* Pall. (dauri-
scher Faulbaum) 59. 150
- Rhododendrum dauricum* Lin.
140. 208
- Ribes manshuricum* Kom. (man-
dschurische Johannisbeere) 267
- Ribes Maximoviczianum* Kom.
(Maximowitsch-Johannisbeere) 290
- Ribes petraeum* Wulf. 127. 311
- Rosa acicularis* Lin. (dornenlose
Rose) 311
- Rosa pimpinellifolia* R. (Sedden-
rose) 150. 179
- Rosa rugosa* Thumb. (Sagebutte)
193

- Salix acutifolia* Wild. (spißblättrige Weide) 222
Salix caprea L. (Ziegenweide) 267
Salix cinera L. (Silberweide) 177. 290
Salix philicifolia L. 235
Salix triandra Lin. 59. 62. 67. 102. 200. 220
Salix vagans Anderss. (Faulweide) 290
Salix viminalis Lin. (Korbweide) 63. 358
Schizandra chinensis Baill. 127. 203. 267
Securinea ramiflora Müll. Argov. 102
Solanum dulcamara Lin. (perſiſcher Nachtschatten) 127
Sorbus aucuparia L. (mandſchurische Eberesche) 208
Sorbus sambucifolia Trautv. (holunderblättrige Eberesche) 358
Spiraea betulifolia Pall. 198. 200. 203
Spiraea chamaedrifolia Lin. 127. 134. 311
Spiraea media Schmidt 267
Spiraea salicifolia L. 177
Struthiopteris germanica Wild. (Farntraut) 129. 135. 171. 173. 177
Syringa amurensis Rupr. (amurischer Flieder) 222
Taxus cuspidata Sieb. et Zucc. (Eibe) 174. 277. 335
Thalictrum filamentosum Max. (Wiesenraute) 135
Thymus serpyllum L. (Thymian) 178
Tilia amurensis Kom. (Heinblättrige Linde) 177. 181
Tilia manshurica Rupr. et Max. (mandſchurische Linde) 42. 59. 102. 105. 112 f. 115. 126. 133. 140. 181. 200. 218
Tremella lutescens (Baumſchwamm, chineſiſch: Mu-er) 351
Trifolium repens L. (weißer kriechender Klee) 102
Trollius Ledebaurii Reichenb. 135
Ulmus campestris Lin. (Feldrüſter) 69. 126. 138. 183. 220. 266. 278. 307. 379. 386
Ulmus montana Wither. (Bergrüſter) 266
Veratrum album L. 135
Viburnum burejanum Herder (Baldföhneball) 127
Viola uniflora L. (Baldblüthen) 178
Vitis amurensis Rupr. (wilde Reintrebe) 127. 200. 220

Mineralien

- Aphanit, diabasiſcher 359
 Aplit 167
 Baſalt 24
 Bergkriſtall 320
 Bleierz, ſilberhaltiges 197. 222. 295. 308. 326
 Braunkohle 245
 Calzit 167
 Chalzedon 167
 Diabas 167
 Diorit 204
 Eisenerz 197. 359
 Feldſpat 167. 197. 204. 294
 Feldſpatporphyr 348
 Felſit 289. 326
 Felſitporphyr 241
 Gold 138. 153. 200. 351. 408
 Granit 24. 167. 183. 197. 234. 307. 348. 352. 359
 Granophyr (Mikropegmatit) 359
 Grauwacke 233

Hornstein 183. 197	Quarz 204. 248. 390
Jaspis, grüner 197	Quarzit 183. 289. 302
Kalkspat 320	Quarzporphyr 176. 183. 197. 272. 294. 328. 335. 352. 359
Kalkstein 187. 216. 222. 251. 307. 326. 351	Quarzporphyr tuff 241
Kupfererz 197	Sandstein 197. 233. 248. 390
Kupferkies 326	Schiefer 359
Lava 57	Schwefel 299
Lehm 77. 101. 356	Silbererz 222. 295. 308. 326
Melaphyr 248	Steinkohle 424
Mikropegmatit f. Granophyr	Syenit 24. 183. 204
Obsidian 248	Ton 101. 204. 356
Pechstein 241	Tonschiefer 187. 248. 314. 351. 359. 386. 390. 394
Porphyr 24. 167. 183. 204. 241 f. 307. 326. 352	Trachyt 185. 245. 289
Porphyr tuff 248	Tuff 272. 289. 299
Porphyr tuff 172	Bitrophyr 248
	Zinkblende 326
	Zinnober 222

Handelsobjekte

Bären-galle, zur Arzneibereit- ung als Heilmittel gegen Augen- entzündung 46. 144. 204	Opium 154. 247. 304. 351. 365. 388
Branntwein 247. 351. 411	Panty, Geweih des Isjubr- hirsches im Bast; zur Arzneibereit- ung als Aphrodisiakum verwendet (f. auch Isjubr unter Tiere) 31 f. 46. 144 f. 154. 190. 194. 242. 250. 287. 295. 327. 365
Chanschi f. Branntwein	Seekrabben 236. 351
Eichhörnfelle 144	Seelöwenfelle 337
Felle 24. 46. 144	Shenschen, wundertätige Wur- zeln, f. Panax Ginseng unter Pflanzen.
Flußperlen 153. 155 f. 351. 409	Spiritus 143. 154
Geweih 46. 144. 327	Trepang (bêche de mer), abge- kocht und getrocknete oder ge- räucherte Seegurken (f. unter Tiere), als Gewürz und als Aphrodisiakum verwendet 351
Gold 138. 153. 200. 351. 408	Zobel-felle (f. auch Zobel unter Tiere) 144. 154. 194. 250. 255. 277. 295. 316. 318. 335. 351. 388 f.
Hirschhäute 46. 204. 327	
Hirschkläber, ungeborene, chi- nesisch: Lutä, zur Herstellung von Arzneimitteln verwendet 46	
Hirschsehnen 327. 343	
Rammuscheln 236 f. 297	
Meerkohl 236. 351	
Moschusbeutel (f. auch Mo- schustier unter Tiere) 46. 351	

Bedeutung der chinesischen Wortbestandteile in geographischen Namen

shan	- Berg, Gipfel	tou, yi	- erster
lin	- Paß	err (ör), el	- zweiter
lafa (la-ʒfŋ)	- Fels	han, fan	- dritter
ſchi	- Stein	hy, he	- vierter
che, he, ho	- Fluß	u	- fünfter
cheſa (che-ʒfŋ)	- Flüsschen	da, ta, tai	- groß
gou	- Tal, Grund	ſjao, ſjao	- klein
gouſa (gou-ʒfŋ)	- Tälchen	nan	- Süden, südlich
iſcha	- Neben-, Ab- zweig	bei, pe, pei	- Norden, nörd- lich
hu	- See	dun	- Osten, östlich
hui, hui	- Wasser	hi, hsi	- Westen, west- lich
tun	- Siedelung	chei	- schwarz
fan (fan-ʒŋ)	- Haus (Famse)	chun	- rot
myn, men	- Tor, Tür	chuan, choan	- gelb
ſun	- Wind	pai	- weiß
tien (ti-en)	- Himmel		

Russische Gewichte, Längen- und Flächenmaße

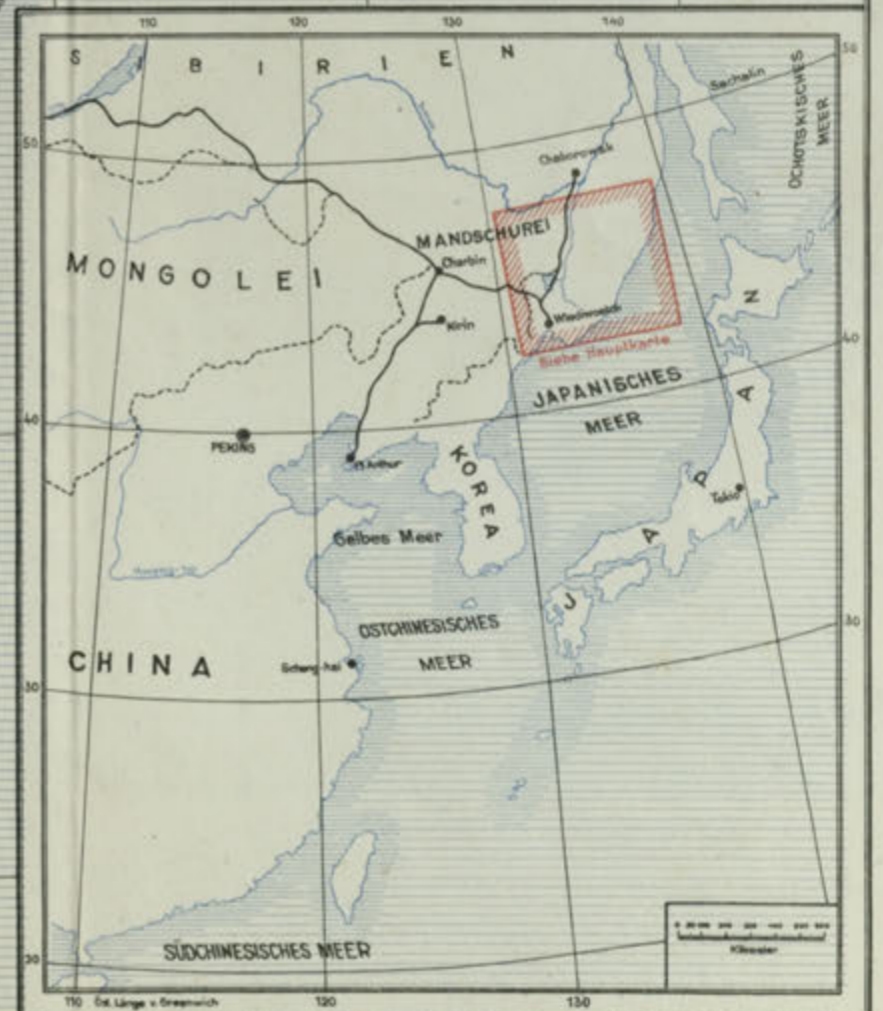
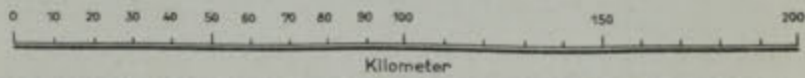
1 Pud	- 40 russ. Pfund	- 16,38 kg
1 Saſhen	- 3 Arſchin	- 2,13 m
1 Arſchin	- 16 Werſchol	- 0,71 m
1 russ. Fuß	- 12 russ. Zoll	- 0,30 m
1 Werst	- 1067 m.	
1 Dekjatine	- 2400 Quadrat- saſhen	- 10 925 qm

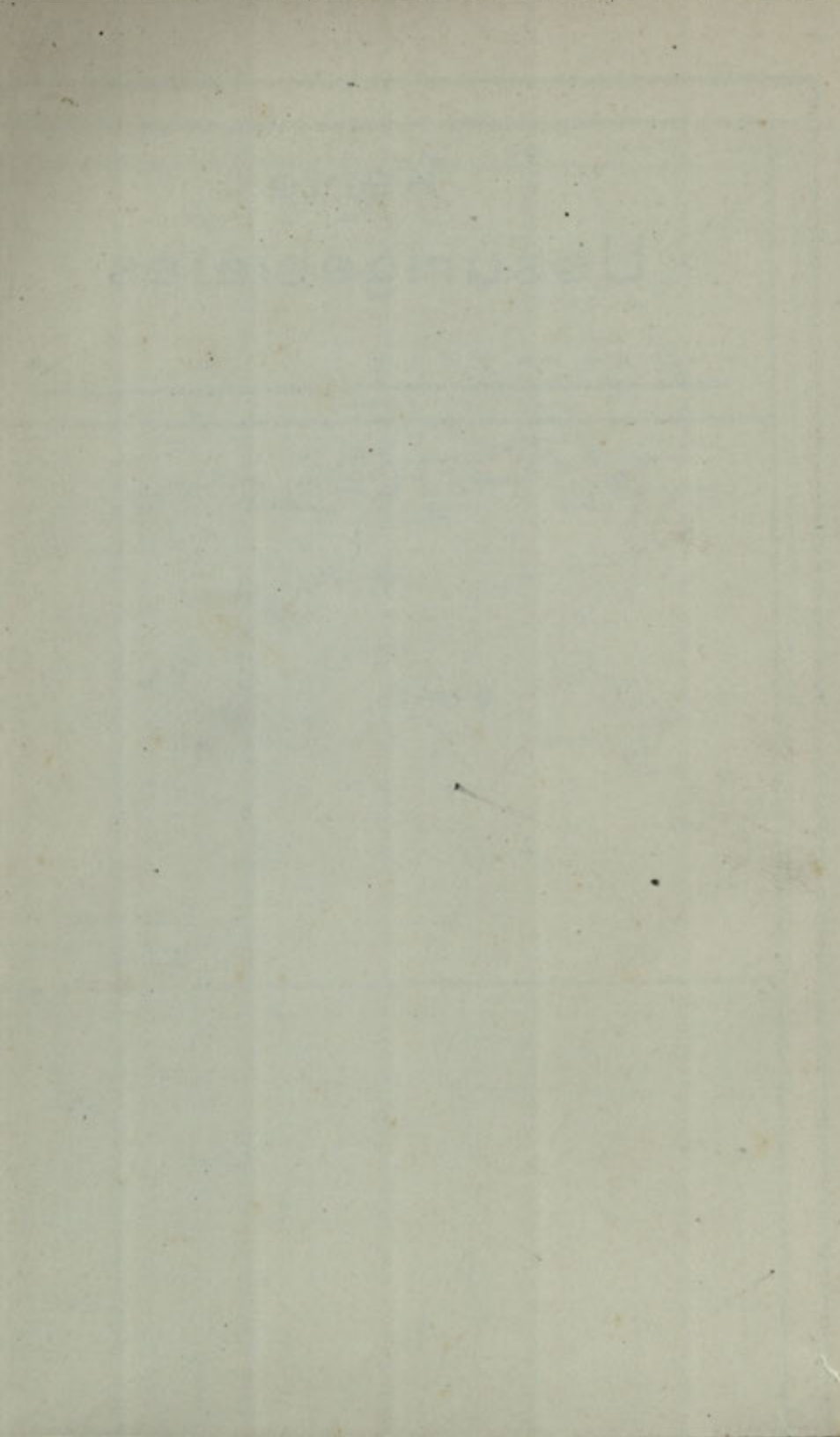




Karte des Ussurigebietes

Reiserouten





Der zweite Band des Werkes wird im
Winter 1924 zur Ausgabe kommen.
Weitere Bände sind in Vorbereitung

Wertvolle Kolonialliteratur

Behrmann, Prof. Dr. W. Im Stromgebiet des Sepit.

Eine deutsche Forschungsreise in Neuguinea. Mit über 100 Abbildungen im Text, nebst reichem Buchschmuck und einer vom Verfasser aufgenommenen Karte. Geheftet 5,50 Gm., Halbleinen geb. 7,50 Gm., Halbleder geb. 12 Gm.

Herrliche, farbenstrotze Bilder entwirft der Verfasser von den mannigfachen großartigen Naturwundern des Landes und der steinzeitlichen Kultur der kunstfertigen, menschenfressenden Eingeborenen, vom Lagerleben und vielem anderen. Es ist ein Buch, von echtem deutschem Forschergeist durchweht. (Deutsche Tageszeitung, Berlin)

Dehner, Major a. D. Dr. h. c., Hermann. Vier Jahre unter Kannibalen.

Im Innern von Neuguinea unter deutscher Flagge während des Weltkrieges. Mit 9 Tafeln nach Handzeichnungen des Verfassers und einer großen Karte. 4. Aufl. Geheftet 5,50 Gm., Halbleinen geb. 7,50 Gm., Halbleder geb. 12 Gm.

In eine ferne Welt voll Wunder und Rätsel führt uns das Buch. Von Eingeborenen erzählt es, die in solcher Abgeschlossenheit lebten, daß sie nicht einmal andere Eingeborenenstämme, geschweige denn weiße Menschen kannten, von Menschenfressern, deren Kultur- und Rechtsanschauungen geradezu überraschend wirken. Viele Rätsel der Bildnis, die seit langem die wissenschaftliche Welt beschäftigt haben, finden hier ungeahnte Lösung. (Agentia Duems, Berlin)

—, —. Im Lande des Dju-Dju.

Reiseerlebnisse im östlichen Stromgebiet des Niger. Mit zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen. Geheftet 5,75 Gm., Halbleinen geb. 7,75 Gm., Halbleder geb. 12 Gm.

Das Land des „Dju-Dju“, d. h. des Zaubers und der Geisterfurcht, ist Kamerun. Richte Savannen, unabsehbare Grasebenen, dichter Galeriewald der Niederungen, schroffe Gebirge und endlich das ungeheure Urwaldmeer Elnigerias. Und welche Fülle der interessantesten anthropologischen Beobachtungen! Welche fast undenkliche Verschiedenheit in Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten der doch so dicht beieinander liegenden Stämme.

(Literar. Handweiser, Freiburg)

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW

Wertvolle Kolonialliteratur

Landbeck, Paul, Konsul. Kongoerinnerungen.

Zwölf Jahre Arbeit und Abenteuer im Innern Afrikas. Mit 42 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und einer mehrfarbigen Landkarte. Geheftet 3,50 Gm., Halbleinen geb. 5 Gm., Halbleder geb. 10 Gm.

Reiche Kenntnisse von Leben und Sitten der Eingeborenen gibt der Verfasser in sachlicher, ungeschminkter Schilderung in seinem Buche wieder. Spannende Jagderlebnisse, von hohem Naturempfinden zeugende Beschreibungen tropischer Landschaften, des Urwaldes, des gewaltigen Kongostromes, der riesenhaften Wasserfälle werden durch zahlreiche Abbildungen wirksam vor Augen geführt. (Frankfurter Zeitung)

Deppe, Ludwig. Mit Lettow-Vorbeck durch Afrika.

Mit 143 Textabbildungen und 4 Karten. 5. Auflage. Halbleinen geb. 5,50 Gm.

Das erste große Werk über den Weltkrieg in Deutsch-Ostafrika und doch kein Kriegsbuch. Eine lebendige Biedergabe des Lebens von Menschen und Tieren in Urwald und Steppe, von seltsamen Pflanzen und der fremden Schönheit der afrikanischen Natur. Ein ganz einzigartiges Werk, ein Kultur- und Zeitdokument von unvergänglichem Werte.

(Hallesche Zeitung)

de Haas, Rudolf. Im Schatten afrikanischer Jäger.

Bilder aus den Steppen am Kilimandscharo. Gebunden 3,50 Gm.

Ein feinsinniger Naturbeobachter erzählt in diesem Buche von den ostafrikanischen Steppen und ihrem Tierleben. In wechselreicher Folge ziehen Landschafts- und Jagdbilder an uns vorbei, und wir erhalten Einblicke in das arbeitsreiche Leben der deutschen Kulturpioniere in dem fernen Lande.

(Naturwissenschaftl. Wochenschr., Berlin)

—, —. Unter australischen Goldgräbern.

Geheftet 2,25 Gm., Halbleinen geb. 4 Gm.

Lebendige und farbenprächtige Schilderungen von seinem Leben unter den Farmern und Goldgräbern gibt der Verfasser, so daß der Leser einen überaus fesselnden und wertvollen Einblick in einen abseits allen Verkehrs liegenden australischen Landstrich erhält. (Agencia Duems, Berlin)

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW

Als Kuli nach Lhasa

Bericht einer heimlichen Reise durch Tibet

Von

William Montgomery McGovern

Dr. phil., Lektor der chinesischen und japanischen Sprache
am Orientalischen Seminar der Universität London

Aus dem Englischen übersetzt
von Martin Proskauer

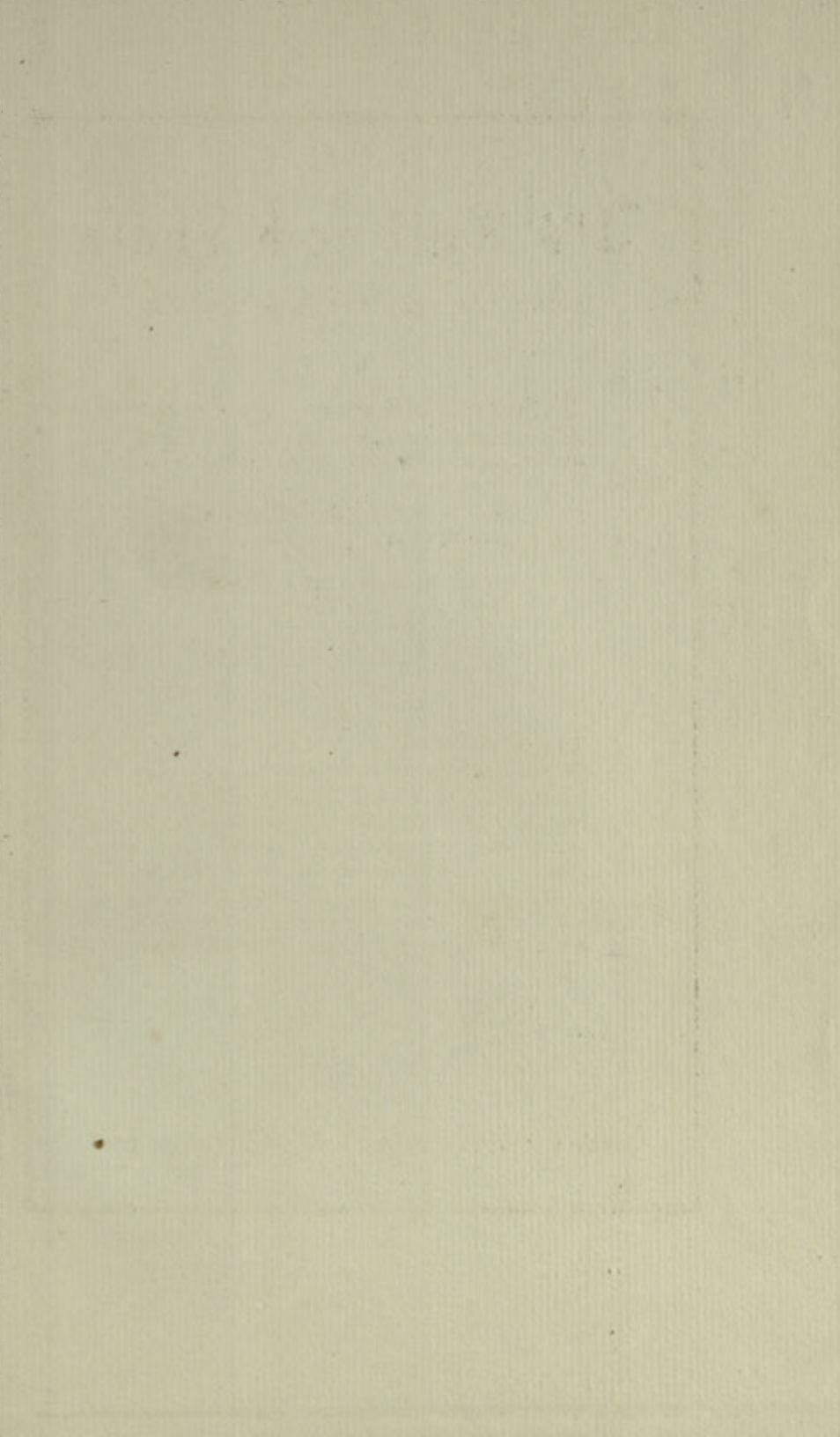
Mit 50 Abbildungen und 4 Skizzen
In Ganzleinen geb. etwa 9,- Gm.

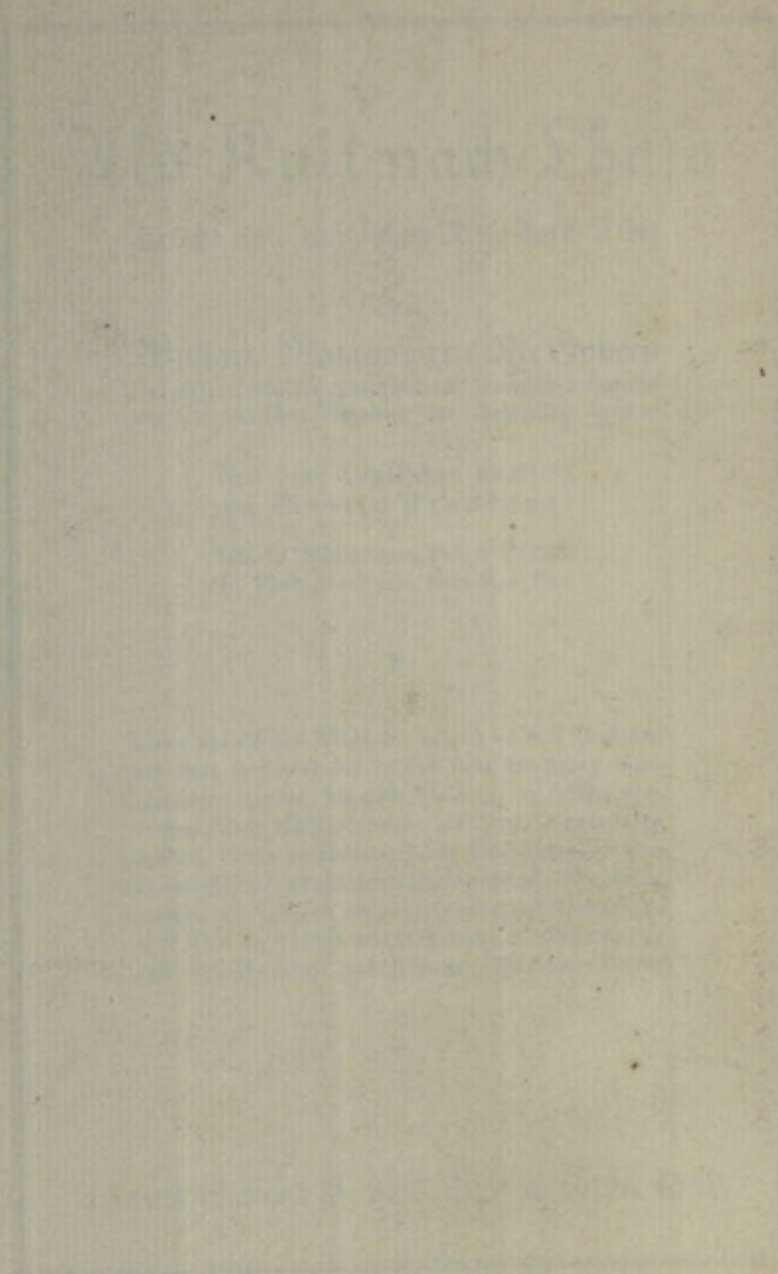
*

Unter unendlichen Mühsalen gelang es dem Verfasser, als Kuli verkleidet bis in das Herz des streng abgeschlossenen Landes, bis zum Dalai Lama selbst vorzudringen. Trotz ständiger Gefahr, als Europäer entlarvt zu werden, konnte er hochinteressante Beobachtungen über Land und Leute und glänzende photographische Aufnahmen machen. So entstand ein ganz einzigartiges Forschungswerk über die Sitten und Gebräuche, die Geisteskultur und die Wirtschaft des seltsamen Tibetener-Volkes

*

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW





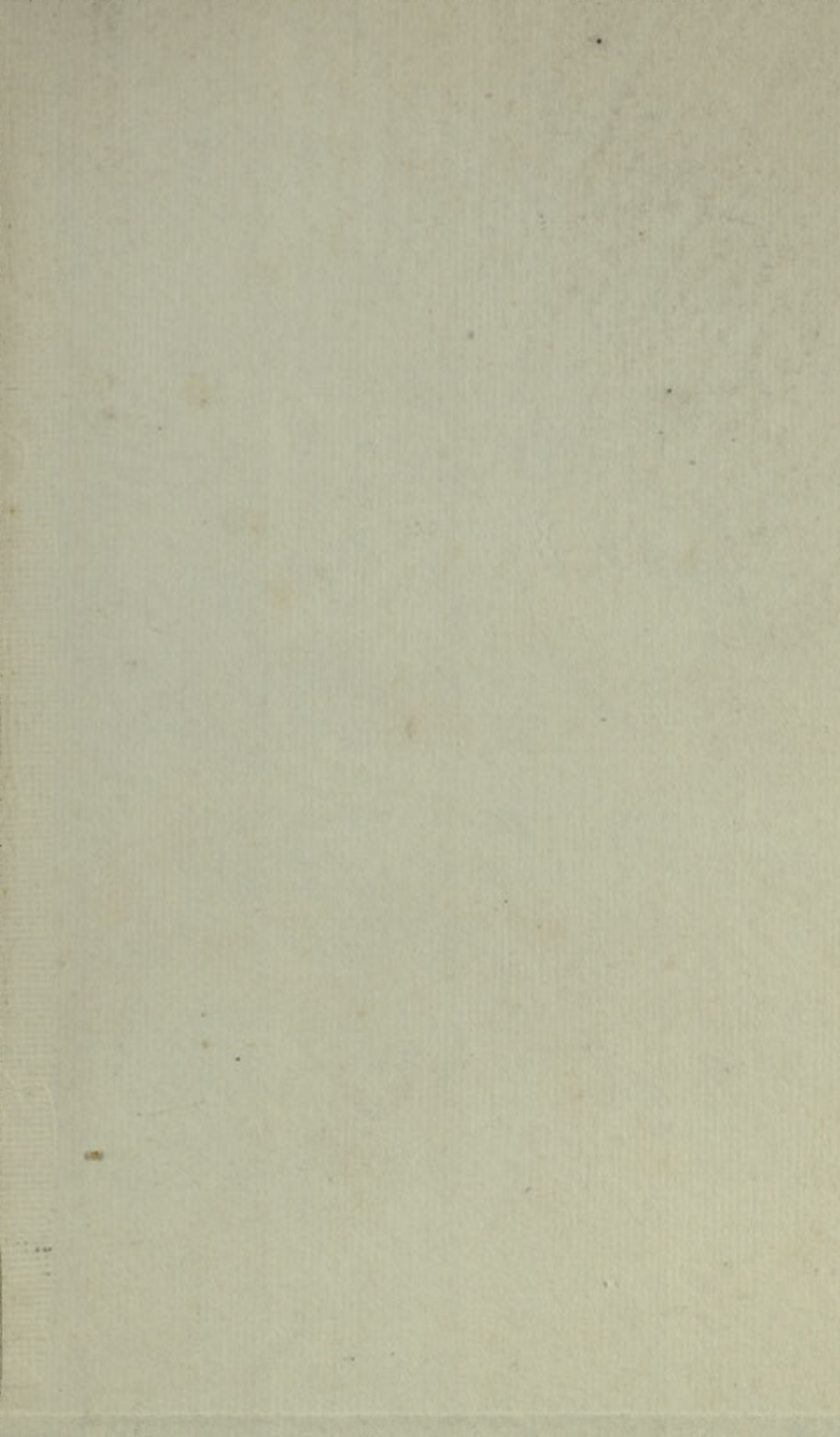
THE HISTORY OF THE
CITY OF BOSTON

FROM THE FIRST SETTLEMENT
TO THE PRESENT TIME

BY
NATHAN O'NEILL

VOLUME I
FROM THE FIRST SETTLEMENT
TO THE YEAR 1630

BOSTON: PUBLISHED BY
J. B. ALLEN, 1856.



4361

